WIDENER LIBRARY
HX K2NR -

Digitized by Google

P Germ 189.5

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE
BEQUEST OF

CHARLES STUART BOWEN

CLASS OF 1871

OF CAMBRIDGE

Digitized by Google

1619.

Digitized by Google

Digitized by Google

Freimüthige Blätter

für

Deutſche,

in Beziehung auf Krieg, Politik
und Staatswirthſchaft.

Herausgegeben

von

Friedrich von Cölln.

Fünfter Band

XVII. bis XX. Heft.

Zuſammen haltet euren Werth,
Und euch iſt niemand gleich.
Göthe.

Berlin 1817.
In der Maurerſchen Buchhandlung,
Poſtſtraße Nr. 29.

Digitized by Google

P Germ. 189.5
HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE BEQUEST OF
CHARLES STUART BOWEN
APRIL 6, 1921

Digitized by Google

Inhalt.

XVII. Heft.

I. Ideen über das Preußenthum. Von Julius von Voß. a) Vorwort des Herausgebers. S. 839. b) Eingang. S. 840. c) Ueber das Preußenthum. S. 844. II. Pitcairn. S. 879. III. Die Reichs-Aſſignations-Bank von Rußland. S. 899. IV. Napoleon und die Pariſer, (Fortſetzung der Auszüge aus Alphons de Beauchamp Histoire des campagnes de 1814 et 1815. S. 910. V. Rückblicke auf die neueſte politiſche Literatur. CCCXLI.

XVIII. Heft.

I. Ideen über das Preußenthum. (Fortſetzung). S. 935. II. Napoleon und die Pariſer. (Fortſetzung.) S. 984. III. Der Ex-Miniſter Montgelas. S. 1001. IV. Berichtigung der Liſte der Standesherrn in Schleſien. S. 1015. V. Auszüge aus der noch ungedruckten Reiſebeſchreibung der Freifrau von der Recke S. 1018. VI. Notizen aus engliſchen Zeitungen. S. 1042. VII. Erklärung der Redaktion, wegen eines eingeſandten Aufſatzes über die Pulverfabrikation des H. Champui. S. 1054. VIII. Rückblicke auf die neueſte politiſche Literatur. S. CCCLXXIII.

XIX. Heft.

I. Ideen über das Preußenthum. (Fortſetzung.) S. 1055. II. Napoleon und die Pariſer. (Fortſetzung.) S. 1081. III. Ueber die Städteordnung. S. 1094. IV. Auszug aus der noch ungedruckten Reiſebeſchreibung der Freifrau von der Recke. (Fortſetzung)

Digitized by Google

S. 1104. V. Ueber die Civiliſation der Indianer in Nordamerika. S. 1116. VI. Ueber Philadelphia. S. 1129. VII. Warum hat Friedrich II. keine Chauſſeen bauen laſſen? S. 1136 VIII. Ueber das Turnweſen. S. 1139. IX. Rückblicke auf die neuſte politiſche Literatur. CCCXCIII.

XX. Heft.

I. Ideen über das Preußenthum. (Beſchluß). S. 1143. II. Napoleon und die Pariſer. (Fortſetzung.) S. 1170. III. Ueber die ehelichen Verbindungen unter Katholiken und Proteſtanten ꝛc. S. 1190. VI. Auszug aus der noch ungedruckten Reiſebeſchreibung der Freifrau von der Recke (Fortſetzung und Beſchluß) S. 1200. V. Nachtrag zu dem Aufſatze: über die Dampfſchiffahrt in Amerika. S. 1205. VI. Ueber das gelbe Fieber. S. 1207. VII. Erinnerungsblätter aus dem Feldzuge der ſchleſiſchen Armee im Jahre 1814. S. 1210. VIII. Rückblicke auf die neueſte politiſche Literatur. S. CDXLI.

Digitized by Google

Freimüthige Blätter
für
Deutſche.

SOCIETÄT

SOCIETÄT

I.

Ideen
über das Preußenthum

in abhandelnden, geſchichtlichen, dramatiſchen, romantiſchen und auch ſatyriſchen Formen ausgeſprochen.

Von

Julius von Voß.

Vorwort.

Herr Jahn hat in einer ſeiner Vorleſungen über deutſches Volksthum, mich wegen des in den Freimüthigen Blättern aufgeſtellten Begriffs vom Preußenthum angegriffen.

Ich bleibe dabei:

daß es eher ein Preußenthum, als ein Deutſchthum

Digitized by Google

für mich, und geſetzlich für jeden giebt, der den Namen Preuße in Anſpruch nimmt.

Wer das Gegentheil, wie Herr Jahn lehrt, der ſcheint mir aus dem Etwas ins leere Nichts zu ſchreiten.

Wenn eine Möglichkeit vorhanden, zum Deutſchthum einmal zu gelangen, ſo könnte es nur durch das Preußen-, Oeſterreich- oder Baierthum geſchehen, und in dieſem Fall müßte ich mich wieder dem Preußenthum ergeben, in dem ich ſeit 27 Jahren eingebürgert bin.

Der Herr Verfaſſer der folgenden Blätter hat den Begriff vom Preußenthum näher entwickelt.

v. Cölln.

Eingang.

Gegen Meinungen auftreten, die nicht bloß vorüberfliehend umlaufen, nein, mit Ungeſtüm ſich anſiedeln, iſt gewagt. Vor Allem in einer Zeit, die man eine Gebärerin der Kraft und des Lichts nennt, und deren Kinder einer ſo gewaltigen Mutter zu entſprechen hoffen.

Demungeachtet kann wildbewegte Strömung eher vom rechten Lauf verſchlagen, als ſanftgleitende Flut, und wenn die Stürme endeten, iſt die Meerfläche noch lange unruhig.

So prüft noch wallende Leidenſchaft die jüngſten Erfahrungen auch ſelten unbefangen, ſieht mit trunknem Auge, verwechſelt das Nothwendige und Freiausgegan-

Digitized by Google

gene, Zufall und That, Gewinn und Nachtheil. Dann trägt ſie — ſtatt im Hörſaal der Lehrerin ſich Weisheit anzueignen — nur zu leicht holden Irrthum, ſchmeichelnden Wahn heim.

Mit einer — angeblichen — Wiedergeburt und neuen Jugend der Zeit, ſteht uns ohnehin eine mannichfach zu beleuchtende Erſcheinung da. Sie angenommen, bemerkt ſich auch mit allem Fug: wie man billig am Jugendthum die freudig geſunde Kraft, den leichten raſchen Sinn und Muth achte; wie aber hingegen das Erkennen der Wahrheit eine Eigenſchaft ſey, die, nach dem gewöhnlichen Gang des Lebens, ſeinem Frühling eben nicht beizuwohnen pflegt. Daraus würde folgen: daß eine verjüngte, oder — den Ideen nach — rein neuaufgegangene, Zeit, nicht ſo an Früchten wie an Blumen prangen kann, oder, daß ſie im Urtheil über den eigentlichen Zuſtand der Dinge leicht fehlen mag. Spricht man gar von einer poetiſchen Zeit, ſo wird es ihr auch mehr um Blüthe des Schönen im Reich der Phantaſie, denn um Pflanzung des Edeln im Gebiet der Vernnnft zu thun ſeyn; es iſt nur zu oft vorauszuſetzen: die luftige Schwinge werde ſie, obſchon nur ein Flug über das Gemeine beſchloſſen wäre, auch über die hohe Zinne des ernſten Wahrheittempels hinaustragen. Im Jugendalter pflegt das Gemüth zu urtheilen, und das Urtheil zu gemütheln. Wie häufig die Seher und Redner unſrer Gegenwart das Jugendalter bekunden, liegt zu hell am Tage, als daß nicht jede Erwähnung unnöthig bliebe. Ausnahmen läugnen wir jedoch nicht ab.

Wer nie den herzlichen Antheil, wohl aber die flammende, mit ihrem Rauch die Sehkraft umwölkende, Leidenſchaft niederhält, kann — vielleicht — dadurch

ſich in den Stand ſetzen, das Wahrhafte und Wahnhafte in den Zeitmeinungen unterſcheiden zu lernen: Denn alles im jugendlichen Urtheil darf man auch nicht im Verdacht des Mißgreifens ſtellen wollen, die friſche Lebendigkeit iſt nicht ohne hohen Werth, und beſonders da, wo Erfahrung und treffendes Anwenden der Geſchichte auf die Gegenwart, zu entbehren ſind, ſtehe und gelte vor Allem Geiſtesjugend.

Dem aber, was in den Zeitmeinungen wahnhaft erſcheint, entgegen treten, kann nicht unrecht ſeyn, hat man nach Möglichkeit ſich nur um Wahrhaftes bemüht, und hält die Anmaaßung fern: nicht auch falſch ſehen zu können. Der Widerſpruch iſt eine Handlung des Muths, in frommer Abſicht, die auf der betretenen dornigen Bahn, nur ſchlimmen Gefahren, liebloſen Tadel, und Verunglimpfen guter Meinung, begegnet.

Der Mann, von dem hier kühne Widerſprüche vorausgehen, iſt nicht alt genug, den laudator temporis acti machen zu wollen, würde deſſen auch einſt in Greiſentagen nicht fähig ſeyn, da ihm Fortgang mit der Zeit — wo er dem Vaterlande ewigen Vorangang wünſcht — zu heilig iſt. Doch auch nicht jung genug, um zu wähnen: kein Zeitfortgang könne ein Irrgang ſeyn, und nie eine Betrachtung darüber anzuſtellen, wie ſich der geſonderte Fortgang im Staat zum allgemeinen verhalte. Er lebt in den Mitteljahren, wo man weiß — wiſſen muß, wenn die Jugend nicht ohne beobachtende Thätigkeit entfloh — was in den Buſen, und was in den Kopf gehört.

Er ſah noch den majeſtätiſchen Greis oft, und mit entzückender Begeiſterung, dem unſer Vaterland ſenen alten ſtrahlenden Ruhm, jene wichtige Bedeutung unter den Staaten, dankte. Eben trat er vom Knaben in

den Jüngling, als die Monarchie im Scheitelpunkt dieſer leuchtenden Sonnenhöhe ſtand. Er durchlebte nun den Zeitraum der vorigen Regierung, und ſah, in der Hauptſtadt, manches von dem nahe, was die vielſeitige Umwandlung am früheren Staatsgriff veranlaßte. Eben ſo ſpäterhin das eingeſtrömte Unglück, das ſeine empfindlichſten Wirkungen in der Hauptſtadt wahrzunehmen gab. Nicht minder im Jahre 1813, die aus allen Adern und Nervengängen Kraft ſchöpfende Anſtrengung, vom Fall ſich zu erheben, und endlich die wiedergewommene Huld der treuloſen Glücksgöttin.

Nie verlor er den öffentlichen Zuſtand daheim aus dem Geſicht, und wandelte auch da und dort in der Fremde umher, jenen daran meſſen und wägen zu können. Hierzu kam ehedem ein Vater, der ein Mann von Genie war, beinahe funfzig Jahre — im ganzen ſiebenjährigen Kriege Friedrichs Fahnen folgend — gedient hatte, zuletzt beim Ober-Kriegscollegium ſtand, wo ſeine Geſchäfte nicht unbedeutend, Verbindungen mit gewichtigen Staatsmännern nothwendig daran geknüpft waren.

Funfzigjährige Erfahrungen theilte er dem Sohne mit. Dieſer — auch ſiebzehn Jahre im Dienſt — baute fünf und zwanzig Jahre auf den Grund des Vatererbes weiter, ſo viel ihm thunlich blieb.

Das giebt eine fünf und ſiebenzigjährige Erfahrungsſchule, die aber ſo oft verlaſſen wurde, als das noch nicht Gegegebne es gebot, um in die geweihte Halle des — ihres Lichts im Dunkel willen ſo gerühmten, a priori zu treten. Wären Schulen und Hallen nicht ganz umſonſt beſucht, könnte, das Alles zuſammen genommen, wohl eignen: über dieß und jenes im Staate zu urtheilen. — Doch rechtfertige das Büchlein ſich nun ſelbſt, wenn es kann.

Ueber die Tendenz, den Staatsgeiſt, das eigenthümliche Ideal der vaterländiſchen Monarchie, genug, das hier Preußenthum Genannte.

Jeder Staat will eine Tendenz, und nicht auf die Gegenwart, nicht auf zehn Jahre; von den Aeltervätern muß ſie zu den Urenkeln gehen und reden, wie Romulus Feigenbaum ſo vielen Geſchlechtern blühte und grünte. Ohne ſolche Tendenz — dem Charakter des Mannes von Geiſt und Willen ähnlich, den nicht Leid nicht Freude umwandeln — trotzt er auf die Länge den Zeitſtürmen nicht. Auch dann nicht, wenn Lage und hochangewachſene Macht ihn begünſtigen. England iſt eine Burg im Meer, doch ward es, ehe ein Staatsgeiſt dort waltete, der Fremdlinge Spiel. Rom, die Weltbezwingerin ſank, wie ſie den alten Charakter aufgegeben hatte. Um wie viel mehr iſt einem Staate mit offnen Gränzen und mäßiger Volkszahl eine beſtimmte, ihrem Urideal ewig treue, Tendenz zu empfehlen.

Die Geſchichte von Griechenland, Rom, Carthago, Venedig, Genua, Holland u. ſ. w. macht klar, was ſo eine Tendenz iſt, und giebt ihre Verſchiedenheit an. Eine handelnde, wie in den letztgenannten Republiken, kann den Staat ſehr feſt ſtellen, doch nur ſo lange, als der übrige Weltverkehr, ausſchließliche oder in eigenthümlichen Vortheil geknüpfte Handelsunternehmungen begünſtigt. Ein neu entdeckter Seeweg nach Oſtindien, und das hohe Staatsleben in Venedig und Genua neigte ſich zur Hinfälligkeit.

Die Tendenz Englands, durch Eliſabeth, Cromwell und Pitt ſo hell aufgefaßt, und mit gewaltigen Impulſen angeregt, iſt — handelnd und kriegeriſch — für

die übrigen Staaten dringend gefährlich, und nicht abzuſehn, was ſie gegen Einen und Alle unternehmen wird und kann, da im Großwelthandel ſo reiche Mittel zum Krieg ſich gewinnen. Demungeachtet kann eine Staatstendenz auch zu Uebertreibungen hingehn, die ſchwächend oder gar zerſtörend rückwirken. So ergriff Spanien einſt eine religiöſe, und Entvölkerung, Mangel bei den Mitteln zum höchſten Reichthum, da fromme Unthätigkeit das kunſtfleißige Streben hemmte, waren die Folgen. Carl XII. und Napoleon übertrieben den kriegeriſchen Staatsgeiſt mit ſchwer empfundnem Nachtheil.

Man hat den preußiſchen Staat einen kriegeriſchen mit Unrecht genannt. Auch kann ein ſolcher, an und für ſich, nur gedeihen, wenn man, wie das jugendliche Rom, von bedeutend unkräftigen Staaten umgeben iſt, oder, wie Sarazenen, Tartaren, Hunnen, Franken, Gothen, Allemanen u. ſ. w. auf weichliche, entartete trifft. Die preußiſche Tendenz war mehr der griechiſchen, wie der früh- und mittelrömiſchen ähnlich, doch unter Friedrich Wilhelm I. mehr Sparta, unter Friedrich II. mehr Athen verwandt. Im letzten erblicken wir ihren eigentlichen Schöpfer.

Man wird, um dieſe Tendenz nach Beſtimmung und Gepräge von damals anzugeben, fremden Ausdruck wählen. Ueberſetze ihn, wem es beliebt, es iſt hier doch einmal auf Widerſpruch angeſehn, einen Feind mehr am Reinthum oder nicht, das macht ſoviel bei einer Schrift nicht aus, die ohnehin nur Feinden und Verdammungsurtheilen der Tageskritik entgegen ſehen kann.

Schwer iſt ein Wort zu finden, das jenem Begriff ſo nahe käme, als Genialität. Man könnte auch wohl ſagen: genialiſche Koerzitive, doch ſchließt Genialität — ächte — den koerzitiven Gebrauch der Mittel

ſchon ein, und mit wenigen möglichſt weit zu reichen, die nur kleine Geſtalt durch alle thunliche, geiſtige und leibliche Ausbildung und Entwicklung möglichſt gültig zu machen, das winkte hier dem Staatsgang als leuchtendes Ideal, ging ihm voran, wie die Feuerſäule den Iſraeliten. Dieß war auch der Staatscharakter Athens in ſeinem Blüthenzeitraum.

Friedrichs Monarchie war keine kriegeriſche, weil ihr das ſtreitbarſte Heer angehörte, ſondern ein ſolches Heer mußte hier zu finden ſeyn, indem ſie einen genialiſchen Charakter hatte, der Allenthalben zum Beſtmöglichſten aufſtrebte.

Dann war auch jene Tendenz die beſtmöglichſte hienieden, denn iſt das Ich ein, in die irrdiſche Form gefangener, gebundener göttlicher Funke, ſtrahlt — unter den verſchiedenartigen, oft ziemlich ungöttlichen — am hellſten der geniale. Sie war aber auch, wie Alles hienieden, einer ewigen höheren Entwicklung, fähig.

Sie wurde indeſſen von den Mänzern, die 1786 zu Rath und Einfluß am Throne gelangten, nicht begriffen, und dieß konnte auch nicht geſchehen, der Natur ihrer Funken willen.

Zudem gab es einen allgemeinen ſchlimmen Fehlgriff im Würdigen — oder Nichtachten — des Staatsgeiſtes, indem man ihn nur an Friedrichs Perſon haftend und bedungen erſah. Mit Friedrichs Verſchwinden von der Weltbühne hätte ja der von ihm gegründete allgemeine Staatsgeiſt nicht zu enden, ſich in einem, von einer anderen Perſönlichkeit ausfließenden Regierungsgeiſt zu verlaufen brauchen. Die Conſuln, Dictatoren u. ſ. w. in Rom waren Leute von gar verſchiedener Individualität, der Römergeiſt blieb aber dennoch feſtgehalten. In einem Gerichtshofe, wo der Geiſt des Geſetzes einmal herrlich geſtiftet iſt, bedarf es nicht jederzeit Richter, wie Hugo, Grotius, und Anwalde, wie Cicero oder

du Paty, dem Genius nach, die richtige Anwendung des Geiſtes ergiebt dennoch Gerechtigkeit, ſo wie auch der Geiſt von ſelbſt gute Richter und Anwalde erziehn, ihnen ſelbſt auch die, im Lauf der Zeit und nach den wandelbaren Umſtänden, nöthig gewordnen Verbeſſerungen des geſetzlichen Geiſtes eingeben wird.

Hier folgt aber Eins ganz natürlich. So wie es zweckmäßig, ja von der höchſten Nothwendigkeit iſt, daß in einem theokratiſchen Staat die Regierung ſich mit Leuten von tiefer theologiſcher, und in einem handelnden mit Leuten von tiefer commerzieller Einſicht umſtelle, ſo — liegt für den genialiſchen auch ſeine Norm am Tage. Und wenn eine preußiſche neue organiſche Verfaſſung zu Stande kömmt, das Recht zu rathen empfängt, und auf Wiederergreifung jener Staatstendenz — welche beſſere gäbe es denn, welche andere könnten hier die Umſtände empfehlen? — zielt, ſo wird ihr da ein Hauptangenmerk des Rathes an die Monarchen nicht entgehn: Qui habet jus finis, habet jus remediorum.

Und nichts der Staatstendenz angemeſſeneres — folglich ihrem eigenen Ruhm und Heil auch — können die Monarchen thun, als ſolchen Rath hören, oder ihn ſelbſt ſchon ſich geben.

Preußen iſt wieder mächtig, ſteht aber nicht mehr in den gewichtigen Beziehungen gegen andere da, wie vor 1806. Viel mächtiger wurden manche Nachbaren, verſchwand die nähere, empfindliche, Gefahr von Frankreich her, entſtanden andere, wenn auch entfernte. Perſönliche, auf die Staatsſicherheit einwirkende Freundſchaften hängen an Leben, Zeit und anderen vergänglichen Dingen. Und Alles das empfiehlt: das Unvergängliche in Staatsſelbſtſtändigkeit aufzuſuchen. In jener Tendenz wäre es am leichteſten zu finden, und

hat man Zeitgewinn zum Streben vor ſich, um deſto beſſer.

Jetzt drohen — dem Anſchein nach — dem Staate keine Gefahren von Außen, wohl aber von Innen. Sie drohen aus dem ungeheuer verworrenen Ideenlabyrinthe her, das unſre Zeit baute, und wo ſich keine Ariadne mit ihrem leitenden Faden zeigt. Jene Staatstendenz könnte die Ariadne ſeyn, doch eben ſie iſt ſo vielfach bedroht.

Von den Zeitideen geht immer manches, ja viel in die Staatsideen über, ſind ſie nun unrichtig in Bezug auf den Staat, ſo ſchlägt auch er Irrwege ein.

Der Staatsgeiſt muß ewig mit dem Zeitgeiſt in Verwandtſchaft und Wechſelwirkung bleiben, doch nicht ſich darin verlaufen, ſonſt verfließt er am Ende ganz darin, hat ſeine Eigenthümlichkeit aufgegeben. Er muß ſich nicht den Erſcheinungen darin unterordnen, ſondern ſo viel als möglich — mit Genialität — umgekehrt.

Viele, und die lautredenſten, deutſchen Schriftſteller haben ſich gleichſam das Wort gegeben, das, was preußiſche Staatstendenz iſt, zu bekämpfen. Bald ſoll das Preußenthum ſich in Deutſchthum, bald in Mittelalterthum, der Himmel weiß, wo Alles hin, ſich verlaufen. Um deſto ſchlimmer dieſer Kampf, wenn ohnehin vom eigenthümlichen Preußenthum wenig mehr vorhanden blieb. Gegen die Ueberzahl — und wichtig genannten — Autoritäten tritt ſo leicht Niemand auf, man beſorgt Spott und Hohn.

Das ſoll uns jedoch nicht irre machen, wir beſchließen darzuthun, was dieſe Tendenz iſt, und wie ſie bedroht werde. Demnächſt ſie zu vertreten, und den Bedrohungen kühn, und ohne Rückhalt zu widerſprechen.

Käme uns Widerſpruch unſerer Widerſprüche zu Geſicht, und leuchtete uns ein, würden wir nicht anſtehn, ihm zu weichen. Gegen obenhingleitenden, ohne

Fug abſprechenden, unbilligen, oder gegen Verdrehung und Spott, waffnet man ſich aber mit vollkommener Gleichgültigkeit. Dahin würde gehören: dieſer Verfaſſer ſey noch gar nicht ſo vom Franzoſenhaß durchdrungen, wie es dem guten Deutſchen zieme, Vaterlandes Urſprache, Sitte, Zeitfortgang u. ſ. w. gölten ihm nicht heilig. Oder wenn man von dem Buche ſagt: es ſey altklingend, nachhinkend, ob es gleich von unſerer ſchönſten Jugend im Staatsleben handelt, und zum eigenthümlichen — nicht abgeſehenen — Neuen hindeuten will. Auch den Vorwurf der Weitſchweifigkeit giebt man ſich ohne Furcht bloß, der Gegenſtand iſt wichtig, einmal beſprochen, muß es auch ausführlich geſchehn.

Ganz voran im Proſcenium ſteht hier ein mächtig Unheil, nämlich: daß unſer Ideal im Staatsthum, die Wage, das Maaß, der Spiegel für alle neue Ideenſchöpfung, Friedrich II., ſo aus den leuchtenden Strahlenkreis *geſtellt iſt.* Ein Thor könnte nur unbedingte Ver*götterung* au allem ſeinen Thun empfehlen, und behaupten wollen: man hätte im Einzelnen und Ganzen, nur wie er zu conſtituiren, und Alles würde ſich dann von ſelbſt machen. Ein ganz Anderes: nach ſeinem Geiſt in verſchiedener Zeit. Und iſt er Ideal, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß nicht, was man als irrthümlich an ihm erkannte, in dieſem Geiſtraum gehört.

Lange ſchon machten ihm weiſethuende, Staatskunſt lehrende Schriftſteller — z. B. Adam Müller — den poetiſchen Römerſinn, die Franzöſirung, die abhegende ſtaatswirthſchaftliche Manier u. ſ. w. zum Vorwurf. Friedrich wärmte das Gemüth, erhellte den Geiſt an leuchtenden Vorbildern des Alterthums, ſtrebte nach der erſten Entwicklung in der Zeit, und ſeine Zeit konnte den Weg dazu nur in Frankreich ſuchen. Er

blieb jedoch nicht am Nachahmen ſtehn, veredlete das Hereingepflanztr, ſchuf ſelbſt neu, mit Preußens Legionen ſchlug er franzöſiſche. Es gab bei ihm keine Sorbonne, ſondern die ausgedehnteſte Meinungsfreiheit, keine ungerechte Parlamente, ſondern die damals vollkommenſte Juſtiz, keine Generalpächter der Finanzen, ſondern eine, damals allen anderen vorangehende Staatsökonomie. Dieß unermüdete Aufſehn nach den beſten Muſtern, ihre, mit Genialität getroffene, Wahl, das Streben ſie zu übertreffen, Eignes daneben zu ſchaffen, aus dieſen Elementen eine immer höhere vollkommene Eigenthümlichkeit zu ſchaffen, dieß iſt Friedrichs Geiſt, oder die Staatsnorm, die uns heilig bleiben ſollte.

Was empfiehlt man denn jetzt an Muſtern und Streben? Da giebt es manche, die alles Heil für Deutſchland in Abweſenheit fremder Worte, in Nationaltracht, ſtets gepredigtem glühendem Haß aller Franzoſen ſuchen, Andere beſtehen auf möglichſte Wiederkehr mittelalterlichen Sinns, Andre meinen: im Katholizismus allein würde ſich Rettung von Uebeln finden laſſen, die uns in den letzten Zeiten heimſuchten.

Zu geſchweigen, daß ſolche periodiſch vergoſſene Meinungsfluten — die auf einer Seite an die Sturm- und Drangwuth in der deutſchen Litteratur mahnen, auf der andern, die Blöße einer armſeligen Einſeitigkeit nicht zu hehlen vermögen — das Schwanken im deutſchen Volksſinn und zugleich jene alte Pedanterie der Begriffe erhalten und erneuen, die beide uns empfindlichen Schaden genug thaten, ſo geben ſie uns Irrthümern hin, die äußerſt gefährlich werden dürften; neben denen, zumal jene vortreffliche altpreußiſche Staatstendenz — die in der holdeſten Verjüngung aufblühn und fortgrünen könnte — platterdings nicht zu beſtehen vermöchte. Und ſetzt ſich an die Stelle dieſer Tendenz et-

was anderes, ſo muß es nothwendig etwas ſchlechteres ſeyn, wenn die Prämiſſe, ſie ſey die beſtmöglichſte, Richtigkeit hat. Mit welchen Waffen man ſie jedoch beſiegen könnte, iſt nicht einzuſehn.

Was mit Deutſchland, dem föderaliſtiſchen Ganzen, zu thun ſey, um Einheit des Willens zu ſchaffen, hat wohl Carl IV. güldne Bulle ſattſam gezeigt. Man weiß auch, wie vergeblich eines Heinrich IV., eines Carl V. Bemühungen in dieſem Betracht blieben, man pflegte auch bei dem, was Allen zu Nutz kommen ſollte, über Eingriff in Freiheit und Gerechtſame zu klagen, und mehrte den Zwieſpalt, ſtatt ihn zu beſeitigen. Aus zu ungleichartigen Elementen ſind dieſe Abkömmlinge der Angiolfinger, Schwaben, Katten, Frieſen, Allemanen, Saſſen, Wenden, Slawen, Hunnen, Gothen u. ſ. w. zuſammengeſtellt; bei weitem zu verſchiedene Regierungsſyſteme haben auf ihre Ausbildung gewirkt, als daß eine bleibende Stätigkeit deutſchen Gemeinſinnes viel ſich hoffen ließe. Und will man ihm ernſt entgegen gehn, eine Art Amphyktionenrath ſtiften, um die Streitkräfte gegen auswärtige Feinde in ein gemeinſames Pfeilbündel zu winden, ſo hat das mit jenen kleinlichen Vorſchlägen nichts zu thun.

In ſo fern beſſere Volkseinheit dieſem Gemeinbedürfniß wohlthätig entgegentreten muß, kann es ja eine ſolche Volkseinſicht unmöglich erziehen, wenn man die Gegenwart einer Vergangenheit ähnlich zu machen ſucht, wo es daran nur zu ſehr fehlte.

Das grimmige Hinausjagen eingebürgerter fremder Wörter — ſchon lange ohne Erfolg auf die Bahn gebracht — iſt eine Spielerei, eine Geſchmackſache, wenn man will, das große, heilig Volksthümliche daran, was ihm die Leidenſchaftlichkeit andichten will, läßt ſich mit dem Auge der geſunden Vernunft nirgend entdecken.

Schadete es Rom, griechiſche Wörter einzubürgern? Die engliſche Sprache iſt ein bunt Flickwerk, und ihr Volk doch wohl hoffentlich kein unvaterländiſches zu nennen. Die Schweden werden dadurch nicht entſchwedet, daß ſie immerfort deutſche Wörter zu ſich verpflanzen.

Den Ausſchmuck mit Fremdheiten, wo es am inländiſchen Gut nicht mangelt, wird Niemand vertheidigen wollen, ungeachtet es nebenher wahr bleibt, daß, wenn mehrere tauſend eingebürgerter Wörter, in Geſpräch und Schrift des gemeinen Lebens umlaufen, diejenigen, welche lateiniſch, franzöſiſch, italieniſch, engliſch, ſpaniſch lernen wollen, ihre Mühe etwas erleichtert finden, und daß Jemand, der nach Frankreich oder Italien kömmt, ohne die Landesſprache inne zu haben, doch ſodann hier und da etwas verſtehen und ſich verſtändlich machen kann. Auch verſchwinden ja die Urwörter nicht, weil es zugleich angeſiedelte Ausländer giebt. Doch, will Niemand hier eine Vertheidigung beginnen, ſo giebt es hingegen ſehr lautrufende Thatſachen, welche beweiſen: deutſchen Volkes Geiſt und Kraft hänge nicht an ſolchen, nach der Schulbank riechenden, Unerheblichkeiten. Denn grade, als die deutſche Sprache bis zur geſchmackloſeſten Ungebühr mit Fremdheiten überladen war, als man dichtete; Nehmt an die courtoisie und die devotion, die euch ein chevalier, Madonna thut erzeugen; als ſich Prinz Eugen unterzeichnete: Eugenio von Savoye; hatten deutſche Contingente ein furchtbar treffliches Gemeinheer zuſammengeſtellt, das bald die Ottomannen, bald den ſtolzen Ludwig XIV. aufs Haupt ſchlug, des letzteren ehrſüchtige Pläne leicht gänzlich hätte vereiteln können, wären nicht einige deutſche Stände treulos geweſen. Man ſieht hieraus alſo: wie deutſcher Verein allerdings ſtattlich und ſiegreich auftreten könne, daß es jedoch hierbei auf

gute Kriegskunſt, auf genialiſche Feldherrn ankomme, und nicht darauf: daß man einen Invalidenkaſſenrendanten Kriegskrüppelſeckelträger nennt. Als man in Wien ſolche Verdeutſchungen anfing, erlebten ſich grade die Beſuche der Franzoſen in der Hauptſtadt.

Eine deutſche Nationaltracht wäre ſo übel nicht, dafern ſie Bequemlichkeit und Geſchmack einte, auch Geſundheit und wohlfeilen Preis. Das wäre aber auch nur ihr Gutes, und vor allen Dingen ein Geſetz dabei zu wünſchen: keine andere als inländiſche Zeuge tragen. Daß hingegen für den Volksſinn große Dinge ſich davon verſprechen ließen, iſt abermal zweifelhaft genug. Schweden hat dreißig Jahre mit einer Nationaltracht — geſpielt, und es iſt damit zu Ende gegangen. Dieß würde ohne Zweifel nicht geſchehen ſeyn, hätte man Erfolge dabei wahrgenommen. Die Polen riefen auch 1791 das lange Kleid, den Gürtel, die Mütze der Väter wieder hervor. Koſziuskos Geiſt und Feldherrntalent gaben ihnen noch einige Kraftſpannung, jene Auſſendinge aber wohl nicht. Dagegen fing Rußland grade an bedeutend zu werden, als Peter I. der Nationaltracht den Krieg ankündigte, Ausländer in Menge zu ſich rief, und nach franzöſiſchen, deutſchen und däniſchen Muſtern ſein Heer kleidete und übte.

Und ganz beſonders darf man in Kriegstheorien ſich nicht auf Heimathlichkeit einſchränken wollen, deßhalb keineswegs den Abſcheu vor aller Fremdheit predigen. Der Apoſtel ſpricht: Prüfet alles und das Beſte behaltet. Noch beſſer, wer dieß Beſte abermal verbeſſert. Die Römer lernten von Pyrrhus und Hannibal, ahmten gern nach, was ihnen gut erſchien, und drückten ihm dann noch den quiritiſchen Stempel auf. Was würde denn eine deutſche Kriegskunſt ohne Fremdheit ſeyn? Gab es je eine ſolche? Schaffe ſie Jemand,

bis dahin werden wir anerkennen müſſen, was wir den Namen Puyſegur, Folard, Vaubau, und — Carnot, Buonaparte, ſchuldig ſind. Unſere neuen Heldenkraftlehrer ſprechen da nun gleich von Aufſtänden in Maſſe, und eben hier wohnt ein kläglich gefährlicher Irrthum, der, wenn er als Wahrheit eindränge, tauſend böſe Uebel nach ſich ziehen müßte.

Nothwendigkeit ſolcher Aufſtände beweiſet leider eben Verfall und Mangelhaftigkeit der Kriegskunſt. Denn ſie, die Kunſt, ſoll ja deren grade, zum Vortheil des Ganzen, überheben. Sie will ja lehren, mit Wenigen Viele zu ſchlagen. Mit einigen Legionen überwand Rom manches Volk, das ſelbſt die Weiber noch bewaffnete. Half es dem Darius, dem Xerxes, gegen die krieggeübten Griechen Mengen wie Sand am Meer aufzuſtellen? Jene religiöſe Camiſarden mußten endlich dem kluggeleiteten Soldatenhäuflein des Villars erliegen. Koszіusko trieb die Bauern zuſammen, ließ Mönche mit dem Cruzifix vorangehn, und wurde bei Naffka dennoch von wenigen preußiſchen Regimentern beſiegt, Kutuſow gab bei Makiowize durch beſſere Taktik den Ausſchlag. Der Tyroliſche Landſturm, ſo trefflich durch die Landesnatur unterſtützt, hielt es doch auf die Länge nicht aus, und der brave Kraftmenſch Hofer fand ſeinen Untergang. Oeſterreich brachte 1809 ſeine Macht durch Landwehren auf 600,000 Mann, und nach vier Wochen eroberte Napoleon Wien. Nirgend haben wohl angeborne glühende Gemüthlichkeit, Fanatismus der Religion und des Nationalſtolzes, Liebe zum alten Königshauſe und entflammte Nachgier, einen ſo zahlreichen, gleichbeſeelten, ritterlich tapferen Aufſtand gebildet, als in Spanien. Und wer könnte es demungeachtet überſehen, wie ſchwer die engliſchen Hülfstruppen, und Welingtons Feldherrnklugheit auch dort auf die Waage drück-

drückten. Wollen wir behaupten: Napoleon ſey vorzüglich darum ins Verderben gerathen, weil Deutſchland ſo viele außerordentliche Streithaufen, beſeelt von einem ſo hochfliegenden Geiſt, gebildet habe; und dabei vergeſſen, oder in einen zu geringfügigen Anſchlag bringen, was hier noch bedeutend mitwirkte, ſo wird dadurch nach und nach der Glaube an die mächtige Gewalt einer vortrefflichen Kriegskunſt immer mehr ſinken, und man um deſto weniger auch beſitzen, woran man nicht glaubt. Entſteht wieder ein Krieg, wird das laute, allgemeine Geſchrei um Maſſen ſeyn. Nun ließen dieſe wohl im Jahre 1813 ſich aufſtellen und unterhalten, eine Menge von günſtigen Umſtänden traf zuſammen, unter welchen die großen Heere bald ſich, meiſtens über den Rhein verſetzen ließen, und der Feldzug auch nach wenigen Monaten ſchon zu Ende ging. Demungeachtet iſt es noch wenig zu überſehen, kann erſt nach Jahren deutlich werden, welche örtliche chroniſche Lähmungen dem Staatskörper davon nachblieben, welche, in einem bedeutendeu Zeitraum nicht heilbare, Wunden man ſo den Finanzen, dem Ackerbau und übrigen Gewerben, der Bevölkerung ſchlug. Und es war dießmal, in der Hauptſache und auf eignem Boden, binnen wenigen Monaten abgethan. Wie aber, wenn man künftig einen Krieg von mehreren Jahren ſolchergeſtalt, und mit wechſelndem Glück, zu beſtehn hätte. Man denke ſich einmal den preußiſchen Staat, wenn er im ſiebenjährigen Kriege auch den Bauer vom Pflug, den Bürger aus der Werkſtätte hätte nehmen wollen, um ſie unter die Waffen zu ſtellen. Nach den erſten Schlachten würde man abgerufen haben, was noch zurücke blieb, und ſo immer fort, endlich hätte man keinen Halm Getraide mehr auf irgend einem Felde erblickt.

Es muß alſo die Kriegskunſt wieder herauf, Ma-

rathon, Plataa, die Schlacht am Thraſymenes, bei Narva, bei Leuthen u. ſ. w. ſind geiſtreichen Nationen würdige Vorbilder, nicht der Bauernkrieg im ſechszehnten Jahrhundert, oder die Kampfgetümmel der Fauſtrechtszeit. Man könnte ſagen: Gut, ein trefflich geübtes Heer, doch für den Nothfall den allgemeinen Aufſtand. Eben für den Nothfall muß das Heer beſchützen, ſo, und nicht weniger, vortrefflich muß es ſeyn. Die Aufgabe hat man zu löſen.

Denn wenn hernach die Maſſen doch entſcheiden ſollen, man den Ausſchlag von den Mengen hofft, wird ja der minder bevölkerte Staat dem zahlüberlegenen endlich nothwendig fallen. Deßhalb iſt es ein gefährlich Ding um den Glauben an die Maſſen.

Die Gemüthlichkeit, wovon jetzt ſo viel gepredigt wird, iſt ohne Zweifel ehrenwerth, doch kann man nicht hoffen: unſere Feinde würden es nicht verſtehn, ſie aufzuregen, Allenthalben ſind Religion, Heimathsliebe, Nationalſtolz u. ſ. w. zu dieſem Behuf anzuwenden. Im Pulverkriege aber hat ſie die Wichtigkeit dennoch nicht, die Viele davon träumen. Sonſt erſetzte die Disciplin die moraliſchen Reize, dieſen gebührt allerdigs der Vorzug. Friedrich II. ſiegte mit Regimentern, die zur Hälfte aus verlaufnen Fremdlingen beſtanden, unter die man auch gezwungne ſächſiſche und öſterreichiſche Gefangne ſteckte, eben ſo in Sachſen Rekruten in Menge aushob, die gegen ihren Willen fochten. Erfahrung hatte ihn ſeine pommerſchen Regimenter, und demnächſt die brandenburgiſchen vorzüglich achten gelehrt. Sie waren auch immer nur halb aus Einländern zuſammengeſtellt. Und dieſe Einländer hatte man damals wahrlich nicht durch Gemüthstaktik bearbeitet. Vielmehr wuchs in jenen Tagen die Hauptberedſamkeit der Offiziere auf Rohrſtauben. Aber die Märker und Pommern waren zum

Gehorſam am meiſten geeignet, und um deſto vollkommner die ganze Maſchine, die, wohl zu merken, am vortrefflichſten im ganzen Europa gelenkt wurde. Eben ſo wußte Napoleon mit Rheinbündiſchen, deutſchen Conſcribirten, Spaniern, Portugieſen u. ſ. w. zu ſiegen. Alles das ſoll keine Nichtachtung der Gemüthlichkeit empfehlen, ſondern nur mahnen: daß man die Erwartung davon nicht zu hoch ſteigere, am wenigſten aber ſie allgemein auf Koſten der Verſtändigkeit fördere. Und iſt hier ja zu bedenken: daß Verſtändigkeit wohl die Gemüthlichkeit begreifen und bewegen kann, nicht aber umgekehrt. (Der Stock kann eben ſo wenig Gemüth als Verſtand bewegen.)

Unſere neuen wüthenden Haßprediger können auch nichts anders, als ihr Ziel vergreifen. Wenn ſie daneben ſich für die Religion ſo erwärmt zeigen, offenbaren ſie den gröbſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Denn Chriſtus gebot nimmer Haß, ſondern Liebe, ſogar an den Feinden. Der Haß findet im Kriege ſchon ſich von ſelbſt, wenn man die Hand des Gegners ſchwer fühlt; unnöthig ihn lange vorher einzuimpfen, was die Menſchen zuletzt reißenden Thieren ähnlich machen würde. Hannibal ſchlug die Römer oftmals, weil ſein Feldherrntalent groß war, weil er den Rath des Soſilus hörte, der noch ein beſſerer Kopf geweſen zu ſeyn ſcheint; demungeachtet half ihm endlich der am Vaterlandsaltar geſchworne Römerhaß nicht mehr, denn er hatte an Scipio ſeinen Meiſter gefunden, gab es auch ſpäterhin nicht mehr im Haß, ſondern mit ziemender Bewunderung zu erkennen, als ſie beim König Antiochus einander trafen. Seltſam, zwei junge Offiziere, oder Univerſitätsburſche, die einen Zweikampf hielten, verſöhnen und umarmen ſich wieder, ob es ſchon harte Wunden ſetzte, Nationen hingegen, die Krieg führ-

ten, ſollen nach dem endlich ſchwer errungenen Frieden das unphilioſophiſch, unrechtliche, unchriſtliche Panier des Haſſes aufpflanzen. Da ſtellt man ſich einigen wilden Völkerſchaften in Nordamerika an die Seite, und es gäbe in dieſem Geiſt nur einige Schritte noch vorwärts zu thun, ſo tränke man bei künftigen Kriegen aus den Schädeln der Gefangenen, und ſpeiſete ihr Fleiſch auf gut huroniſch.

Warum ſollen denn Nationen ſich haſſen, wenn ſie mit einander Kriege geführt haben? Können Einzelne dafür, müſſen ſie ihren Regierungen nicht folgen? Aber die Franzoſen ſchlugen uns oft vor dem Jahre 1813. Lieber Himmel, da war es ja unſre Schuld, uns ſo oft ſchlagen gelaſſen zu haben. Wäre es um Politik und Kriegskunſt damals beſſer in Deutſchland beſtellt geweſen, hätte das anders kommen müſſen. Vergeben wir uns da unſre Schuld, ſo laßt ſie uns doch auch den Nächſten vergeben. Sie machten es aber ſo toll in Feindes Land. Freilich wohl, ſind andere Nationen in ſolchem Falle aber großmüthig? Beſonders, wenn die Noth auf ſie drängt, ſie gegen mehrere Feinde kämpfen, ſie einen Krieg nach dem andern führen müſſen? Nimmt dann nicht Alles, Brandſchatzungen und Lebensmittel; laſſen nicht alle Ueberwinder den Sieg mit Opfern ſich bezahlen? Und, ohne auf unſere frühern Altväter, die Allemanen, Gothen, Longobarden u. ſ. w. zurück gehen zu wollen, dürfen wir uns nur entſinnen, wie es ſelbſt deutſche Deutſchen machten; zu Kaiſer Heinrich IV. Zeit, und im dreißigjährigen Kriege; wie Heinrich der Löwe in Bardewik, Tilly in Magdeburg verfuhr, als welche Vandamme und Davouſt um ein Gutes noch hinter ſich ließen. Ingleichen, was ſpäterhin die Baiern von den Oeſterreichern, die Böhmen und die Sachſen von den Preußen zu erzählen hatten. Prinz Hein-

rich von Preußen, edlen Gemüths, ſtrebte aufs Aeußer-
ſte nach Menſchlichkeit neben dem rauhen Waffengetüm-
mel, fragte den Liebling des Königs, der mit Verſtär-
kungstruppen anlangte, welche in der Lauſitz übel ſich
betragen hatten: ob man ihm Räuber oder Soldaten
brächte; gleichwohl konnte auch er nicht umhin, Sach-
ſen faſt unerſchwingliche Kriegsſteuern aufzulegen, noch
weniger allen Unfug hindern, den Einzelne vielfach üb-
ten. Man hat auch guten Willen bei manchen franzö-
ſiſchen Befehlshabern geſehen. — Berlin war einem
Hulin und Augereau Dank ſchuldig — der Krieg iſt
gleichwohl einmal unholder Natur, und Haßgeſetze kön-
nen am wenigſten dazu dienen, ihm auf künftig mehr
Glimpf vorzubereiten. Man baut die Gerechtigkeit ſol-
chen Haſſes noch auf mehr Gründe. Die Franzoſen,
ſagt man, ſpielten mit Verträgen, brachen Zuſagen, be-
trogen uns durch eine meineidige Politik. Nicht die
Franzoſen überhaupt, ſondern die damalige franzöſiſche
Regierung, mit der wir es nicht mehr zu thun haben,
weil die Capetinger zurückgekehrt ſind. Ohne Zweifel
aber geſchah unter Capetingern auch wohl Aehnliches.
Man denke nur an Fleury, wie er, trotz der Carl VI.
geleiſteten Verſprechen, 1740 den Krieg über die prag-
matiſche Sanction entſpann, an jenes ſpaniſche Teſta-
ment zum Vortheil des Anjou, das Ludwig XIV.
wohl auf keine reine Weiſe durfte befördert haben, an
die Staatsſtreiche der Mazarin, Richelieu u. ſ. w. Doch
Vorwürfe dieſer Gattung treffen meiſtens das Kraftge-
fühl, das in ſeiner Ueppigkeit dazu gern anzureizen
pflegt, die Schwachen laden ſelten dergleichen auf; und
da iſt es wieder Deutſchlands Schuld, in frühern Jahrhun-
derten, ſeine Kraft nicht beſſer geſtellt und geeint zu ha-
ben. Nahe Beiſpiele ähnlicher Verfahrungsweiſe bei
uns im lieben Deutſchland, mögen, aus guten Grün-

den, unangezogen bleiben. Nur einiges aus der Ferne; Carl V. machte es gegen Franz I. wegen Mailand auch ziemlich arg, mancher deutſche Kaiſer hielt dem Pabſte nicht Wort, die Saſſen trieben es nicht anders mit Carl den Großen, Hengiſt und Horſa mit den Britaniern, Genſerich betrog die römiſche Eudoxia, der, ſeit dem aufgefriſchten Niebelungenliede, auch wieder gefeiert ins Heldengedächtniß gerufen, Dietrich von Bern ſagte dem Odoakzer Frieden, Schutz, und einen Theil Landes zu, lud ihn aber auf ein Mahl, und ließ ihn dort mit ſeinen Kindern würgen. Es heißt auch: wir Biederſinnigen können die Franzoſen nur haſſen, weil ſie die Revolution ſtifteten, und ihren König auf die Blutbühne führten. Zu geſchweigen, daß Ehedem gar viele biederſinnige Deutſche — und manche darunter, welche heute ſchimpfen — die Revolution bewunderten, ſo wirkt bei ſolchen Dingen ja immer nur eine Parthei, nicht das Ganze. Und geſchah dergleichen nicht bei anderen Nationen auch? Vertrieb nicht England die Stuarts, wurde nicht Carl I. dort enthauptet, was erfuhren die Richards, die Eduards? Es ehrt uns, wenn Deutſchlands Geſchichte in ſpäteren Zeiten ſolche Begebenheiten nicht erzählt, früher ſind gleichwohl auch deutſche Kaiſer entſetzt und ermordet worden, und in ſofern die Franken, Longebarden, Weſtgothen u. ſ. w. meiſtens deutſchen Urſprungs ſind, ging es in dieſem Betracht auch wohl arg genug bei ihnen her. Schritte nach vorwärts thun Noth, Ringen nach beſſerer Einſicht zum Behuf der Moral und Staatsfeſtigkeit, mit Leidenſchaften und Wahn, nicht Rückgang, der uns jenen dunkeln, regelloſen Zeiten wieder nähern müßte.

Auch die Larve der Sittlichkeit wird bei dieſem Gegenſtande nicht vergeſſen, um mehr Nachdruck zu gewinnen. Aus Frankreich, ſagt man, kamen Ueppigkeit,

luſtiger Sinn, Irreligioſität, Unkeuſchheit zu uns, wir müſſen jenen Ordnungsgeiſt, männlichen Ernſt, frommen Glauben, jene Frauenzucht wieder heimrufen, die eine ſo gefährliche Nachbarſchafte verjagte, und künftig allen Zuſammenhang mit ihr fliehen.

Wer es den Herren doch gleich aufs Wort glaubte, die alten Deutſchen wären ſo tugendreich geweſen. In welcher Zeit denn? Sollen wir nach Herrmanns Wäldern zurückkehren? Und auch da betrank man ſich tüchtig, und gerieth zu blutigen Händeln, wie Tacitus meldet. Sollen wir die Burgen des hochgelobten Mittelalters wieder aufbauen, das edle Fauſtrecht erneuen, die ritterliche Jugend zum Wegelagern anhalten, damit ſie von der Beute luſtig dann ſchwelge, und auf den wilden Banketten Frauen und Jungfrauen ſchände? Wir leſen genug von Ueppigkeit und Lüſten in jenen Zeiten, die man ſo gern als goldne preiſen möchte, wenn gleich die Geſchichte den Bleiklang dazwiſchen tönen läßt. Der Fuchs Reinecke und ähnliche Gedichte, fanden Stoff in Menge zur Satyre, und der Ablaßhandel würde in Deutſchland keinen ſo reichen Abſatz gefunden haben, wäre man arm an Sünden geweſen. Kleiderordnungen mußten dem Aufwand entgegengeſtellt werden, die ledigen Weibsbildern zu zügeln, gab es harte öffentliche Kirchenbußen, und man findet in alten Städten noch Gefängniſſe, die H — nkeller heißen. Den Ehebruch ſah man ſich genöthigt, mit Todesſtrafe zu belegen; wie denn gegen Ungerechtigkeit und Unfug der Großen, weil ſie das Geſetz nicht achteten, eine Vehme auftreten mußte. Auch beweiſet Carls V. hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung, in ihrer furchtbaren Strenge, gegen welche ſchlimme Laſter man damals zu kämpfen hatte. Ziegler, der ſeine Chronik im ſiebenzehn-

ten Jahrhundert ſchrieb, meldet von der Kaiſerin Barbara, Siegmunds Gemahlin, folgendes: „Dieſe Barbara war ein Ausbund eines unkeuſchen Weibes, deren Begierden unerſättlich, und die Art der Wolluſt unbeſchreiblich war. Mit den Jahren vermehrte ſich ihre Brunſt, und ihre Hitze kühlete ſich in jedem Moraſte ab, es mochte ſeyn, wer es wollte. Sie war dabei ſo epicuriſch, daß ſie weder die Unſterblichkeit der Seelen, noch Auferſtehung des Fleiſches, vielweniger ein ewiges Leben glaubte. Fleiſchesluſt und üppiges Weſen hielt ſie vor die größte Seligkeit, dahero ſie auch nichts unterließ, was nur zur Büßung ihrer unreinen Lüſte dienlich war. Alles andere Frauenzimmer hielt ſie vor einfältig, welches ſich nicht in dergleichen Ueppigkeit mit ihr tummeln wollte. Und ſcheinet es, ob habe ſie etwas in unſere Zeiten" — (Ziegler meinte das ſiebenzehnte Jahrhundert, Barbara ſtarb hingegen 1451, alſo mitten in dem ſo gelobten funfzehnten,) — „geguckt, oder es haben ſolches einige ihr gleiche Schweſtern von ihr gelernet. Dieſe ſchimpfliche Krönung war nun zwar dem Kaiſer unverborgen, angeſehen er einſt ſelber, als man erzählte, daß ein Weib, ſo ein Haar von einem Panterthier genoſſen, in der Geilheit unerſättlich ſey, von ihr geſagt: Wann dieß wahr wäre, ſo müſſe ſeine Gemahlin wohl eine ganze Panterhaut gefreſſen haben." Dieß geſchah an dem vornehmſten deutſchen weltlichen Hofe; wie ungeiſtlich es an den geiſtlichen zugegangen, darüber ſchreien Huß, Luther, Melanchton und Erasmus von Rotterdam genug. Und Spangenberg erzählt: es wären zu dem — ebenfalls im gelobten funfzehnten Jahrhundert gehaltenen — Concilium in Coſtnitz, denen geiſtlichen Vätern über ſiebentauſend unzüchtige Weibsbilder nachgezogen, ohne was jeder vor ſeinen eignen Leib mitge-

ſracht. *) Leuchte da auch die Uebertreibung ein, was dazu anreizen konnte, mußte ſchon arg genug ausſehn.

Kurz, es ging in alten Zeiten bei uns nicht beſſer und nicht ſchlimmer zu, wie bei andern Völkern auf eine ähnliche Stufe der Bildung, und unter anderen ähnlichen Umſtänden. Deutſchland hatte aber keine allgemeine große Hauptſtadt — auf einer Seite gut, auf der anderen nicht — wo das Raffiniren in den Lüſten ſtets am weiteſten getrieben, und demnächſt um ſo anſchaulicher wird. Da mußte denn Paris wohl einen Vorſprung gewinnen, und ſollte Paris demoraliſirter ſeyn, als London — eine keineswegs entſchiedene Frage — ſo hat das Clima wieder ſeinen Antheil hier. Aus demſelben Grunde war Rom — und blieb es ſtets

*) Chriſtoph Lehmann führt in ſeiner Chronika der freien Reichsſtadt Speyer 1662, zwei Autoren, Jakob von Königshof und den Verfaſſer der Elſaſſer Chronik an, welche von dem Herrn Gemahl ſelbſt, dem Kaiſer Sigismund folgendes erzählen: „Er ſey um Margareten-Tag von Aach zu Straßburg ankommen, und faſt acht Tage daſelbſt verharret, und ſein Loſament gehabt in des Lonherrn Hof. Den zweiten Tag nach ſeiner Ankunft ſeyen Morgens umb prim Zeit etliche Straßburger Weiber zum Kayſer in ſein Loſament kommen, haben ihn beſucht, der alſobald aufgeſtanden, ſich mit ihnen erluſtigt, einen Mantel umb ſich geworffen und barfuß mit den Weibern durch die Stadt getantzt, und da er in die Körbergaß kommen, haben ſie ihm ein paar Schuhe um 7 Creutzer gekauft und angethan, welches der Kaiſer, als ein frölicher ſchimpflicher Herr zugelaſſen, noch ferner mitgetantzt, bis er ermüdet ſich wieder zur Ruhe begeben. In ſeinem Abſchiede habe er 150 guldener Ringlein, der eins 2 oder 1½ ſchwer, den Edlen Weibern zur Gedächtniß ausgetheilt, und wieder zu Schiff den Rhein hinab uf Aach gereiſt.

— eine noch heilloſere Schule der Wolluſt, als ſelbſt Paris und London, trotz aller ſeiner Kirchen. Auf ſeinem heiligen Thron ſaßen Päbſte, die einen Vergleich mit Tiberius und Heliogabalus aushielten. Ja, man weiß nicht, ſoll man ſeinen Augen trauen, wenn man von Sixtus IV. lieſt: er habe ein prachtvolles B — ll gebaut, das ihm jährlich 20,000 Thaler Zins abgeworfen, und, weil einige Cardinäle ihn gebeten, wenigſtens in den Monaten Junius, Julius und Auguſt, das Keuſchheitsgelübde umgehen zu dürfen, ſollte es auch nur, um anſtößige lebendige Folgen zu meiden, per So — m ſeyn, auf die Eingabe geſchrieben: Fiat ut petitur. Eben ſo ging die Irreligioſität zuerſt aus Italien hervor, wie die Schriften eines Boccazo und Machiavelli ſattſam belegen. Schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde in einem Schluß der Geiſtlichen zu Paris von Bonifaz VIII. behauptet: er ſey ein Atheiſt der keine Zukunft glaube. Und ſelbſt Leo X. ſagte, auf ſeine Schätze blickend: wie viel hat uns doch die Fabel von Chriſto eingebracht, wie ſpäterhin Clemens XIV. die Segensformel brauchte: ich betrüge euch Alle. Und wenn unſere Adam Müller, Arndt und Conſorten das Mittelalter durchaus wieder aufgelebt ſehen wollen, ſo zeigen die Schlegel, Stollberg, Werner u. ſ. w. nur auf Rom, als das einzige Heil. Ob es den Herren denn auch gefallen mag, wenn ſie leſen, wie Hildebrand, eine Metze neben ſich, Kaiſer Heinrich IV. baarfuß im Schnee büßen ließ, oder Alexander III. dem Kaiſer Friedrich Barbaroſſa auf den Hals trat, oder Cöleſtinus III. Kaiſer Heinrich VI. und Conſtantia mit den Füßen krönte, u. ſ. w. Gleichwohl bleibt nichts ſtehn, beginnt man einmal den Rückgang, kömmt man entweder aufs neue dahin, wo man ſich ſchon befand, oder muß wieder umkehren, und

da wäre es weiſer gethan, gar nicht rückwärts zu ſchreiten.

Aus Frankreich lernten wir alſo nur, was ihm von Italien her gelernt worden, brauchten nicht einmal alles zu lernen, wußten ſchon manches davon, entweder indem wir ſelbſt aus dem Urquell geſchöpft, oder auch die eigne Erfindungsgabe bewährt hatten.

So lange betrachteten wir jedoch nur den Schatten, auf das Licht merkten wir nicht; das Gute, welches offenbarlich in Menge aus Frankreich zu uns überging, verſchweigen die gemeinten, ſtets einſeitigen Schriftſteller. Dieſer Umſtand läßt nun ſchon ahnen, was an Vollſtändigkeit ihrer Lehren zu hoffen ſeyn dürfe, ſo wie überhaupt der Vernunft nie einleuchten kann, was man aus Irrthums Nacht entwickelte.

Es iſt ſehr begreiflich, daß Deutſchland von Frankreich manches zu lernen hatte, weil Frankreich als römiſche Provinz ſchon eine nicht unbedeutende Stufe von Kultur beſtieg, als es bei uns — mit Ausnahme der Rheingegenden, wo Druſus, Germanicus, Conſtantinus u. ſ. w. bauten und Geſetzlichkeit ſtifteten — nicht eben noch viel beſſer ſtand, als gegenwärtig in der nomadiſchen Tartarei. Es ſcheint wohl, die römiſche Volksbildung müſſe während der merowingiſchen Herrſchaft wieder ziemlich untergegangen ſeyn, doch wurde das Chriſtenthum dagegen um vier bis fünfhundert Jahre früher dort angenommen, als wenigſtens im nördlichen Deutſchland, wie ſpäterhin Carl der Große alle Mühe anwandte, die Spuren fränkiſcher Barbarei auszutilgen. Durch Carl Martell und Pipin war auch bereits Viel geſchehn, und als Carl ſeinen jungen Vetter in die Elbgegenden ſandte, um durch Einführung von Gerichtsbarkeiten dort zu entwilden, ward das ſo neu, ſo wohlthätig empfunden, daß man vieler Orten den Urheber

in Standbildern ehrte — Statuae Rolandinae — deren einige noch jetzt vorhanden ſind, wie in Brandenburg, Perleberg, Potzlow u. ſ. w. Empfingen alſo die Gegenden am Rhein, und an der Donau — wohl bis gegen Thüringen hin — rechtliche Geſetzlichkeit unmittelbar von den Römern, ſo hat das übrige Deutſchland hingegen ſie aus Frankreich entnommen *) Eben ſo auch die chriſtliche Religion, und dieſe beiden Gaben eignen ſich wenig dazu: der Urenkel Haß gegen die Nachbarn in Weſt zu entflammen.

Man fuhr ſodann fort, franzöſiſche Sitte nachzuahmen. Als Kaiſer Heinrich der Vogelſteller die Ungarn bei Merſeburg aufs Haupt geſchlagen, und Deutſchland von dem ſchimpflichen Zins, den es Attilas Nachkömmlingen lange entrichten mußte, erledigt hatte, wollte er Deutſchlands Befreiung durch ein großes herrliches Nationalfeſt begehn, und ordnete daher ein prachtvolles Turnierſpiel, im franzöſiſchen Geſchmack an, nach Rixner vermuthlich das erſte, ſo in Deutſchland gehalten worden, wogegen es in Frankreich deren ſchon zu Pharamonds Zeiten — in England zu Arthurs — gegeben. Hätte aber Carl der Große hier ſchon ſolche Spiele veranſtaltet, wären ſie natürlicherweiſe auch franzöſiſcher Sitte nach geregelt worden. Die Geſchichte hat uns die Geſetze überliefert, nach welchen auf Heinrichs Turnier die Ritter Zugang finden konnten oder nicht. Sie waren höchſt zartmüthig, edel, chriſtlich, vor Allen voll ſchönen Minneſinns, und nicht genug um den Fortgang deutſcher Kultur zu bedauern, daß ſo wackre Prinzipien des Guten und Schönen, bei

*) Was früher beſtand, konnte wohl bei einer nomadiſchen nicht aber einer bürgerlichen Verfaſſung auslangen.

den oftmaligen Verwirrungen im Reich, nicht feſtgehal-ten werden konnten, und es ſpäterhin dennoch Raub-adel, Stärkerecht und dergleichen gab. In ſofern jedoch einiger Nachhall davon blieb, war es der der Nachah-mung. In ſofern er meiſtens im Liede der Minneſän-ger wohnte, und von da in die Gemüther drang, wa-ren die Minneſänger, guten Theils wenigſtens, Nachah-mer der provenzaliſchen Dichter, und neigten ihre Fan-taſie meiſtens in die Romantik von Carls des Großen Periode hinüber. *)

Späterhin wurde die hohe Schule von Paris — die zu Pavia auch — eine Autorität in Rechts- und wiſſenſchaftlichen Dingen. Zu Paris wurden die römi-ſchen Geſetze der neueren Zeitverfaſſung hauptſächlich angeeignet, und es währte lange, und unter lautem Widerſpruch willkührlichen Eigenſinns und getroffner un-vollkommener Feudaleinrichtung, ehe man in Deutſch-land einigermaßen damit zu Stande kam. Mit der Arzneilehre verhielt es ſich ziemlich auch ſo. Nach

*) Schon unſere älteſte deutſche Poeſie — ſiehe Carl des Großen Fabelkreis — war mithin der franzöſiſchen nachge-bildet. Aber die Franken waren deutſchen Urſprungs, nicht wahr? Kurzweilige Behauptungen und Widerſprüche fin-det man bei unſern Schriftſtellern. Neulich ſagte Herr Dr. Franz Horn in einer Rede: Shakſpear wäre als ein deutſcher Dichter anzuſehn, weil Englands Volk hauptſäch-lich ein deutſches ſey. Er könnte aber auch von Altalbio-nern, Römern, Normannen u. ſ. w. ſtammen. Iſt nun das franzöſiſche Volk hauptſächlich ein deutſches — Carl der Große ſprach meiſtens deutſch — gehören uns denn ſeine Unſittlichkeit, Staatsumwälzungen u. ſ. w. auch, und wir ſollten die nahen germaniſchen Blutsverwandten doch um ſo weniger haſſen.

Frankreich und Italien mußte wandern, was da gutes Unterricht ſchöpfen wollte.

Künſte und Wiſſenſchaften hängen nicht immer an Einheit des Regiments in einem großen Lande. Auch in föderaliſtiſchen Staaten, oder kleinen, geht es wohl an, daß ſie blühen und gedeihen. Von der Zufälligkeit abgeſehn, daß hie oder da große Talente, die ſie mächtig fördern, geboren werden, können örtliche Lage, Freiheit der Verfaſſung, aufmunternde Vorliebe einzelner Fürſten, gar viel dabei einwirken. Athens Hafen und Griechenlands Freiheit, Venedig und Genua, die Verfaſſung alter deutſcher Handelsſtädte u. ſ. w. liefern Beläge. Darum gab es auch im funfzehnten Jahrhundert nachſtehenden Reim:

Venedigs Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger Geſchütz,
Ulmer Geld,
Gehn durch die ganze Welt.

Doch kömmt es auf die einmüthige Ausbildung einer großen Nation an, da müſſen freilich ein Auguſt oder Ludwig XIV. wichtigere Erfolge ſehn, als ein König René, Cosmus von Medicis, oder Herzog von Weimar, wenn auch ſelbſt — der näheren Aufſicht und Achtung willen — provenzäliſche Troubadours, florentiniſche Malerei, oder Werke der Göthe und Schiller an ſich im Vortrefflichen weit vorausſchreiten können. Die einmüthige Ausbildung hingegen, die allgemeine Verfeinerung von Sitte und Umgang, bedingt einen Mittelpunkt der Reibungen, und darum konnte von Paris ausgehn, was in Deutſchland, wo ſich die

Verfaſſung in Hunderte von einzelnen Regierungswillen ſpaltete, unmöglich war. Darum kam die geſellige Verfeinerung, die angenehme verbindliche Lebensſitte, im Gefolge mancher zuvor uns fremden Bequemlichkeit, mancher nützlichen Einſicht, hauptſächlich aus Frankreich zu uns. Das Gute daran — mancher auch gar nicht abzuläugnenden Schädlichkeit willen — zu überſehn, wäre offenbar nachtheilig partheiiſch. Und angenehme — nicht weichlich und lüſtern machende — Verfeinerung, und Bequemlichkeit, wie erweiterte Einſicht, ſind doch ohne Zweifel gute Mittheilungen.

Könnten beſonders wir im Preußiſchen Lande es verneinen, daß uns durch die hugenottiſchen Flüchtlinge eine Menge von nützlichen Kenntniſſen, die Grundlage unſerer Manufakturen u. ſ. w. anhergebracht worden ſind? Ja, die unter uns lebenden Urenkel jener Eingewanderten, können, in manchem Betrachte, uns noch auf dieſen Tag, als gute Muſter dienen. Sie zeichnen ſich, in der Mehrheit, durch Fleiß und Ordnungsſinn aus; was ſie fertigen iſt beliebt, man findet deßhalb Wohlhabenheit bei ihnen, ungeachtet die Voreltern meiſtens in dürftigen Umſtänden anlangten. Sie erziehen ihre Kinder beſſer als deutſche Väter, halten ſie mehr zur Thätigkeit, Sparſamkeit, zum gefälligen Betragen, zum Sinn für Ehre, an. Es iſt wahr, leider wahr! Die Religion wird geachtet, die Armenanſtalten der franzöſiſchen Colonien ſind die beßten im Preußiſchen Staat. Daher zählen ſie keine Bettler, und können noch für unſre Nothleidende beiſteuern, was vielfältig geſchieht, aus erinnernder Dankbarkeit, daß wir ſie einſt aufgenommen haben. Läßt ſich mehr zum Lobe angeſiedelter Fremdlinge ſagen? Und wie grell widerſpricht das allen Schilderungen, die uns die ganze franzöſiſche Nation nur haſſenswürdig darſtellen wollen. So wenig

ſie im Allgemeinen dafür konnte, was durch Robesſpierre oder Buonaparte geſchah — indem ja die Menge ſtets dem gehorchen muß, der die Macht hat — ſo wenig darf ſie auch die einzelnen Landſtreicher entgelten, die oft ſich zu uns verliefen, und nichts Gutes mitbrachten. Derlei Abentheurer, die man andrer Orten ſchlecht rühmen wollte, haben wir auch wohl ausgeſandt. In Nordamerika beklagte ſich ſchon Franklin über deutſche Ankömmlinge, in Rußland will man auch nicht alle loben, und in Italien ſagt ein Sprichwort: Un Tedesco italianisato e un Diavolo. Würde es uns denn gefallen, in der Fremde nach ſolchem Auswurf im Ganzen beurtheilt zu werden? Und leider geſchieht es auch wohl, am meiſten beinahe in England, das Manche Franzoſenhaſſer, um einen Gegenſatz beizubringen, ſchier vergöttern.

Und nun die Hauptſache, die Kunſt, ohne die, nach Vegez Ausſpruch, keine andere beſtehn mag, die Kunſt, Krieg zu führen. Wo ſtänden wir da wohl, ohne franzöſiſche Nachahmung? Im Kriegsbauweſen lernten wir — neben Vauban — auch von den Italienern und Niederländern; unſere Strategie und Taktik iſt aber platterdings auf Muſtergebungen oder Lehrbegriffe der Turenne, Condé, Falero, Puyſegür und der Revolutionsfeldherren in Frankreich gegründet. Denn was Carl V. aus Spanien brachte, oder Tilly und Wallenſtein etwa Eigenthümliches ordneten, iſt doch nicht mehr zu brauchen.

Ging aber eine Nation ſchon lange weit voraus, ſind bei ihr keineswegs Rückſchritte zu vermuthen, die nächſten werden vielmehr abermal weiter dringen.

Wer einmal ſchon voraus, und nicht gewohnt iſt, anzuhalten, muß es ja im Fortgang auch bleiben, es wäre denn: daß der Nachfolgende weitere Schritte

machte, und ihn ſo einholte, ſpäterhin gar zurückließ. Allein wir können, ſobald aufrichtige nützliche Wahrheit keiner ſchmeichelnden, ſchädlichen Täuſchung weichen ſoll, das wenig hoffen; beſonders da, worauf es hier vorzüglich ankömmt, nämlich in Kriegsſachen. Man iſt in Frankreich da ſchon gewohnt zu erfinden, erfindet mit Leichtigkeit, trennt ſich ohne Mühe vom Schlechterkannten, umfängt das Beſſere entſchloſſen, das Genie findet keinen erheblichen Widerſtand, oder verſteht ihn zu beſeitigen. Dem Allen iſt in Deutſchland nicht ſo, der geſammte Volkscharakter müßte ſich denn ändern. Und das kann um ſo weniger geſchehn, wenn man, laut Empfehlung unſrer neualterthümlichen Autoren, die Uhr rückwärts ſtellt, und manche, allen Aufflug hemmende Vorurtheile, über welche hiſtoriſche Kritik und ſchlimme Erfahrung, nach langer Mühe erſt Einiges gewonnen hatten, wieder mit Liebesglanz umgiebt. Zudem fehlt uns immer ein wichtiges Vehikel des Fortſchreitens in einer großen gemeinſamen Hauptſtadt, und Regierungseinheit.

Es wird demnach immer aus Frankreich etwas nachzuahmen geben, vorzüglich, wenn dort ſich die Sachen erſt wieder in ein Gleichgewicht ſetzen. Wollen wir nicht nachahmen, thun wir übel, denn wir bleiben ſodann auf eine nachtheilige Weiſe zurück. Der Deutſche hat ja ein Talent, glücklich nachzuahmen, und ſelbſt das Verpflanzte wichtig zu verbeſſern. Einen Beweis liefert die Preußiſche Streitkunſt, unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., nach franzöſiſchem Muſter ſo heraufgebildet, daß ſie übertraf, und ſelbſt wieder in Europa als ein Vorbild gelten konnte. Man ſehe nur Puyſegürs Lehrbegriffe durch, und man wird ſehen, in wie fern ſie die Quelle waren, und von wo das Uebertreffen ausging, das hauptſächlich in deutſchem fleißigen

Ernſt bei den Waffenübungen, um die Fertigkeit darin weit zu bringen; verlängerter Stellung mittelſt dreier Glieder; ſchnellerem Laden mittelſt einem eiſernen Stock; großer Beweglichkeit der Reiterei; einem hohen, dem Soldaten eingeflößten, Berufsgefühl u. ſ. w. beſtand. *)

Es wird aber dem Menſchen ſchwer, Verhaßte nachzuahmen. Man flieht ihren Anblick, lernt ſo nicht einmal genau kennen, was ſich als nachahmungswürdig empfiehlt. Ein anderes mit denen, die man liebt; wenigſtens achtet.

Mit welchen ſiegreichen Beiſpielen iſt das zu erhärten. Friedrich II. liebte die Franzoſen leidenſchaftlich, auch der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, Prinz Heinrich von Preußen, wie es denn in jener Zeit bei den meiſten fürſtlichen Perſonen Ton war. Wie ſtaunte demungeachtet Graf Moritz von Sachſen, der berühmte Feldherr Ludwigs XV. als er 1750 nach Berlin kam, und Friedrichs Truppen bei ihren Waffenübungen ſah. Friedrich — woran ſein Bruder Heinrich einen bedeutenden Theil hatte — ſchlug die geliebten Franzoſen bei Roßbach aufs Haupt, Ferdinand von Braunſchweig ſiegte über ſie bei Minden, Creveld u. ſ. w.

Als hingegen die Revolutionskriege ausbrachen, haßten alle deutſche Fürſten und Generale den franzöſiſchen Namen. Noth macht erfinderiſch, das zeigte ſich dort. Wie hätte man ſich hier jedoch herablaſſen

*) Man kann nicht behaupten: das franzöſiſche Heer ſey bei Jena taktiſch beſſer geübt geweſen, als das preußiſche. Keineswegs. Doch zu ſtrategiſchen Bewegungen war jenes mehr geeignet, mehr an Krieg gewöhnt, und ſeine Generale waren Künſtler, nicht Handwerker.

können, es auch zu machen, wie die Nothbelehrten, dem Genie einen freieren Spielraum zu geben, ſich von den Hinderniſſen zu trennen, die alle Bewegung ſo erſchwerten, man haßte ja, und die Gehaßten ſchlugen uns Einmal über das Andere. Nun, als auch die Noth uns aufs Aeußerſte trieb und drängte — eine ſehr unfreundliche Lehrerin, deren Schale vorausblickende Weisheit fliehen ſoll — wurde das anders, wozu noch eine Menge günſtiger Zufälligkeiten, die nicht bald wieder ſo zu hoffen ſtehen dürften, ſich geſellte.

Das Haßpredigen taugt hier am wenigſten, und viel rathſamer wäre mindeſtens ein gleichgültiger Sinn.

Und was hat es denn mit dieſer Deutſchheit, uns mit ſolcher lobredneriſcher Wärme angeprieſen, eigentlich auf ſich? Wo iſt dieſe Deutſchheit, wo ihr Antlitz, deſſen Züge den eigenthümlichen Geiſt verkündeten? Es iſt unſtreitig viel Gutes und Herrliches in Deutſchland, aber das zeigt ſich als weiter geförderte und entwickelte Fremdheit. So unſere Literatur, die nach franzöſiſchen, engliſchen, griechiſchen, ſpaniſchen — wohl ſelbſt kalidoniſchen und galliſchen — Normen ſchuf, eine wahrhafte Eigenthümlichkeit jedennoch bisher nicht erzielen konnte, ausgenommen, in ſofern ſie im Geiſt der Sprache wohnen muß. Nun, dieſe Sprache iſt gut, reich, markig, durch höhere wiſſenſchaftliche Kultur einer immer größeren Veredlung fähig. Das wußten, des erfreuten wir uns lange, was man da uns lehren will, iſt nicht neu, eben ſo wenig auch die puriſtiſche Wuth, die ein großes Uebel darin ſieht: wenn im gemeinen Leben, oder im Geſchäftsſtyl, auch eingebürgerte fremde Wörter vorkommen. Die Ruſſen haben deren genug, und hören deßhalb nicht auf, Ruſſen zu ſeyn.

Wer ſollte unſere Sprache nicht achten, ihre Vorzüge nicht anerkennen wollen, wer es nicht auch abgeſchmackt

finden, wenn die Schönwiſſenſchaftlichkeit ſich fremden Ausdrucks bediente. Das alles iſt nicht neu. Neuer Unſinn hingegen würde es ſeyn, wenn man aus Vorliebe zur heimathlichen Zunge es unterſagen wollte, mit fremden ſich vertraut zu machen — wie denn in einem neugeſtifteten deutſchem Bunde ein Verräther heißen ſoll, der franzöſiſch ſpricht, was allgemein geworden, zur Folge haben würde: daß Niemand mehr es lernte — denn ſo würden wir uns um alle Mittheilung, alle Begriffe, welche auf dieſem Wege ſich ſchöpfen laſſen, bringen, und nach einem Jahrhundert armſelig, beſchränkt unter den übrigen Nationen daſtehn.

Was iſt ſonſt Deutſchheit? Es riecht allenthalben nach der Fremde. In Oeſterreich findet man etwas Ungriſches und etwas Italieniſches, in Baiern und Schwaben vom Letzten auch ein wenig, in den Rheinländern viel Franzöſiſches, tief hinab mit Niederländiſchem gemengt, in allen Küſtenprovinzen viel Holländiſches, zu welchem die Seeſtädte noch eine engliſche Beimengung fügen, *) in einem Theil von Pommern ſieht es etwas Schwediſch aus, in einem anderen, (wie im öſtlichen Niederſchleſien ein wenig, in Oberſchleſien aber viel), zeigt ſich etwas Polniſches. In ſofern Böhmen und Mähren auch deutſche Provinzen ſind, iſt ihre ſlawiſche Haltung bekannt genug, mit einem Theil der Lauſitz verhält es ſich eben ſo.

Wo ließe ſich demnach ein Zirkel ausſchneiden, welcher die meiſte Abweſenheit von ausländiſchem An-

*) Auf den Schiffen von Emden, Bremen, Hamburg, Lübeck u. ſ. w. nennt man die meiſten Gegenſtände Holländiſch, und die Capitäne pflegen ihre Bücher ganz in dieſer Sprache zu führen.

hauch umfinge, und ſomit als deutſcher Typus glänzen könnte? Es iſt zwar die Tradition aus dem Alterthum keineswegs abzuläugnen, ja ſie wirkt bedeutender auf die Gegenwart ein, als man wohl beim erſten Anblick glauben ſollte, deßhalb ſind auch, der verſchiedenen Urabſtammung willen, norddeutſche und ſüddeutſche Landleute ſo verſchieden, und, laut altem Herkommen, der reichsſtädtiſche Bürger von anderer Phyſiognomie als der in den übrigen Städten. Aber der jedesmalige Regierungsgeiſt wirkt daneben mächtig auf den Volksſinn, wenn ſchon nur von Oben herab, dergeſtalt, daß auch die Tradition bei gewiſſen Ständen ganz, bei anderen in etwas vermiſcht wird. So waren unter Friedrich Auguſt II. die Sachſen zur Prachtliebe und zum Leichtſinn gelenkt worden, Kriegsnoth dagegen, und das Beiſpiel haushälteriſcher Regierungen hatte ſie ſpäterhin einfach, wirthlich und kunſtfleißig gemacht. In Böhmen waltete durch einige Jahrhunderte, bis zu Kaiſer Rudolph II., ein Geiſt der Aufklärung, den ſpäterhin aber die Waffengewalt ausrottete; die Oeſterreicher unter Joſeph II. und jetzt, haben ſich merklich umgewandelt, wie die Baiern unter Carl Theodor und Maximilian ungemein ſchnell. In den preußiſchen Landen, Heſſen, Würtemberg und Braunſchweig, iſt mehr oder minder das militäriſche Gepräge ſichtbar, in Hannover mußte ſeit George I. den brittiſchen Thron beſtieg, was gelten wollte, einen engliſchen Anſtrich haben. Welche lächerliche Affektationen man in kleinen deutſchen Ländchen annahm, zeichnete unter andern der Graf Soden in ſeinem Luſtſpiele Lilliput, wozu mehr als ein Urbild geſeſſen, wie auch Iffland's Figaro. Wie böslich es mitunter da zuging, daß die Beamten ſolcher Duodezregierungen in Grund und Boden verderbt wurden, und ſo nicht anders als ſchlimm auf das Volk rück-

wirken konnten, davon haben der Dichter Schubart und Mehrere, Bildungen nach dem Leben geliefert. Nur die Noth der letzten Zeiten fegte manchen deutſchen Unrath dieſer Gattung aus.

Es frägt ſich immer wieder: wo ſoll man die ächte Deutſchheit ſuchen? Unter großen, unter mittleren Regierungen, oder gar in den ehemaligen reichsritterſchaftlichen Staaten? Im erſten Falle hätte man die Wahl zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Die Dinge ſtehen aber ſo unähnlich gegen einander, daß kaum noch die Sprache an Mitdeutſchheit erinnert. Man forſche nur, was dort und was hier den meiſten Einfluß auf die Regierung hat, mit welchem Auge Religion und Wiſſenſchaften betrachtet werden, nach welchen Grundſätzen man die Finanzen handhabt, die bewaffnete Macht u. ſ. w. Und in ſofern, da kürzlich Aehnlichkeiten entſtanden, ſind ſie meiſtens — nothgedrungen — Nachahmung franzöſiſcher Dinge, und das kann man doch nicht für Deutſchheit ausgeben. Die Herren, Adam Müller, Friedrich Schlegel, und ihre Anbeter, ſprechen von deutſchem Adel. Nun, man ſehe den in Oeſterreich und den im Preußiſchen Lande an. Dort giebt es bekanntlich einen hohen und einen niedern. In ſofern man unter jenem Leute von einer ſorgfältigen, verfeinerten Erziehung antrifft, die ſich auch auf Reiſen und am Hofe — oder im Heer — noch mehr ausbildeten, könnte man ſie europäiſche Cavaliere nennen, denn ein Fürſt Subow, ein Lord Bedford, ein Prinz Radziwil, ein Fürſt Lichtenſtein, ein ſpaniſcher Grand, ein altfranzöſiſcher Dûc und Pair, empfangen durch eine ähnliche Erziehung, ähnliche Außenſeiten, und eine Menge ähnlicher Begriffe und Meinungen. Jeder wird aber auch ſeinem Vaterlande wieder insbeſondere anhangen, aus Vorliebe dortiger Beziehungen, und für die Sicherheit

ſeiner heimathlichen Beſitzungen wird er natürlich ſehr erwärmt ſeyn. Es iſt mithin unter dem hohen Adel in Oeſterreich nichts Ausſchließliches zu ſuchen, er iſt bloß ein verfeinerter, und ſtreitbare Cavaliere gab es überall, das beweiſen die Daun und Schwarzenberg, die Potemkin und Kutuſow, die Monmouth, Marlborough und Wellington, die Ricardos und La Romane, die Bayard und Villars, die Schwerin und Winterfeld u. ſ. w. Der niedere öſterreichiſche Adel hingegen — auch der kroniſche genannt — verläuft ſich mit dem Bürger, wie man dort ſelbſt jeden wohlgekleideten, und ſich geſittet betragenden Mann aus Höflichkeit ein Von beigiebt. Der hat alſo auch kein Abzeichen. Im Preußiſchen findet dieſe Unterſcheidung nicht ſtatt, es giebt der reichen Majorate zu wenig. Adel iſt Adel, obwohl die Verſchiedenheit an Glücksgütern, und der gewöhnlich daraus folgenden Erziehung, dennoch Unterſchiede hervorbringen müſſen. Sonſt wohnt hier jedoch im Allgemeinen dem Edelmann ein größeres Bewußtſeyn auf die Geburt (auch ohne Vermögen angeſehn) bei, als im Oeſterreichiſchen. Daneben hat der Adel einen zum Soldatenweſen hingeneigten Ton. Beides ſtammte von der lange vorhandenen Einrichtung her, daß in der Regel die Edelleute nur Offiziere wurden, und in der Mehrheit auch ins Heer traten. Dieſe Einrichtung iſt eine neuere, gegründet auf den ſoldatiſchen Staat, welchen Friedrich Wilhelm I. zu bilden anfing, mithin iſt die geſuchte Deutſchheit hier auch nicht zu finden. Aelter und allgemeiner iſt das Geburtsbewußtſeyn, und der aus ihm fließende Würdeſinn, in ſofern Ahnenprobe zur Johanniterordenritterſchaft, zu Domherrnſtellen und Lehnsfolge eignet. Bei den Proteſtanten ſchreibt ſich das Erſte auch nur vom weſtphäliſchen Frieden her, und paßt überhaupt wenig genug, da man weder nach Je-

ruſalem zieht, nach Wenden zu bekehren hat. Nun ſind aber die Comthureien und Stifte eingezogen, die Ahnen bringen keinen klingenden Vortheil mehr, auch ſind in den letzten Zeiten, wo das Ahnenweſen viele Angriffe der Aufklärung zu leiden hatte, Mißheirathen in guter Zahl entſtanden. Bei den Offizierſtellen iſt man von der alten Regel häufig abgewichen, ſo wie bei dem Landadel manche Befreiung von Abgaben endete. Alles das muß nothwendig den Adelsſinn erſchüttern, und wollte man ihn durch Rückgabe der vorigen Privilegien neu erſchaffen, müßte die Regierung widerſprüchlich handeln, und es würde ihr zu ſchwere Opfer koſten. Sollte aber, wie man ſagt, eine landſtändiſche Repräſentation im Preußiſchen eingeführt werden, ſo würden — da zudem auch Bürgerliche fähig ſind, Dörfer zu beſitzen — die Edelleute da nur als Gutseigenthümer in Betracht kommen, und die reichſten ehe ſich gewiſſermaaßen einer engliſchen Pairſchaft, als altdeutſcher Ritterlichkeit annähern. Genug, es iſt hier bei dem Adel auch keine Deutſchheit, in abgeſondertem Betracht, zu ſuchen, denn einfaches Landleben führen auch bürgerliche Gutsbeſitzer, und der militäriſche Ton geht auch nunmehr auf andere Stände über.

(Die Fortſetzung folgt)

II.

Pitcairn,

eine ſonſt unbewohnte Inſel im ſtillen Meere, welche unter dem 25. Grad ſüdlicher Breite, und 130. weſtlicher Länge liegt, iſt erſt ſeit 25 Jahren von brittiſchen Matroſen, die ſich gegen ihren Schiffskapitän empörten, und von Otaheitiſchen Frauen in Beſitz genommen, bevölkert und als ein neues Document gegen die Phantaſien ſchwärmeriſcher Kosmopoliten — Naturphiloſophen — und Republikenfreunde merkwürdig geworden. Wer ſich nicht den Geſetzen der geſellſchaftlichen Ordnung unterwerfen will, der ſetzt ſeine Exiſtenz aufs Spiel und — denn vis consilii expers mole ruit sua! —

Der Anfang dieſes neuen Inſelſtaats gleicht dem Anfange der Monarchie des alten Roms, denn auch auf Pitcairn kämpften die Männer unter einander um den Beſitz der Weiber — und alle Männer, ſowohl Britten als Otaheiten wurden, bis auf einen Engländer, das Opfer der Eiferſucht und Rache. Dieſer Inſelſtaat ward in dem Jahre 1780 von Schiffsrebellen — die den Kapitän des Schiffs Bounty mit ſeinen Getreuen

in einem Boote den Meereswellen Preis gaben, zu einer Zeit gegründet, als die republikaniſchen Schwärmereien der Franzoſen anfingen und die Königliche Bourbonſche Familie, wie der Kapitän Bligh, in einem ſchwachen Boote aufs ſtürmiſche Meer — ausgeſetzt ward. Die Bounty-Rebellen haben aber die Ruhe des Lebens ſo wenig, wie die franzöſiſchen Republikaner — gefunden, *) ſondern erſt ihre Nachkommen lernten nach verübten Greueln, Miſſethaten und ſelbſtgeſchaffnen Unglücksfällen den Werth und das Angenehme des Lebens in der monarchiſchen Verfaſſung ſchätzen, nachdem ſie ſich gleich den Bienen um einen Leiter — oder wie in der Patriarchenwelt an das älteſte Glied einer Familie anſchließen — und deſſen Rathſchläge befolgen.

Es iſt eine wahre Erquickung für wohlgeordnete Gemüther, eine ſolche Erſcheinung von unverderbten Menſchen zu finden, wie die edlern Nachkommen auf Pitcairn, die, nach dem Untergange ihrer verbrecheriſchen Väter, getrennt von der größern Inſelgeſellſchaft der alten und neuen Welt, ſo gut, ſo ſchuldlos und rein erhalten ſind. Sie dienen zu einem neuen Beweiſe — daß der Menſch von Natur ein gutmüthiges Geſchöpf iſt, und nur durch ſchlechten Umgang verderbt wird. Dieſe Erſcheinung reizte mich zur Ueberſetzung dieſer Nachricht aus Porters Seefahrt für die Leſer dieſer Zeitſchrift, indem ich ſie zur angenehmen Unterhaltung und zu erbaulichen Betrachtungen denſelben mitzutheilen wünſchte. **)

---

*) Otium Divos rogat in patenti
prensus Aegaeo. —
otium bello furioſa Thrace. — Hor.

**) S. Tagebuch von den Seefahrten, welche der Kapitän

In dem Jahre 1789 erhielt der Lieutenant Wilhelm Bligh von der engliſchen Regierung den Auftrag, mit dem Kriegsſchiffe Bounty nach Otaheite zu ſchiffen, um von da den Brodfruchtbaum nach Weſtindien zur Anpflanzung zu holen. Warum gehen die Verſuche, nahrhafte Ober- und Unterfrüchte aus der ſüdlichen Halbkugel unſers Planeten zu verpflanzen, ſo langſam von ſtatten? Warum läßt man nicht die Südamerikaniſche Pflanze Arracalſa, welche unſre Kartoffeln ſogar an Nutzbarkeit übertrifft, nach Deutſchland bringen. Eine faſt ähnliche nutzbare Pflanze iſt die Ubillo. (Siehe Annales of Botany No. 2. S. 400, ins deutſche überſetzt vom Medizinalrath Friſe, zu Breslau). Auf dieſer Seereiſe empörte ſich, bei der Inſel Tofoa ein Theil des Schiffvolks, von welchen ſich ein gewiſſer Unteroffizier, Fletſcher Chriſtian genannt, an ihre Spitze ſtellte. Die Rebellen, fünf und zwanzig an der Zahl, ſetzten den Kapitän nebſt achtzehn Perſonen von ſeiner Parthei, in ein breites Boot aus, und überließen ſie ihrem Schickſale im ſtillen Ozean. Nach einer Reiſe von mehr als 800 deutſchen Meilen landeten ſie unter dem Schutze der göttlichen Vorſehung, auf der Inſel Timor, einer holländiſchen Colonie. Einigen Ausdrücken zu Folge, welche die Rebellen bei der Trennung vom Boote fallen ließen, ſchien es, als wollten ſie nach Otaheite zurückſegeln. Sobald die Admiralität in London

---

David Porter in den Jahren 1812, 1813 und 1814 mit der Fregatte Eſſex gemacht hat. Philadelphia 1815. Dieſes Tagebuch enthält eine Beſchreibung von den Inſeln des grünen Vorgebirges, der Küſte von Braſilien, von Patagonien, Chili, Peru und den Gallopagos-Inſeln ꝛc. Zur Erläuterung iſt es noch mit 14 Kupferſtichen verſehen, beſteht aus 2 Theile in 8., und 440 Seiten.

dieſen Vorfall erfuhr, ſo erhielt auch der Kapitän Eduard Befehl, mit der Pandora dahin zu ſegeln, die Sache zu unterſuchen, und das Bounty-Schiff nebſt ſo vielem Schiffsvolke, als er vorfände, nach England zurückzuführen. Nachdem Eduard 1791, im Monat März, im Meerbuſen von Matawai auf Otaheite landete, ſo kamen 4 von den Schiffsrebellen an den Bord der Pandora um ſich ſelbſt freiwillig zu ergeben, und nach ihrer Anzeige, wurden, nach Verlauf von einigen Tagen, 10 andere, der Reſt von den auf der Inſel noch lebenden Anzahl engliſcher Seeleute, gefangen genommen, und außer 4 Perſonen, welche bei einem Schiffbruch der Pandora, nahe bei Endeavour Strait, nach England zurückgebracht, um ſich vor einem Kriegsgerichte zu verantworten, von welchen 6 zum Tode verurtheilt, 4 aber freigeſprochen wurden.

Sowohl nach den Berichten dieſer Seeleute, als auch nach einer von ihnen aufbewahrte Urkunde, ſchien es, daß nach der Entfernung des Lieutenant Bligh vom Bounty-Schiff, die 25 Aufrührer nach Toobouai hinſteuerten, wo ſie ſich anzuſiedeln wünſchten. Da ſie aber dieſen Ort zu nahrungslos fanden, ſo kehrten ſie nach Otaheite zurück, verſahen ſich daſelbſt mit hinlänglichen Proviſionen, und nun ſchifften 8 Männer, 9 Frauen und 7 auf Otaheite gebohrene Knaben nach Toobouai zurück. Bei ihrer zweiten Ankunft fingen ſie den Bau einer Feſtung an, aber der Uneinigkeiten unter ihnen ſelbſt, und der Streitigkeiten wegen mit den Eingebornen, gaben ſie dieſen Vorſatz endlich auf.

Der Unteroffizier Chriſtian, ihr Anführer, bemerkte auch in kurzer Zeit, daß ſeine Autorität über ſeine Mitverſchwornen zu Ende ging. Er nahm daher ſeine Zu-

flucht zur Sichtung, und ſchlug die Rückkehr nach Otaheite vor, um ſo viele, als es wünſchten, ans Land zu ſetzen, den übrigen aber die Erlaubniß zu geben, mit dem Schiffe hinzuſegeln, wohin es ihnen belieben würde. Sie ſtachen hierauf abermals in See, und erreichten am 20. Oktober 1789 den Hafen Matawai, nun wünſchten 16 Rebellen von den 25 zu landen, von welchen 14, wie oben geſagt worden, in die Pandora aufgenommen waren, von den beiden andern, nach Colemanns Ausſage (der erſte, welcher ſich ſelbſt den Kapitän Eduard überlieferte), ward einer zum Chef erwählt, der ſeinen Geſellſchafter todtgeſchlagen, er ſelbſt aber ward ſeit kurzen darauf von den Eingebornen umgebracht.

Chriſtian ging nun mit den Reſt der 8 Aufrührer, nachdem er noch einige Eingeborne von Otaheite, größtentheils Frauensperſonen, an Bord genommen hatte, in der Nacht vom 21. zum 22. September 1789 in See. Mit Anbruch des andern Tages ſah man das Schiff am Vorgebirge Venus, in einer Richtung nach Nordweſt hinſteuern, und hiermit hören die Ausſagen von den, im Hafen Matawai verhafteten und ſich ſelbſt überlieferten Rebellen auf. Seit dieſem Zeitpunkte hatte man in England innerhalb 20 Jahre, weder von Chriſtian noch von ſeiner Geſellſchaft das Geringſte erfahren, denn alle, vom Kapitän Eduard, auf einer beträchtlichen Anzahl von Inſeln mit der Pandora angeſtellten Nachſuchungen waren vergeblich. Gegen Anfang des gegenwärtigen Jahres (1815) empfing der Admiral Hotham, der in der Nähe von Neu-London kreuzte, einen an die Lords der Admiralität nach London addreſſirten Brief, folgenden Inhalts:

Nantuket, den 1. März 1813.

Meine Herren,

Der merkwürdige Vorfall, welcher ſich auf meiner letzten Reiſe im ſtillen Meere ereignet hat, wird mich, wie hoffe, entſchuldigen, daß ich dieſen Brief an Sie richte. Im Februar 1808 ſtieß ich auf die Inſel Pitcairn, im 25°, 32 S. Breite, 130° Weſt. von Greenwich. Meine Hauptabſicht war, Seehunds-felle, zum Verkauf nach China, zu ſammeln. Nach des Kapitän Cateret Reiſebeſchreibung hielt ich dieſe Inſel für unbewohnt, als ich mich aber mit meinem Boote dem Ufer näherte, da kamen mir 3 junge Leute in einem Doppelkahn, mit einem Geſchenk von Früchten und einem Schweine, entgegen. Sie redeten mich in engliſcher Sprache an, und benachrichtigten mich, daß ſie auf dieſer Inſel geboren, und ihr Vater ein Engländer wäre, der mit Kapitän Bligh zur See gegangen. Nach einer kurzen Unterredung, ſtieg ich mit ihnen ans Land, und fand einen Engländer Namens Alexander Smith, der mir geſtand, daß er einer von dem Schiffsvolke des Bounty wäre, und nachdem der Kapitän Bligh mit der Hälfte ſeiner Schiffsleute ins Boot ausgeſetzt worden, nach Otaheite zurückgekehrt ſey, Chriſtian aber nebſt 8 anderen, hätten es vorgezogen, an einen entfernten Ort zu gehen, und nach einem kurzen Aufenthalte in Otaheite, wo ſie 8 Weiber und 6 Bedienten ins Schiff aufgenommen, wären ſie nach der Inſel Pitcairn abgeſegelt, wo ſie das Schiff zerſtört hätten, nachdem ſie alles, was ihnen etwa nützlich zu ſeyn ſchien, herausgenommen. Sechs Jahre nach ihrer Landung hätten ihre Bediente alle Engländer überfallen und erſchla-

gen, ihn aber hätten ſie als ſchwer verwundet, leben laſſen.

In derſelben Nacht ermordeten aber auch alle Otaheitiſche Wittwen ihre Landsleute, und nun, fuhr er fort, lebe er hier mit den Wittwen und Kindern in Ruhe und Frieden.

Ich hielt mich hier nur eine kurze Zeit auf, und Smith beſchenkte mich bei meiner Abreiſe mit einen Zeitmeſſer, (time-piece) das iſt eine ſich nie verändernde Uhr, eine Art von Perpetuum mobile mit einem Azimuth-Compaß. (Ein arabiſcher Ausdruck, worunter man das Maaß des Winkels, welchen der Scheitelkreis eines Sternes mit dem Mittagskreiſe macht, verſteht.) Welcher nach ſeiner Ausſage zu dem Schiff Bounty gehöre. Den Zeitmeſſer hat mir der Gouverneur von der Inſel Juan Fernandez, (dieſelbe Inſel, welche durch die Abentheuer des Robinſon Cruſoe bekannt geworden), nach einem ſechswöchentlichen Beſitze deſſelben abgenommen, den Compaß beſſerte ich aus, und brachte ihn auf mein Schiff, um ihn auf meiner Rückreiſe, ſeit dem mir ein Inſtrumentenmacher in Boſton eine neue Windroſe dazu verfertigt hatte, zu gebrauchen. Ich überſende ihn Ew. mit der Hoffnung, daß Sie ihn, wegen des dazu gehörenden Vorfalls, wohlwollend annehmen werden.

Mayhew Folger.

Faſt zu gleicher Zeit gingen noch andere Nachrichten von dieſem intereſſanten neuen Volke, durch den Vizeadmiral Discon ein, die er dem Herrn Thomas Stains, auf dem engliſchen Schiffe Briton, in einem Briefe gab, wovon ich hier die Abſchrift mittheile:

Briton, Valvaraiſo,
den 18. Oktober 1814.

Mein Herr,

Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß ich auf meiner Reiſe von den Marqueſas-Inſeln in dem hier genannten Hafen, am Morgen des 17. September auf einer Inſel landete, die ſich weder auf der Charte der Admiralität, noch auf andern angemerkt befindet.

Ich verweilte bis zum Anbruch des Tages, und ging dann näher, um mich zu überzeugen, ob ſie bewohnt wäre oder nicht, welches erſtere ich auch ſogleich entdeckte, und zu meinem großen Erſtaunen fand, daß jeder einzelne Bewohner derſelben, (40 an der Zahl) gut Engliſch ſprach. Sie zeigten an, daß ſie die Nachkommen von dem verführten Schiffsvolke des Bounty waren, welches von Otaheite gekommen, und dann verbrannt worden ſey. Aus allem, was ſie mir erzählten, ging hervor, daß Chriſtian, der Hauptanführer, nur die einzige Urſache der Empörung auf dem Schiffe geweſen war. Ein ehrwürdiger Greis, Namens Johann Adams, ſo hieß er eigentlich unter dem Schiffsvolke des Bounty nicht; ſondern hat wahrſcheinlich aus Furch ſeinen wirklichen Namen Alexander Smith, verändert, war noch der einzige übrige Engländer von denen, welche von Otaheite auf dieſer Inſel gekommen waren. Deſſen exemplariſches Betragen, und die väterliche Sorgfalt für alle Mitglieder dieſe kleine Colonie verdiente alle Achtung und Bewunderung. Die fromme Art, auf welche alle Eingeborenen der Inſel erzogen waren, der ächte religiöſe Sinn, welchen der ehrwürdige

dige Greis den jungen Gemüthern einzuflößen gewußt, hat ihm über alle zu einem ſo hohen Anſehn erhoben, daß ſie ihn als ihren Vater, oder das Haupt einer Familie (Patriarchen), verehren.

Ein Sohn von Chriſtian, der ſich Donnerſtag Oktober Chriſtian nennt, und gegenwärtig ein Alter von 25 Jahren hat, war der Erſtgeborne auf dieſer Inſel.

Sein Vater ward von einem Otaheitiſchen Manne, drei oder vier Jahr nach Ankunft auf Pitcairn, aus Eiferſucht umgebracht. Es waren nämlich 6 Otaheitiſche Männer und 12 Frauen mit ihnen abgeſegelt u. ſ. w.

Unſtreitig iſt dieſes Eiland die ſogenannte Pitcairn-Inſel, wiewohl ſie in den Seecharten unrichtig aufgezeichnet iſt. Die Sonne ſtand im Meridian, und gab eine Breite von 25° Süd, und eine Länge von 130° 25 Weſt, nach dem Zeitmeſſer des Briton und Tagus.

Die Inſel iſt mit Yams, Piſang, Schweinen, Ziegen und Geflügel reichlich verſehen, hat aber keinen Hafen zur Sicherung der Schiffe.

Da die Einwohner dieſer Inſel ſowohl die otaheitiſche als auch die engliſche Sprache verſtehn, ſo ſcheint mir dieſer Umſtand vorzüglich die Aufmerkſamkeit jener Geſellſchaft würdig zu ſeyn, die ſich mit der Fortpflanzung der chriſtlichen Religion beſchäftiget. Während der ganzen Zeit des Aufenthalts dieſer Inſulaner auf Pitcairn, ſind ſie nur mit einem einzigen anweſenden Schiffe, das aus Boston, geführt vom Kapitän Mayhew Folger, kam, in Berührung geweſen.

Dieſe Inſel iſt eine vollkommene, unzugängliche Felſenburg, und die Landung mit Booten durchaus

ſehr ſchwierig, jedoch kann man ſich ihr mit einem Schiffe auf eine kurze Entfernung nähern.

Gezeichnet F. Staines.

Man hat uns noch einige Umſtände von dieſer ſeltſamen Menſchengeſellſchaft mitgetheilt, die ohne Zweifel unſern Leſern eben ſo intereſſant ſeyn dürfte, als ſie es für uns ſelbſt ſind.

Da die wahre Lage dieſer Inſel ſo weit von jener, in den Seecharten gezeichnet, entfernt gefunden worden iſt, und da die engliſchen Schiffskapitäne, des Briton und Tagus ſie immer für unbevölkert hielten, ſo waren ſie nicht überraſcht, als wir uns der Küſte näherten, regelmäßige Anpflanzungen, Hütten oder Häuſer noch feiner gebaut, als ſie gewöhnlich auf den Marqueſas-Inſeln gefunden werden, zu entdecken. Als ſie noch eine halbe Meile von den Küſten entfernt waren, bemerkten ſie einige Eingeboene, die auf den Schultern ihre Kähne trugen, damit durch die Meereswogen, die an den Felſen brachen, drangen, und nach den Schiffen hinruderten.

Gränzenlos aber war ihr Erſtaunen, als einer von den Inſulanern in Engliſcher Sprach rief: „Won't you heave us a rope, now?" (Wollen Sie uns nicht ein Tau zuwerfen?) —

Der erſte Mann, welcher an den Bord des Britons ſtieg, zeigte ſogleich an, wer ſie wären.

Ich heiße, ſagte er, Donnerſtag Oktober Chriſtian und bin der Erſtgeborne auf dieſer Inſel.

Er war damals 25 Jahr alt, und ein hübſcher junger Mann, ungefähr 6 Fuß hoch, und hatte dunkelſchwarzes Haar, ein freies, offenes, intereſſantes, braunfarbiges Geſicht, ohne jene kupferfarbige Miſchung, wel-

che den Inſelnbewohnern des ſtillen Meeres eigen iſt. Seine einzige Bekleidung beſtand in einem um die Lenden gegürteten Stück Tuch und einem mit ſchwarzen einheimiſchen Hühnerfedern gezierten Strohhute. Es freute uns, ſagte der Kapitän P'pon, in dem wohlwollenden Angeſichte des jungen Mannes, bei vieler guter Laune alle Spuren eines ehrbaren engliſchen Geſichts zu finden. Es war mir unmöglich, fuhr er fort, dieſe intereſſante Perſon ohne Gefühl von Zärtlichkeit und Mitleiden zu betrachten. Sein Geſellſchafter, ein feiner ſiebenzehn- oder achtzehnjähriger Jüngling, hieß George Young.

Noch größer war des Kapitäns Erſtaunen, als er ihre erſte Begrüßung auf engliſch hörte, und dieſe Ueberraſchung und das Intereſſe nahm nicht wenig zu, als nach ihrer Einführung in die Cajüte von Thomas Staines, wo er ihnen etwas zu eſſen vorſetzte, einer von ihnen vom Sitze aufſtand, in andächtiger Stellung die Hände faltete, deutlich und auf eine gefällige Art und in anſtändigem Tone ſagte: „Mache uns o Gott dankbar für das, was wir von dir empfangen werden!"

Eine große Verwunderung drückten ſie beim Anblick einer Kuh, die ſie am Bord des Briton fanden, aus, und ſchienen ſie zweifelhaft zu ſeyn, ob dieſes Thier eine große Ziege, oder eine gehörnte Sau wäre.

Die beiden Schiffskapitäne begleiteten dieſe jungen Leute ans Ufer, und kamen nicht ohne Schwierigkeit und von den Wellen wohl durchnäßt, unter Beiſtand ihrer Führer ans Land, wo ihnen ein Mann zwiſchen 50 und 60 Jahr alt, Namens Johann Adam, entgegen kam, der ſie in ſein Haus führte. Ihn begleitete ſeine, von Alter blind gewordene, Frau.

Anfänglich war er ein wenig betroffen, indem er

glaubte, daß dieſer Beſuch ſeiner Verhaftung gelte, als man ihm aber verſicherte, daß man von ſeinem Daſeyn in England nichts wiſſe, ſo verſchwand ſeine Verlegenheit. Nachdem ſich die Inſulaner von dem friedlichen Beſuche überzeugt hatten, so war die Freude des armen Volkes, welche ſie über die Gegenwart derer äußerten die ſie als ihre Landsleute anſahen, unbeſchreiblich. Man ſetzte ihnen Yams, Cokusnüſſe und andere Früchte nebſt ſchönen friſchen Eiern vor. Der ehrwürdige Greis wollte ſeinen Gäſten ein Schwein ſchlachten, aber die Zeit wollte es ihnen nicht erlauben, dem beabſichtigten Feſte beizuwohnen.

Dieſe intereſſante Colonie beſtand jetzt aus einem, meiſtenstheils erwachſenen und jungen Volke von 46 Perſonen, eine Anzahl Kinder ungerechnet. Alle junge auf der Inſel geborne Männer hatten ein kräftiges Anſehn und die ſchönſte Geſtalt, ihr offnes und gefälliges Geſicht ſprach ein wohlwollendes und gutgeartetes Herz aus; die jungen Frauen aber erregten unſere vorzüglichſte Bewunderung. Sie waren ſchlank, ſtark und ſchön geſtaltet, ihr Angeſicht ſtrahlte vom Lächeln und einer ungeſtörten guten Laune, aber mit einem Grade von Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit, daß er der tugendhafteſten Nation auf der Erde Ehre gemacht haben würde; ihre Zähne, wie Elfenbein, waren regelmäßig und ohne die geringſte Ausnahme ſchön, alle aber hatten, ſowohl Männer als Frauen, eine ausgezeichnet engliſche Geſichtsbildung. Die Kleidung der jungen Fräuleins beſtand in einem Stück Leinwand, das von den Hüften bis über die Knie reichte, und überhaupt in einer Art von Mantel, welcher loſe über die Schultern bis an die Knöchel herabhing; dieſe Bedeckung ſchien jedoch nur ein Schutz gegen die Sonne und das Wetter zu ſeyn, indem ſie dieſelbe öfters bei Seite leg-

ten, und dann erſchienen ſie mit dem obern Theil ihres Körpers ganz entblößt. Es iſt nicht möglich, daß man ſich ſchönere Geſtalten, als dieſe, vorſtellen kann. Oft flechten ſie Hauben oder Mützen zur Kopfbedeckung, auf die geſchmackvollſte Art, um ihr Geſicht gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen; und ungeachtet ſie, nach des Kapitän Pipons Bemerkung, allein nur von ihren Otaheitiſchen Müttern darin unterrichtet werden, ſo würden ſich doch unſere Londner Putzmacherinnen, über die Einfachheit und den eleganten Geſchmack dieſer unbelehrten Fräuleins gar ſehr freuen. Ihre angeborene Beſcheidenheit unterſtützt durch einen eigenthümlichen Sinn für Religion und Sittlichkeit, welcher ihren jungen Gemüthern durch Adams eingeflößt war, hat dieſes intereſſante Völkchen bis jetzt vollkommen keuſch und entfernt von allen Ausſchweifungen erhalten. Adams verſicherte ſeinen Gäſten, daß, ſeit Chriſtians Tode, nie ein einziger Fall von einer jungen unkeuſchen Frauensperſon, noch der geringſte Verſuch zur Verführung von einem Manne auf der Inſel, vorgefallen wäre. In ihrer Jugend beſchäftigen ſie ſich mit der Kultur ihres Landes, und wenn ſie eine hinreichende Menge von Grund und Boden beſitzen, um eine Familie zu ernähren, dann iſt es ihnen erlaubt zu heirathen, aber immer mit Adam's Zuſtimmung der ſie alsdann auf eine eigene von ihm erfundene Ceremonie ehelich verbindet. In dieſem kleinen Social-Vereine herrſcht die vollkommenſte Harmonie, alle ihre Streitigkeiten waren, wie ſie ſich ausdrücken, Mundſtreite. In ihrem Handel, welcher im Austauſch verſchiedener Artikel für wechſelſeitige Bequemlichkeiten beſtehet, ſind ſie aufrichtig. Ihre Wohnungen ſind auſſerordentlich nett, das kleine Dorf von Pitcairn bildet ein ſchönes Viereck. Das obere Ende der Häuſer iſt von dem Patriarchen Adam und ſeiner Familie,

die aus deſſen blinder Frau und drei Töchtern, von 15 bis 18 Jahren, und einem Knaben von 11 Jahren beſteht, nebſt einer Stieftochter und deren Mann, bewohnt. Auf der entgegengeſetzten Seite befindet ſich die Wohnung des Donnerſtag Oktober *) Chriſtian; und in der Mitte iſt eine ebene grüne Wildbahn, in welcher das Geflügel frei umher geht, von einem Zaune gegen die vierfüßigen Thiere eingefriedet. Dieß alles ſieht man deutlich, iſt nach einem feſten Plane unternommen, ganz dem unähnlich, was man auf andern Inſeln ſieht. In ihren Häuſern beſitzen ſie gutentheils anſtändige Hausgeräthe, die aus Betten und Bettſtellen, nebſt Decken beſtehn; auch haben ſie Tiſche und breite Kaſten, worin ſie ihre Sachen von Werth und Kleidern, die aus einer gewiſſen Baumrinde gemacht, und von den alten Otaheitiſchen Frauen zubereitet werden, aufbewahren. **). Adams Haus beſteht aus zwei Zimmern, deren Fenſtern zur Nachtzeit mit Fenſterladen verſchloſſen werden. Die jungen Mädchen müſſen ſich, ſo wie ihre Brüder, unter der Direktion ihres Vaters Adam mit dem Anbau des Landes beſchäftigen, welches Kokusnüſſe, Banannen, den Brodfruchtbaum, Yams, ſüße Kartoffeln und Turnips oder große Rüben hervorbringt. Auch haben ſie eine Menge Schweine und Ziegen, die beiden einzigen

*) Dieſe beiden Namen erhielt Chriſtian von ſeinem Geburtstage, indem er an einem Donnerſtage, im Monat Oktober, geboren ward.

**) Dieß iſt das bekannte aus Baumbaſt gefilzte Zeug, mit welchen die Otaheiten den Kapitän Cook beſchenkten, von welchem Zeuge auch Forſter einen Antheil erhielt, der mir, als ich ein Reiſecollegium bei ihm hörte, einige Stücken davon mittheilte.

der Ueberſetzer.

SOCIETÄT

Säugethierarten, welche ſie bei Beſitznahme der Inſel mitbrachten, und in den Wäldern giebt es eine Art wildgewordner Schweine. Die Küſten der Inſel ſind mit vielen guten Fiſcharten verſehen. Ihre Ackergeräthe verfertigen ſie ſich ſelbſt. Aus dem auf dem Bounty befindlichen Eiſen, machen ſie mit vieler Mühe Spaten, Beile, Brecheiſen u. ſ. w. Dieß war aber nicht alles; der gute Greis hielt ein regelmäßiges Tagebuch, in welchem die Art und Menge der Arbeit, die jede Familie geleiſtet hatte, bemerkt war, desgleichen, was jeder dafür erhalten hatte, oder was er ihnen noch ſchuldig war. Außer dem Privateigenthume, ſchien es, hatten ſie einen allgemeinen Niederlagsort, aus welchem verſchiedene Artikel, auf Rechnung einzelner Mitglieder der Commune, ausgegeben wurden. Auch gab es für gemeinſchaftliche Bequemlichkeiten Austauſchungen von Bedürfniſſen gegen andere Dinge, als Salz für friſche Lebensmittel, Gemüſe und Früchte für Geflügel und Fiſche u. ſ. w.

Sind endlich die Vorräthe von Lebensmitteln für eine Familie erſchöpft, ſo wird dieſelbe aus dem gemeinſchaftlichen Magazine unterſtützt, welches dann, wenn ſich dieſe Familie in günſtigern Umſtänden befindet, zurückgezahlt werden muß. Dieß alles war ſorgfältig in Adams Tagebuch angemerkt. Die größte Freude aber machte den Beſuchern der Inſel die einfache und natürliche Art, mit welcher ſie dem Allmächtigen für den mannigfaltigen Seegen, deſſen ſie ſich erfreuten, ihren Dank brachten. Sie verfehlten niemals vor und nach der Mahlzeit, und beim Sonnenaufgang ihre Gebete zu verrichten, auch wiederholten ſie oft das Vater Unſer und den Glauben.

Es war in der That ein Vergnügen, das arme Völkchen ſo geneigt zu ſehen, den Unterricht in der Mo-

ral mit ſolcher Aufmerkſamkeit zu befolgen, an die Eigenſchaften Gottes zu glauben, und ihr Vertrauen auf die göttliche Güte zu ſetzen.

Der Tag, an welchem die beiden Kapitäne landeten, war Sonnabends den 17. September; nach Adams Rechnung aber war es ſchon Sonntags den 18., an welchen ſie jetzt ihren Ruhe- und Bettag hielten.

Dieſe Verſchiedenheit kam von der Fahrt des Bounty-Schiffes her, welches auf ſeiner Seereiſe von Oſten bis hierher gekommen war. Unſre Fregatte war aber nach Weſten hingeſegelt. Ein Schiff, das ſeinen Weg von Europa nach der Inſel Pitcairn um das Vorgebirge der guten Hoffnung nimmt, wird ſie immer einen Tag ſpäter finden, und dasjenige Schiff, welches um das Cap Horn ſteuert, kommt um einen Tag früher hin, wie dieß den Kapitänen Folger, Staines und Pipon wiederfahren iſt.

Der Beſuch des Topas, eines oben erwähnten amerikaniſchen Schiffes, war in Adams Tagebuche als ein merkwürdiger Vorfall aufgezeichnet. Das erſte Schiff, welches von dieſer Inſel wahrgenommen ward, erſchien ihnen am 27. Dezember 1795. Da es ſich aber nicht dem Lande näherte, ſo konnten ſie nicht unterſcheiden, zu welcher Nation es gehörte. Ein zweites ließ ſich einige Zeit nachher ſehen, machte aber keinen Verſuch mit ihnen in Verbindung zu treten. Ein drittes kam ſo nahe, daß ſie die Eingeborenen und ihre Wohnungen ſehen konnten, wollten aber nicht verſuchen nur ein Boot ans Ufer zu ſenden. Der gute Greis Adams war bekümmert, zu wiſſen, was ſich in der alten Welt zutrüge, und wir hatten Mittel genug, ſeine Neugierde mit einigen Monatsſchriften und neuern Bekanntmachungen zu befriedigen. Seine Büchersammlung beſtand in den Büchern, welche dem Admiral Bligh gehört hat-

ten, die Fremden hatten aber nicht Zeit, ſie zu unterſuchen. Wir erkundigten uns vorzüglich nach Fletcher Chriſtian. Dieſer unglückliche junge Mann ſchien nach ſeiner übereilten unüberlegten That, die er begangen hatte, nie mehr glücklich zu ſeyn, er war unfreundlich und mürriſch, und verhielt ſich in dem Betragen gegen ſeine Mitſchuldigen eben ſo, wie ihr voriger Befehlshaber, über den ſie ſo heftige Klagen geführt hatten. Da nun ſeine Erwartungen auf Otaheite und den Freundſchafts-Inſeln fehlſchlugen, und er eine ſehr wahrſcheinliche Entdeckung ſeines Verbrechens fürchtete, wenn etwa engliſche Seereiſende landeten, und er von denen, die ſich von ihm getrennt hatten, verrathen werden möchte, ſo überließ ſich dieſer junge verführte Mann nebſt ſeinen übrigen Genoſſen, dem Schickſale auf dem Meere, um vielleicht auf eine wüſte Inſel geworfen zu werden, und dieſer Zufall erfolgte auch wirklich, auf der Inſel Pitcairn. Da er keinen Meeresgrund zum Ankern fand, ſo ſteuerte er mit dem Schiffe gerade auf den Felſen zu, nahm mit ſeinen Gefährten das lebendige Vieh und andere aus Otaheite mitgebrachten Sachen heraus, und zündete es an, damit auch keine Spur von Inſelbewohnern übrig bleiben ſollte, und ihm, ſo wie allen ſeinen Begleitern die Hoffnung zur Rettung genommen würde. *) Seine eigene Landsleute, ſo wie auch die Otaheiter, waren mit ſeinem unterdrückendem und tyranniſchen Verfahren ſehr bald unzufrieden; ſie theilten ſich in verſchiedene Partheien und lebten täglich in Zank und Streit, der ſich

*) Zu dieſer Maaßregel verleitete ihn die Furcht und Bangigkeit — scandit aeratus vitiosa naves cura — Hor. l. 2. Od 16.

oft mit Schlägereien und Mordthaten endete. Seine otaheitiſche Frau ſtarb noch vor Ablauf des erſten Jahres nach dieſer Landung, worauf er eine andere Frau, die einem otaheitiſchen Manne gehörte, nachlief, der, um ſich zu rächen, eine Gelegenheit abwartete, und den Fletſcher Chriſtian bei ſeiner Feldarbeit erſchoß. Dieß war das Ende eines elenden Daſeyns von einem verführten jungen Mann, dem es weder an Kraft, Talenten, noch an Verbindungen fehlte, um ſich in ſeinem Dienſte hervorzuthun, und der ſich Ehre erworben hätte. Johann Adams erklärte ganz natürlich ſeinen Abſcheu gegen jenes Verbrechen, in welches auch er verwickelt geweſen war, und ſagte: daß er damals in ſeiner Hangematte krank geweſen wäre; dieß war aber, wie wir erfuhren, nicht der Fall, jedoch hatte er an dieſer Rebellion keinen beſondern Antheil genommen. Er zeigte übrigens viele Neigung, ſich ſelbſt auszuliefern, und mit nach England zu gehen; in der That war er ſehr begierig, ſein Vaterland wieder zu ſehen. Bei dieſer Aeußerung traten aber die jungen Männer und Frauen um ihn her, und baten mit Thränen, daß man ihnen doch ihren Vater und Beſchützer nicht wegnehmen möchte, indem ſie ohne ihn alle umkommen müßten. Es würde auch die größte Unmenſchlichkeit geweſen ſeyn, ihn von der Inſel zu entfernen, und es iſt leicht zu begreifen, daß Herr Thomas Staines ihree Bitte mit Vergnügen erfüllte, und ohne Zweifel eben ſo wie wir dachte, daß, wenn er auch einer der Strafwürdigſten wäre, ſo hälte doch ſeine Sorgfalt, und der gute Erfolg, mit welchem er den Gemüthern der jungen und intereſſanten Geſellſchaft die Religion und moraliſchen Grundſätze einflößte, in einem großen Grade ſein Verbrechen gemildert, und faſt vertilgt.

Die Inſel Pitcairn iſt ungefähr 6 Meilen lang

und 3 Meilen breit, voller Waldungen, und hat einen fruchtbaren Boden, der unter dem 25. Grade *) ſüdlicher Breite liegt, und in der Mitte auf einer ſo ausgedehnte Meeresfläche, wo der Himmelsſtrich ſehr ſchön ſeyn muß. Sie iſt auf eine bewundernswürdige Art der Aufnahme aller Pflanzenprodukte des bewohnten Erdballs empfänglich. So klein auch die Inſel ſcheinen mag, ſo iſt doch kein Zweifel, daß ſie viele Einwohner ernähren kann; und da der gegenwärtige Stamm ſo gut iſt, ſo glauben wir, man werde ſie nicht vernachläßigen.

Mit der Zeit muß auch der Patriarch Adams von hinnen gehen, und da wäre es, unſrer Meinung nach, ſehr zu wünſchen, daß die brittiſche Nation für dieſen Zufall im Voraus bedacht nähme, und nicht einen unwiſſenden und trägen Miſſionär, ſondern einen eifrigen und verſtändigen Lehrer, und einige Perſonen abſenden möchte, welche geſchickt genug wären, in verſchiedenen Handwerken und Profeſſionen Unterricht zu geben. Etwas ſind wir für dieſes ſchuldloſe und intereſſante Völkchen zu thun verbunden.

Folgende Artikel ſcheinen ihnen nach der Empfehlung des Kapitän Pipon beſonders nothwendig zu ſeyn: Küchen- und Ackergeräthe, türkiſcher Weizen, Orangenbäume aus Valparaiſo, deren Früchte in warmen Ländern ſehr erquickend und angenehm, in den Inſeln des ſtillen Meeres aber unbekannt ſind; ferner die Wurzel

*) Wenn man das Klima dieſe Inſel mit den Inſeln und Ländern von gleichem Grade, nördlicher Breite, vergleichen kann, ſo wird es den Himmelsſtrich der Capoverdiſchen Inſeln, von Nordafrika, Südarabien und Nord-Oſtindien, folglich von einer ſehr warmen Beſchaffenheit, haben.

des Ueberfluſſes, nicht der Armuth, (wie ſie ein elender Scribler zu nennen pflegt) die Kartoffel. Desgleichen Bibeln und Gebetbücher, und eine ſchickliche Auswahl von andern Büchern, nebſt Papier und andern Schreibmaterialien. Die Beſuchenden verſahen ſie mit einigen Werkzeugen, Keſſeln und andern Artikeln, ſo viel die hohe Brandung ans Land zu bringen erlauben wollte. Es fehlte ihnen allerdings noch an manchen, zum behaglichen und bequemen Leben, erforderlichen Sachen.

Da durch die Nachkommen dieſes Völkchens die otaheitiſche Sprache erhalten werden kann, welche die gegenwärtige Generation fließend ſpricht, ſo könnte dieſes zur Civiliſirung für eine Menge des auf den unzählbaren Inſeln im großen ſtillen Meere zerſtreuten, ſchönen Volkes, ſeyn. Wir fügen nur noch hinzu, daß die Pitcairn-Inſel, dergeſtalt von der Natur befeſtigt zu ſeyn ſcheint, daß ſie jedem eindringenden Feinde eine unüberwindliche Barriere entgegen ſetzt. Es giebt wahrſcheinlich keinen Landungsort auf dieſer Inſel, in welchem ein Boot mit Sicherheit einlaufen könnte, und vielleicht nur einen einzigen Ort, wo die Landung möglich iſt. Ein unaufhörliches Anſtrömen und Anſchwellen des Ozeans umbrauſet die Inſel von allen Seiten, und die Wogen brechen ſich ſchäumend an ihren ehernen Ufern und ſchroffen Felſenriffen.

O glückliches Volk! glücklich in deinem abgeſchiedenen Staate! Möge nie ein civiliſirter Barbar deine friedlichen Hütten zerſtören. Möge nie ein alter Wüſtling dir, um ſeinen unreinen Lüſten zu fröhnen, die Unſchuld und Einfalt rauben, die dein gegenwärtig glückliches Leben verſchönert.

D.

III.

Die Reichs-Aſſignations-Bank von Rußland.

Die Kaiſerin Katharina II. ſtiftete ſie 1768 (den 29. Dezember beim Ausbruch des damaligen Krieges gegen die Türken). Ihre erſte Emiſſion beſtand aus 40 Millionen Rubel, und ihre Aſſignationen enthielten und enthalten noch die Beſtimmung, daß ſie dem Ueberbringer den Nennwerth derſelben in curanter Münze des Reichs auszahlen werde. Darunter kann man ſowohl Gold und Silber als Kupfer verſtehen, auch wurden anfangs die Aſſignationen gegen alle Arten der damals umlaufenden Münze von Jedermann für voll angenommen; ſpäterhin indeſſen und ſeitdem immer, erhielt man nur Kupfergeld, doch von Jedermann in vollem Betrage, weil ſie die Bank eben ſo bezahlte, und dieſes Metall ſcheint auch, da ſich das kaiſerliche Manifeſt nur unbeſtimmt über den eigentlichen Bankfond äußerte, von der Regierung von jeher, als die Grundlage ihrer Operationen dabei betrachtet worden zu ſeyn.

Dieſe Grundlage kann einer Seits als ſchwankend, anderer Seits aber auch als eine der ſolideren angeſehen werden, die es bei der Individualität des ruſſiſchen

Staats, Staatspapiere, welche geeignet gemacht werden ſollten, eine umlaufende Landesmünze zu bilden, zu geben wären. Schwankend, weil Kupfergeld eigentlich nur Scheidemünze iſt, und gegen Gold und Silber, als wonach ſich alle Geldgeſchäfte richten, einen unveränderlichen Preis hat; ſolide hingegen, weil die Regierung, ohne auf die Länge ſchwierige Verſprechungen einzugehen, ſich durch dieſe Einrichtung, theils durch die materiellen Schwierigkeiten, die mit der Auszeichnung und dem beſtändigen Gebrauch des unbehülflichen Kupfergeldes verbunden ſind, theils durch das ſtrenge Verbot ſeiner Ausfuhr und ſeiner Einſchmelzung, theils durch den Beſitz reicher Bergwerke und Vorräthe, und theils auch durch die Weitſchichtigkeit des Reichs, ſehr wohl in der Lage erhalten kann, alle nach dieſen Beſchränkuugen möglicher Weiſe zu erwartenden Forderungen der Aſſignationsbeſitzer, zu jeder Zeit und immer für voll zu befriedigen.

Wenn daher die ruſſiſchen Aſſignationen keineswegs den Nachtheilen entgangen ſind, die ein für alle Mal die Folge gar zu häufiger und ſtarker Emiſſionen des Papiergeldes werden, ſo haben ſie ſich doch immer noch, ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen und ſeit faſt einem halben Jahrhundert in einem Credit und auf einer Höhe erhalten, die das Papiergeld keines andern Staates auf dem feſten Lande Europa's behaupten konnte. Denn wenn dieſe Staaten ihr Papiergeld dem von ihnen völlig unabhängigen Courſe gänzlich überlaſſen, und zuſehen mußten, wie es von demſelben oft über die Gebühr gedrückt und verſchlechtert wurde, ſo hat in Rußland die Regierung doch immer gewiſſer Maßen das Heft in den Händen behalten; die Anſtalten, wo jedermann ſeine Aſſignationen augenblicklich völlig, wenn gleich in einer geringern Münzſorte ausbezahlt erhält, ſind beſtändig offen, und konnten die Differenzen, zwiſchen

dem wahren und dem fictiven Gelde, unter dieſen Bedingungen, ſelbſt während ſo ſtürmiſcher Zeiten, als wir ſie erlebt haben, nie in ſolchem Grade unermeßlich und unausfüllbar werden, daß das ganze Finanzſyſtem des Reichs dabei auf dem Spiele ſtand. Ja vielmehr kann man ſagen, daß die Bank-Aſſignationen ſtets in einem beſſern Werth verblieben ſind, als ſie im Verhältniß ihrer Emiſſionen hätten bleiben ſollen, und gewiß werden, um das Gleichgewicht zwiſchen ihnen und baarem Gelde, ſo weit es nöthig iſt, herzuſtellen, keine neue Anſtalten, keine außerordentlichen Aufopferungen nöthig ſeyn, da ihr Lebensprinzip, die Vergütung in offizieller Münze, nie verloren, nicht einmal jemals ausgeſetzt worden iſt.

Aus allem dieſen erhellt, daß die ruſſiſchen Aſſignationen, ihrem Weſen nach, eigentlich zwiſchen völligem Papiergeld und zwiſchen völligen Bankpapieren, mitten inne ſtehen, und daß ſie die Vorzüge beider Mittel, die Maſſe und Bequemlichkeit des Geldumlaufs zu vermehren, in hohem Grade vereinigen würden, wenn ſie ſich nicht durch die alles ergreifende Revolution in der civiliſirten Welt, die alle Staaten aus ihrem früher berechneten Gange riß, zu überwiegend auf die Seite des Papiergeldes hätten neigen müſſen.

Wir liefern hier einige Züge und Daten aus der Geſchichte dieſer merkwürdigen Anſtalt, die ihre, ſie vor allen andern auszeichnende, Stärke und Sicherheit in ihrer ſo ſehr zu allen andern Verhältniſſen des ruſſiſchen Staats genau anpaſſenden Localität gefunden hat. Sie iſt keine gar zu künſtliche Maſchine und von keiner ſchwierigen Adminiſtration; keine andere Bank löſet wohl die höchſten Aufgaben des Finanzweſens mit geringern leichter zu handhabenden Mitteln, aber auch dieſes, daß ſie ſich ganz und gar nicht in ausländiſche Negoziationen

mittelſt den Raſinitäten des Handels einläßt, und in Bezug auf ihre inländiſchen Geſchäfte, in einer unveränderlichen längſtbekannten und dem gemeinſten Mann leicht faßlichen Bahn bleibt, muß ein Großes zu ihrer Impoſanz und Glaubwürdigkeit bei dem Volke beitragen.

Die erſte Emiſſion, von 40 Millionen Rubel, wurde in den achtzehn darauf folgenden Jahren nicht wiederholt. Der Rubel Kupfermünze hatte zu Anfange dieſer Epoche, gegen den Rubel Silbermünze, einen innern Werth von nur 50 Kopeken. Nichts deſto weniger hatte der Papierrubel ſo vorzügliche Bequemlichkeiten in der Meinung der Nation, daß man ihn einem Silberrubel, mithin zweien Kupferrubeln gleich annahm; man konnte vom Anfange an die Abgaben damit entrichten, und die kaiſerlichen Kaſſen, und nach ihrem Beiſpiel die Privatperſonen, nahmen ſie auch, bei jeder Art von früher eingegangenen Verpflichtungen in Silbermünze, in vollem Werthe dieſer Münze an. Daher gab man wegen ihrer in Rußland vorzüglich zu berückſichtigenden Leichtigkeit des Transports eher ein Agio für den Papierrubel als für den Silberrubel, und bei der jährlichen ſchneller werdenden Bewegung des Geldes ſchien es bald, als wären die 40 Millionen für den Bedarf und das Verlangen des Publikums unzulänglich.

Dieß dauerte bis 1786, wo die Kaiſerin die Leihbank ſtiftete, durch welche dem Adel und den Städten gegen Hypothek auf liegende Gründe, Aſſignationen zur Verbeſſerung der Güter und Ausdehnung ſtädtiſcher Gewerbe vorgeſchoſſen werden ſollten. Der Fonds dieſer Bank war eigentlich auf 33 Millionen feſtgeſetzt, doch nahm man hiervon Anlaß, die Summe der Aſſignationen auf 100 Millionen zu bringen, auf welche das kaiſerliche Manifeſt vom 28. Juni 1786 ſich für immer zu beſchränken verſprach; allein die raſch auf einander folgen

gen

genden Kriege mit den Türken, Schweden, Polen und Perſern, machten eine reichliche Benutzung dieſer einmal vorhandenen Quellen von Revenüen nur zu wünſchenswerth, und ſo beliefen ſich bei dem im Jahr 1796 erfolgten Tode der Kaiſerin, die bereits ausgegebenen Banko-Aſſignationen, auf den Nennwerth von 157 Millionen Rubel.

Dieſe oft plötzlichen, oft für die Verbreitung im erſten Augenblick zu ſtarken Emmiſſionen, hatten nicht allein zur Folge, daß die Silbermünze allmählich aus dem durch Aſſignationen überflüſſig genährten Geldumlauf herausgezogen wurde, ſondern auch, daß das Silbergeld eben der auswärtigen Kriege wegen, im Preiſe gegen das Papiergeld ſteigen mußte. Im Jahr 1796 galt der Papierrubel nur 70½ Kopeken Silber.

Die Regierung Paul I. fing zwar damit an, daß man die Aſſignationen bei der Bank auch gegen Silber nach dem jedesmaligen Courſe einzog, aber bald, nachdem ſich durch dieſes Mittel ihr Werth nur wenig (im Jahr 1798 bis auf 79 Kopeken Silber) gehoben hatte, fand man, daß es nicht alles leiſtete, was es verſprach, und für die Folge auch zu weit führen konnte. Eine andere, weniger glücklich berechnete Finanz Operation mit einer Aushülfsbank, nahm die kaum gewonnenen Vortheile wieder weg; der italieniſche Krieg brach aus, der Handel litt manche Beſchränkung, und als der Kaiſer Paul nach einer vierjährigen Regierung ſtarb, fanden ſich 220 Millionen Rubel bei einem Courſe von 150% gegen Silber.

Seit dem hat man mit der Ausgabe neuer Aſſignationen alljährlich fortfahren müſſen. So ſehr ſich auch viele Zweige des Staatseinkommens durch die Liberalität der Regierung mehrten, ſo ſchuf doch auch dieſe Liberalität viel Neues, ſetzte vieles auf einen vollkomme-

nern Fuß, und unterſtützte auf's reichlichſte unzählich viele hervorgerufene Anſtalten. Es zeigte ſich daher am Ende immer ein Deficit, welches man nach einer nun ſchon verjährt gewordenen Gewohnheit nicht anders als durch dieſe bequeme Aushülfe decken mochte. Aber weit entfernt, daß dadurch, wie man nach den bisherigen Erſcheinungen hätte vermuthen ſollen, der Werth der Aſſignationen tiefer hätte fallen müſſen, ſtiegen ſie vielmehr bis gegen 1805, der Epoche, wo die Kriege mehr als je die Welt umfaßten, und durch jede Art von Anſtrengung und Zwang einen bis dahin unerhörten Charakter von Erſchöpfung annahmen, den vor allem Handel und Finanzen der Staaten empfanden. Im Jahr 1803 war der Rubel Papier auf 80 Kopeken Silber heraufgegangen, eine Höhe, die er ſeit 12 Jahren nicht gehabt hatte, wenn gleich die Maſſe des Papiers zu jener Zeit 247 Millionen betrug. Damals war aber auch der Handel Rußlands in der glücklichſten Lage, nicht nur der auswärtige brachte viele Millionen ein, auch im Innern war durch vielfältige, ſich nach allen Richtungen kreuzende Nachfrage, der Preis aller Produkte ſo weit geſtiegen, daß jene Maſſe von Papier nur eben für den Bedarf der Circulation hinlänglich geworden zu ſeyn, und ohne dieſelbe die Induſtrie des Landes nicht ſo ſchnell und kräftig entwickelt werden zu können ſchien.

Das Jahr 1805 mußte bald, durch das ſchon länger vorbereitete thätigere Intereſſe, das Rußland von nun an, ſo wohl von den zweckmäßigſten Anſichten, als von edlen Geſinnungen geleitet, an den Angelegenheiten Europa's nahm, und durch die mehr als jemals auswärtige Richtung, die ſeine Politik und mit ihr ſeine übrigen Staatskräfte erhielten, auch in ſeinem bisher genau auf das Innere beſchränkten Finanzſyſtem, eine entſchiedene Veränderung erzeugen.

Der ruſſiſche Staat, mit ſeiner ausgedehnten Baſis auf die übrigen europäiſchen Staaten, blieb von ihrer allmäligen Untergrabung nicht ungefährdet, er half und ſtützte, wo er helfen und ſtützen konnte; er trug ſein reichliches Theil der Leiden, die die übrigen Länder erduldeten, und noch jetzt trägt er ſchwer an den Folgen dieſer Schäden, und als ſie aufhörten, auch der Aufopferungen, die eine glücklichere aber theuer erkaufte Zeit herbeiführten. Es gab Jahre, wo für 60 bis 90 Millionen Aſſignationen ausgeworfen wurden. Im Jahre 1810 belief ſich ihre Maſſe auf 577 Millionen, und man gab den Papierrubel für 25 Kopeken Silber, d. h. zu einem Courſe von $\frac{100}{400}$ hin.

In dieſem Jahre (1810 den 2. Febeuar) erſchien ein kaiſerliches Manifeſt, durch welches die Maſſe der Aſſignationen, auf die erwähnte Summe feſtgeſetzt, als eine heilige Schuld anerkannt wurde, die ihre Hypothek in dem geſammten Vermögen des Staats hätte. Es wurde auf das beſtimmteſte verſprochen, daß ſie, die durch die Gewalt der Umſtände auf einen Belauf angewachſen wäre, die den Bedarf des Geldumlaufs überſtiege, nicht nur nicht vermehrt, ſondern daß man vielmehr Mittel ergreifen würde, die Ueberzahl ſo ſchnell als möglich einzuziehen. Wirklich wurden auch bald hierauf einige Krongüter in dieſem Sinne verkauft, eine Anleihe ausgeſchrieben, und für einige Millionen Papier verbrannt. Das Kupfergeld, welches bisher immer zu 16 Rubel pr. Pud ausgeprägt worden war, wurde nach einem früheren Projekt zu derſelben Zeit zu 24 Rubel pr. Pud geſchlagen. Allein wenn ſchon in den übrigen Staaten, wo Papiergeld im Umlauf iſt, dergleichen Maaßregeln nur augenblickliche Palliative ſind, die viel koſten, und am Ende nichts mehr hervorbringen, als nur neue Capricen des Courſes, ſo konnte man bald vorausſehen, daß ſie in

Rußland noch weniger leiſten würden; gleichſam rein ausländiſcher Natur paßten ſie nicht zu der Nationalität des ruſſiſchen Bankſyſtems, und zehnmal koſtſpieliger, als ſie im glücklichſten Fall einträglicher geweſen ſeyn würden, wurden ſie bald um ſo mehr bei Seite gelegt, als es nun zu Schutz und Trutz des Vaterlandes alles galt, und nachdem dieſes geſichert war, zahlreiche Armeen über die Gränzen zogen, wo ſie mit ruſſiſchem Gelde zehnmal theurer zehrten als daheim.

Solche großmüthige Feldzüge konnten nicht ohne Subſidien, der Bank von England ſowohl als der Bank von Rußland ſelbſt, geführt werden. Es läßt ſich bei einem auch nur oberflächlichen Blick auf die damaligen großen Ereigniſſe leicht berechnen, welche ungeheure Finanzmittel ſie erheiſchten; die Emiſſionen der Bank müſſen bald nach 1810 eben ſo ſtark geweſen ſeyn, wie in den letzteren Jahren vor dieſem Zeitpunkte; demungeachtet iſt der Cours nicht weiter in demſelben Verhältniß heruntergegangen. Sein ſchlimmſter Stand war 408 bis 410, aber ſo ſtand er auch Jahre hindurch. Dieſe Gunſt läßt ſich theils dem glücklichen Erfolge des Kampfes, theils auch dem Umſtande zuſchreiben, daß das Papiergeld über eine größere Fläche Landes verbreitet wurde. Es wurde nämlich in der Oſtſee und den polniſchen Provinzen die einzig zirculirende Landesmünze, ſtatt daß dieſe Länder, in ihren Privatgeſchäften wenigſtens, bisher Silber gebrauchen durften; das Papiergeld ging ferner mit der Armee weit außer Landes, kehrte aber auch wieder ſchnell dahin zurück, wo es allein brauchbar ſeyn konnte.

Nach dem Frieden mußte eine lange Stockung des Geldumlaufs entſtehen, er konnte nicht mehr auf die Art wie während des Kriegs Statt finden, aber auch noch nicht in der Art, wie in jenen Friedensjahren, die

dem gegenwärtigen Zeitpunkt weit genug entrückt ſind, als daß man die damaligen Geſchäfte gleich auf der Stelle wieder anfangen könnte. Der Ueberfluß des Papiergeldes häuft ſich in dieſer Zwiſchenepoche in den Handelsſtädten des Reichs, und wartet dort die allmählige Belebung des Verkehrs und der innern Induſtrie ab, wodurch dieſe gleichſam zuſammengeronnene Maſſe, wieder in die entlegeneren Theile des Reichs gepumpt werden kann. Dann, — wenn alle dieſe Theile nicht bloß mit dem ihnen zukommenden Antheile mit Gelde verſehen ſeyn, ſondern auch neue hinlängliche Kapitalien erhalten haben werden, um der Induſtrie einen raſchen Schwung zu geben, dann, — wenn ſie die Circulation des Papiergeldes wieder in die ſo lange vernachläſſigten Canäle des Innern völlig eingeleitet, und ſich bei ſo glücklichen Ausſichten neue geöffnet haben wird, dann wird man erſt beſtimmen können, ob ein wahrer Ueberfluß davon da iſt, und in welchem Verhältniß er nicht überſchritten werden darf. Berechnet man indeſſen nur vorläufig, daß 1) im Jahr 1803, 250 Millionen ungefähr bei einem Courſe von 125 $\frac{5}{8}$ gegen Silber vorhanden waren, daß 2) ſeitdem viele Abgaben erhöht und mehrere neue geſchaffen worden ſind, 3) das Papiergeld über mehrere Provinzen faſt zu $\frac{1}{3}$ ihres ganzen Verhältniſſes verbreitet worden iſt, und endlich 4) die Revenüen des Staats ſehr wohl in einem Verhältniß, wie 109 zu 150 zum Papiergeld ſtehen dürfen, ſo läßt ſich ſchließen, daß eine Maſſe von 6 bis 700 Millionen Rubel Aſſignationen gerne vom Lande getragen werden würde, wenn man ſich ſonſt nur über die leicht mögliche Furcht ihrer abermaligen Vermehrung, und ihrer dann gewiß weit fühlbarer werdenden Nachtheile, wegſetzen könnte.

Es muß nun noch geſagt werden, was es mit der Ausprägung des Kupfergeldes zu 24 Rubel ſtatt zu 16

Rubel pr. Pud für eine Bewandtniß hat. Man kann ſie wohl nicht eine Reduction der Münze nennen, denn ſie geſchah nicht eigentlich, um dadurch den Werth der Aſſignationen zu ſteigern, oder um dieſe Münze dem tiefen Stande des Papieres näher zu bringen. Was hätten ein oder zwei Millionen Rubel in Kupfermünzen über 600 Millionen Papier wohl vermocht? Es war vielmehr eine von beiden erwähnten Urſachen unabhängige Maaßregel, da ſie die Regierung nicht wegen des Kupfers als Münze, ſondern bloß wegen des Kupfers als Metall ergreifen mußte. Beim Erſcheinen der Aſſignationen 1768, war der Werth eines Pud Kupfer in Barren 8 Rubel Silber, wenn alſo 16 Rubel Kupfermünze daraus geſchlagen wurden, ſo hatte die Krone davon einen Gewinn von 100%. Seitdem aber ſtieg das rohe Kupfer in ſeinem Preiſe gegen das Silber bald mehr oder weniger, während es als Münze mit den immer ſchlechter werdenden Aſſignationen nur fallen konnte. Im Jahr 1803 z. B. galt ein Pud Kupfer in Barren 18 Rubel 40 Kopeken in Silber, während es zur Umwechſelung der Aſſignationen immer wie ſeit 1768 geprägt wurde, welches alſo zu dem Preiſe, bei der Münze ſtatt 100% Gewinn, vielmehr $13\frac{10}{100}$ Verluſt machte; aber eigentlich noch mehr, denn damals galten 100 Kopeken in Aſſignationen oder in gemünztem Kupfer nach dem Courſe 80 Kopeken Silber, aber als Waare nach dem Gewicht waren eben die 100 Kopeken Kupfer 115 Kopeken Silber werth, welches einen Unterſchied von 43% ausmacht. Späterhin, im Jahre 1810, wo der neue Münzfuß eingeführt wurde, waren dieſe Mißverhältniſſe noch auffallender. Die Krone hatte zwar bei dem Ausprägen ſchon nach dem frühern Fuß keinen eigentlichen Verluſt mehr, weil das Pud rohen Kupfers ni[illegible] [illegible]peken Silber [illegible]lt, und ihr daher

ein Gewinn als Münze von 20% blieb; doch zugleich waren damals 100 Kopeken Kupfer nach dem Courſe nur 33⅓ Kopeken Silber, und auf dem Markt hätte man für das Gewicht von 100 Kopeken Kupfermünze 83⅓ Kopeken Silber erhalten können, welches alſo einen vollen Verluſt von 150% ausmacht. Solche vortheilhafte in die Augen fallende Spekulationen mußten nur gar zu leicht die Furcht vor dem ſtrengſten Verbot der Ausfuhr oder der des Einſchmelzens überwiegen, und die Bank in Gefahr ſetzen, (nicht weil die Aſſignationen um allen Credit gekommen waren, ſondern weil das gemünzte Kupfer um 150% wohlfeiler war, als das rohe) um alle ſeine Münzſchätze zu kommen. Dieſem Uebel zu begegnen, ſuchte ſie alſo beide Arten von Kupfer in ein weniger nachtheiliges Verhältniß zu bringen, und mit Rückſicht ſowohl auf ein mögliches Steigen der Banko-Aſſignationen, und mit ihnen des gemünzten Kupfers, als auch auf ein mögliches Fallen des rohen Kupfers gegen Silber, ließ die Regierung von nun an die Kupfermünze auf den Fuß von 24 Rubel pr. Pud zu einer Zeit ausprägen, wo das rohe Kupfer 32 Rubel Aſſignationen oder 10 Rubel 6 Kopeken Silber galt. Der Münzgewinn ſtieg dadurch freilich höher, als er je geweſen war, aber der reelle Verluſt blieb noch immer beträchtlich genug. Im Jahre 1814 z. B. waren 100 Kopeken Kupfermünze nur 25 Kopeken Silber werth, aber als rohes Kupfer verkauft, wären ſie eigentlich 33¼ Kopeken Silber werth geweſen, welches daher noch immer einen Verluſt von 38% ausmacht.

IV.

Napoleon und die Pariſer

nach ſeinem Rückzuge über den Rhein bis zum Traktat von Fontainebleau.

(Eine Fortſetzung der Auszüge aus Alphonse de Beauchamp Histoire des campagnes de 1814 et 1815.)

In der ganzen kriegeriſchen Laufbahn Napoleons, von ſeinem erſten Auftreten bei der Wiedereroberung von Toulon an bis zu ſeiner Flucht über den Rhein, nach der ewigen denkwürdigen Leipziger Schlacht, ſind die Blicke der Völker niemals mehr auf ihn gerichtet geweſen als ſeit dem Augenblicke, wo die zur Rache aufgeſtandenen Völker ihn in ſeinem eigenen Reiche bekämpften. Während diejenigen, welche ſeine Eroberungsſucht, ſein Uebermuth ſchon früher mit ihm entzweiet hatte, ſeinen gänzlichen Untergang mit Ungeduld erwarteten, waren alle die, welche ſein früheres Kriegsglück (um nicht zu ſagen „ſein Genie") noch immer verblendet hielt, wenigſtens neugierig, zu erfahren, ob er ſich nicht jetzt noch mit Erfolg gegen die Uebermacht zu vertheidigen wiſſen werde. Die ruhigen Beobachter blickten

indeſſen mehr noch auf die Hauptſtadt Frankreichs, als auf ihn ſelbſt. Denn nur ſo lange die Pariſer, zu denen er ſich nach jedem Unfalle geflüchtet hatte, ihm treu blieben, durfte er hoffen, die öffentliche Meinung von ganz Frankreich für ſich zu erhalten, und in ihr die Quelle aller der Aufopferungen, welche die Behauptung ſeiner Macht, oder doch ſeines Thrones, unter ſo ſchwierigen Umſtänden erheiſchte, zu finden.

Es iſt daher eben ſo intereſſant, den Eindruck zu verfolgen, welchen ſeine Niederlagen und ſeine Erfolge in dem in der Aufſchrift genannten Zeitraume auf die Pariſer hervorbrachten, als die Mittel, deren er ſich bediente, die Bewohner der Hauptſtadt in einer ihm günſtigen Stimmung zu erhalten. Herr von Beauchamp hat darüber in ſeinem Werke die anziehendſten Nachrichten mitgetheilt, und wir hoffen den Dank unſerer Leſer zu verdienen, wenn wir dieſelben, mit einzelnen, größtentheils unbekannten, die Perſönlichkeit Buonaparte's, ſeine Reichsverwaltung und Politik charakteriſirenden Anekdoten begleitet, hier zuſammen ſtellen.

Der Verfaſſer haßt Buonaparte ſo ſehr, als nur irgend ein Deutſcher ihn haſſen kann, ohne ihm darum, wie unſere Flugblätter gethan haben, und zum Theil fortwährend thun, ſeine unläugbaren Talente abzuſprechen. *) Wir wollen daher, mit den nöthigen Abkür-

---

*) In ihrem blinden Eifer vergeſſen ſie, daß die Ehre, ihn beſiegt zu haben, um ſo geringer, die Schande, von ihm beſiegt worden zu ſeyn, um ſo größer ſeyn würde, wenn er wirklich ein ſo erbärmlicher Held geweſen wäre, als A... und Konſorten ihn darzuſtellen ſuchen.

zungen die Schilderung fortſetzen, welche der Verfaſſer von ihm und dem Zuſtande des Reichs unter ſeiner Regierung entworfen hat.

Buch 1. S. 7 u. w.

Geboren mit einem ſtörriſchen Charakter, einem unruhigen, überſpannten Kopfe, einem unbiegſamen Herzen, hatte Buonaparte, von dem Fieber des Ehrgeizes verzehrt, um ſich empor zu ſchwingen, von einem Tage der Thränen und des Jammers Vortheil zu ziehen gewußt. Sein erſter Anſpruch auf Ruhm war das Blut der Pariſer; ſeine erſte Beute Italien. Mit einem unermeßlichen Gedächtniſſe, einem unbezähmbaren Willen, einem ſichern Ueberblick in Schlachten begabt, unterwarf er ſich das Glück, welches ihm eine leichte Bahn zur Herrſchaft öffnete. Verſchwenderiſch mit der Beute des eroberten Italiens, hatte er bald in Frankreich eine Partei, verſtärkt durch den Rauſch, welche Siege, die an Wunder zu grenzen ſchienen, einer kriegeriſchen Nation einflößten. Allein hellſehende Köpfe argwöhnten ſeine geheimen Abſichten. Nicht ohne Unruhe hatte man auf den jungen Feldherrn gemerkt, welcher ſich das Anſehen gab, in ſeinem Heere „den Stamm der Tapfern" (la race de braves) zu erſchaffen, als ob Tapferkeit nicht der hervorſtechende Zug aller franzöſiſchen Heere geweſen wäre. *) Der Friede, oder vielmehr ein Waffenſtillſtand, der ebenfalls ſein Werk war, ſpannte ſeine Anſprüche noch höher. Die Häupter der Regierung,

*) Der Verfaſſer, ein eifriger Royaliſt, vergißt, um ſeiner Nation ein Kompliment zu machen, daß damals bloß der Republikanismus die Heere begeiſterte.

ſey es Furcht, ſey es Klugheit, entſchlieſſen ſich hierauf, ihn mit ſeinen tapferſten Kriegern zu entfernen, um die Geſetze der Gleichheit nach den alten Beſitzungen der Pharaonen und Ptolomäer zu bringen, — ein ehrenvolles Exil. 60,000 Franzoſen landen in Egypten. Dort iſt es, wo der Eroberer Italiens, im Namen der Freiheit und der Künſte, ſich in dem Blute der Egypter, Türken und Mameluken badet. Am Fuße der Mauern einer Stadt in Syrien, ſtoßen ſeine militäriſchen Talente auf die erſte Klippe. Bei St. Jean d'Acre gedemüthigt, ohne Flotte, ohne Hülfe, und faſt ohne Hoffnung, erfährt Buonaparte, daß Frankreich von neuem zerrüttet wird. Der Augenblick ſcheint ihm zur Ausführung ſeiner Entwürfe günſtig. Sein Heer verrathend, kommt er, als Flüchtling, ſich der unumſchränkten Gewalt zu bemächtigen, von feigen Magiſtratsperſonen unterſtützt, welche einen Gebieter ausrufen, um ſich auf die Dauer in ihren Stellen zu erhalten.

Keine Macht iſt unumſchränkter, als die eines Oberhaupts, welches an die Stelle einer Republik tritt. In ſeinen Händen findet ſich die ganze Macht des Volks, welcher es ſelbſt nicht — hatte Schranken ſetzen können, vereinigt. So Auguſt, als er die Ordnung, d. h. eine dauerhafte Knechtſchaft herſtellte; ſo Cromwell, welcher den edlen und ſtolzen Charakter der Engländer zu beſiegen hatte; ſo Buonaparte, welcher einer der Anarchie müden, aber durch Eroberungen groß gewordenen, durch Triumpfe aufgeſchwellten Nation ſich nur zu zeigen brauchte.

Erbe der Revolution, Herr von mehrern, durch geſchickte Generale geſchaffenen, Heeren, erklärte er ſich allein zum Schiedsrichter der Schickſale Frankreichs; liebkoſete er anfänglich alle Partheien; entwirft, vollführt, verfolgt ungeheure Arbeiten; reorganiſirt die Republik

und — iſt gegen ſie verſchworen; ſchmeichelt der Nation und — bereitet ihr Feſſeln.

Unter dem beſcheidenen Titel eines Conſuls verkündigt er ſich als den Wiederherſteller der Geſetze, der Religion, der Sittlichkeit. In ſeinem unſinnigen Hochmuth betrachtet er ſich als das Werkzeug der Beſchlüſſe des Himmels, und erklärt demſelben zur Knechtſchaft geſtimmten Senate, „daß er von demjenigen geſandt ſey, von welchem alles ausfließt, um auf Erden Ordnung, Gerechtigkeit und Gleichheit herzuſtellen.“ *)

So lange es ihm möglich iſt, ſeinen Ehrgeiz zu verſchweigen oder zu verſtecken, iſt kein geheiligter Name den er nicht entweih't, kein edles Gefühl, das er nicht entehrt, indem er es ſeinem Zwecke dienen läßt, keine der Menſchheit theure Hoffnung, womit er nicht ſpielt.

Kaum hat er die Zügel der Herrſchaft ergriffen, als er ſich gegen den Grafen von Frotté, Haupt der normänniſchen Royaliſten, unverſöhnlich und treulos zeigt. Grauſamer noch iſt er ſpäterhin in Rückſicht Touſſaint Louverture's, Oberbefehlshaber der Schwarzen auf St. Domingo. Der eine bezahlte, trotz des erhaltenen ſichern Geleits, Proklamationen, welche den Charakter des Uſurpators enthüllten, mit ſeinem Kopfe; der andere verſchmachtete, wie Jugurtha, vor Hunger und Elend in einem ſcheußlichen Gefängniſſe, ein

*) Eine ſolche Idee ſcheint ſelbſt nach neuern Nachrichten, welche wir ſeit ſeiner Verbannung auf Elba und St. Helena von ihm haben, in ihm herrſchend geweſen zu ſeyn.
der Ueberſetzer.

Sühnopfer der unglücklichen Unternehmung auf St. Domingo.

Der Verfaſſer erwähnt des neuen Krieges in Italien und der aus einer Niederlage, durch Liſt gegen alle Erwartung, in einen Sieg verwandelten Schlacht von Marengo, und fährt hierauf alſo fort:

Europa war verloren, wenn Buonaparte mit ſeiner unerſättlichen Herrſch- und Eroberungsſucht die Tiefe politiſcher Anſichten vereinigt hätte; allein, heftigen Leidenſchaften, beſonders dem Jähzorne Preis gegeben, kannte er in der Ausübung der unumſchrankten Gewalt bald weder Maaß noch Ziel mehr, und die Idee einer unabänderlichen Nothwendigkeit ſchien ihn blindlings zu leiten.

Es folgen Enghiens Hinrichtung und Buonapartes Kabale gegen Moreau und Pichegrü. Dann heißt es:

Er herrſcht endlich, er herrſcht: und weil er es nicht wagt, König zu ſeyn, erhebt er ſich zur Kaiſerwürde; iſt aber unter dieſem hoffärtigen Titel bloß das Triebrad (mobile) einer für das Intereſſe einer übermüthigen, grobſtolzen Adelsherrſchaft (d'une aristocratie insolente et grossière) geſchaffenen Regierung. Wenn er ſeine Dynaſtie begründet, ſo geſchieht es, um alle andere zu untergraben; denn nur durch den Umſturz Europas glaubt er über Frankreich herrſchen zu können.

Er ſchleudert zuerſt Unordnung in alle Kabinetter

und Verwirrung in alle politiſchen Verhältniſſe. Ein undurchdringlicher Schleier bedeckt alle ſeine und ſeiner Helfershelfer Ränke. Aber es giebt eine berühmte Inſel, wo die öffentliche Meinung über ſein Benehmen wacht, wo die Freiheit der Preſſe ihn vor Europa und vor den verblendeten Franzoſen anklagt. Auch fürchtet er die brittiſche Vaterlandsliebe weit mehr als das Gold und die Seemacht der Engländer. Er brannte vor Begierde nach England zu kommen und es mit Krieg zu überziehen, in der Hoffnung, dort die Keime der Wahrheit auf immer zu erſticken. —

Dieſe Eroberung, welche das Traumbild ſeines Lebens war, würde ihm die Univerſalmonarchie geſichert haben. Das feſte Land von Europa ward gerettet, weil eine Inſel, welche ihm durch ihre Sitten und Gebräuche angehört, obſchon ſie durch die Meere von demſelben getrennt iſt, ihre ganze politiſche Kraft zu bewahren wußte.

Wir übergehen Italiens Unterjochung, Oeſterreichs Erniedrigung, Preußens Verheerung, und verweilen mit dem Verfaſſer nur einen Augenblick bei den Folgen, welche der an dem verbündeten treuen Spanier verübte Verrath für Napoleon hatte.

Die Großen — ſagt der Verfaſſer — hat er herabgeſetzt; er hat den Stolz eines großherzigen Volkes verwundet, dem er ſo eben das Geheimniß ſeiner Energie gelehrt hatte. Schon hat die prophetiſche Stimme eines ſpaniſchen Staatsminiſters in den Kabinettern Europens wiedergehallt. Es hat Don Pedro Cevallos, nachdem er das verhaßte Verfahren Bonaparte's, die ſpaniſche Krone an ſich zu reißen,

entſchleiert, wie durch Eingebung gerufen: „Ja, ich wage es zu ſagen, dieſer verruchte Krieg wird zu ſeiner Beſchämung ausſchlagen; die europäiſchen Kabinetter werden endlich über ſeine verheerenden Entwürfe die Augen öffnen, und die Völker werden nur ein von dem Heile Aller gebotenes Gelübde thun, das ſeiner Vernichtung" — muthvolle Vorherſagung, die aber für die Ruhe der Welt erſt nach ſiebenjährigem Würgen und Verheeren in Erfüllung gehen ſollte.

Nachdem der Verfaſſer das abgeſchmackte Syſtem der Kontinentalſperre, und die Herabwürdigung des heiligen Vaters, mit lebhaften Farben geſchildert hat, wendet er ſich zu dem innern Zuſtande des Reichs unter Buonaparte's Herrſchaft.

Zu gleicher Zeit, wo der unrechtmäßige Inhaber der Macht der Könige, Europa in Schrecken ſetzte, erſchöpfte ſich ſein Genie, Frankreich durch einen aſiatiſchen Despotismus zu ſchänden. Schon kannte man dort nicht mehr als zwei Klaſſen von Menſchen: die, welche das ganze Gewicht der Knechtſchaft empfanden, und die, welche um ihres Vortheils willen zu bewirken ſuchten, daß man ſie erdulde. Auch war dort die Ordnung nur noch auf Angeberei und auf das Schrecken gegründet; die Kerker ſtrotzten von Staatsgefangenen; eine Art Stumpfſinn trat an die Stelle der Sicherheit in den Familien, wo ſogar das väterliche Anſehn nicht mehr geachtet wurde. Die in militäriſch organiſirte Schulen geſchleuderte Jugend wurde nur noch für das Waffenhandwerk zugeſtutzt. *) Jeder großherzige Gedanke, jede

---

*) Eine der heilloſeſten Maaßregeln Buonaparte's. Möge

edle Handlung ſchien ein Spottgefühl wider die Majeſtät des Alleinherrſchers. Die Pflicht beſtand darin, ſich ſeinen Launen hinzugeben, ihn zu lobpreiſen, alle Formeln der Schmeichelei zu erſchöpfen, die von jeder öffentlichen Handlung, von jedem Erzeugniß der Künſte unzertrennlich geworden war. Die entwürdigten Wiſſenſchaften waren nur noch ein Werkzeug des Despotismus, den ſie zum Götterbilde erhoben.

Die Politik der Regierung beruhete bloß auf Lug und Trug; (imposture et erreur;) ihr in geheimnißvolles Weſen gehülltes Oberhaupt, verkehrte mit den Franzoſen bloß durch emphatiſche Reden, und durch die niedrigen Schmeicheleien ſeiner Miniſter und ſeines Senats.

Zeitungen, Schriftwerke, mündliche Vorträge, alles entſtellte die Wahrheit, und ganz Frankreich, wie von Finſterniß umringt, wußte nicht nur nicht was in Europa, ſondern nicht einmal was in ſeinem eigenen Schooße vorging. Napoleon verwechſelte ein aufgeklärtes Jahrhundert mit den entlegenen Zeiten der Rohheit, zu denen ſeine eigenen Einrichtungen mit großen Schritten zurückführten. Was boten ſie uns dar? Einen Erhaltungsſenat, um jedes Jahr den zehnten Theil der Bevölkerung Frankreich auszuheben, um alle Ausſchweifungen der unumſchränkten Macht zu ſanktioniren; einen geſetzgebenden Körper, ſtumm wo es galt Gutes zu ſtiften, aber nicht um nach dem Gefallen des Despoten

---

uns der Himmel bewahren, von der Turnſucht der Neudeutſchen mit der Zeit nicht etwas Aehnliches ſagen zu müſſen. Die Extreme berühren ſich nur gar zu leicht.

Anm. des Setzers.

poten über das Vermögen der Bürger zu ſchalten. Zu ſeinen willkürlichen Geſetzen fügte er auch ein Konkordat mit dem erhabenen Oberhaupte der katholiſchen Religion hinzu, und es diente ihm die geiſtige Herrſchaft an ſich zu reißen.

In dieſer ſeltſamen Regierung waren alle Gewalten verſchmolzen, und nach den Kaiſern von Abyſſinien und Marocko war Napoleon der unumſchränkteſte Herrſcher auf dem ganzen Erdenraum. Wenn er zuweilen Wachſamkeit zeigte, ſo geſchah es, um die Entſcheidung der Gerichtsſtühle mit Füßen zu treten, ihre Beſchlüſſe aufheben zu laſſen; *) wenn er zuweilen den Eifer ſeiner Helfershelfer mäßigte, nur darum, weil er das Vorrecht der Uneerdrückung allein ausüben wollte (?!). Gerade als er den Franzoſen ein bürgerliches Geſetzbuch verlieh, verletzte Napoleon ſelbſt das Recht der Völker; er vervielfältigte die Verbannungen und Verhaftungsbefehle: die Blätter ſeines Geſetzbuches wurden allmählig durch miniſterielle Entſcheidungen, durch Beſchlüſſe der Gerichtshöfe und durch die widerſprechenden Auslegungen der Komentatoren zerriſſen.

Wenn er das Geſchwornen-Gericht aufrecht erhielt, ſo geſchah es neben Militär- und Privatkommiſſionen; wenn er gegen alte Privilegien loszog, nur, um deren neue zu ſchaffen; wenn er die alten Ehrennamen und Würden aus der Monarchie wieder herſtellte, nur, um über die wahre Natur ſeiner innern Verwaltung zu täuſchen.

*) Wenn der Verfaſſer in dieſem Tadel die bürgerlichen Rechtshändel mit begreift, ſo hat er Unrecht: in Anſehung dieſer hatte man ſich über Partheilichkeit und Machtſprüche nicht zu beklagen.

Gehen wir zu ſeiner innern Verwaltung über, ſo erblicken wir darin nur ein Gewebe von Widerſprüchen und Ungereimtheiten. Das ganze Räderwerk derſelben war verwickelt und gehemmt. Er hatte Aemter und Stellen vervielfacht, um Mitſchuldige zu erkaufen.

Man hatte die Staatsfinanzen auf die Grundſteuer begründet, und man hörte nicht auf die Landwirthe zu Grunde zu richten, indem man dem Lande die Ackerleute entzog, und ihnen ungeheuere Lieferungen auflegte. Wenn Napoleon Handelskammern errichtete, ſo verſtopfte er zu gleicher Zeit die Quellen des Gewerbfleißes, indem er den Franzoſen die Meere beider Hemiſphären verſchloß. Die Zuflüſſe aus dem Auslande halfen einzig und allein den Finanzen durch; der Krieg ernährte die Heere; die Lizenzen waren das ſchwache Beförderungsmittel des Seehandels.

Prunkvolle Denkmäler, wahr iſt es, erhoben ſich in der Hauptſtadt des Kaiſerreichs; weitläuftige Palläſte, Portiken, Triumphbogen, Säulen waren die Weihe blutiger Siegeszeichen; aber vergebens ſuchte man unter ſo vielen von der Hoffarth aufgeführten Bauwerken ein einziges, welches beglückende Erinnerungen erweckt hätte.

Seit das durch den Ehrgeiz eines einzigen Mannes troſtlos gewordene Europa nur ein Schlachtfeld war, verſanken die Schätze und die Bevölkerung Frankreichs in den Abgrund des Krieges. Statt 400 Millionen (Franken), welche Frankreich unter ſeinen Königen bezahlte, waren kaum 1500 Millionen für deſſen täglich neu entſtehende Bedürfniſſe hinreichend, obgleich es weder das dreifache ſeiner alten Einkünfte, noch das Doppelte an Flächeninhalt hatte. Der unmenſchliche Kodex der Konſcription nahm jährlich den zehnten Theil der männlichen Bevölkerung weg, und 80,000 junge Leute

wurden, nach dem von einem berühmten Schriftſteller und einem talent- und muthvollen Geſetzgeber *) gebrauchten bildlichen Ausdrucke, alle zwölf Monate gefällt, wie die Bäume einer in Schlägen abgetheilten Waldung. Als der Krieg eine unſelige Ausdehnung erhalten hatte, waren allmählig an drei Menſchenärndten verſchlungen. In Schwadronen ſah man, unter der Benennung von Ehrengarden, die Söhne der größten Grundeigenthümer fortziehen. Des Rechts, ſich vertreten zu laſſen, beraubt, waren ſie auf dem Wege, in den Schlachten zuerſt umzukommen, und hafteten ſo für ihre Familie als Geißel. Der Eroberer erneuere, ſagte man, die Fabel von Minotaur; man verglich ihn auch mit dem Saturn, der ſeine eigenen Kinder fraß.

Nachdem der Verfaſſer die Einverleibung eines Theils des nördlichen Deutſchlands berührt hat, kommt er auf den Kriegszug gegen Rußland, und prüft bei dieſer Gelegenheit (S. 22. ff.) das militäriſche Genie Buonaparte's.

Wenn, ſagt er, die ganze Kriegskunſt darin beſteht, mit großen Maſſen von Soldaten zu operiren, wenn unermeßliche Streitkräfte allein, durch Angriffe auf ſchwache oder ſchlecht vertheidigte Punkte, entſcheiden können, ſo hat Buonaparte in dieſer mörderiſchen Kunſt ohne Zweifel die Attilas und Gengisthane übertroffen. Italien allein war für ihn ein wahrer Schauplatz des Ruhms; ſeitdem riß ihn eine Art von Inſtinkt, zum Umſtürzen, zum Ueberfallen mit Krieg, zum Verheeren hin. Ruhig im Gewühl und Gemetzel; Herr ſeiner

*) Chateaubriand und Lainé.

ſelbſt, wie alles deſſen, was ihn umgab, liebte er bloß das grauſame Spiel des Krieges, und zwang das Glück, ungeachtet ſeines Unbeſtandes lange Zeit, ihm zu gehorchen. Allein das Kriegführen beſteht nicht bloß in den Theilen der Kunſt, welche man Strategie und Taktik nennt; vorſichtige Anordnungen, kluges Zögern, (lenteurs;) unerwartete Bewegungen, geſcheite Rückzüge, das iſt das harmoniſche Ganze des Talents, welches den Feldherrn vom erſten Range bezeichnet; er waltet über die Reiche, entſcheidet über das Schickſal der Heere, der Völker, und ſendet, wie der Jupiter Homers dem Einen Sieg, dem Andern Flucht und Tod. Verband wohl er die militäriſchen Kombinationen mit politiſchen Einſichten, er, welcher ſich der Klugheit unfähig zeigte, der alles für flüchtige Erfolge aufopferte, ohne um den Glückswechſel beſorgt zu ſeyn; der, bei Unfällen in Verwirrung gerathend (troublé) ſeine Soldaten den härteſten Entbehrungen preis gab, und ſie in, Menſchenkräfte überſteigenden, Märſchen hinopferte?

Zum erſten Range erhob er ſich keinesweges, er, deſſen wüthige Taktik die Kriegskunſt über den Haufen warf und ſie Rückſchritte machen ließ; er, deſſen Schlachten nur Schlachtbänke für Menſchen waren; deſſen militäriſcher Ruhm hinſchwand vor der Untreue des Glücks; er endlich, welcher, die weſtlichen Generationen hintereinander nach Süden und Norden treibend, ſich durch ſeine Verheerungen zu einer traurigen Unſterblichkeit verurtheilte; der, wenn er vermocht hat, ein Reich zu errichten, unfähig war, es zu behaupten und zu erhalten.

So war Buonaparte in Spanien, in Rußland, in Deuſchland, und in dieſem denkwürdigen Feldzuge, wo

er, gezwungen ſeine eigene Hauptſtadt zu vertheidigen, dieſe nicht einmal zu ſichern wußte.

Das erſte Buch ſchließt mit einem Ueberblicke des ruſſiſchen Feldzuges, und der Geſchichte des Krieges von 1813 bis zu Buonapartes Rückkehr nach Paris, nach ſeiner Flucht über den Rhein.

Zweites Buch.

Zwei Tage nach ſeiner Rückkunft nach Paris, den 11. November, hielt Napoleon bekanntlich einen außerordentlichen Staatsrath. Hiervon liefert der Verfaſſer S. 41 ff. folgende Beſchreibung.

Selbſt die Höflinge zeigten ſich ungeduldig die Stirn dieſes gedemüthigten Eroberers zu prüfen. Die Mitglieder des Staatsraths wurden vorgelaſſen. Um ſich der Verlegenheit einer erſten Zuſammenkunft zu entziehen, fährt er den Gouverneur der Bank haſtig an, und tadelte mit Bitterkeit Maaßregeln, welche in einem bedenklichen Augenblicke dieſe Stiftung gerettet und den öffentlichen Kredit geſtützt hatten. Er redete, ohne dem Gouverneur Zeit zu laſſen, ſich zu verantworten, indem er denſelben Kreis von Ideen durchläuft, die er mit den nämlichen Worten ausſprach und mit grauſam wegwerfenden Ausdrücken durchmengte.

Er hört auf zu ſprechen und die Staatsräthe begeben ſich in den Saal des Konſeils. Die Sitzung wird mit Ableſung eines Finanzdekrets eröffnet, das ohne die Sanktion des geſetzgebenden Körpers ertheilt war. Doch war dieſer auf den 2. Dezember zuſammenberufen. Es kam darauf an, die Contribution um die Hälfte zu vermehren. Das Dekret ging in der Haupt-

ſache ohne Widerſpruch durch, jedoch nach einer Erörte- rung in Nebenpunkten (discussion accessoir), während Napoleon verſchiedene widerſprechende und ſogar abge- ſchmackte Meinungen äußerte.

„Die Beſteuerung — ſagte er — hat keine Grän- zen; gemeiniglich gewährt ſie den Betrag vom fünften Theil des Einkommens, ſie kann aber nach dem Drange der Umſtände auf den vierten, auf den dritten Theil, auf die Hälfte ſteigen. Nein, die Beſteuerung hat keine Gränzen; wenn es Geſetze giebt, welche das Gegentheil ſagen, ſo ſind es ſchlecht abgefaßte Geſetze."

Nach dieſem Dekrete verließ man den Entwurf zu einem Senatuskonſulte um 300,000 Mann, die aus der ältern feierlich freigeſprochenen und erſchöpften Con- ſcription genommen werden ſollten, zur Dispoſition des Kriegsminiſters zu ſtellen. Ein dumpfes Stillſchweigen herrſcht hierauf in der Verſammlung, und die befragten Schmeichler bleiben zum erſtenmale ſtumm. Ein Mit- glied ſtotterte demungeachtet die Worte hervor: „Sire! die Wohlfarth des Reichs." Ein anderes Mitglied ta- delt in der Anführung der Beweggründe die Worte: „angefallene Gränzen." Was Napoleon hierauf erwiederte, iſt zum Theil aus öffentlichen Blättern be- kannt, und wir heben beim Verfaſſer nur folgende Stel- len aus: „Mit der vorhergehenden Aushebung und dem was mir übrig geblieben iſt, werde ich eine Million Leute haben; ich will aber völlig ausgewachſene Leute (hommes faits) und keine von jenen jungen Conſcri- birten, die Lazarethe anzufüllen oder auf den Märſchen zu ſterben. — — Ich kann nur auf die Einwohner des alten Frankreichs zählen. — Sire, ſagt ein Staatsrath, das alte Frankreich muß unſer bleiben. — Und Hol- land! — fällt Napoleon haſtig ein — Wenn ich Hol- land fahren laſſen müßte. Lieber wollte ich es dem

Meere überliefern! — Staatsräthe! Es bedarf der Anſtrengung (élan); es muß Alles marſchiren. — Sie ſind Familienväter; Sie ſind die Häupter der Nation; Ihnen kommt es zu, den Schwung zu geben. Man redet von Frieden; ich höre nur dieſes Wort: „Friede,“ während Alles von Kriegsgeſchrei wiederhallen ſollte.“

Nach dieſen in einem ungeſtümen abgebrochenen Tone ausgeſprochenen Worten, wird der Entwurf des Senatuskonſults zum Aufgebot von 300,000 Mann ohne Widerſpruch angenommen. Napoleon hebt die Sitzung auf; ſeine Höflinge und Räthe ziehen ſich, von verſchiedenen Empfindungen durchſchüttert, zurück.

Buonaparte's Gemüthsſtimmung.

S. 58. ff.

Während das Bedürfniß des Friedens in allen Herzen fühlbar wurde, und Schrecken alle Gemüther belagerte, ſchauderte dieſer Herrſcher, in heftiger Gemüthsbewegung, voll Unruhe über ſeine Zukunft, vor der Gegenwart zitternd, der Vergangenheit ſich ſchämend, vor dem Schickſale ſeiner Dynaſtie. Man hatte ihn ſeinen Sohn in ſeine Arme nehmen ſehen, und ihn mit bewegter, ſtockender Stimme ſagen hören: „Wohlan, mein Sohn, ich werde dir durch den Krieg alles zu erhalten wiſſen, was ich dir durch die Waffen erworben habe.“ Von der Höhe ſeines Ruhmes in ein Irrgewinde von Verlegenheit und Gefahren herabgeſtürzt, erinnerte Napoleon, nach dem glücklichen Ausdrucke ei-

nes politiſchen Schriftſtellers *) an Satan im Abgrunde, wie er noch in ſeinem Kopfe den Entwurf, den Himmel zu erſtürmen, umhertreibt. In ſeinem Pallaſt eingeſperrt, wie ein aſiatiſcher Monarch, ſchien er nur in den äußrrn Feierlichkeiten des Thrones Troſt zu finden; er ließ es ſich angelegen ſeyn, die Perſon eines Königs zu ſpielen, als ob es ihm geahnet hätte, daß dieſe ſchwere Rolle ihm bald entgehen werde. Führte er in ſeinem Staatsrathe den Vorſitz, ſo nahm er ein düſteres, wildes Weſen an, vorzüglich, wenn von Religion, (?) Conſcription, Abgaben, oder von Maaßregeln der höhern Polizei die Rede war; ſeine haſtige rauhe Stimme machte ſeine Schmeichler, ſeine Räthe vor Schreck erſtarrend; ſeine kurzen, befehleriſchen, unzuſammenhängenden Worte verriethen die heftige Unruhe ſeiner Seele und die Verwirrung ſeiner Begriffe; — und auf dieſem Haupte beruhete Frankreichs Schickſal!

Es folgt beim Verfaſſer, S. 59. ff., die Geſchichte der Auflöſung des geſetzgebenden Körpers, von welcher wir bloß einige Stellen mittheilen wollen.

Den 19. Dezember vereinigte man im Pallaſt des geſetzgebenden Körpers den Senat, den Staatsrath und die Großwürdenträger, um dieſem Eröffnungstage mehr Prunk und Glanz zu geben.

„Alles hat ſich" — ſprach Napoleon von ſeinem Throne herab — „gegen uns gekehrt, und ohne die

---

*) Der Verfaſſer des Tableau historique de l'Europe depuis la bataille de Leipsic jusqu' au 31. Mars 1814.

Energie und Einigkeit der Franzoſen würde Frankreich ſogar in Gefahr ſeyn."

„Nie habe ich mich vom Glück verführen laſſen; das Unglück wird mich über ſeine Schläge erhaben finden."

Dieß waren die einzigen merkwürdigen Worte jener feierlichen Rede.

Dieſe Rede ſprach er (articula) in einem ſehr unſtäten (mal assuré) Tone; die Unſicherheit ſeiner Bewegungen; die Bläſſe ſeiner Geſichtszüge; das Haſtige (précipitation) ſeines Ganges beim Eintreten in den Saal und beim Weggehen; die vermehrten Vorſichtsmaaßregeln für ſeine Sicherheit; alles zeigte ſeine Unruhe an; ſchon ſchien er jenen Körper von Volksſtellvertretern zu fürchten, jenen dem Weſen ſeiner kaiſerlichen Einſetzung nach ſtummen Körper, der aber durch die von ſeinen Mitgliedern angenommene Stellung (attitude), durch das Verſtummen ihrer Beifallsbezeugungen, bereits zeigte, daß die Verantwortlichkeit für die Uebel Frankreichs auf dem Unterdrücker der Völker laſte.

Der geſetzgebende Körper ernennt die bekannte Kommiſſion, welche aus den fünf Mitgliedern Lainé, Raynouard, Gallois, Flanguergues und Maine de Biron beſtand, und bei dem Publikum im voraus günſtige Erwartungen erregte.

Schon iſt, fährt der Verfaſſer fort, Napoleon unterrichtet, daß die Mehrheit der Deputirten entſchloſſen iſt, die Unabhängigkeit ihrer Meinungen zu bewahren; er wird beſtürzt, er geräth in Unruhe, er ſieht um ſich her nur Ränke, ſein Anſehen zu Grunde zu richten. Indeſſen übernimmt es der Miniſter des Innern, *) ſich

*) Montalivet.

der Mehrheit der Geſetzgeber zu verſichern. Wirklich ruft er ſie einzeln zu ſich, und verſchwendet an ſie Vermahnungen, Liebkoſungen und äuſſerſt verführeriſche Verſprechungen. Vergebene Mühe! die Mehrheit widerſteht den miniſteriellen Einflüſterungen (insinuationes). Zwar waren dieſe Verſuche, dieſe Schritte in Geheimniß gehüllt, aber alles begann, trotz der allgemeinen Unterdrückung, ruchbar zu werden. Nicht alle Franzoſen hatten bei dem Verfall des bürgerlichen Zuſtandes (civilisation) das Gefühl ihrer Würde verloren; die aufgeklärteſten ſchmeichelten ſich, daß, wenn endlich ein geſetzliches Gegengewicht den Eingriffen des Despotismus ein Ziel ſetzen würde, Napoleon ſich gezwungen ſehen werde, nach dem Wunſche der Nation einen Frieden zu unterzeichnen, den die leidende Menſchheit forderte. *)

Die blinde Ergebenheit des Senats verdarb Alles. Der geſetzgebende Körper wurde von Buonaparte auf die bekannte Art aufgelöſet, und zwar aus Erbitterung über deſſen ebenfalls bekannten Bericht, von welchem der Verfaſſer S. 77. mit Recht behauptet, daß er Stellen enthalte, welche würdig ſeyn, in den Jahrbüchern der Nation zu glänzen.

Den 30. Dezember fand ſich plötzlich der Sitzungsſaal geſchloſſen und von Soldaten bewacht.

Dieſer Gewaltſtreich, — fährt der Verfaſſer fort — im Schooße der Hauptſtadt ausgeführt, war dort

*) Dieſe Vorausſetzung hat bei der Rückkehr Napoleons von Elba viele wackern Franzoſen verleitet, ſich von ſeiner neuen Regierung gute Folgen zu verſprechen.

gleichſam die letzte Anſtrengung der ſterbenden Tyrannei.

Die weiſen Vorſchläge, die ehrerbietigen Vorſtellungen, welche die aufgeklärteſte, die reinſte Vaterlandsliebe der außerordentlichen Kommiſſion eingehaucht hatte, waren nun ſo eben von den Miniſtern Napoleons, und von ihm ſelbſt als ein Attentat gegen die kaiſerliche Gewalt angeſehen worden; ſo ganz waren die Diener des Thrones bis zur unterſten Stufe der Erniedrigung herabgeſunken. Die Einen hatten im geheimen Rath die Verhaftung der Mitglieder der Kommiſſion vorgeſchlagen; Andere hatten ſchleunige Maaßregeln gegen die Aufwiegler gefordert. Napoleon hatte ſich auf die Vertagung des geſetzgebenden Körpers und die Unterdrückung des gedruckten Berichts deſſelben, als einer aufrühreriſchen Schrift, beſchränkt.

So jagte Napoleon, geſetzliche Volksſtellvertreter mehr noch fürchtend, als den Krieg, im Angeſicht von Frankreich auf eine ſchimpfliche Weiſe die Deputirten fort, weil ſie es einmal gewagt hatten, mit eben ſo viel Würde als Schonung die Wahrheit zu ſagen.

Es folgt die bekannte heftige Rede vom Throne am 1. Januar 1814, in welcher die in Erfüllung gegangenen merkwürdigen Worte vorkommen: „Ihr werdet in drei Monaten Frieden haben, oder ich werde zu Grunde gehen (je périrai).

Von da an — ſagt der Verfaſſer S. 83. — konnte man urtheilen, daß das Reich in den Händen eines ſolchen Oberhaupts verloren war. Gänzlich von der Nation getrennt, und von wahrhaften Stützen entblößt, war Napoleon auf dem Wege, ſich auf die abgenutzten

Springfedern ſeiner despotiſchen Regierung eingeſchränkt zu ſehen. Sein Wollen war ungeſtüm, aber unſicher; und nachdem er unter heftigen Entſchließungen hin und hergeſchwankt hatte, ſuchte er für die Uebel des Vaterlandes verzweifelte Mittel anzuwenden. Er fertigte ſogleich nach den Militärdiviſionen des Reichs, um die Aufgebote in Maſſe (Landſturm) und andere Vertheidigungs-Mordregeln im Innern zu leiten, ſieben und zwanzig aus ſeinem Senate und dem Staatsrathe genommene außerordentliche Deputirte ab. Wollte er jene blutigen Prokonſulate erneuern, welche während den Revolutionsſtürmen, die Provinzen zur Verzweiflung gebracht hatten? Man konnte das argwöhnen und befürchten, da jene Kommiſſäre ermächtigt waren, alle Maaßregeln der höheren Polizei zu ergreifen, Befehle von verbindlicher Kraft für alle Staatsbürger zu ertheilen, jeden, der ihnen verdächtig ſcheinen würde, verhaften zu laſſen, und ihn vor Militärkommiſſionen von ihrer eignen Schöpfung zu ſtellen. Sie hatten mit einem Worte eben ſo das Recht über Leben und Tod, wie die Pro-Konſule des Nationalkonvents. Allein die unter der demokratiſchen Anarchie ſo furchtbare Waffe des Schreckens, war ſtumpf geworden in den ſchwächlichen Händen der geſchmeidigen Höflinge, die, ohne alle Energie, unter der Laſt des Goldes und einer furchtbaren Verantwortlichkeit erlagen. Wie wenig jene Kommiſſäre ausrichteten, iſt weltkundig.

Das

dritte Buch. S. 87. ff.

hebt mit dem Rheinübergange der Verbündeten an. Vom König von Preußen heißt es bei dieſer Gelegenheit: „Dieſer Fürſt, der erſte Soldat ſeines Heeres, durch ſeine Einfachheit, durch ſeine würdevolle Gemüth-

lichkeit (bicuveillance), durch das lebhafte Intereſſe, welches das Glück und die Unabhängigkeit ſeines Landes ihm einflößen, der Gegenſtand der Begeiſterung der Preußen, ſollte (alloit) von ſeinen Unterthanen die Beweiſe einer wahrhaften Liebe in ihren Anſtrengungen, ihm das Erbe des großen Friedrich zu ſichern, empfangen."

Der 13. Januar, an welchem Alexander über den Rhein ging, war der nämliche Tag, an welchem er ein Jahr zuvor über den Niemen gegangen war.

Nachdem der Verfaſſer die von beiden Seiten erlaſſenen Proklamationen mitgetheilt hat, macht er S. 114. folgende ſehr wahre, aber unter den Franzoſen von ihm wahrſcheinlich zuerſt ausgeſprochene Bemerkung.

Wenn man ſich von beiden Seiten bemühete, die öffenliche Meinung zu gewinnen, ſo geſchah es, weil die Waffen allein den Triumpf nicht verſichern konnten; denn das Geſchick des Erdkreiſes ſollte dießmal von der intellektuellen Stimmung (dispositions morales) der Völker abhängen.

Die offenſiven Bewewegungen der Verbündeten von Glückſtadt bis Chambery ſchienen, nach dem Verfaſſer, von einem Plane auszugehen, deſſen Grundregel und innerer Zuſammenhang (le principe et le concert) ſich ſogar bis an die Ufer des Adour, in Wellingtons Feldlager erſtreckte.

Die franzöſiſchen Truppen — heißt es S. 114. — waren weit entfernt, ein ſolches Ganze darzuſtellen; ſchwach an Zahl und überall auf dem Rückzuge begriffen, fehlte es ihnen an einem wechſelſeitigen Zuſammenhalte (lien) und an einem Zentralpunkte.

Ihr oberſter Befehlshaber, er, der ſie ſo oft zum Siege geführt, er, der nicht aufgehört hatte, Europa

durch ſeine ermüdende Thätigkeit zu quälen, ſah' aus dem Innern ſeines Pallaſtes dem feindlichen Einfalle in Frankreich zu; ſeine unerhörte Gleichgültigkeit (nonchalance) erregte Erſtaunen und erzeugte Unwillen. Die Schmeichler des Thrones verſicherten jedoch, daß Napoleon, in einem erhabenen Schweigen, Wunder von Thätigkeit und Wachſamkeit ausübe, überraſchender vielleicht, als ſeine glänzendſten Erfolge. Sie ſtellten die Organiſation der Pariſer Nationalgarde als einen jener groſsen Gedanken dar, welche das Vertrauen feſſeln, während man allgemein wußte, daß Napoleon der Bewaffnung der Pariſer lange Zeit widerſtrebt hatte. Sie betrachteten letztere in der That als geheime Feinde ſeiner Macht, und umſtellten die Bildung ihrer ſtädtiſchen Legionen mit kleinlichen Vorſichtsmaaßregeln.

Man ſah' ihn indeſſen, nachdem er den geſetzgebenden Körper zerſtört hatte, neue Stützen in der öffentlichen Meinung ſuchen. Er hatte ihr beſtändig getrotzt, und zum erſtenmale vielleicht bemühte er ſich, ſie wieder zu gewinnen, zwar durch argliſtige Aeußerungen, durch heuchleriſche Schritte, die aber doch auf ein leichtſinniges und leichtgläubiges Volk nur zuviel Eindruck machten.

Damals war es, daß Napoleon plötzlich das Schloß der Tuillerien verließ, und die Straßen und öffentlichen Plätze der Hauptſtadt durchritt, ohne Leibwache, aber von verkleideten Polizeiagenten und Gensd'armen umringt, welche über ſeine Perſon wachten; *) er

*) Wenn er es that, ſo war eine ſolche Sicherheitsmaaßre-

that ſich den Zwang an (il afectoit), ſich mit Leuten aus dem Volke zu unterhalten, mit vollen Händen Gold unter die gemeinen Klaſſen ausſtreuend, welche der Auswurf der Geſellſchaft ſind, und die ihn ſogar zu verſchmähen ſchienen; denn durch ſeine erheuchelte (faux) Leutſeligkeit ſchimmerte der Zwang hindurch.

S. 127. Nach dem Verfaſſer zweckten die Inſtruktionen der Emiſſäre dahin ab, die Städte dadurch, daß ſie auf die Parlementäre ſchießen ließen, zu kompromittiren. Er führt davon weiterhin das Beiſpiel von Langres an, welches ſich hernach an Gieulay auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Doch wurde die angedrohete Plünderung und Anſteckung vom Fürſten von Schwarzenberg in eine Kontribution verwandelt.

Ein Beiſpiel von der Härte der Handlanger Buonapartes, liefert der Verfaſſer S. 127. Kaum waren die Verbündeten über den Rhein gegangen, ſo fertigte Napoleon Ingenieur-Offiziere mit dem Auftrage ab, die auf allen von Oſten her nach der Hauptſtadt ſeines Reichs führende Straßen gelegenen Städte und Poſi-

---

gel wenigſtens ſehr überflüſſig. Noch nach ſeiner zweiten Abdankung ging er, ohne alle Bedeckung, ganz ſorgenlos unter den Pariſern umher. Er durfte ſich nur populär zeigen, um des unbedingten Beifalls der Pariſer verſichert zu ſeyn. Bei der letzten Beſteigung des Montmartre theilt er mit einem Schanzarbeiter deſſen Kommißbrod; zeigt einem andern, wie er die Arbeit angreifen muß; und noch den nämlichen Abend hallte an allen öffentlichen Oertern von Paris der Refrain wieder: Il faut venger la France et l'Empereur!

tionen aufzunehmen. Es kam darauf an, ſie in der Eil für eine örtliche Vertheidigung zu befeſtigen. In Troyes verſammelte ein Ingenieur-Oberſter die öffentlichen Behörden und theilte ihnen die zum Vertheidigungsplane gehörigen Arbeiten mit. Man machte ihm den Einwurf: daß man werde fünf Vorſtädte aufopfern und alles vernichten müſſen. „Wir haben deren ſchönere verbrannt," erwiederte er mit großer Kaltblütigkeit.

(Die Fortſetzung folgt)

SOCIETÄT

I. Rückblicke

I.

Rückblicke auf die neueſte politiſche Literatur.

SOCIETÄT

SOCIETÄT

Flugſchriften.

Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden, mit beſonderer Rückſicht auf Deutſchland. Von Heinrich Steffens.

Erſter Theil.

Einleitung.

Die Liebe iſt der Grundquell des Rechts, eine beſtändige Widerſacherin des Eigennutzes. Sie bringt eine tiefe waltende Geſinnung der Nation hervor, die wie eine heitere Sonne alles belebt und erhellt. So ſchwach und unſcheinbar wie ſie im Einzelnen iſt, iſt ſie dennoch Stütze des Guten, die Schärfe an dem Schwerdte der Gerechtigkeit, die Vernichtung des Haſſes, die Furcht des Böſen, die achtende ausübende Gewalt im Staate, die allmächtige Thätigkeit, die als Seele, als Gemüth, als Herz alle heitere Gedanken regiert, alle ſchönen Gefühle pflegt, alle geſunden Pulsſchläge des großen Lebens ordnet, die lenkende Vorſehung, die Offenbarung Gottes.

Erwägt man Nationen wie Individuen, iſt dann wohl zu hoffen, daß ein bleibender Rechtszuſtand unter ihnen möglich ſey? Der flache Cosmopolitismus iſt zwar in neuern Zeiten vom Nationalismus mit Recht verdrängt worden, aber es iſt nicht zu vergeſſen, daß die Vaterlandsliebe die Menſchenliebe keineswegs aufhebt, da beide in der Religion eine gemeinſchaftliche Quelle haben.

(Dieſen Satz empfehlen wir den Lehrern des Volksthums, um die Gränzen zwiſchen Volksthum Chriſten- und Menſchenthum feſtzuſtellen.)

Man kann nicht hoffen, daß die Liebe über das enge Verhältniß der Perſönlichkeit hinausgehen wird, die Nationen werden ſich ſtets wechſelſeitig zu verdrängen ſtreben, und aller Friede iſt nur Waffenſtillſtand unter ihnen.

Die Staaten beſtehen aus vielen Einzelnen, deren vielfache Inteſſen ſie aufrecht zu erhalten beſtimmt ſind. Unter dieſen Staatsmitgliedern ſind die Wenigen immer die Mächtigſten, die Mehrſten die Schwächern, und jene kennen keine Schranken als die der Gewalt.

Man kennt in der Geſchichte die Idee eines Gleichgewichts der Macht unter den Staaten, da ſolchem aber die Liebe fehlt, ſo iſt dieſe Idee Idee geblieben, und hat kein Staaten- und Völkerrecht begründet.

Die gegenwärtige Lage von Europa läßt keine Hoffnung der Auflöſung dieſes Problems zu.

Wenn wir eine weit in die Zukunft hineingreifende Hoffnung begründen wollen, ſo kann ſolches nur durch die Prüfung der Vergangenheit geſchehen. Dieſe Hoffnung einer, wenn auch nicht friedlichen, doch geordneten und heiteren Zukunft, beruht nur auf Deutſchland, und ſeine Bedeutung ſoll durch eine geſchichtliche Ueberſicht ſich dem Verſtändigen entfalten.

Die alten Germanen.

Das deutſche Volk wird als ein Urvolk dargeſtellt, deſſen Sprache den alten Grundton erhalten hat. Als alles alte Leben durch Roms Weltherrſchaft verſchlungen worden war, als zugleich mit der höchſten Sittenverderbniß, Gottes Sohn geboren worden, wären die alten Germanen mächtig geworden, und hätten in die kultivirte damalige Welt, aus der uralten Heimath, neben roher Tapferkeit tiefe Liebe und Anbetung des Göttlichen mitgebracht. Es waren die Männer aus dem Morgenlande, welche das geborne Kind des Chriſtenthums aufſuchten.

Den Germanen wurde das Richteramt über die zur Reife gediehene Zeit anvertraut, und Rom erblaßte. Das Licht des Chriſtenthums trat den Siegern mächtig entgegen, und ergriff ſie wunderbar. Alles Alte ſtürzte zuſammen, und blieb den Barbaren unbekannt. Und Rom ſah auf den Ruinen ſeiner glänzenden Vorzeit, ein neues Reich durch die Idee des Chriſtenthums erblühen. Deutſche irdiſche Stärke gründete dieſes neue weltliche Rom, deutſche Andacht und Frömmigkeit unterhielt und befeſtigte das geiſtliche.

Die Scandinavier ſind Stammverwandte der Germanen, ihre Sprachen haben eine gemeinſame Wurzel. Die älteſte germaniſche Sprachform iſt die isländiſche, ihre wunderbar fremden tiefen Töne, erinnern an die früheſten Träume des germaniſchen Stammes. Mit dieſem finſtern Hintergrunde haben ſich heitere Spuren eines ſpäteren Daſeyns verbunden. Es ſind jene alten zerſtreuten Gedichte des Nibelungenliedes ꝛc. Dieſe Gedichte und des Tazitus Darſtellung des altgermaniſchen Charakters, geben uns das Bild der Germanen in ſeiner urſprünglichen Eigenthümlichkeit, die noch nicht erlo-

ſchen iſt, und durch deren Kraft und Leben das Deutſchthum ſich erhält.

Aus der urſprünglich orientaliſchen myſtiſchen Wurzel aller geſchichtlichen Stämme der Menſchen, haben ſich drei Zweige gebildet: der, welcher in der Heimath blieb, er wurde am frühſten entwickelt, erſtarrte aber auch am frühesten. Bei ihnen hat alles das Gepräge der Allgemeinheit, der Wille Aller ſtellt ſich in dem Willen eines Herrſchers dar, nirgend iſt eine Spur perſönlicher Freiheit. So wie das Volk der Herrſcherwillführ unterworfen iſt, ſo das Weib dem Mann.

Der zweite Stamm breitete ſich nach Südweſten aus. Bei ihm (Griechen und Römer) war das Allgemeine des Staats das Urſprüngliche. Urſprünglich finden wir bei ihm Kriege und nur einen Funken perſönlicher Freiheit, der zur Flamme heranwuchs. Sie waren mit dem Staate verſchmolzen. Nicht Sklavin war das Weib, aber auch nicht frei.

Der dritte Hauptzweig zog gegen Norden und Weſten, entwickelte ſich am ſpäteſten, und entwickelt ſich noch immer. Wenn bei den Orientalen alles nach der Allgemeinheit ſtrebte, ſo geſchah bei dieſem dritten Zweig, den Germanen, grade das Gegentheil, alles ſtrebte nach Beſonderheit, Eigenthümlichkeit. Hier war perſönliche Freiheit des Mannes gegen den Staat, des Weibes gegen den Mann, urſprünglich.

Die alten Germanen finden wir zwar ſtreng, geſondert, voller Härte und Verſchloſſenheit, im ewigen Kampf, aber verborgene Liebe und tiefe Gemüthlichkeit bricht durch dieſe harte Rinde hervor.

Im Staatenverein ſtellt ſich die germaniſche Eigenthümlichkeit, durch eine freie Verbrüderung dar, unter unabhängigen Grundbeſitzern. Daher ſind denn auch ſpäter die vielen deutſchen Staaten Individuen entſtanden. Perſönliche Sicherheit mag ſie veranlaßt haben, ſie äußerte ſich durch Kampf, der einen Heerführer vorausſetzt, und mit ihm Unterwerfung und Gehorſam, er war aber nur durch Wahl zu beſtimmen. Der gewählte Herrſcher mußte den Gehorſam erwerben, durch Lohn an Land und Leuten, die pro tempore zuletzt auch wohl erblich gegeben wurden. Der Germane ſtrebte, trotz ſeiner Hingebung an einen gewählten Herrſcher, ſeine Perſönlichkeit zu erhalten, ſo wurden Allodial-Lehnsbeſitzer. Erſt frei, dann dienend, dann im Dienen frei, die Freien wurden Diener, dieſe Räthe. Selbſt Karl der Große mußte ſeinen Mannen und Lehnsträgern eine Gewalt und Anſehen einräumen, die Unterwerfung bildete daher nur einen Durchgangspunkt, um die urſprüngliche Freiheit immer wieder hervortreten zu laſſen. Sie dienten um zu herrſchen.

Die germaniſchen Leibeigenen, ſchienen der behaupteten perſönlichen Freiheit des ganzen Stammes zu widerſprechen, auch war ihre Lage ſehr hart, aber wenn der Sklave noch heute bei den Orientalen verachtet iſt, ſo wie es die Heloten und römiſchen Sklaven waren, ſo war es bei den Germanen die nothwendige Bedingung zur eigenthümlichen Sonderung. Wer ohne ſolchen Beſitz war, der wurde beſeſſen, wer nicht

herrſchen konnte, der mußte dienen. Aber ihm gebot nur ſein Herr, dem er ganz angehörte, kein anderer, auch der Staat nicht. Die Leibeigenen waren entweder Beſiegte, oder ſolche, die durch Zufall ihren Grundbeſitz verloren hatten. Jene dienten dem Sieger, dieſe dem Herrn, dem ſie zufielen. Aber das Dienen war unter allen Dienenden gleicher Art, der niedrigſte diente gleich dem mächtigſten Beſitzer, der ſich einem König ergab. Aber der Unfreie konnte frei werden, und der Freigewordene war kein römiſcher Freigelaſſener.

Freilich brachte jene ſondernde Richtung im germaniſchen Charakter viel Schlechtes, Mord, Raub und Verwirrung hervor, wovon jene Zeit voll iſt, aber dieß konnte das Gute nicht verſcheuchen, und daß etwas Göttliches ſich durchwand, es war die Idee perſönlicher Ehre. Sie war das rein Sondernde der Perſon, und wo ſich größere Vereine bildeten, der Corporation. Damit verband ſich der Stolz, die Freude an den ausgezeichneten Ahnen.

Bis auf unſere Zeit iſt das deutſche Nationalgefühl im Zweikampf vererbt worden, und die Geſetzgeber haben vergebens geſtrebt, dieſe harte Nuß heimathlicher Kraft zu zerbeißen, um den geſunden Kern in einen Brei modiſcher Empfindelei, paragraphenmäßiger Gerichtsordnung und fürſtlicher Alleinehre zu verwandeln.

Dieſes ſoll aber nicht zur Vertheidigung der, leider, in ein elendes Point d'honneur, als Praerogativ eines privilegirten Standes, verwandelten altdeutſchen Ehre, oder der alten Gottesurtheile geſagt ſeyn. Das Herrlichſte wird oft verunehrt, ſo die Ehre in der Hand der modernen Zeit, und der Geiſt des Chriſtenthums durch Bonzen.

Die allmählige ſtufenweiſe Entwickelung der Stände, bezeichnet aber die höchſt eigenthümliche germaniſche Natur.

Es laſſen ſich die erſten Spuren des Bürgerthums, im Gegenſatz des Grundbeſitzthums, kaum nachweiſen. Im Nibelungenliede werden ſchon die Bürger Worms genannt. Viele fränkiſche und deutſche Städte entſtanden aus römiſchen Munizipalititäten.

Als aus Verbrüderungen Staaten — Kaiſer und Reich, aus freien Grundbeſitzern Vaſallen entſtanden, die Herrſcher alle Allodia in Lehne, die Vaſallenlehne in Allodia zu verwandeln ſtrebten, da bildete ſich der Jahrhunderte hindurch dauernde Kampf, zwiſchen mächtigen Vaſallen und dem Reichsoberhaupt, und zwiſchen kleineren Lehnsträgern mit ihren Lehnsherrn, und aus dieſem Kampf erblühte die Freiheit der Bürger, indem Handel und Gewerbe außer Grund und Boden eine Erwerbsquelle für den Genuß wurden.

Nun ſprachen die mächtigen vereinten Vaſallen: Du ſollſt unſer Herr und Kaiſer ſeyn, aber wir ſind Herren auf unſerem Boden. Die Stände dieſer großen Vaſallen ſprachen: Du biſt unſer Fürſt, wir aber ſind frei in unſerem Beſitz. Burgemeiſter und Rath traten hervor, und erkannten den Kaiſer, die Fürſten und die Freiherren, wollten aber nach Gutdünken ihr inneres Weſen ordnen, unter ihnen regten ſich wie-

der die Zünfte, ihre Obrigkeit anerkennend, aber ihr Zunftweſen frei ordnend.

In dieſem Wirrwarr ſtreitender Intereſſen brachte das Chriſtenthum und der Glaube Ordnung.

Die Hierarchie.

Das Irrdiſche iſt nichts. Was den Germanen ſonderte, ſeine Liebe zum Eigenthümlichen, war eine Sehnſucht nach einem Höheren, Unveränderlichen, welches im Glauben ihm ſegnend entgegen trat.

Glaube iſt ewige Zuverſicht, es kommt gar nichts darauf an, was man glaubt. Ein tiefer Irrthum.

Es giebt nur einen Glauben, nur eins was geglaubt werden kann, geglaubt werden muß: das Myſterium der Verſöhnung.

Die verborgene Wurzel alles Schlechten iſt Selbſtſchuld, wir können dieſes Grundübel nicht aus eigner Kraft heilen, und doch iſt das ganze Leben hohl, wenn wir an dieſer Heilung verzweifeln. Gott iſt nur dann für uns ein Gott, wenn wir an ihn als an einen verſöhnten Gott glauben, denn die Selbſtſchuld verwandelt ihn in einen ſtrafenden. Das Chriſtenthum zeigt uns im Erlöſer den Vermittler; Menſch und Gott in einer Perſon, vereinigt er das rein Menſchliche und Göttliche.

Nur aus der Mitte des Menſchengeſchlechts, doch nicht durch irrdiſche Kraft, konnte Rettung erfolgen, und wir bedürfen eines perſönlichen Verſöhners, wie eines perſönlichen Gottes. So iſt das Chriſtenthum kein Vorzug einzelner Nationen, es iſt eine Verſöhnung des ganzen Geſchlechts. Allen Völkern iſt es aufgegangen.

Es iſt Thatſache, daß die Liebe, welche die Familien in ſich, die Treue welche ſie untereinander verband, die Ehre welche der ſondernden Kraft des Mannes eine höhere Idee gab, bei keinem Stamm ſich in den erſten rohen Anfängen, ſo rein darſtellte, wie bei den Germanen.

In den alten germaniſchen Mythen geht eine tiefe Sehnſucht der Liebe und Hingebung durch das Ganze: der Midgaardswurm umſchlang die Erde, Thor kann ihn und die Elemente bändigen, aber ihre zerſtörende Kraft nicht vertilgen. Voluspa weiſſagt den Untergang der Götter, und Baldor, das Ebenbild des Erlöſers, fällt als Opfer tückiſcher Geiſter.

Er ſtellte die verſöhnende Liebe unter den ſtreitenden Göttern dar, an ſein Daſeyn war das heitere, fröhliche Leben geknüpft, er aber vergänglich. Die Verſöhnung, die ewig ſchien, war eine Täuſchung, und als er fiel, erkannten ſich die Götter, wehklagend, wie ſie nichts wurden als kämpfende Naturkräfte, deren inneren Widerſpruch eine tiefe heiligende Sehnſucht für einen Augenblick verbergen, aber nicht heben konnte.

Durch die Geweihten, die Prieſter, bildete ſich das unſichtbare Reich, deſſen Gewalt über die Geſinnung, jedem ungläu-

bigen Geſchlecht räthſelhaft, unbegreiflich, und dem Verſtande thöricht erſcheinen muß, abermals der germaniſchen Natur gemäß höchſt perſönlich. Die Hierarchie bildete ſich allmählig mit dem Staate, und war die geheime Pflegerin aller früheren germaniſchen Größe. Je verworrener der Staat, je geordneter war die Kirche, die Concilien die urſprüngliche Form einer heiligen Vereinigung, deren Ausſprüche unerſchütterliche Geſetze des Glaubens waren. Aus ihrer Mitte erhob ſich als felſenfeſter Mittelpunkt der Pabſt, der Schlußſtein des Ganzen.

Die Klöſter bildeten ſich für diejenigen aus dem gläubigen Volke, die ihr ganzes Leben Gott und dem Gebet für Andere weihen wollten; was keine Gewalt den Grundbeſitzern hätte entreißen können, ihr unbewegliches Eigenthum, und zwar das fruchtbarſte, gaben ſie dieſen Klöſtern freiwillig hin.

Die Kirche griff in alle Verhältniſſe des Lebens ein: die Taufe muß den Gebornen erſt weihen; die Ehe wurde zum Sakrament erhoben, und war ohne prieſterlichen Segen nicht vorhanden; ohne letzte Oelung ging kein Sterbender in die Ewigkeit, und hier blieb der Geſtorbene im Fegefeuer, bis er durch Prieſtergebet daraus erlöſt wurde.

Eine wundervolle Welt von Heiligen, hatte ſich von der irrdiſchen Gewalt losgeriſſen, und begründete ein unſichtbares Reich Gottes, von wo ſie diejenigen auf Erden, die ſich ihnen geweiht hatten, in jedem Lebensverhältniß und in jeder Gefahr ſchützten. Es erhoben ſich Tempel, dem verſöhnten Gott und dem Heiland gewidmet, ſie waren die Erſcheinung der Kirche, die ſinnliche Offenbarung des Unwandelbaren, Ewigen. Das heilige Kreuz, an dem Chriſtus ſtarb, war das Symbol des ſchmerzlichen Todes, der ſich in jeder Entſagung des Irrdiſchen darſtellen ſollte. Deßhalb war der Tempel in der Form eines Kreuzes gebaut, aber es entwickelte ſich alle Herrlichkeit daraus, wie aus dem Kreuzestode des Heilandes, dem man alle Pracht der Erde widmete. Die den Heiligen geweihten Altäre, und jene, erſchienen bildlich, perſönlich denen die ſie anriefen.

Der geiſtliche prachtvolle Ornat war die Hülle der laut verkündeten Geheimniſſe. Geſänge, deren bedeutende Worte durch hohe Melodien verherrlicht waren, ſchallten durch die weiten Gewölbe, und dem andächtigen Sinne war es vergönnt, durch eine erhabene Baukunſt, das Ganze über alles Irrdiſche hinaus, in eine Region überſchwenglicher Gefühle zu verſetzen. Das geweihte Waſſer quoll aus dem ewigen Born der heiligen Taufe, und bezeichnete die Wiedergeburt zu einem höheren Leben.

Vergleichung des Mittelalters mit unſeren Tagen.

Schattenſeite.

Statt der Weisheit der Alten, erſchien aus den Klöſtern des Mittelalters, ein Wuſt unnützer Begriffsſpaltungen. Außer dieſen Klöſtern ſtößt man auf übermüthige Ritter, die, ewig

ſtreitend unter ſich, kein Geſetz, keinen Herrn und keine Ordnung anerkennen, die ganze Maſſe des Volks mit Füßen zertreten. Dort nur Knechtſchaft, bei uns dringt die Freiheit in die niedrigſte Hütte. Dort übermüthige phyſiſche Kraft mit geiſtiger Sklaverei verknüpft; hier geregelte phyſiſche Kraft und ein freier Geiſt. Uebrigens kann man nie zur Vergangenheit zurück, nur in der Gegenwart iſt Heil.

Lichtſeite des Mittelalters.

Die Gegenwart bildet ſich durch die Vergangenheit, ſo wirkte die alte Welt auf das Mittelalter, dieſes auf das jetzige Zeitalter. Man darf behaupten daß das Erwachen für das Mittelalter in der Gegenwart, nicht weniger bildend und belebend in die Erſtarrung vieler Formen hineintreten wird, als die Vorliebe für die alte Welt im Mittelalter. Trotz der ſpitzfindigen Schulgelahrtheit des Mittelalters in den Klöſtern, bezog ſie doch alles auf das Höchſte und auf den alles belebenden Mittelpunkt alles Wiſſens, und ſtand ihm näher als die Weisheit unſerer Tage.

Die platoniſche Anſicht des Chriſtenthums, hat gegen das Ende jener Epoche eine Philoſophie gebildet, die ewig denkwürdig bleibt, und die tiefſten Denker unſerer Tage, wollen die unbedingte Verachtung der Philoſophie des Mittelalters nicht theilen. Unſere Poeſie wird nur lebendig, inſofern ſie ſich der lauteren Quelle der Vergangenheit nähert, und die deutſche Sprache kann nur Wiederbelebung jener Zeit verdanken.

Die Gegenwart hat freilich mehr aus dem Leben ſelbſt entſprungene klare Begriffe als das Mittelalter, deſſen Armuth daran im grellſten Widerſpruch damit ſteht, aber dieſe Kenntniſſe, haben ſie uns nicht mit ſo großer Macht ergriffen, ſo daß wir mehr die ihrigen ſind als ſie die unſrigen; haben ſie nicht eine Entfernung vom Mittelpunkt alles Seyns bewirkt, welche man eher Verdunkelung als Aufklärung nennen ſollte? Jene Zeit hatte einen Glauben an das Unbegreifliche, wir nicht, und jener Glaube iſt dem Irrdiſchen unentbehrlich, wenn es ſich über ſeine Nichtigkeit erheben ſoll. Unſer Glaube beruht auf einer endloſen Mannigfaltigkeit des Wiſſens und der Erfahrung, und ſchreibt dem Endlichen eine unendliche Gewalt zu. Dieſer heutige Reichthum an klaren Begriffen, hat unſere geſelligen Verhältniſſe geordnet, und ſie ſind allerdings vollendeter und reichhaltiger als in jener Zeit, ſie gewähren freilich größere Sicherheit der Perſon und des Eigenthums. Dagegen hat aber die nationale Sicherheit abgenommen, in dem Maaße als die Legalität zugenommen hat. Wir haben vollkommenere Geſetze und ſchlechtere Geſinnungen.

Der getadelte Einfluß der Hierarchie mit ihrem ränkevollen Mönchthum und dem Blödſinn der Betrogenen, iſt als das bildende Prinzip der widerſtreitenden Momente eines werdenden Daſeyns zu betrachten. Nach ihrem Sturz ſollten Begriffe an die Stelle treten, alle unter einer höheren Macht vereinigt, und es bildete ſich das kraftloſe Völkerrecht unſeres Zeit-

alters. Es ſtellte Geſetze auf ohne Bürgſchaft und innere oder äußere Haltung.

Jetzt hat die Noth durch äußern Druck Europa geeinigt, iſt er gehoben, tritt alte Zwietracht ein. Deutſchland ſichern keineswegs die Allianztraktaten, ſondern eine, alle irrdiſche Gewalt umfaſſende, religiöſe Geſinnung, und die Zeit könnte kommen, wo ein Vereinigungspunkt wie im Mittelalter Bedürfniß würde.

Seufzten denn die Leibeigenen des Mittelalters in ſolchem läſtigen Druck des Grundherrn, wie behauptet worden? Man kann es nur mit Gewißheit behaupten, wenn man das ganze Leben jener Zeit überſchauen kann, da einzelne Thatſachen die aus Chroniken entlehnt ſind, wohl beweiſen, daß mancher Frevel begangen worden. Wie wir aber den regelloſen genialen Mann über den ſchätzen, der in einem geregelten Gleiſe der Mittelmäßigkeit einhergeht, ſo müſſen wir auch die großartige Geſinnung jener Zeit nicht überſehen, die, wo ſie herrſchte, das ganze Leben hob, wo ſie fehlte, aber deſto größere Finſterniß erregte.

Im Mittelalter war Rede und Schrift frei, Aretin war ein Schrecken der Fürſten. Nur das Göttliche war unantaſtbar, bei uns hatte ſich mit dem blinden Glauben an die Unfehlbarkeit irrdiſcher Gewalt, die vollkommenſte Freiheit das Göttliche zu ſchmähen, ausgebildet. Ja in dieſen Ketten dünken wir uns frei.

Wie jene Zeit zu Grunde ging, ſoll nun gezeigt werden, und wie in Deutſchland Manches, jetzt feſt zu haltende, geblieben iſt.

Wie unſere Zeit ſich aus dem Mittelalter bildet

In dieſem Abſchnitt ſagt der Verfaſſer:

Das Reich der Oſtrömer (das Byzantiniſche) ſey untergegangen, da die Geſinnung hier erſtorben, die Philoſophie mit einem erſchlafften Chriſtenthum vereinigt, ſolche nicht wieder herſtellen können; dagegen hätten ſich jene Grundſätze in den Verhältniſſen des Staates ausgebildet, die man jetzt Diplomatik nenne.

Die Araber werden im Gegenſatz zu den Chriſten geſchildert und geſagt: daß bei ihnen Kirche und Staat eins geweſen, bei den Chriſten einen Gegenſatz gebildet hätten. Das Chriſtenthum hätte auf den Grundſatz beruht: der Menſch werde nur erlöſt wenn er die Sinnlichkeit überwände. Der Mahomedanismus hingegen ſey darauf begründet: daß der Menſch ſich der Sinnlichkeit hingebe.

Der Verfaſſer kehrt zu den Germanen zurück, und ſtellt den Hauptgrundſatz auf, daß ſie, indem ſie ſich über Europa verbreitet, mehr oder weniger die Sitte und Lebensart der alten Welt angenommen, wie ſie ihnen mit dem Chriſtenthume dargeboten worden, und aus der Vermiſchung mit dem Geiſt des freien Nordens ſey die neue Zeit entſprungen.

Er unterſcheidet ſodann diejenigen Länder, welche das römiſche Weſen durchdrungen, von denen, wo es nie hingekom-

men. Zu jenen werden Italien, Spanien, Gallien, Brittanien, zu den letzten Scandinavien, das nördliche Deutſchland gezählt. Die letztern haben die altgermaniſchen Eigenthümlichkeiten reiner erhalten wie die erſtern, darum haben dieſe auch die Wurzel der altgermaniſchen Sprache erhalten, jene nicht.

Um ein allgemeines Bild, wie die Gegenwart aus der Vergangenheit entſprungen, zu entwerfen, werden Carls des Großen und Carls V. Zeit verglichen.

In dem erſten Zeitraum werden zuerſt die Gothen dargeſtellt, welche am eheſten die Vereinigung zwiſchen alter und neuer Zeit vermittelt hätten. Zwei Momente zu künftiger Entwickelung hätten ſich dargeboten: die rohe nordiſche Kraft und das chriſtliche Rom. Attila der ſich gegen beide geſetzt, ſey darin untergangen, ſeitdem hätten Rom und der Norden ſich vereinigt.

Unter Carl dem Großen war der Gegenſatz zwiſchen dem Franken und Deutſchen ſchon ausgeſprochen, jener verhielt ſich zu dieſem wie ein junger Mann, der alles Aeuſſere leicht auffaßt, in alle Lage des Lebens paßt, ſeine Zeit mit Klugheit benutzt, zu einem ernſten Grübler, der unbeholfen in anſcheinende Verworfenheit, und mit verſchloſſenem Weſen, eine innere Tiefe verbirgt, die das Dargebotene mehr ahnend für die Zukunft ergreift, als für die Gegenwart zu benutzen verſteht.

Carl mit ſeiner ſtarken Perſönlichkeit gab allen widerſtrebenden Elementen ſeiner Zeit eine feſte Haltung, der Kirche wie dem Staate, den verſchiedenen Charakteren der von ihm beherrſchten Völker, den Lehnsherren und Vaſallen, den Freien und Unfreien.

Nach Carls Tode trennte ſich und zerfiel Europa in ſeine einzelnen Theile, wie wir ſolche jetzt noch kennen, und bildeten ſich dieſe eigenthümlich aus.

Scandinavien.

Der Grundbeſitz hatte hier keinen ſo allgemein anerkannten Werth, wie in anderen germaniſchen Ländern, die Volksſtämme waren weniger getrennt, daher war hier die Alleinherrſchaft früher üblich. Aber in Dännemark wurde der König gewählt, und es bildete ſich hier allmählich eine Ariſtokratie. In Norwegen, wo die Urbewohner verdrängt worden, bildete ſich unter einem Herrſcher eine freie Verfaſſung. In Schweden waltete eine mittlere Verfaſſung, die dem Aufkommen der Alleinherrſchaft entgegen war.

Die Ruſſen (Waräger) wahrſcheinlich Eingewanderte aus dem Norden, vermiſchten ſich mit den Einheimiſchen.

Die Britten.

Lange geplagt durch die Römer und Pikten, mußten ſich den Angelſachſen ergeben, die mit Jütländern und Dänen vermiſcht waren.

Dadurch entſtand England, in welchem ſich die Klarheit der alten Welt und die Tiefe des Nordens, die Gelehrſamkeit

der Alten und germaniſche Andacht, der Römer Ordnung und der Sachſen Freiheit, durchdrangen ohne ſich aufzuheben.

Unter Carl dem Großen war das geiſtige Innere und weltliche Aeußere, am reinſten gebildet, in wechſelſeitiger Entſagung lag der Grund der Vereinigung. Ganz Europa war ein Tempel, Rom der hohe Altar. Alles, was herrlich und groß erſchien, hatte das Gepräge der Andacht, Kampf und Liebe, Wiſſen und Kunſt, Leben und Sterben.

In dieſem trennbaren lebendigen Stoff fiel der Nachruf zu den Kreuzzügen, und Europa wanderte nach Aſien, um das Grab des Erlöſers zu erobern.

Dieſe Züge verbanden alle Nationen. Dieß war die Blüthezeit der Hierarchie. Ihre Folgen bildeten:

Carl V. Zeit, welche die Keime des jetzigen Zeitalters enthielt.

Die Spanier und Portugieſen.

Der Verfaſſer ſtellt, um ſeine Darſtellung zu begründen, eine Charakteriſtik dieſer Nationen an die Spitze, und ſagt, ſie wären noch heute die treuſten Repräſentanten der vergangenen Zeit. Er ſchildert ſie als Volk zuerſt durch die Geſchichte ihrer Kriege mit den Mauren, worin ihr feſter verſchloſſener Stolz nach Außen ſich zuerſt gebildet, ſo wie ihre gläubige Andacht.

Der Cid giebt das ſchönſte heiterſte Bild jener kämpfenden Zeit. Der ſpaniſche Stolz, mit Andacht vermählt, hat die Ritterorden erſchaffen.

Nirgends war Hierarchie und weltliche Herrſchaft ſo innig verſchmolzen als hier.

Jetzt erfolgte die Entdeckung von Amerika, und hier ergab ſich, daß eine einſeitige Richtung, ſelbſt die höchſte, wenn ſie nicht als ein milderndes Prinzip alle Verhältniſſe des Lebens durchdringt, leicht in Erſtarren ausartet.

Für die Portugieſen blühte in Oſtindien eine Heldenzeit, und ſeine Krieger und Prieſter machten ſich dort derſelben würdig.

Dieſes neue Leben, welches aus der neuen Welt hervorging, trug den Keim des Untergangs.

Der Verfaſſer geht nun wieder ſämmtliche Nationen Europas durch, und zeigt, wie die Engländer ſich in ihren Bürgerkriegen nach und nach zu dem eigenthümlichen Volke ausgebildet, daß ſie noch jetzt eins machen, wie Schweden in einer Reihe von Jahrhunderten nicht zur Ruhe kommen können, wie die Dänen zur Zeit ihrer Kriege mit den Wenden ihre Blüthezeit erlebt hätten, wie die wendiſchen Stämme den germaniſchen lediglich ihre Kultur verdankten, wie Italien nie zur Einheit gelangen können in Frankreich aber langſam durch Jahrhunderte, die Einheit und Gewalt des Herrſchers auf den Trümmern bürgerlicher Freiheit empor gewachſen, und in Deutſchland der Kampf um Einherrſchaft und bürgerliche Freiheit nie geendet hätte.

Der Verfaſſer ſchildert weiter den Untergang der Hierarchie, und behauptet:

Hildebrand hätte Rom zum zweitenmal die europäiſche Welt erobert, es ſey eine der alten Welt entgegengeſetzte Richtung geweſen, welche von der Hierarchie ausgegangen ſey. Hildebrand hätte ſich zu ſeinen Nachfolgern verhalten wie Cäſar zu den ſeinigen. Der Verſuch, eine reine Theokratie zu bilden, ſey geſchichtlich und im Urſprung rein und heilig geweſen, hätte aber den Keim des Untergangs in ſich ſelbſt getragen: die Päbſte hätten nicht für das Göttliche, ſondern nur für ſeine irrdiſche Darſtellung gelebt, und es durch Klugheit, ja durch die Waffen aufrecht zu erhalten verſucht. Dann ſey das Irrdiſche mit dem entſtellten Göttlichen in den Kampf getreten, und hätte den Sieg davon tragen müſſen, da es ſich ſelbſt göttlicher Art zu ſeyn geglaubt, und in demſelben Maaße ſtärker geworden ſey, als jenes ſich der Klugheit und Liſt, alſo dem Böſen übergeben hätte.

Das Pabſtthum ſey ſeiner Idee nach univerſell geweſen, und die höchſte Idee der Hierarchie, in ihrer Reinheit gedacht, der geiſtigen Einheit gegenüber, hätte eine große kaiſerliche Republik erfordert, und daß Pabſt und Kaiſer ſich zu einander wie Kopf und Herz verhalten.

Da nun aber Kunſt und Philoſophie, mit dem Kampf zwiſchen Kaiſern und Päbſten zugleich erwacht ſey, ſo hätte die Hierarchie alle ihre Stützen um ſo mehr verlieren müſſen, als unter Carl V. der Glaube ſelbſt ſeine Rettung in der Trennung von ihr geſucht hätte.

Ueber das Umſchlagen der Zeit, und vom Siege der weltlichen Herrſchaft über die Hierarchie, wird geſagt: daß die Franken, die weder wie die Britten in der Vergangenheit, noch wie die Deutſchen in der Zukunft, ſondern in der Gegenwart lebten, zuerſt mit dem Verfall der Hierarchie, davon Nutzen zu ziehen verſtanden, ohne im Stande geweſen zu ſeyn, aus ſich eine Wiedergeburt zu bewirken. Zu derſelben Zeit, als die Hierarchie außer Anſehen zu kommen angefangen, ſey auch in Frankreich in weltlicher Hinſicht, eine Veränderung vorgegangen.

Der Verfaſſer ſchildert nun das Wachsthum der königlichen Macht, den der Druck der Barone auf ihre Vaſallen, und das Emporkommen des Bürgerthums und Geldreichthums begünſtigt. Mit dieſer Richtung ſey das Zeitalter immer mehr verdorben worden, die Lieder der Troubadours wären die Quelle der Galanterie geworden, der tändelnden Liebe gegenüber hätte ſich ein ſpielendes Ritterthum, und aus beiden für das äußere Leben die Etikette gebildet, die äußerlich verbinden ſollen, was innerlich ſchon verfallen geweſen ſey. Ein Kultus des Verſtandes ſey an die Stelle des Kultus der Kirche getreten, für den Staat ſey die Politik erfunden, und der franzöſiſche Hof ſey als Mittelpunkt des Scheins, in demſelben Maaße im Aeußern hervorgetreten, als die gute Geſinnung im Innern erloſchen wäre.

Der Verfaſſer verwahrt ſich durch einen Vertrag über Re-

gierung und Volk, gegen den Verdacht, als wolle er behaupten, die Gewalt der Könige ſey durch Liſt und Gewalt errungen, indem er ſie als eine heilige, unverletzbare verehrt wiſſen wolle.

Er meint, diejenigen, welche behaupten, der König ſey nur durch das Volk vorhanden, ſo wie die Gegner, welche behaupteten, Staaten und Völker ſeyen nur durch die Könige, hätten beide Recht und Unrecht: denn das Verhältniß des Königs zum Volk, ſey der Idee nach keineswegs ein äußeres, nur durch äußere Beziehung darzuſtellendes, ſondern ein inneres unendliches; wie der Mittelpunkt zum Umkreis, ſo verhalte ſich König und Volk zu einander, und wer kann behaupten: eins habe das andere hervorgebracht. (Mit Recht ſagt demnach der von böſen Buben hie und da verunglimpfte Ancillon: die Souveränität iſt eine Thatſache.)

Je innerlich freier das Volk iſt, ſo daß ein Jeglicher ſich auf einem jeden Punkt auf ſeine Art entfalten kann, ſo daß das Volk ſich ganz wie aus ſich ſich ſelber geſtalten kann, deſto mehr iſt es innerlich dem Könige unterworfen.

Die höchſte Tugend der Könige und der Völker iſt gegenſeitiges Zutrauen, ſie müſſen nie an ſich zweifeln. Deßhalb lehrt die Religion, die Könige kommen von Gott, und ſie iſt die wahre Stütze der Staaten, durch ſie allein leben Könige und Völker, und religiöſe Geſinnung kann nie durch künſtliche Verfaſſungen erſetzt werden, die jene Träume von einer ſich ſelbſt aufziehenden Maſchine nie verwirklichen werden. (Sehr wahr, Frankreichs ſieben Conſtitutionen beweiſen es.)

Könige und Völker müſſen ſtets in wechſelſeitiger Beziehung ſtehen, kein allgemeines abſolutes, ſondern nur ein geſchichtliches Urtheil iſt über beide zu fällen.

Das Volk ſoll bedenken: daß es ein großes Glück ſey, durch großartige Thätigkeit eines trefflichen Königs, alle ſeine zerſtreuten Kräfte in einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt zu ſammeln und zu lenken, der König ſoll bedenken, daß er nur eines ſolchen (ſein Verhältniß zu ihm richtig würdigenden) Volks König ſeyn könne, und daß göttliche Gewalt, welche alle Herzen beugte, daß ſie ſich dem Ganzen ergaben, ihn in das helle Centrum geſetzt, daß er recht eigentlich durch Gottes Gnade ſey. Es mag das Volk klagen, wenn der äußere Druck einer mehr hemmenden als belebenden Gewalt es einengt, aber dann ziemt es ihm auch einzuſehen, daß dieſer Druck aus ihm ſelber einen wahren Urſprung hat, und daß die äußere hemmende Gewalt eine innere belebende wird, wenn das wahre bürgerliche Leben, der eigentliche nationale Sinn nicht durch äußeres wildes Widerſtreben, ſondern durch ſtille liebevolle Vereinigung den verfinſterten Mittelpunkt aufklärt und erhellt. Derjenige daher, der ſich von dem Volke abwendet, um den Königen damit zu ſchmeicheln, als ſey ſolches ihnen nur äußerlich unterthänig, nicht innerlich durch Liebe ihnen hingegeben, der ſammelt Sonnenſtrahlen durch Brennſpiegel, um das Volk, welches jene erwärmen ſollen, zu vernichten; wer aber dem Volke ſchmeichelt, der verwandelt das innere milde Lebenslicht, was nur in

Digitized by Google

ſeiner Beziehung auf das allgemeine Sonnenlicht, in ſeiner Milde und Freudigkeit gedeihen mag, in feurige, ſich ſelbſt und alles Leben vernichtende Glut. (Dieſe goldenen Worte empfehlen wir zum öfteren Leſen unſeren hohen und niedern Beamten, und unſerer vielverſprechenden, auch oft vielſprechenden Jugend.)

Was die äußere Darſtellung des Königthums in der Geſchichte, bei den Völkern verſchiedener Nationen, zu verſchiedenen Zeiten betrifft, ſo iſt es klar, daß ſie nur in und mit der herrſchenden Geſinnung zu begreifen iſt, daß ſie ein durchaus nationales Gepräge haben muß. Ja, es iſt gewiß, daß bedeutende Menſchen, je größer der Umfang des Genies in ihnen iſt, deſto tiefer die eigenthümlichen Propheten ihrer Zeit genannt werden müſſen; wie vielmehr muß dieß von bedeutenden Königen geſagt werden, die, je größer ihr Talent iſt, deſto vollkommener im Widerſtreben oder in der Uebereinſtimmung mit der Zeit, die Güte oder Schlechtigkeit derſelben offenbaren. Oft ward das keimende Gute im Volke vom verfinſterten Mittelpunkt erdrückt, oft ſchoß vom Mittelpunkt aus ein Blitzſtrahl in die finſtere Nacht verdorbener Völker. Oft durchdrang ein lichter Strahl in verhängnißvollen Zeiten König und Volk.

Der Verfaſſer ſtellt nun geſchichtlich dar, wie in Frankreich nicht die Formen der Verfaſſung ſondern die Geſinnung den Staat gebildet, wie von Philipp dem Schönen, die Herrſchaft durch äußere Künſte, und vermöge einer trügeriſchen Politik begründet worden ſey, und damals ſchon dieſelbe Neigung ſich zu bedrücken, ohne Zweifel in allen Klaſſen mächtig geweſen ſey. Die Allode war in ſich geſunken, das Feudalſyſtem vernichtete die Freiheit, die burgundiſchen und ſaliſchen Geſetze waren aufgehoben, die Capitulationen traten an die Stelle, bis auch dieſe in einem verworrenen Herkommen ſich auflöſten, und in jeder Provinz, der mächtigſte Feudalbeſitzer nach Willkühr herrſchte. Aus ihrer Mitte entſtand die königliche Macht.

Der Verfaſſer geht ſodann die franzöſiſche Geſchichte durch, und zeigt, wie durch das Umſichgreifen der Könige, beſonders Ludwig XI. die bürgerliche Freiheit verloren gegangen, und es dahin gekommen ſey: daß die entwaffneten Unterthanen Sicherheit und Ruh erkauft hätten. Es ſey ſogar Sitte geworden, die äußeren Zeichen der Ehre, die ertheilt werden können, höher zu achten wie die inneren, die nur aus der lebendigen Geſinnung entſpringen.

Der Verfaſſer kommt in dieſem Zeitalter auf Deutſchland zurück, und zeigt, wie hier das Kaiſerthum mit der Hierarchie zugleich in Verfall gerathen ſey, die Landeshoheit und der Proteſtantismus in die Höhe gekommen wären.

(Ende des erſten Theils.)

Journale.

Der Wanderer. 468 Stück.

Rudolph von Habsburg, deutſcher Kaiſer.

Dieſer Monarch ſtammte aus einem alten allemaniſchen Hauſe, und ſeine Voreltern hatten in Elſaß Beſitzungen Von dem Schloß Habsburg in Aargau hatte er ſeinen Namen. Rudolph beſaß Güter im Elſaſſiſchen, und nachdem er von ſeinem Mutterbruder auch einige beträchtliche Grafſchaften ererbt hatte, gehörte er zwar allerdings unter die mächtigern deutſchen Furſten; aber doch würde er ſchwerlich zum Kaiſer gewählt worden ſeyn, hätten nicht ganz beſondere Zufälle dieſe überraſchende Wahl veranlaßt. Der neugewählte Erzbiſchof Werner von Epperſtein zog um die Beſtätigung ſeiner Würde nach Rom. Wegen den damals herrſchenden Räubereien erſuchte Werner Rudolphen, ihn von Straßburg bis an die Alpen zu begleiten. Werner lernte bei dieſem vertrauten Umgange einen Mann kennen, deſſen Feſtigkeit, Einſichten, Muth und Redlichkeit ihm dafür zu bürgen ſchienen, daß er am tauglichſten ſeyn werde, das Ruder eines Staats mit feſter Hand zu lenken, in dem Anarchie, Geſetzloſigkeit und Räuberei immer tiefere Wurzeln ſchlugen.

Endlich, nachdem die Verwirrung im deutſchen Reiche aufs höchſte geſtiegen war, forderte das Volk mit lauter Stimme einen tüchtigen Regenten. Ein Reichstag verſammelte ſich zu Frankfurt. Werner, Erzbiſchof von Mainz, um Rudolphen ſeine Erkenntlichkeit zu beweiſen, ſchilderte den verſammelten Ständen Rudolphs Charakter mit ſo feuriger Beredſamkeit, daß faſt alle dem Vorſchlag beitraten.

Rudolph belagerte eben Baſel, als ihm ſeine Wahl kund gethan wurde. Er bot der Stadt den Frieden an, ging nach Frankfurt, und von da nach Achen, wo die Kaiſerkrönung vorgenommen wurde. Das Zepter fehlte, um die anweſenden Fürſten zu belehnen. Er ergriff ein Crucifix, und ſprach: „Ein Zeichen, das die Welt erlöſete, kann ja auch ſtatt des Zepters dienen.“ Hierauf vermählte Rudolph zwei ſeiner Töchter mit dem Herzoge Albrecht II. von Sachſen und dem Markgrafen Otto von Brandenburg.

Jetzt dachte Rudolph zuerſt darauf, ſich die Beſtätigung des Pabſtes zu verſchaffen; Gregor X. ſaß auf dem päpſtlichen Stuhle. Er hatte eben ein allgemeines Concilium zu Lyon verſammelt, als des Kaiſers Geſandte ankamen und um die Beſtätigung baten. Alle gegenwärtige Biſchöfe nahmen ſich Rudolphs ſo warm an, daß der Pabſt zu ſeiner Einwilligung beinahe gezwungen wurde.

Aber nicht unbedingt, nicht ohne ſeine gewöhnliche Vorſicht, erkannte der römiſche Stuhl in Rudolph ſeinen geliebten Sohn; die Geſandten des Kaiſers mußten in ſeinem Namen die

Capitulation unterzeichnen, welche man auch Friedrich II. und IV. vorgelegt hatte, und ſie thaten es, und noch andere Punkte wurden ihnen vorgelegt, und ſie gingen ſie ein.

Gregor traf nun alle Anſtalten zu einem Kreuzzuge. Rudolph und mehrere Große nahmen das Kreuz; aber der Papſt ſtarb, und Kreuzzug und Krönung war mit ſeinem Tode mit zurückgeſtellt. Um ſo nützlicher konnte Rudolph ſeine Zeit zu Deutſchlands Beſten verwenden, und er erfüllte, ſo weit es an ihm lag, vollkommen alle Erwartungen.

In Franken, Schwaben und am Rheine hatte er ſchon Sicherheit, Ordnung und Ruhe hergeſtellt, als ihn ſein erſter Reichstag nach Nürnberg rief. Alle Fürſten und Stände hatten bereits ſich belehnen laſſen und den Eid der Treue abgelegt; nur König Ottokar von Böhmen ausgenommen, der Rudolph nicht einmal als Kaiſer anerkennen wollte, und Heinrich von Niederbaiern, weil er Ottokarn nöthig hatte.

Ottokar war unter den deutſchen Fürſten bei weitem der mächtigſte, und erwarb ſich vorzüglich die Gunſt des Papſtes durch ſeine ſiegreichen Feldzüge gegen die heidniſchen Preußen. Er wandte ſich daher nach Rom, um ſich dort zu beklagen, daß man die böhmiſchen Geſandten nicht zur Kaiſerwahl gelaſſen habe, und folglich Rudolphs Kaiſerernennung ungültig ſey.

Aber Friede in Europa und Eroberung der heiligen Länder, das waren die Zwecke, welche Gregor unverückt im Auge behielt, und zu deren Erreichung Ottokars Zank mit dem Kaiſer eben nicht ſehr günſtig wirken konnte. Statt alſo, wie Ottokar von Gregor erwartete, gerade auf ſeine Seite zu treten, ermahnte ihn dieſer vielmehr im Allgemeinen zur Ruhe, und drang nicht in die beſondern Gründe des Streites ein. Jetzt ergriff Ottokar ſolche Maaßregeln, die ſeinen Unmuth ſehr verriethen.

Rudolp, dadurch aufgebracht, wollte ihn nicht als Herzog von Oeſterreich anerkennen und forderte im Namen des Reichs, Oeſterreich, Kärnthen, Steyermark und Krain zurück. Seine Anſtalten wurden um deſto ernſtlicher, als der ganze öſterreichiſe Adel ſich zu Rudolphs Beiſtande antrug.

Auf dem Reichstag zu Nürnberg wurde Ottokar von Böhmen und Heinrich von Niederbaiern vorgeladen; ſie erſchienen nicht. Der Burggraf von Nürnberg wurde zu Ottokar'n geſchickt, daß er dem Reiche wieder geben ſolle, was er davon inne hatte. Aber vergebens.

Jetzt rüſtete ſich Rudolph zum Streite, Oeſterreich fiel in ſeine Hände. Graf Mainhard von Tyrol eroberte Kärnthen, Steyermark und Krain. Von Wien aus bewerkſtelligte Rudolph den Uebergang über die Donau bei der heutigen Lobau in das Marchfeld. Ottokar, dadurch erſchreckt, bot einen Vergleich an, der dann auch endlich zu Stande kam.

Ottokar verlor alle ſeine Länder, bis auf Böhmen und Mähren. Eine Doppelheirath zwiſchen den Prinzen und Prinzeſſinnen beider Regenten wurde geſchloſſen, und Ottokar nahm knieend die Belehnung von dem Kaiſer an.

Mit kluger Vorſicht war Rudolph in Oeſterreich geblieben. Ottokar ſuchte auf alle Art von einem Vergleiche los zu kommen, den er nur gezwungen eingegangen war, gab die Geiſeln nicht heraus, und verfolgte jene, welche im vorigen Kriege auf Rudolphs Seite getreten waren. Obwohl ſich Rudolph über Ottokar's Benehmen mehrmals beſchwerte, ſo hörte dieſer doch nicht mit ſeinen Beleidigungen auf. Nun einmal zum Streite gezwungen, wollte Rudolph auch ehrenvoll ſtreiten. Er wandte ſich an die Reichsfürſten um Hülfstruppen, aber bloß einige geiſtliche Fürſten willfahrten ſeinem Begehren. Er wandte ſich daher an ſeine neuen Unterthanen. Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain wurde bewaffnet, und ein zahlreiches öſterreichiſches Heer vereinigte ſich mit den Ungarn, und griff die Böhmen unter Ottokar bei Stillfried im Marchfelde, an.

Das Treffen begann. Oeſterreicher und Böhmen thaten Wunder der Tapferkeit. Endlich wichen die letzteren, und Ottokar wurde, nach Heldenanſtrengungen des Muthes und der Tapferkeit, getödtet. Rudolph drang nun ungehindert in Mähren ein; der Markgraf Otto von Brandenburg bewirkte, daß Böhmen Ottokar's Sohne zugeſichert wurde, und Rudolph durch 5 Jahre die Einkünfte Mährens genießen ſollte.

Zu Augsburg belehnte hierauf der Kaiſer ſeine Söhne Albrecht und Rudolph feierlich mit den öſterreichiſchen Provinzen. Noch hatte er einige Angelegenheiten in Italien zu berichtigen, und nun konnte er ſeinen Blick wieder auf die innern Angelegenheiten des Reiches richten. Er ſtellte Ruhe und Ordnung allenthalben her, zerſtörte die Raubſchlöſſer, vermehrte die Einkünfte und brachte viele Ländereien wieder an das Reich zurück.

Auf einem Reichstag zu Frankfurt ſchlug er ſeinen Sohn Albrecht zum römiſchen Könige vor, aber Cabalen machten, daß die Wahl verſchoben wurde. Bald darauf ſtarb Rudolph im 73. Jahre zu Germersheim.

Deutſchland verehrt in ihm einen ſeiner vortrefflichſten Kaiſer, den Stammvater eines Hauſes, das Deutſchland und Oeſterreich immer bewundern wird. Er war es, der die Bande der Ordnung wieder zuſammen zog, Anarchie und Gewaltthätigkeit aus Deutſchland verbannte, das erſt er wieder in einen Staat umſchuf, wenn er gleich die Grundgebrechen ſeiner Verfaſſung nicht verbeſſern konnte. Er, den ein gleichzeitiger Fürſt ein lebendes Geſetz nannte, blieb auch noch lange nach ſeinem Tode ein Beiſpiel und Sprüchwort der ſtrengſten Redlichkeit. Im Kriege, im Schlachtangriff und bei der Belagerung war er einer der erſten Helden ſeiner Zeit. Sonſt war ſein Geiſt lebhaft und munter und der Umgang mit ihm angenehm. Pracht und Luxus haßte er, wann ſie nicht der Zweck gebieteriſch forderte, und nicht ſelten ſah man ihn in einem zerriſſenen Wamms. Nur ſein erſtgeborner Sohn, Albrecht, überlebte ihn; ſein zweiter, Rudolph, ſtarb vor ihm, und ſein geliebteſter, Hartmann, ertrank auf einem Schiffe, das mit ſeiner ganzen Ladung mitten im Rheine umſchlug.

Mitter-

Minerva, 3s Stück.

1. Gewaltſamer Raub der engliſchen Kron=Inſignien 1671.

Nach Karls II. Thronbeſteigung, blieb aus den Reſten der Revolutionsarmee, eine Klaſſe von Leuten übrig, die fur die neue Ordnung der Dinge nicht zu gewinnen war, weil ſie die Unordnung für ſich vortheilhafter befunden hatte. An ihrer Spitze ſtand der Obriſt Blood, ein kühner Abentheurer.

Als man ſeine Parthei verfolgte, und der Herzog von Ormond, Statthalter von Irrland, ſeinen Schwager Lackie hängen ließ, entwich Blood nach Holland.

Die Furcht vor ihm war in ſeinem Vaterlande ſo groß, daß, als bei der Hinrichtung Lackies, es hieß: Blood iſt da, um ſeinen Schwager zu befreien, alle davon liefen, und den armen Sünder allein unter dem Galgen ſtehen ließen, der ihre Rückkehr ruhig abwartete, als ſich jenes Gerücht als falſch ergab.

Blood kam aus Holland nachher nach London, wo er eine Bande faſt öffentlich unterhielt und damit die kühnſten Streiche ausübte. So wollte er den Herzog Ormond, aus Rachſucht zu Tyburn hängen laſſen, weßhalb er ihn von ſeinen Leuten in der Nacht aus dem Wagen reißen, auf ein Pferd binden und zum Galgen hinführen ließ, wo ihn aber ſeine nacheilende Dienerſchaft befreite.

Der Kron=Inſignien bemächtigte er ſich durch Liſt, da er Bekanntſchaft mit dem Auſſeher derſelben im Tower, als verkappter Landgeiſtlicher, machte, ſo einige Helfershelfer einführte und dann dem Auſſeher Gewalt anthat. Dieß Attentat verunglückte aber dennoch in der Ausführung, und Blood wurde bei dieſer Gelegenheit gefangen.

Er war dem Könige ein ſo wichtiger Gefangener, daß er ihn ſelbſt und allein verhörte, und da Blood ſich ihm zu ſeinen Dienſten verpflichtete, ihn von aller Strafe freiſprach und in ſeine Dienſte nahm.

2. Ueber den Caucusverein in Nordamerika.

Dieß iſt etwa keine geheime, ſondern eine ganz öffentliche republikaniſche Parthei, welche ſich aus den Congreßmitgliedern bildet, um die Präſidentenwahl nach Belieben zu leiten, welches ihr auch ſtets glückt, wodurch ſie alſo im Weſentlichen das was ſie erhalten will, eine durch das Geſetz freie Verfaſſung, grade untergräbt.

Politiſches Journal, 2s Stück.

1. Ueber das Fortbeſtehen der Propaganda, und des

2. Spencean philantropists, deſſen Statuten und Zweck.

ad 1. Die engliſchen Blätter ſtellen ſeit den dortigen Verſchwörungen dieſe alte Streitfrage von neuem auf, und nehmen ſie als entſchieden an, ja die heilige Allianz ſoll ſogar geſchloſſen ſeyn, um die europäiſche geſammte Regentenmacht dieſem geheimen Uebel entgegen zu ſtellen.

ad 2. Die entdeckte Spenceanſche Verbindung wird mit allen übrigen ähnlichen als völlig übereinſtimmend geſchildert. Der Spenceanverein bezweckt insbeſondere: gleiche Vertheilung des Bodens, Verwendung aller Bergwerke, Forſten, Fiſchereien zum Beſten des ganzen Volks. Jede Gemeinde ſoll gleichen Antheil an ihrem beſondern Gebiet haben, eigne Comitteen dieſes verpachten, von den einkommenden Pachtgeldern erſt die Staatsabgaben bezahlen, und dann den Reſt zu gleichen Theilen unter allen Gemeindemitgliedern vertheilen. Im Artikel 11. heißt es: man ſolle mit allen andern Ländern, wo es auch ſey, und ſelbſt mit Einzelnen Briefe wechſeln.

3. England.

Die hier wiederholten Parliamentsdebatten und Volksunruhen, Verunglimpfung des Regenten, ſind noch aus den Zeitungen im friſchen Andenken, aber bemerkenswerth iſt der dargeſtellte ſchlechte Finanzzuſtand. Es ſind 43¼ Millionen Pfund zur Deckung der Staatsſchulden nöthig, und die Staatseinnahme pro 1816 hat nur 46 Millionen Pfund betragen. Der Militär- Civil- und königliche Hausetat beträgt nur 30 Millionen, mithin entſteht ein Defizit von 26½ Millionen Pfund. Wollte man nun auch den Sinkingfund eingehen laſſen, und die möglichſten Erſparniſſe machen, ſo würden doch nur 20 Millionen dadurch gedeckt, und 6 Millionen durch neue Abgaben beigebracht werden ſollen, ſo in der Unmöglichkeit beruht.

4. Südamerika.

Nach übereinſtimmenden authentiſchen Nachrichten, ſind die Königlichen allenthalben geſchlagen, und am 20 Oktober gänzlich in einer Schlacht aufgerieben worden.

5. Buonapartiſche Familie.

Luzian, (der jetzt Päſſe nach Amerika nachgeſucht) deſſen Vermögen ſehr geſchmolzen iſt, lebt mit dem Exkönig von Holland, der ſich ſtets in Geſellſchaft von Mönchen befindet, noch immer in Frascati. Die Exkönigin von Holland, Hortenſia, iſt die wahre Verfaſſerin von mehreren poetiſchen Werken, von der Novelle, les hollandois, die der Exkönig herausgegeben hat.

6. Spanien.

Es blüht hier keine Hoffnung zur Befreiung von Jeſuiten, Inquiſition und Mönchthum, wenn der ſchlechte Finanzzuſtand der Krone nicht dazu Veranlaſſung wird. Dieſer ſteht äußerſt ſchlecht. Militär und Civil waren ſeit Jahr und Tag ohne Sold. Auf dem Lande herrſchen Guerillas, in den Städten Mönche. Cevallos wurde daher vom Könige in Madrid immer noch zurückgehalten, um ſeines klugen Raths ſich zu bedienen.

7. Frankreich.

Der Ultra-Royalismus war im Sinken, der König wollte, troz den Verſicherungen ſeiner Anhänger, nicht ſterben. Das conſtitutionelle Miniſterium hielt ſich aufrecht, gewann immer mehr Leben, und es werden durch daſſelbe ſogar die Vendée gezügelt, wo Edelleute und ihre Bedienten nur die Nationalgarden ausmachen. In den Finanzen ergiebt ſich pro 1817 ein Defizit von 250 Millionen Franken, das durch die engliſche Anleihe gedeckt werden wird.

Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit, 1817. Zweites Januarheft.

Der Zuſtand des europäiſchen Handels.

Als Gründe ſeines ſchläfrigen Ganges werden angeführt:

1) In Europa habe die Zahl der Käufer ab, die der Verkäufer zugenommen, wodurch der Markt verdorben ſey.

2) Dieſe Thatſache hätte ihren Grund darin, daß ein fünf und zwanzigjähriger Krieg ſo viel Käufer vernichtet. (Er traf auch, ſo ſcheint uns, die Verkäufer und ihr Kapital, und wenn Maſchinen auch die Arbeiter erſetzten, ſo wurden auch ſie zerſtört.) Die Zahl der Käufer mindere ſich durch die Auswanderungen nach Amerika, die Reichen zogen hin, die Bettler blieben da. (Mit Ausnahme der franzöſiſchen Verbannten iſt dieſe Thatſache falſch, denn es ſind mehr Bauern und Fabrikanten, alſo Verkäufer, nach Amerika ausgewandert, als Conſumenten und Käufer.) In Südamerika vermindere die Inſurrektion die Käufer. (Wahr!)

3) Die noch vorhandenen Käufer hätten kein Vermögen mehr, und es fehle an Gelde, der Krieg habe große Kapitale gefreſſen. (Wahr!) Die Fürſten verſchwendeten zuviel, daher die vielen Abgaben. (Verläumdung! thäten ſie dieß, dann würden ja die Käufer vermehrt!) Die alten Geldquellen Indiens verſiegten, es käme weniger Gold und Silber nach Europa.

(Sonderbarer Einfall! Wahrlich, eine ganz neue ſtaatswirthſchaftliche Anſicht! — Uns ſcheint es, daß Spanien wohl über das oben Behauptete klagen könne, denn es verliert d-

durch ein Colonialprodukt, die andern Staaten aber nicht, denn ſie mußten Gold und Silber mit Produkten kaufen, und wenn das Gold ſeltener wird, macht dieß nichts weiter aus, da es gleichgültig iſt, ob ein Thaler einen oder zwei Scheffel Korn vertritt, indem alle anderen Gegenſtände gegen Gold im Preiſe ſinken.

Es ſey an dieſen Proben genug, um die Anſichten des Verfaſſers wieder zu geben, und man kann bei uns wohl fragen:

Was geht uns ab, was fehlt uns?

Jenſeits der Elbe klage man immerhin über ein Mißjahr, dießſeits iſt gar keine Klage gegründet, deren Urſache nicht in der Perſönlichkeit lagen.

Die Bodeneigner haben hier keine ſchlechte Erndte gehabt und hohe Preiſe, die Handwerker, Baumwollen- und Leinwand-Fabrikanten abgerechnet, haben hinlänglich zu thun und gute Preiſe, die Kriegslaſten haben aufgehört, das Tagelohn iſt um 33 pro Cent geſtiegen, die Staats- und ſtändiſchen Papiere haben guten Cours, und man wendet ſich ſchon zu neuen Anlagen.

Worüber klagen wir denn mit Recht? Beſonders über den vermehrten Luxus, vorzüglich in der unteren Klaſſe, über Arbeitsſcheu, über Raiſonnierwuth abentheuerlicher Schwärmer und Narren.)

Staatsanzeigen, 1. Bandes 6s Heft.

Wir heben als intereſſant in dieſem Heft folgenden Aufſatz aus:

Beitrag zur Theorie des Geldes. Von Krug.

Es giebt, ſagt der Verfaſſer, drei Arten und Formen des Geldes, von welchen die erſte durch die zweite, und dieſe wieder durch die dritte geſteigert und potenzirt wird. Das Geld in der erſten Potenz kann eine werthvolle Sache ſeyn (z. B. Vieh, Salz, Fiſche ꝛc.) ſobald ſolche nur Maaßſtab des Werths einer Sache abgeben können. Dieſes Geld ſollte man Sinnesgeld nennen. In der zweiten Potenz gehört Metallgeld, welches man Verſtandesgeld nennen möchte, oder Begriffsgeld, dem der Staatsſtempel unterliegt.

In die dritte Potenz iſt Papiergeld zu ſetzen, es ſollte Vernunftgeld heißen, dem eine Idee, Zutrauen in die Regierung, zum Grunde liegt.

Staatsanzeigen, 2. Bandes 1s Heft.

Dieſes Heft iſt ganz der alten Welt, d. h. den Altadelichen in Frankreich, den mediatiſirten Fürſten, den alten teutſchen Corporationen, beſonders Landſtänden, und der Vereinigung der Kirche und des Staats, oder der Hierarchie, und der Wie-

derherſtellung aller dieſer, durch die Zeit ſchon begrabenen, Dinge gewidmet.

Der Ariſtokrat will das alte Lehnsweſen, der Myſtiker das Pabſtthum, der Umkehrer (Revolutionär) oder der welcher die Dinge auf den Kopf ſtellt, will ein deutſches Reich und einen Wahlkaiſer mit Vernichtung aller Erbfürſten und des Erbadels. Wohin das nur führen wird? Auf alle Fälle werden wir nur Heil aus dem verſtärkten Mittelpunkt, von energiſchen Fürſten erwarten können.

1. Die Verhältniſſe des jetzigen Frankreichs.

Es wird hier gezeigt, daß die Armee- und Civiladminiſtration, nur durch Napoleons Energie gebunden, innerlich aber feindſelig gegen einander geſinnt geweſen ſey. Die Armee hätte eine neue Militärhierarchie, die Civiladminiſtration aber die revolutionären Intereſſen zu erhalten, und für ſich ferner zu benutzen geſtrebt, die allen Corporationsgeiſt, der den Staaten ſo heilſam ſey, entgegen wären. Napoleon ſey der letzten Parthei zuwider geweſen, und ſie hätte mit Hülfe der Alliirten ihn geſtürzt ſammt der Armee; mit den Bourbons hätte ſie geglaubt leichtes Spiel zu haben, darum hätte ſie ihnen die Anerkennung der revolutionären Intereſſen zur Bedingung ihrer Herſtellung gemacht, wonach die Charte eingerichtet ſey. Da ſie aber den Adel und das alte Frankreich nicht verdrängen können, ſo hätte ſie ſich wieder mit der Armee vereinigt, um die Bourbons zu ſtürzen, welches ihr gelungen ſey. Napoleon hätte ſich 1815 nur durch die wiederkehrende Anarchie retten können, da das Reich derſelben aber allen Franzoſen gleich verhaßt ſey, ſo mußte er fallen.

Der alte Adel hatte es nur darin verſehen, daß er keine Corporation gebildet, und vereinzelt nur Titeln, der Etikette und armſeligen Privatrechten nachgejagt ſey.

2. Das Repräſentativſyſtem.

Es ſoll unmöglich ſeyn, eine Anzahl Menſchen repräſentiren zu können, ſondern nur eine phyſiſche oder moraliſche Perſon laſſe ſich vertreten, daher könne man nicht viel von der Perſönlichkeit derer halten, die ſtets die Repräſentation im Munde führten, aber alle Körperſchaften aufhöben. Dieſer Satz wird nun auf die

3) mediatiſirten Fürſten angewendet und geſagt, man hätte ſie ſo wenig rechtmäßig auflöſen können, als Preußen ſeine alten Landſtände im Jahre 1811; dieſe werden ſodann

4) wie alle alten deutſchen Landſtände in Schutz genommen, und die jetzige Hungersnoth benutzt, um ſie dem Mangel der Gemeindeverbände zuzuſchreiben.

Die Zeiten, 2s Stück.

Beleuchtung der ſtrategiſchen Bemerkungen über den Feldzug der Preußen.

Die Ausfälle in den ſtrategiſchen Bemerkungen, gegen den General Grafen Gnieſenau, ſind bekannt, ſo wie die wegen der angenommenen Schlacht von Ligny, der Durchlaſſung des Grouchyſchen Corps und des Ueberfalls vom 15. Juny.

Ob dieſe Rügen gegründet ſind, iſt zweifelhaft, ob aber jene ſchwache Rechtfertigung dieſe Rügen auslöſcht, bleibt dahin geſtellt.

Im Allgemeinen verwahrt ſich der Rechtfertiger gegen Vorwürfe dadurch, daß er erklärt, nicht zum großen Hauptquartier gehört zu haben, wo ſich die wahren Vertheidiger der getroffenen Maaßregeln befänden.

Dann ſucht der Verfaſſer einzeln die gemachten Vorwürfe zu widerlegen.

2. Blick auf die Lage Europas, am Ende des Jahrs 1816.

Iſt ruhig und weniger anmaßend wie früher geſchrieben, und enthält manche richtige Anſicht und Bemerkung.

Die übrigen Aufſätze ſind größtentheils Compilationen ſchon bekannter Aktenſtücke und werden deßhalb übergangen.

Journal für Deutſchland, 3s Heft.

Wir heben dieſesmal, da die Fortſetzung der römiſchen Geſchichte von Decius bis zum Diokletian, nicht mehr wie früher, ein ſo großes Intereſſe gewährt, den Aufſatz aus:

Kann das Metallgeld von dem Papiergelde jemals ſo verdrängt werden, daß dieſes für ſich beſtehen kann?

in welchem der Verfaſſer mit ſiegenden Gründen, die neue Theorie des Geldes bekämpft, deren wir oben bei den Staatsanzeigen gedachten. Er zeigt, daß alles idealiſche Geld auf Irrwahn beruhe, indem mit dem Begriff Geld eine Realität verbunden ſeyn müſſe, wie ſolches die Natur der Geſellſchaft verlange. Werthe könnten nur durch Werthe, nicht durch Ideen- oder Vernunftgeld, wie man das Papiergeld nenne, gemeſſen werden.

Der Staat könne dieſer Idee keinen Werth geben, und zwar eben ſo wenig dürfe dieß die Regierung, wolle ſie nicht despotiſch ſeyn, noch die Staatsgemeinde, da niemals das gegenſeitige Zutrauen ſo groß unter den Bürgern werden könne, daß es mit Erfolg eine Realität erſetze.

Bei dem Metallgelde komme außer dem Naturkörper, der ſeiner Seltenheit und anderer Eigenſchaften wegen einen Werth

hat, auch die menſchliche Arbeit in Anſchlag, die das Metall in Geld umſchaffet. Der Menſch muß, um dazu zu gelangen, die tiefſten Schlünde der Erde durchwühlen, und, um reines Silber oder Gold zu ſchaffen, die Kunſt ſehr oft zu Hülfe rufen, ſo, daß das kleinſte Stück Geld, ein Produkt der größeſten Anſtrengung wird. Die Schöpfung des Papiergeldes iſt dagegen eine gar leichte Sache, Millionen kann man in einer Stunde ſchaffen.

Wie will aber eine Regierung, die ſich herausnimmt, durch Papiergeldfertigung den allgemeinen Werthmeſſer zu beſtimmen, das richtige Geldbedürfniß im Staate ermeſſen, was auf dem natürlichen Wege geſchieht, wenn es dem Fleiße der Geſellſchaft, in Herbeiſchaffung der Werthzeichen überlaſſen bleibt.

Es iſt Obigem nur der Wunſch beizufügen, daß ſämmtliche europäiſche Finanzminiſter ſich dieſe Darſtellung zu Herzen nehmen möchten, da das eigentliche Papiergeld, ſolches das lediglich auf das Zutrauen des Volks in ſeine Regierung ſich begründen ſoll, ohne Geld oder Grund und Boden als Bürgen im Rücken zu haben, am beſten mit dem Opium verglichen wird, das zuerſt das Nervenſyſtem erregt, dann erſchlafft und zuletzt tödtet.

Miszellen der neuſten ausländiſchen Literatur ꝛc. 3s Heft.

Enthält wenig Anziehendes, außer der, aus den Reiſen Chriſtinens von Schweden in Frankreich, entnommenen Hinrichtungsgeſchichte des Marquis Monaldeschi, eines Günſtlings der Königin, deſſen Briefe ſie hatte auffangen laſſen, woraus ein Verbrechen deſſelben hervorging, das er ſich gegen Chriſtinen ſchuldig gemacht hatte. Sie nahm ihn ſelbſt ins Verhör, in welchem er ihr zu Füßen fiel und um Gnade bat, worauf ſie ſich entfernte, und ihn im fremden Lande, im königlichen Schloß zu Fontainebleau, ſodann nicht hinrichten, ſondern ermorden ließ, wozu die damalige, während Ludwig XIV. Minderjährigkeit regierende, Königin ſchwieg, weil man annahm, ein Souverain könne mit ſeinen Dienern, auch im Auslande, machen was er wolle.

Europäiſche Annalen, 2s Stück.

Darin erſcheint dieſesmal als ſehr intereſſant:

1. Geſchichte der Cortes in Spanien (Fortſetzung.), da ſie eine Geſchichte der Regierung der Patrioten in Spanien, während der franzöſiſchen Ueberziehung, und der Entſtehung der Liberales und Serviles enthält. Von jenen heißt es: ihr Geiſt und ihre Ideen wären republikaniſch geweſen, obzwar ſie

den Schein angenommen hätten, als wollten ſie nur die Franzoſen vertreiben, und eine beſchränkte Monarchie einführen. Sie wußten auch für ihre Pläne, Geſetze und Thatſachen aus der alten Geſchichte anzuführen und ihrem Syſtem anzupaſſen. Auf dieſem Wege der Feinheit und Liſt, gelang es ihnen durch grelle Darſtellung der zu erwartenden Uebel, und durch ſchmeichelnde Hoffnungen von Rückkehr der Volksfreiheit und Naturrechte, das Volk zu gewinnen, den Adel aber, die Geiſtlichkeit, die Magiſträte und jeden ruhigen Bürger, welcher die Kriegsgewalt, die Privilegien der Kaſten und die Freithümer der Geiſtlichkeit achtete, in ein gehäſſiges Licht zu ſtellen, und ihnen den Schimpfnamen von Serviles beizulegen (in Deutſchland erhalten ſolche Männer den Namen Obscuranten).

2. Der Obriſt von Maſſenbach bei Jena und Prenzlau.

Es wird hier gezeigt: daß Herr von Maſſenbach, wenn er die Seele der Hohenlohiſchen Armee war, die Schlacht bei Jena deßhalb verloren habe, weil er, ſtatt der Dispoſition des Oberfeldherrn zu genügen, nach welcher er die Saalufer decken ſollte, damit die Hauptarmee über die Unſtrut zurückgehen konnte, ſich im Lager von Capellendorf überfallen laſſen, ohne jene Dispoſition im mindeſten zu befolgen; daß er von Magdeburg bis Prenzlau eine zweckwidrige Marſchrichtung genommen, da er die Kavallerie auf dem linken Flügel ſtatt auf den rechten geſetzt, und bei Prenzlau die Kapitulation geſchloſſen, weil er nicht gewußt, im eignen Vaterlande, auf welchem Ufer der Ucker er ſich befinde.

Die Bundeslade. Nr. 1. Frankfurt 1817.

Ein neues Journal, welches wir wegen ſeines Zwecks, ſeiner Schreibart und Freimüthigkeit empfehlen müſſen. Es handelt:

1. Von dem Thronrecht (Legitimät).

Dieſer Begriff wird auf Herkommen, Geſetz und Volksglauben begründet.

Es wird den Fürſten, nicht ganz mit Unrecht, Schuld gegeben, daß ſie dieſem Begriff dadurch entgegen gehandelt, daß ſie zu oft ſich untergeordneten Geſchäften unterzogen und die höheren Miniſtern überlaſſen hätten.

Die neue Trennung zwiſchen Herrſchaft und Regierung, Herrſcher und Walter (Staatskanzler) ſey weiſe, da der letzte gewechſelt werden könne, wenn der erſte unveränderlich ſey.

2. Der deutſche Bund.

Hier iſt nur von der ſchon ſo viel beſprochenen deutſchen Einheit die Rede.

3. Vom Adel.

Dieſer Aufſatz iſt ſehr intereſſant. Da heißt es:

Digitized by Google

Adel iſt mit Selbſtſtändigkeit verbundene Macht ſie komme nun von wirklicher Ueberlegenheit oder von Vorurtheilen her. Wo beide ſchwinden, ſtirbt auch der Adel ab, und was dann noch an ihm ſchimmert, iſt nur Erinnerung an erlauchte Vorfahren.

Nemeſis, 8. Bandes 4s Stück.

1. Der Bundestag.

Die Eröffnungsrede des öſterreichiſchen Geſandten iſt hier Gegenſtand der bitterſten Kritik und der höchſten Sophiſterei geworden, bei welcher Gelegenheit der Verfaſſer den deutſchen Fürſten und ihren Dienern Seitenhiebe austheilt, und ſich auf deutſche wieder erwachte Volkskraft viel zu Gute thut.

Wo es in der Rede heißt: „das Nationalbedürfniß ſey der Leitſtern bei allen nationellen Formen“ wird denen, welche die öffentlichen Angelegenheiten leiten, geſagt:

„Sie wüßten nichts vom Nationalbedürfniß, ihre Anſichten davon pflegten ſie in Kinderſtuben, in der Hofluft, im Schlendrian des Geſchäftslebens, in der mißverſtandenen Geſchichte zu ſammeln, und es ſchiene, als könnten ſie die Nation zu Grunde richten, um das Bedürfniß der Nation zu befriedigen.“

Um dieß zu bekräftigen, und den Bundestag lächerlich zu machen, wird ein Gedicht in der Note beigefügt, worin es heißt:

„Man ſprach von Forderung der Zeiten
Von Menſchheit, Freiheit, Volk und Land,
Vom Zweck des Staats vom Vorwärtsſchreiten,
Und von der Einheit heilgem Band.
Und als die Reden abgefloſſen,
Da ward einmüthiglich beſchloſſen:
Soll künftig ſtehn, wie's vormals ſtand.“

„Seitdem will mir das Herz nicht glühen,
Mistrauiſch zeigt die Seele ſich,
Wenn Worte Wahrheitsfunken ſprühen,
Dann ängſtigen die Werke mich.
Das Volk! Mir beben alle Glieder!
Gerechtigkeit, ich ſinke nieder!
Die Freiheit, Gott erbarme Dich.“

Mag dem ſeyn wie ihm will, ſo frägt ſich doch, wenn der Bundestag nur aus Profeſſoren unſrer hohen Schulen und den Zeitſchriftſtellern zuſammengeſetzt wäre, wie dann die Sachen ſtehen würden?

Nur Volksrepräſentanten und freie Schriftſteller können

des Volkes Bedürfniß vortragen (heißt es weiter). Die letzteren waren selten, da ſie ſtets als Märtyrer untergingen.

Wir glauben, daß die Nemeſis nicht bloß, ſondern die größeſten unſerer jetzigen Schriftſteller, höchſt freimüthig ſich auszuſprechen leichtlich wagen können. Aber es iſt uns nicht bekannt, daß in den Tagen des napoleoniſchen Geiſtesdrucks in den Landen des Rheinbundes, wo bei hergeſtellter Druckfreiheit ſo häufig unziemliche Reden und Schriften erklingen. Schriftſteller auf das Märtyrerthum Anſpruch zu machen gehabt hätten, ſie waren damals unterthänige napoleoniſche Knechte, die jetzt den Mund ſo voll nehmen, da ihnen das angelegte Schloß geöffnet iſt.

Wenn in der Rede geſagt wird, die Völker ſeyen das Werk ihrer Zeit, ſo fällt der Kritiker unbarmherzig darüber her, und vergißt hierbei, was er alles dem Zeitgeiſt zum Lobe geſagt haben mag, da er einer der Verfechter dieſes Dämons zu ſeyn ſcheint, dem allenthalben Fürſten und Räthe aus dem Wege zu gehen kommandirt werden, hier ſchließt er ſeine geiſtreiche Rede mit dem Satz:

Jetzt noch, ungeachtet des heiligen Bundes und der Bibelgeſellſchaften, werden Ketten geſchmiedet, in welche man die Völker zu legen beabſichtigt, und ein alter Wahn von Beſſerbürtigkeit ſteckt noch immer in den Gliedern frommer Menſchen.

Wo dieſe Ketten nur geſchmiedet werden? Wenn der Wahn der Beſſerbürtigkeit manchen noch bethört, ſo fehlt es jetzt eben ſo wenig auch an dem Schulmeiſterdünkel vieler Profeſſoren, die ihrer Beſtimmung entgegen, nicht unterrichtend bleiben, ſondern regierend werden wollen. Wie das Volk bei ſolcher Schulmeiſteraristokratie fährt, haben wir geſehen an Siéyes, Condorcet u. a.

Wenn in der Rede von der Zerriſſenheit Deutſchland's geſprochen wird, die Napoleon benutzt hätte, um Deutſchland zu erniedrigen, ſo wird geſagt:

Wir haben dieſe Erniedrigung erlitten, weil wir das Volk nicht zu ehren verſtanden, die größte Schuld davon tragen die Regierenden, ſie mögen das nicht vergeſſen, dießmal hat das Volk die größeſten Sühnopfer gebracht für dieſe Schuld, dadurch iſt die rettende Gottheit verſöhnt worden, und unſer Schickſal liegt wieder in denſelben Händen, zum zweitenmale möchte die Sache anders ablaufen.

Ob wohl Napoleon weniger geſiegt hätte, wenn die Völker deutſcher Staaten durch Vertreter vor 1815 regiert worden wären, ohne Fürſten und ihre Diener, die ja auch aus dem Volke waren?

Wo der Redner ſagt:

„einſeitige demokratiſche Auswüchſe und Verhöhnungen des Syſtems des politiſchen Gleichgewichts, wären im Strom untergegangen,"

wird ihm vorgeworfen: warum er nicht auch von den Verirrungen ariſtokratiſcher Auswüchſe geredet, die immer drohender und gefährlicher würden?

Wenn man jetzt ſo vielfach noch auf das ariſtokratiſche Prinzip, welches zu ſeiner Zeit ſehr zerſtörend gewirkt, losſchlägt, ſo ſcheint uns, als ob ſein Zeitalter vorüber wäre, und als ob dieſe Sorge der eines vorſichtigen Vaters gleich wäre, der ſeiner vierzigjährigen Tochter eine Hüterin ihrer Unſchuld ſetzt.

Zuletzt wird dem öſterreichiſchen Kabinet und dem Freiherrn von Gagern eine Bitterkeit geſagt, jenem, wegen ſeiner überflüſſigen Erklärung, daß es niemals gegen den deutſchen Bund feindſelig handeln werde, wovon die Beſitznahme des Innviertels den Gegenbeweis liefere, und dieſem, weil er für den Rheinbund thätig war.

Die übrigen Aufſätze, beſonders wegen Errichtung eines Oberhauſes und gegen die Adelskette, bezeichnen die in dem Verfaſſer lebendige Gleichmachungsſucht, da hierin nicht bloß auf den Adel wie er in neueren Zeiten geweſen, losgeſchlagen, ſondern auch die ihm zum Grunde liegende Idee angegriffen wird. Die Gründe hier anzuführen finden wir überflüſſig, da viel Beſſeres darüber von den franzöſiſchen Rednern in der conſtituirenden Verſammlung 1789 geſagt worden iſt, welches allgemein bekannt iſt.

Magazin der Biographien denkwürdiger Perſonen der neuern und neueſten Zeit.

Andreas Hofer.

Tyrol iſt ein unnahbares Land, wie ſchon Tacitus es nennt. Der größte Gebirgsrücken, der Brenner, iſt das Stammhaus dieſes Gebirgslandes, und ungeachtet der Alpenbewohner und der Gemſenjäger keine Gefahr ſcheut, ſo iſt doch die Spitze des Ortales erſt vor einigen Jahren zum erſtenmal von Menſchen beſtiegen worden.

Andreas Hofer war aus dem Thal Paſſeyr, zwiſchen dem Eyſeck- und Etſch-Kreiſe. Er beſaß ein Wirthshaus am Sande, d. h. unter dem Fuß des Bergrückens, daher der Name: Sandwirth. Er war getauft den 22. November 1767, trieb lange einen bedeutenden Viehhandel, wodurch er überall bekannt, und durch ſeine Treue beliebt wurde.

Napoleon ſagte bei der Zuſammenkunft in Erfurt: „binnen 6 Jahren müßte ſeine Dynaſtie die älteſte in Europa ſeyn, da die Glut der Vaterlandsliebe Wahnſinn, die Treue gegen den alten Herrn Rebellion, der Kampf für ihn Brigandage hieße; um den neuen Thron ſich bewerben, daß heiße: contenir le meilleur esprit (ipsissima verba). Es ſey ein Wunder von Langmuth, daß er Oeſterreich, jedoch nur auf Verwendung Rußlands, bis dahin verſchont habe.“

Viele Tyroler waren ſeit der Losreißung von Oeſterreich ausgewandert, oder waren vielmehr auf einer fortgeſetzten Wanderſchaft, aber ſie hatten eine ſtille Verbindung mit dem Vaterlande. Im Anfange 1809 kamen geheime Abgeordnete des Tyroler Bundes nach Wien, unter ihnen Hofer, und ſie

Digitized by Google

hatten ſpäterhin Audienz beym Erzherzog Johann. Der Major von Hormayer, ein geborner Tyroler, unterrichtete ſie näher, und entwarf einen Plan in eilf Punkten. Nach ihrer Rückkehr leiteten ſie die Inſurrektion ein, an deren Spitze ſchon jetzt Hofer ſtand. Beim allgemeinen Aufſtande glückte alles bis auf die Ueberrumpelung von Kufſtein, woran der öſterreichiſche General Jellachich Schuld war. Martin Trimer zeichnete ſich vorzüglich aus; er nahm bei Wiltau 8000 Franzoſen gefangen (daher er jetzt Herr von Wiltau heißt, Major und Thereſienordensritter iſt).

Hofer ſagte in Wien: die Tyroler Gemſenjäger würden in Tyrol ſoviel thun, daß die ganze Oeſterreichiſche Generalität den Hut vor ihnen abnehmen ſollte.

Doktor Schneider, ein Rechtsgelehrter, leitete den Aufſtand in Vorarlberg. Nach dem Znaymer Waffenſtillſtande und dem Rückzuge der Oeſterreicher aus Tyrol, den 13. Auguſt, entwickelte ſich die eigenthümliche nationelle Kraft.

Hofers vorzüglichſte Vertraute waren Joſeph Speckbach, und ein Mönch aus Meran: Trachim. Es ſchwebt ein Dunkel darüber, welche Zuſicherungen ihm von Seiten Oeſterreichs, nach dem Rückzuge der Armee, gegeben ſind; fortwährend erhielt er ſich mit Oeſterreich in Verbindung.

Oft zügelte er die Wuth der Truppen gegen die Staatsbeamten. In Inſpruck trat er in die Kaiſerburg ab; ein Diener fragte ihm, wann Sr. Excellenz zu ſpeiſen befehlen? Schnell antwortete er: jetzt hab ich nit Zeit ans Freſſe zu denken, erſt muß ich in die Schreiberei. Beim Schreiben ſchwitzte er bald, oft ſagte er dann: hab ich Ochſen und Kälber, oder hab ich Leut' um mich, daß ich alles allein thun muß?" Sein Mittagseſſen für 40 Kreuzer und ſein Abendeſſen für 36 Kreuzer bezahlte er immer. — Wer mit ihm zum Abend aß, mußte auch den Roſenkranz mit beten.

Am 10. September erließ er eine Verfügung: „die Weiberleute ſollten führohin nicht mehr ihre Herzen und Arme unter ſo hudriges Zeug ſtecken, daß man das nackte Fleiſch ſehen kann, anſonſt man es ihnen mit Koth vorwirft."

Am 4. Oktober, des Kaiſers Namenstage, ward Hofer in der Franziskanerkirche zu Inſpruck zu ſeinem großen Unternehmen eingeweiht. „Wie könnte ich mich freuen," ſagte er weinend nach der Feierlichkeit in ſeinem Hauſe, „über alle mir erzeigte Ehre, wenn es hin und wieder noch nicht gut mit meinen Landsleuten geht."

Frommgläubig legte er im Marientempel ſeine Waffen dreimal nieder, fand ſie aber am folgenden Morgen immer wieder vor ſeinem Bette.

Da alles verloren war, flüchtete er ſich auf den Gipfel der Gebirge des Paſſeyer Thals. 10,000 Franken waren auf ſeinem Kopf geſetzt. Dieſe verdienten zwei Baiern, die dem Gouvernement zu Inſpruck Hofers Aufenthalt anzeigten, und ſelbſt Führer ſeyn wollten. Etliche Tage nach der Gefangennehmung, fand man ſie erſchoſſen. In der Nacht von 26. bis zum 27. Januar

1810 gegen 4 Uhr des Morgens, erreichte ein Detaſchement Franzoſen die Hütte; Hofer öffnete ſie, mit Degen und zwey Piſtolen bewaffnet, an dieſem Morgen wollte er die Hütte verlaſſen. Ruhig ſagte er dem Führer der Grenadiere: ich bin Andreas Hofer, mein Schickſal iſt in euren Händen." 500 Mann escortirten den mit Ketten Beladenen nach Mantua. Er ſehnte ſich nach Schnupftaback; ein Offizier der Begleitung reichte ihm ſeine Doſe; Hofer erkannte ſein Bild auf dem Deckel, und ſagte trübe: „das bin ich geweſen."

Hofer war erſchüttert, als er ſein Todesurtheil hörte; in höherem Berufe glaubte er gehandelt zu haben, dieſe Täuſchung ſchmerzte ihn tief.

Am 20. Februar wurde er auf eine Baſtion der Feſtung geführt; von den andern eingekerkerten Tyrolern Abſchied zu nehmen war ihm abgeſchlagen; ſein Geld ſchickte er dieſen (500 Gulden W. Z.). Mit Ruhe trat er in das Quarree, und mit entſchiedenem Verzichten überſah er das Ganze, und fand ſeine Todesſtelle. Zwölf Grenadiere rückten vor; der Sergeant befahl ihm ſich auf das Knie niederzulaſſen; er erwiederte ruhig: „ich ſtehe vor dem der mich erſchaffen hat, und ſtehend will ich meinen Geiſt aufgeben." Er ließ ſich auch kein Tuch umbinden, und dem Sergeanten gab er noch ein Zwanzigkreuzerſtück, mit den Worten: „das iſt mein letztes Geld, und erinnert mich in dieſer Stunde an mein armes Vaterland." Er richtete nun mit einem bedeutend frommen Blick ſein Geſicht nach Morgen, daher das Kommando eine Wendung machen mußte. Seine letzten Worte waren: „gebt Feuer!" — Erſt der dreizehnte Schuß, der des Sergeanten, tödtete.

Seit ſeinem Einzuge in Inſpruck trug er ſtatt ſeines ſchwarzen Huts einen andern, den ihm die daſigen Kloſterfrauen verehrten. Auf deſſen Krempe war eine Madonna in Oehl gemalt, und drüber eine ſchöne Wildfeder; um den Kopf ging ein breites ſchwarzes Sammetband, worauf in Gold geſtickt ſtand: Andreas Hofer, Oberkommandant der Tyroler. Hofers Häuſer wurden mit der Erde gleich gemacht, ſeine Familie ging nach Oeſtreich. Der Sohn Johann, der den Vater von ſeiner Hütte aus 3 Stunden mit den Franzoſen begleitete, und dann im Hoſpital zu Botzen bleiben mußte, diente im Lützowſchen Corps; der andere war in Oeſterreichiſchen Dienſten.

Magazin für Zeitungsleſer.

Guſtav Adolf von Schweden.

Guſtav Adolf IV von Schweden, war als Kind kalt, verſtändig, freundlich, gerecht, offenbarte keine große, doch ſolche Eigenſchaften, die einen redlichen feſten König verſprachen. Seit der Ermordung ſeines Vaters umgaben ihn Argwohn, Verdacht, Kabalen aller Art, Gerüchte, Zuflüſterungen, Winke bearbeiteten ihn; Faktionen, die in Schweden nie gefehlt haben, hatten ein Intereſſe, den Prinzen mißtrauiſch zu machen. Die Veränderung in ſeinem ganzen Weſen war, als

er zum Manne reifte, ſo bedeutend, daß einige ſeiner Freunde noch bis jetzt glauben, es ſey etwas Ungebührliches mit ihm vorgenommen, man habe ihm einen Trank gereicht. Seitdem wurde er ſpröde, unhold, und bisweilen bis zur Ungebühr aufbrauſend und verdüſtert. Sein Erzieher war ein Herr von Roſenſtein, der ſpäter Miniſter der Kultur und Wiſſenſchaften wurde, ein Mann von Kenntniſſen, aber ganz Franzöſiſch gebildet. Man ſagt, er ſey ohne Ernſt, ohne nordiſchen Sinn und nordiſche Kraft geweſen, und ſo konnte er nie in das Gemüth des Prinzen eingreifen, und der Haß des Contraſtes zwiſchen beiden, brachte den Jüngling ganz auf die entgegengeſetzte Seite, welche ſein Lehrer der Religion Flodin haßte. — Ganz Schweden freute ſich, als er König wurde, denn er liebte Gerechtigkeit, Wahrheit und Redlichkeit, eine Gemahlin, hoffte man, würde ihn ſanfter, freundlicher und glücklicher machen. Doch ſchon in den erſten Jahren ſeiner Regierung ſoll er geäußert haben, er ſey unglücklich, weil er König ſey. Der Reichstag zu Norköping entzweite ihn zuerſt mit einem großen Theile ſeiner Unterthanen, beſonders mit einem Theile des Adels, der ſich durch die königliche Gewalt verletzt glaubte. Das Verhältniß Europas und ſein Gemüth riſſen ihn ſeitdem in beſtändige Verwickelungen hinein, und er verſtand nicht die Politik. Er ward immer düſterer und ſchroffer; alles verſtimmte ſich in ihm, ſelbſt Gott und die Religion. Zeichen und Wunder erwartete er. Je näher das große Weltſpiel den Gränzen Schwedens rückte, deſto mehr verſank er in ſich ſelbſt und ward der Starrköpfige und Eiſerne, der durch trotzigen Willen die Dinge zügeln wollte. Er ſprach nicht viel, unterhielt ſich am liebſten von traurigen Gegenſtänden und tragiſchen Schickſalen; deßwegen liebte er Gripsholm, das allen andern ein Kerker, ihm aber ein freundlicher Aufenthalt deuchte. — Im Winter 1807, ergriff Guſtav Adolf die fixe Idee, das ſchöne Opernhaus in Stockholm niederreißen zu laſſen, und es auf eine andere Stelle hinzubauen. Er gab den Befehl anzufangen, doch hinderte der Krieg die Ausführung. Nie hatte der König dieß Haus geduldet; der blutige Schatten ſeines Vaters, der dort erſchoſſen wurde, ſchien ihm warnend entgegen zu ſchweben. — Im Frühlinge 1808, errichtete er eine Landwehr von 30,000 Mann, aus der blühendſten Jugend des Reichs, deren Einrichtung uvd Behandlung äußerſt ſchlecht war. Dieſe Jünglinge wurden faſt ohne Nutzen aufgeopfert, und brachten dem Könige nichts als Erbitterung und Verwünſchungen bei dem ganzen Volke. Sie waren meiſtens auf die Küſtenflotten vertheilt, und hatten den allerſchwerſten Dienſt, die Wohlhabenden hatten ſich meiſt freigekauft, und nur die Aermſten blieben bei den Fahnen, und litten in jeder Hinſicht fürchterlich. Endlich fingen Krankheiten ſo wüthend an zu raſen, daß der Name „Landwehrſeuche" wie der Name einer unheilbaren Todespeſt nach Stockholm lief. Im Anfange Novembers ſetzte die Scheerenflotte das Unglück ans Land, aber es waren keine Anſtalten gemacht zu Lazarethen für die Kran-

ken, oder zu Quartieren für die Geſunden. Zwei Tage und zwei Nächte lagen Krankenſchiffe auf dem Strome, und mehrere tauſend der Flottenlandwehr kampirten unter freiem Himmel, in Stockholm, wo 50,000 Feinde ein leichtes und bequemes Quartier gefunden haben würden. Die Schuld dieſes Unglück wurde auf den König geſchoben, den nun die Verwünſchungen des ganzen Volks trafen. Es war kein Dorf keine Hütte, wo nicht ein geliebter Todter beweint wurde. — Nebſt dieſer fürchterlichen Klage, verdarb den König eine fatale Geſchichte mit ſeinen Garden auf der Inſel Aland. Dieſe waren im Herbſt 1808 mit andern Truppen in Finnland gelandet, von den Ruſſen aber zur Wiedereinſchiffung genöthigt worden. Beim Rückzuge wurden 3 bis 4000 Mann von andern Regimentern zu Gefangenen gemacht, weil Schiffe zum Einſchiffen fehlten. Die Garden wurden beſchuldigt, zu eilig bei ihrer Rettung geweſen zu ſeyn, und die andern im Stiche gelaſſen zu haben, der König ſetzte ſie daher zu gleichem Range mit den übrigen Regimentern herab. Schon auf Aland ſoll etwas gegen den König angeſponnen worden ſeyn. — Der ſchlechte Gang der Dinge, vielleicht auch ein dunkles Gefühl ihrer ſchlechten Einleitung; der Unmuth auf manchen Geſichtern vor ihm, die Vorſtellungen und Warnungen einiger treuen Diener wirkten doch auf den König, vermehrten aber ſeine Hartnäckigkeit und Heftigkeit noch mehr. Die Düſterkeit ſeines Schickſals vergrub er in ſich ſelbſt. Zuweilen war er wieder, mitten in dieſer unſeligen Zeit, heiter, ſo daß man meinte, er müßte herrliche politiſche Nachrichten erhalten haben, aber dann hatte er nichts gethan, als in fernen Ländern, und aus fernen Sternen die Löſung eines Schickſals geleſen, das hier nicht mit Freuden auflöslich ſchien. Als Finnland verloren war, und die Ruſſen gegen Aland und Norrland droheten, als die Beſatzungen der Flotte wie Fliegen wegſtarben und nach Hülfsquellen zu einem neuen Feldzuge vergebens geſucht ward, da wies er bedeutend auf Spanien hin, und nannte mit geheimnißvoller Freude das Jahr 1809, das große Entwickelungen bringen werde. Er las in Doktor Funk's Erklärung der Apokalypſe im Jahr 1809 den Untergang ſeiner Widerſacher, aber er ging vom Thron ins Gefängniß. — Das Volk ſelbſt war in einem ähnlichen Zuſtande kalter Gleichgültigkeit und tauben Hinſtarrens in die Zukunft, es trug ſich mit Ahnungen und Märchen herum; beſonders machte ein altes Geſpenſtermärchen Aufſehen, von einem Geſicht, das Karl IX. erſchienen war, und worin blutige und greuliche Thaten, die man jetzt erleben würde, vorhergeſagt waren. Lange vorher lief das Geſicht durch einige Hände als politiſche Seltenheit, ohne daß man ſeinen Urſprung wußte, wiewohl einige erzählten, es ſey aus einer im Reichsarchive befindlichen Originalurkunde abgeſchrieben. Es iſt vom Jahr 1776 von Karl XI., dem Reichsdroſt und den Reichsräthen zur Beglaubigung unterſchrieben. Mit dem Glauben an das Ungeheure und das Schreckliche hatten ſich auch die Abſchriften vervielfältigt. — — Nach den erſten

Digitized by Google

Stunden ſeiner Verhaftung war Guſtav Adolpf wieder der Alte, kalt, beſonnen, feierlich, ruhig, als ſey nichts geſchehen. Er ließ ſich alles erzählen, was es draußen in der Welt gab, las alle Berichte und Protokolle über ſich ſelbſt, und blieb auch bei den bitterſten Ausbrüchen des Haſſes gegen ſich, in der gewöhnlichen Faſſung. Sein Hauptleſebuch blieb fortdauernd die Bibel. Er gab ſelbſt manchem ſeiner Haſſer die Ueberzeugung, daß er nach beſtem Wiſſen regiert zu haben glaube. Dieß erklärte er auch vor der ganzen Welt; denn, als die verſammelten Reichsſtände ihm die Urkunde zuſandten, worin ſie ihm und ſeine Familie auf ewig abſagten, ſchrieb er, er habe ſie mit ruhigen Gewiſſen, aber mit den ſchmerzlichſten Gefühlen geleſen. — Auch die Haustugenden warfen auf ſein Unglück einen milden Glanz. Die Königin war die tadelloſte, ſchönſte und liebenswürdigſte Frau; ſein Sohn ein anmuthiges Bild blühender Jugend. — Als Verbannte zogen ſie aus dem Vaterlande in die Fremde, nicht ohne begleitende Thränen, die auch eine nicht vorwurfsfreie Größe verdient, wenn ſie von falſcher Höhe herabſteigt.

SOCIETÄT

Freimüthige Blätter
für
Deutſche.

I.
Ideen
über das Preußenthum
in abhandelnden, geſchichtlichen, dramatiſchen, romantiſchen und auch ſatyriſchen Formen ausgeſprochen.

Von

Julius von Voß.

(Fortſetzung.)

Der größte Adelſtolz — wenn ſchon keineswegs alt-ritterlich einfache Sitte, eine Tugend, die ſich wenig Begüterten meiſtens von ſelbſt empfiehlt — war ſonſt bei der unmittelbaren Reichsritterſchaft zu ſuchen, der kleinen Souveränitäten und reichsbänklichen Sitze hal-

her. In der That war das ausgezeichnet, man fand es nicht in England oder Frankreich. Auch thaten ſich die Ebenbürtigen in katholiſchen Provinzen viel darauf zu Gute, daß ſie fette geiſtliche Aebte, Biſchöfe werden, oder einen geiſtlichen Churfürſtenthron beſteigen konnten. Das iſt jedoch meiſtens verſchwunden, und dürften wir ſelbſt dieſe Ernten ohne Saat wohl nicht abgeſchafft haben, und in ſofern eine Weisheit in den ſtattgefundnen Neuerungen liegt, müſſen wir ſie dem franzöſiſchen Einfluß verdanken.

Iſt jedoch die Deutſchheit weder beim öſterreichiſchen, noch preußiſchen, noch ſächſiſchen, heſſiſchen, ſchwäbiſchen u. ſ. w. Adel zu ſuchen, wo denn? Bei den Patriziern in Nürnberg? Davon lohnt es nicht zu reden. Von den Krämern in Hamburg — wenn ſchon die Hanſeebürger einſt gar wackre Leute waren — können wir die Muſter auch nicht entlehnen. Es blieben alſo die Bauern noch, aber welche? An der Donau, oder am Rhein, an der Elbe, an der Havel, an der Saale? Ueberall ſind ſie anders. Dieſe Unterſuchung würde zu Lächerlichkeiten führen.

Herrlich würde es ſeyn, dafern ſich die lange umſonſt geſuchte Deutſchheit endlich in der deutſchen Philoſphie entdeckte. Und in der That hatten wir da ſehr eigenthümliche kräftige Tiefdenker. Die es jedoch am meiſten waren, Leibnitz und Kant, gelten nichts mehr. Aus jener Tiefdenkerei iſt eine ſeltſame, mit allerhand Paradoxien vermengte, Begriffsſpaltung geworden. Was auch dieſe Philoſophie auf der einen Seite Gutes haben möge, ſo giebt ſie auf der anderen ihre Originalität dennoch wieder auf, denn ſie leitet zu Reſultaten, die wahrlich Thomas von Torquemada, und Ignaz von Loyola ſchon wußten. Somit wird, was die Freiheit des Geiſtes erweitern ſollte, eben dieſer Freiheit nur zu gefähr-

lich. Dieſe Philoſophie — im Bunde mit Myſtizismus und Hinneigung zur Apoſtaſie — iſt auf gutem Wege, nach hundert Jahren wieder blutige Religionskriege herbeizuführen, wo nicht gar endlich Hexenſcheiterhaufen, Feuer- und Waſſerprobe. Aeußerſt widerſprüchlich treten ſolche Myſtiker auf, wenn ſie, um von den ſogenannten kalten kraftloſen Höhen der Weisheit ins blumige Thal des Glaubens zu führen, auch mit des Jakob Böhm Federn ſich ſchmücken. Denn ſolch ein gelehrter Schuſter in Görlitz war doch, chriſtlich genommen, ein ruchloſer Bube, weil er bald zum Spinozismus ſich hinneigte, bald wieder ſagte: „auch der Teufel ſey ein Theil der Gottheit, nach der Natur des Vaters, und die Welt nach Luzifers Imagination geſchaffen."

Aus alledem geht hervor, daß es gar keine eigentliche Deutſchheit — von der Sprache abgeſehen — giebt, daß ſie erſt noch geſchaffen werden müß, und man dabei — wenn es anders überhaupt bei einer in ſo viele Regierungen getheilten Nation angeht — nicht vorſichtig genug in Wahl der Elemente, verfahren kann; wo ſich denn alle ſchlecht empfehlen, die hiebevor, ſchon die Erfahrungsprobe nicht aushielten. Wir könnten auch — neben der Unmöglichkeit ſie wieder zu erlangen — wieder die Zeiten eines Herrmann oder Theodorich, noch das Mittelalter, zurück wünſchen, denn hätten ſolche Zuſtände ſich als wohlthätig bewährt, weßhalb wäre das Bedürfniß empfunden worden, ſich aus ihnen hinweg zu begeben. Es würden mithin Schriften und Kathederlehren, wie die hier gemeinten, dem Staate, namentlich dem preußiſchen, ſehr gefährlich ſeyn, wenn ſie Einfluß auf die Regierungsmaaßnehmungen gewännen. Denn ihr Streben geht dahin, Zuſtände eintreten zu ſehn, die man auch anderwärts

findet, oder die ſchon vorhanden waren, und ſich nicht bewährten. Die preußiſche Staatstendenz aber geht dahin, einen ausgezeichneten, beſſeren, größeren Zuſtand als anderswo oder Ehedem zu erlangen. Nur ſo darf der kleinere Staat hoffen, neben größeren mächtig zu beſtehn. Er war unter Friedrich II. da, und bewährte ſich bewundernswürdig. In ſeiner Tendenz liegen die Mittel, ihn neu zu erſchaffen, und dieſe Mittel würden nie veralten.

Eben ſo gefährlich, nach Maaßgabe auch noch wohl viel mehr, würde es für den Staat ſeyn, wenn die Meinungen derjenigen Schriftſteller, von denen ſo laut Wiederkehr der poſitiven Religion, in einem Zuſtande von Ehedem, gewünſcht, und für das öffentliche Wohl als nothwendig, bedungen wird, Gehör fände.

Solche Meinungen nehmen für ſich ein, ſchon als neu erſcheinend, nach ſo vielem Ideenverkehr über Aufklärung, wie alt ſie auch ſind. Sie beſtechen das Gemüth, weil ſie für Moral und Tugendliebe eifern, ſie wenden ſich an die Einbildung, indem ſie das Chriſtenthum in ein poetiſches Zaubergewand hüllen — das Zwingli und Calvin durchaus zerſtört ſehn wollten — und beſtechen endlich auch wohl noch den Verſtand durch ein Heer von Beweiſen, die freilich den Platz behaupten müſſen, wenn das Gegenheer nicht auftritt.

Die Geſchichte iſt unſre beſte Lehrerin, nur müſſen wir unbefangen in ihre Jahrbücher blicken, ſehn wollen, denn im anderen Fall würde auch das Sonnenklarſte uns verwirren können.

Es giebt Sätze, die wahr klingen, ob ſie es aber auch ſind, iſt keineswegs ausgemacht.

Spricht Jemand: Religion macht den Menſchen beſſer, ſo möchten wir ihm ſo gern glauben, wagen es kaum, hier eine Einrede zu thun, ſo achtbar empfiehlt ſich uns der Satz.

Doch wenn wir, auch ohne irgend einen Streit erheben zu wollen, nur die Frage aufwerfen: Auf welchem Punkt dogmatiſcher Lehren muß die Religion ſtehn, wenn ſie das vollbringen, oder — angenommen, ſie vollbringe es immer — wenn ſie es am meiſten vollbringen ſoll; muß Jener nothwendig um ſeine Antwort verlegen ſeyn. Und beſonders, wenn, wie billig, ſeine Privatmeinung nicht als Beweis gelten ſoll, ſondern wir ihn aus der Geſchichte entwickelt verlangen

Es wird jetzt mit jedem Tage mehr üblich, der katholiſchen Kirche den Vorzug beizumeſſen. Sie iſt die älteſte und heiligſte, ſagt man, ihr Syſtem iſt am vollſtändigſten ausgearbeitet und erprobt, ſie wirkt am lieblichſten und kräftigſten auf das Gemüth, wo, und nicht im Urtheil, Religion eigentlich ihren Sitz aufſchlagen muß u. ſ. w.

Wäre dem ſo, nun ſo müßten ja wohl ihre Prieſter, am vertrauteſten mit dem Sinn dieſer Kirche, in allen Zeiten vorzüglich moraliſche Menſchen geweſen ſeyn. Und unter ihnen beſonders die Hohenprieſter, in jedes Geheimniß geweiht, am Urquell der Lehre, auf den Zinnen ihrer Gewalt und Herrlichkeit.

Die Vermuthung wäre durch die triftigſten, edelſten Gründe geſtützt. Wie ſie aber die Geſchichte belegt, das ſey Gott geklagt. Eben die Verderbniß der Prieſter, die ſchon durch Jahrhunderte Anſtoß und Aergerniß gegeben hatte, war es ja, was die Trennung der proteſtirenden Tempel vom Muttertempel bewirkte. Was ſoll man noch von dem Vermögen zu beſſern an ihr halten, wenn man auf das Leben eines Johann XIII., Hadrian IV., Bonifazius VIII., Alexander IV., und ſo mancher anderen Päbſte blickt; wenn man bald lieſt: daß ein Kirchenchef den Thron beſtieg, weil er den Vorgänger mit Gift hinweggeräumt hatte, bald ein

anderer einen Kaiſersſohn verführen wollte, ſeinen Vater zu ermorden, wieder ein anderer, den Sarazenen eines Kaiſers Bildniß heimlich zuſandte, damit ſie ihn deſto leichter gefangen nehmen oder tödten könnten, wieder einer einen Kaiſer im Abendmahl vergiften ließ. — Hiezu all die Unzucht und andere ſchändliche Laſter, Hochmuth, Geiz, Ablaßwucher u. ſ. w. die den ſogenannten heiligen Stuhl ſo oft befleckten, wie denn auch ſo manche Päbſte des Atheismus angeklagt wurden. Es möchte noch viel darein gehn, falls ſich hier einwenden ließe: das ſind Ausnahmen, die Regel iſt gut. Umgekehrt ſind die guten Ausnahmen ſelten, und die Regel ſchlimm. Es gab nur wenige fromme Päbſte — es wurden ſogar einige, die es waren, darum als einfältig verachtet und entfernt — in dem ganzen Zeitraum, von Karln dem Großen bis zur Reformation, haben die meiſten, vielmehr alle, dem Geiſt des Chriſtenthums rein entgegen, nach weltlicher Hoheit getrachtet.

Die würdigſten Geiſtlichen der katholiſchen Kirche fand man auf den unterſten Stufen des Prieſterthums, den meiſten fanatiſchen Eifer bei den Mönchen ſtrenger Regel — Barfüßer, Carthäuſer, La Trappiſten — bei den Einſiedlern, bei den (oft aber fabelhaften) Märtyrern alter Zeit, doch hing deren Geiſt auch häufig ſo mit finſterem Aberglauben, und gar nicht eigentlich chriſtlicher — Schwärmerei zuſammen, daß man ſie ſo wenig zum Muſter empfehlen könnte, als die ihnen ähnlichen braminiſchen Selbſtpeiniger Indiens.

Sollte dagegen, wenn dieſe Kirche an ihren Prieſtern ſich in ihrer moraliſchen Einwirkung nicht ſonderlich bewährte, ſie es bei den Fürſten wohl um deſto mehr gethan haben?

Man wird eben nicht weit zu ſuchen haben, wenn

man Beiſpiele in guter Menge, von ſolchen Fürſten aufſtellen will, die rechtgläubige katholiſche Orthodoxie mit einer bedeutenden Immoralität vereinigten. Die blutige — daher ganz unchriſtliche — Bekehrungsweiſe der Conſtantin, Karl, Otto u. ſ. w. iſt bekannt genug. Philipp II. und Karl IX. waren ſehr eifrige Katholiken, ſollten aber wohl proteſtantiſche Fürſten fähig geweſen ſeyn, das den Niederländern zu thun, was durch Philipp geſchah, oder eine St. Barthelemy zu veranlaſſen? Katholiſcher Rechtglaube und Frömmigkeit möchten demnach ſo nahe nicht liegen, als ſie wohl ſollten. Und kein Wunder auch. Der fanatiſche Eifer macht wahnbefangen, und hält ſelbſt Grauſamkeit fromm, wenn ſie jenen unterſtützen ſoll. Und die Lehre der Abſolution iſt unendlich gefährlich für die Moral. Ein Herzog von Glogau, Johann der Grimmige genannt, ließ den Rath der Stadt Glogau in einem Thurm verhungern. Als er ſich hernach in Rom befand, beichtete er, und empfing Vergebung der Sünden. Er hatte aber jene unmenſchliche Handlung vergeſſen, ſchickte alſo wieder zu dem Geiſtlichen, und ließ ihm ſagen: er hätte auch den Rath in Glogau verhungern laſſen, wofür er noch freigeſprochen zu ſeyn begehre. Dieſer Fürſt war ein gläubiger Katholik, das beweiſ't ſein Vertrauen zur Abſolution; weil dieſe aber für Alles zu erlangen war, meinte er ſich Alles geſtatten zu dürfen, was ſeine Leidenſchaft ihm eingab. Aufgeklärt, würde er dieſe zu mäßigen geſucht, ſeine Einſicht ihm geſagt haben: er könne unmenſchliche Handlungen ſich nie ſelbſt vergeben, und dürfe ſeine fürſtliche Ehre nicht damit beflecken.

Sollte denn aber — als Staatsmaxime ſo viel geprieſen — die katholiſche Kirche das Volk zu höherer Moral erziehen?

Wäre das, warum wütheten die orthodoxen Spanier denn ſo erbarmungslos in Amerika, weßhalb bezeigten ſich, während der liguiſtiſchen Unruhen in Frankreich, die Katholiken ſtets grauſamer als die ſogenannten Hugenotten, ſo wie ſie es im dreißigjährigen deutſchen Kriege auch an Magdeburg, Minden und andrer Orten erwieſen? Wie viele hartherzige, grauſame Verfolgungen — im gänzlichen Widerſpruch mit dem ſanften Geiſt des Religionsſtifters — erfuhren die, welche dieſem Geiſt ſich anzunähern ſtrebten, allenthalben, wo das apoſtoliſche Bekenntniß durch Macht den Ausſchlag geben konnte. Und welche Verbrechen waren ſtets, unter den Augen der apoſtoliſchen Hohenprieſter, bei den Einwohnern von Rom im Schwange.

Aus allen dieſen Thatſachen ſcheint ſich doch hell genug zu ergeben: daß beim Katholizismus eben die Moral nicht zu ſuchen ſey. Dieſe Behauptung ſtellten auch viele Männer von Kraft und Geiſt lange ſchon auf. Wiklef und Huß wagten ſich damit hervor, Luther donnerte gegen die römiſche Kirche, Erasmus von Rotterdam, Voltaire, Swift u. ſ. w. griffen ſie mit den Pfeilen des Spottes an, J. J. Rouſſeau nannte ſie augenſcheinlich böſe. Demungeachtet weiß man jetzt die Gemüther wieder dafür einzunehmen, und zu entflammen.

Einige ſagen: Wir wollen einen aufgeklärten Katholizismus, das Kräftige, Gute, Kirchlichſchöne davon, nicht aber den Aberglauben, den Mißbrauch. Wie ſoll ſich das gehörig ſondern? Ein aufgeklärter Katholizismus würde zum Lutherthume ſich hinneigen, wie wenig man aber daran drüben denkt, beweiſen die wieder eingeführte Inquiſition und der neuberufne Jeſuiterorden. Beides zeigt vielmehr auf ernſtlich beſchloſſenen Rück-

gang, wovor die Geſchichte doch nicht laut genug war- nen kann.

Gegen ſchöne Kirchlichkeit an ſich, ließe ſich wohl nichts einwenden, ſie iſt vielmehr zu loben, in ſofern ſie den Gottesdienſt beliebt macht, und die Gefühle er- hebt. Auf der andern Seite aber leiſtet wenig auch wenig, und ſoll viel geſchehn, ſind bedeutende Koſten erforderlich. Sie zu beſtreiten, ſuchte der Apoſtoliſche Clerus ja immer ſo vieles weltliche Beſitzthum an ſich zu bringen, und nahm denn noch reichlich über die Ge- bühr. Die Folge war immer eine, mehr oder weniger fühlbare, geſchwächte Staatskraft. Und um ſolchen Preis köſtliche Geräthe, Malereien und Kirchenmuſiken anzuſchaffen, würde um ſo mehr zu theuer ſeyn, als ihre Leiſtungen doch problematiſch bleiben. Denn, wenn ein Proteſtant ſelten, oder wohl gar zum Erſtenmal, in eine katholiſche Kirche tritt, ſo bezaubern ihn viele Ge- genſtände als ihm neu, woran das Auge des Katholi- ken ſich längſt gewöhnte. Er verwechſelt auch wohl die religiöſe, mit der bloßen Kunſteinwirkung, ob es ſchon eine wohlberechnete römiſche Kirchenpolitik iſt, daß beide zuſammentreffen ſollen. Luther hat viel Bildlichkeit ent- fernt, die anglikaniſche Kirche ſie gänzlich verbannt, und zwar aus dem Grunde: daß Kirchengemälde von der Hauptſache, der reinen Erbauung im Geiſt, ablenken, und daneben den Aberglauben mächtig anziehen.

Das letzte ſcheint wahr genug. Unſere neuen, po- etiſchen, katholiſchen Proſelyten haben ſich in Myſtizis- mus und Symbolik bereits ſo verwickelt, daß ſie ſchon von Wundererklärung zum Wunderglauben übergehn, dergeſtalt, daß ſelbſt vernünftigere Katholiken zu Wien über den Abt Werner lachten, wenn er Legendenfabeln als Wahrheiten auftiſchte. Und der Aberglaube iſt ja eben die gefährliche Seite einer jeden Religion, indem

er die Vernunft blendet und verfinſtert. Solche Menſchen ſind es alſo wahrlich nicht, welche das Gute vom Katholizismus ſondern, und das Schlimme davon zu trennen vermögen werden.

Will man auch, mit Fichte, glauben: das Chriſtenthum hätte, der kindlichen Zeiten willen, im Anfange nicht anders auftreten können, wie in der katholiſchen Form. Es ſpricht viel dagegen. Unter den römiſchen Imperatoren war die Zeit eben ſo unreif nicht. Und, wie bei allen menſchlichen Dingen, hat der Zufall auch manches gethan, oder die Anſicht manches Einzelnen, die leicht anders hätte ſeyn können, um ſo mehr als der Gegenſatz vorhanden war. Die Hauptdogmen wurden auf Concilien feſtgeſtellt, wo die Mehrheit, von beredſamen Einzelnen geleitet, entſchied. Und zu Theodoſius Zeiten, eben als man in Conſtantinopel, unter vielem Widerſpruch, die dritte Perſon der Gottheit als Glaubensſatz einführte, fehlte gar wenig, daß nicht der Arrianer Bekenntniß — dem ſich der Kaiſer ſchon ſehr zugethan bezeigte, und wodurch das ganze Chriſtenthum eine andere, mehr rein deiſtiſche Geſtalt würde gewonnen haben — einen überwiegenden Einfluß bekommen hätte. Nur eine Liſt des Biſchofs Amphylachius verdrängte ihn noch. Und wie viele andere Sätze und kirchliche Einrichtungen gingen allein aus päbſtlicher Willkühr hervor, und ſchloſſen nichts weniger als den ächten Geiſt des Chriſtenthums in ſich.

Es mag hier noch im Vorbeigehn erinnert werden, daß — ſeit Beginn der Reformation — die meiſten Fürſten, welche unmittelbare Schritte zum Vortheil der apoſtoliſchen Kirche thaten, entweder ſich ſelbſt, oder doch ihren Ländern, wichtiges Unheil damit aufbürdeten. Carl V. — dem es nicht rechter Ernſt darum war — erſchöpfte ſich dabei, wie Ferdinand von Caſtilien und

Iſabella früherhin Spanien entvölkerten. Mehrere Könige von Frankreich litten dadurch empfindlichen Schaden, wie Kaiſer Mathias, indem er Rudolph II. toleranten Majeſtätsbrief vernichtete, und dadurch Anlaß zum dreißigjährigen Kriege gab, welcher, in ſeinen Folgen, für die kaiſerliche Autorität und die öſterreichiſchen Erblande, gleichen Nachtheil brachte. Gehört Maria Stuart hieher eigentlich nicht, ſo iſt es um deſtomehr der Fall mit Jakob I., der es jeſuitiſchen Eingebungen zu verdanken hatte, daß er Krone und Reich aufgeben mußte. Eine Eliſabeth, ein Guſtaph Adolph, ein Friedrich II. hatten dagegen bei ihren aufgeklärten Unternehmungen Seegen für ihren Ruhm und ihr Land. Und wenn Heinrich IV. erlag, ſo waren augenſcheinlich die halben Maaßregeln, wo es ganze zu nehmen galt, die Urſache.

Wenn nun aber die Menſchenbeſſerung und der hieraus nothwendig fließende moraliſchere, glücklichere Zuſtand, nicht beim Katholizismus anzutreffen ſind, wo denn hat man ſie zu ſuchen?

Niemand wird antworten wollen: bei der Irreligion, weil das unmoraliſch und abgeſchmackt klinge. Alſo beim Proteſtantismus?

Wir haben es nun aber dreihundert Jahre lang mit ihm verſucht. Er hat ſich nie fixirt, iſt vielmehr ſtets weiter gegangen, indem er meinte: auf dieſe Weiſe am meiſten rückwärts dem eigentlichſten reinſten Sinn der Chriſtusreligion zu nahen. Dieß ſetzte er fort bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts; da entſtanden andere Meinungen, und zwar von philoſophiſchen Lehrſtühlen gepredigt. Man warf dem Proteſtantismus vor: er verlaufe ſich in Irreligion, und ſey, weil er das könne, es faſt nothwendig müſſe, unchriſtlich; die Spekulationen des Verſtandes über die Moral

träfen das Herz nicht, im Glauben beſtände hauptſächlich die Religion, nur von da ließe ihr Heil ſich erwarten. Man empfahl alſo häufig den Katholizismus wieder, oder doch beim Proteſtantismus eine Annäherung dazu, wenigſtens zu einer älteren mehr dogmatiſchen, ſymboliſchen Lehrweiſe deſſelben. Es ließe ſich da manches über die Rückgängigkeit ſagen.

Wirft man nun aber dem Proteſtantismus überhaupt vor: er könne leicht in Irreligion auslaufen, und will zum Gegenſatz die Feſtigkeit des Katholizismus darſtellen, ſo bringt die Erfahrung einen gewaltigen Widerſpruch dagegen auf. Denn Frankreich ſprang plötzlich aus dem Katholizismus zur Irreligion über. So kann jener, trotz aller beigemeſſenen Kraft, doch nicht vor dem Aeußerſten ſchirmen. Viel weniger konnte er es gegen die Reformation.

Sagt man: der Proteſtantismus ſey, wenn es darin mit der Aufklärung weit gediehe, herzerkältend, alſo der Moral entgegen, ſo fehlt unendlich viel, daß ſolche Behauptung erwieſen wäre. Die einfachen Anſchauungen ſind gut, und man thut wohl, zur bequemen Ueberſicht, den Blick nach ihnen zu richten, wo es nur möglich iſt. Im Allgemeinen bietet ſie auch die Natur uns dar, wo alle Erſcheinungen auf wenige Elemente und zwei wirkende Kräfte ſich zurückbringen laſſen. Nicht aber ſo mit den einzelnen Erſcheinungen in der bürgerlichen Welt. Da immer eine ſolche, die uns zu Geſicht kömmt, aus einem einzelnen Grunde ableiten wollen, hieße den Eichbaum nur aus der Eichel erklären, ohne zu berückſichtigen, was Boden und Atmoſphäre dazu gaben, oder bei Hamburg an die Elbe treten, und behaupten: der majeſtätiſche Strom fließe allein aus einem Bergquell der Sudeten.

Man klagte: es ſey wenig Treu und Glauben mehr

unter den Menſchen zu finden, nur lockrer Sinn, Eigenſucht, Verderbniß, und ſchob das zuſammt der Aufklärung in Religionsſachen zu.

Nun frägt ſich hier einmal: ob die Klage auch gegründet ſey? ferner: zu welcher Zeit, und in welchem Lande, die uns zu mrechten Vorbild dienen könnten, man denn eine recht ausgezeichnete Volksmoralität gefunden habe?

Endlich — und gar wichtig iſt das —: ob denn Verderbniß oder das Gegentheil nicht aus anderen Quellen fließen, denn aus freieren oder gebundneren Religionsbegriffen?

Daß die Klage — im preußiſchen Staat, gegen Ende des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erhoben — auffallend gegründet geweſen wäre, iſt nicht wahr. Auffallend nicht, und was geſchah, hatte auch manchen andern Grund, davon hernach.

Die zweite Frage iſt nicht leicht, und am wenigſten genau zu beantworten. Daß aber dem Katholizismus ein ſonderliches Vermögen zu beſſern beiwohne, haben wir aus Gründen, die auf geſchichtlichen Thatſachen ruhten, billig in Zweifel gezogen. Wohnt es aber im Lutherthume oder im Calvinismus, ſo wie dieſe in ihrem Anfang, ohne die nachfolgende ſogenannte Aufklärung, beſtanden? Da könnte man entgegnen: daß zu einer Zeit, wo noch Jedermann glaubte: Luther habe dem Teufel ein Tintefaß an den Kopf geworfen, ingleichen, daß manche alte Weibsperſonen in Gemeinſchaft mit der Hölle ſtänden — die man auch oftmals deßhalb verbrannte — daß zu ſolcher Zeit gleichwohl Tortur und Criminalſtrafen nach Carl V. Ordnung, in proteſtantiſchen Landen nöthig erfunden worden, und dieß ſpricht offenbar gegen eine damal vorhanden gewe-

ſene löbliche Volksmoralität. Dagegen konnte Friedrich II. — in einer Zeit, wo er, beiſpiellos an einem chriſtlichen Monarchen, die bekannte Epiſtel an Keith ſchrieb, und gänzliche Freiheit der Meinungen zugeſtand — die Peinfrage abſchaffen, und eine ſehr menſchliche Juſtizreform beginnen. Weil beides thunlich war, und ſich ausgeführt bewährte, ſo muß es damals unſtreitig beſſer um die Volksmoralität geſtanden haben, als hundert oder zweihundert Jahre früher. Und wie Friedrich ſolche Einrichtungen zu Berlin traf, wimmelte es im Kirchenſtaat von Straßenräubern und Lohnmördern; das Mutterland des Glaubens konnte ſich auch der Erfindung des Aquatofanagiftes rühmen u. ſ. w. Sagt man aber: die Zeit habe ſeit Luther moraliſch gewirkt, nun ſo kann ſie es doch nur durch vermehrte erweiterte Einſicht gethan haben. Und ſo giebt es alſo auch eine Moralität der Einſicht, die ſich ſchwächen würde, dafern man Schritte thun wollte, die ihrem Quell ſelbſt nachtheilig wären. Man könnte, und mit gutem Rechte, behaupten: die meiſte Moralität ſey bei den Quäkern und Herrnhutern anzutreffen. Da hätte man jedoch wieder auszumitteln: ob die Erſcheinung mehr von ihren Religionsgrundſätzen, oder ihren geſellſchaftlichen Einrichtungen ſtamme. Vermuthlich mehr von den letzten, denn ſie richten ſich auf wohlgeordneten Fleiß, und überall wo man den antrifft, zeigen ſich auch ähnliche heilſame Folgen. Man kann zwar ſagen: die Religion empfehle den ja auch, ſie wird da aber nie ſo eindringlich wirken können, als ſolche geſellſchaftliche Einrichtungen.

Daß Immoralität auch aus anderen Quellen, als Irreligion — oder vielmehr aufgeklärte, mit der Vernunft möglichſt einſtimmende, denn völlige Irreligion gab es nirgend, als eine kurze Zeit in Frankreich —

herfließen könne, bedarf wohl nicht einmal der Frage, gewiß iſt es aber: daß man ſie viel zu wenig beachtet. Und die Urſachen des Laſters entfernen, heißt doch unendlich viel für die Tugend thun.

Große Städte große Sünden, dieß Sprichwort gründet ſich auf die älteſten Erfahrungen. Man kann dem Uebel entgegenwirken, und das auf vielen Wegen, es auszurotten würde ſchwer ſeyn. Die großen Städte hingegen abzuſchaffen, wäre ſo unthunlich, als nicht zu rathen, weil ſie auf der anderen Seite für die Geiſteskultur bedeutend nützen. Sahe man alſo gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in Berlin eine größere Immoralität als 1750 oder 1730 oder 1700, ſo würde ein Grund ſchon in der Vergrößerung der Einwohnerzahl daſelbſt ſich haben finden laſſen.

Wenn aber die Menſchen 1730 in Berlin fleißiger waren als 1700, ſo könnte dieß wieder das Uebel der größeren Bevölkerung aufheben, und es würde, dafern es ſich alſo verhielte, einen ſehr wichtigen Fingerzeig geben. Friedrich Wilhelm I. gab daneben den Vornehmen ein Beiſpiel ſtrenger Häuslichkeit, und entzog viel Geld dem Umlauf.

Sahe man 1750 mehr Luxus in Berlin, ſo zeigte der Hof nun mehr Prachtſinn als unter der vorigen Regierung, der Staat war bedeutend geworden, der Geldumlauf ſchneller, das Fabrikenweſen hatte Einzelne bereichert, Geſandte machten Aufwand, die Künſte zogen Fremde nach Berlin u. ſ. w. Ein Luxus aber, der im Lande das Geld ſchneller umlaufen läßt, iſt offenbar nützlich, weil er viele arbeitende Hände beſchäftigt, und neben der möglichen Ernährung, die Bevölkerung erhöht. Nur wo er viel Geld ins Ausland ſendet, oder wirklich zum Sittenverderb beiträgt, iſt er ſchädlich. Das Gute wiegt aber im letzten Fall dennoch auf; die

Reichen würden das Geld ſonſt immerfort an ſich ziehen, die Armuth überhand, und die Menſchenzahl empfindlich abnehmen.

Nach 1786 nahm der Luxus bedeutend zu, weil die Regierung mehr Geld als je vorher in Umlauf brachte, und die Beſitzer von Landgütern, durch Getreideausfuhr und hohen Kornwerth ſich bereicherten, dagegen ſchlich aber das wichtige Uebel eines niedrigern Geldwerthes ein, als er mit der ganzen Haltung des Staates ſich vertrug. Deßhalb ſank, bei dieſer erkünſtelten Theurung, ein großer Theil des Volkes in Noth, und daneben auch in Erwerbloſigkeit, und beides ſind gefährliche Quellen der Immoralität. Auch iſt bei kleineren Staatsdienern, wenn es unmöglich wird, von der geringen Beſoldung zu leben, der Reiz, auf unrechtem Wege einen Nebengewinn zu ſuchen, mächtig, und wenn alſo, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Criminalgerichte mehr Beſchäftigung fanden, als ſonſt, und ſich auf Beamtentreue weniger zu verlaſſen war, ſo entdeckt ſich ein Grund, der viel näher liegt, als die jener angeklagten Aufklärung.

Es wird ſich nun fragen: ſoll man die Volksmoralität mehr durch Zunahme der orthodoxen Religion fördern, oder durch eine Stellung des Geldwerths, die unſerm ganzen Staatsverhältniſſe zuſagt, und der ausgedehnteſten Erbwerbsmöglichkeit im Lande?

Da wir vielfälig in der Geſchichte ſahen: daß Orthodoxie, an ſich allein genommen, den Erwartungen für die Menſchenbeſſerung wenig entſpricht, ſo wird die Antwort leicht ſeyn.

Man könnte hingegen auch ſagen: das Eine thun, und das Andere nicht laſſen. Die letzten Mittel können mit dem erſtgenannten verbunden werden.

Hier drängt ſich aber eine ſehr wichtige Bemerkung auf.

auf. Stellung des Geldwerths — wie ſein beſtmöglichſter Umlauf — und begründete ausgedehnteſte Erwerbsmöglichkeit — in Handel und Erzeugniſſen aller Art — ſind Gegenſtände, welche eine klare, immerfort mehr erhellte und erweiterte Einſicht bedingen. Es iſt da nicht genug an dem kräftigſten Impuls der Regierung, es muß auch eine Gegenkraft vorhanden ſeyn. Das Saatkorn entwickelt ſich nicht zum Halm, ohne die fruchtbaren Einflüſſe des Bodens, der Luft, des Regens. Die Regierten müſſen, um ſo einen gutthätigen Willen der Regierung verwirklichen zu können, viele Einſicht haben, und ſolche im Lauf der Zeit vermehren. Dann würde aber auch der Staat über jeden anderen ſich emporheben, was ſeine Urtendenz iſt.

Die Rückſtellung der poſitiven Religion würde hingegen — mit ihrem Gefolge von Aberglauben, Cenſurſtrenge u. ſ. w. — auch eine Rückſtellung der Einſicht zur Folge haben. Dann würde der Staat ſich nur verhalten, wie andere Staaten, und das iſt ſeine Urtendenz nicht.

Die Geſchichte zeigt auch nie, daß die beſte Heeresmacht und die beſten Finanz- und ſonſtigen Einrichtungen — mit anderen Worten äußere und innere Staatskraft — da wären anzutreffen geweſen, wo man die meiſte religiöſe Orthodoxie geſehn.

Dem reiſſenden Strome der Sarazenen konnte man chriſtlicherſeits nur ſehr unvollkommenen Widerſtand entgegen ſetzen, und als der Prinz Abdiram ſchon Bourdeaux und Poitiers eingenommen hatte, that es wohl nur Carl Martells Genie, wenn ſeine dadurch bewirkte Niederlage, verhinderte, daß nicht in ganz Europa Mahomets Lehre die Oberherrſchaft gewann.

Eben ſo entſchied gegen die Saſſen, Wenden, Hunnen u. ſ. w. Carls des Großen Geiſt, denn wo

kein Feldherr wie er, oder Martell, anführte, wollte es immer nicht recht glücken.

Trotz aller heiligen Tapferkeit mißlangen endlich die Kreuzzüge, wenn gleich das geſammte Abendland ſeine Kräfte dazu aufgeboten hatte, und es ſelbſt an guten Feldherren, Bouillon, Richard u. ſ. w., dort nicht gebrach.

Das griechiſch-chriſtliche Reich mußte zuletzt auch untergehn; und nur, als man in Europa anfing, dem Glaubenskampf auch eine beſſere Politik — ein Kind der Einſicht, aus erneuter Wiſſenſchaftspflege erwachſen — und wohlberechnete Kriegskunſt, der die Pulvererfindung den meiſten Vorſchub that, beizugeſellen, gewannen die Chriſtenſtaaten Feſtigkeit. Spanien konnte ſeine Mauren austreiben, und dem weiteren Vordringen der Ottomannen nach Ungarn wurde ein Ziel geſetzt.

In den Religionskriegen unter den Chriſten ſelbſt, fochten die Aufgeklärteren — Huſſiten, Proteſtanten — immer am tapferſten, und wo es der Katholizismus gewann, that es eine verhältnißmäßige Uebermacht, und eine Politik, die man unmöglich chriſtlich nennen konnte, weil ſie nicht Meuchelmord, nicht Gift ſcheute, mit der hingegen die Proteſtanten ſich nicht befleckten; wieder ein Beweis, daß Einſicht moraliſcher macht.

Unter Hebert und Robeſpierre fochten die franzöſiſchen Armeen am tapferſten, hiebei war ein Fanatismus thätig, nämlich der republikaniſche, aber bei weitem mehr noch die weitentwickelte Einſicht, die aus den vielfachen Reibungen des Vernunftſpiels hervorgegangen war, und hauptſächlich wohl die Leichtigkeit, welche das Genie fand, Einfluß zu erlangen. Damals konnten weder die ſtrengkatholiſch gebliebenen Einwohner der Vendée, noch die Spanier, noch wir Deutſchen, etwas gegen ſie ausrichten. Wenn in der Folge das ſich an-

derte, vergeſſe man, neben anderen vielfältigen Einwirkungen, nicht, daß Napoleon manchen Schritt gethan hatte, welcher die Einſicht zurückſtellte, und Verwandtſchaft, Hofgunſt, Schmeichelei auf Plätze brachte, worauf das Genie gehört hatte.

Wir hatten übrigens in Deutſchland eine Revolution, die, im Kleinen, der franzöſiſchen ungemein ähnlich ſieht: nämlich den bekannten Bauernaufſtand im ſechszehnten Jahrhundert. Auch hier ging man von zu hart empfundenem Druck aus, verlangte erſt Erleichterung, und wollte dann Gleichheit aller Menſchenrechte eingeführt ſehn. Die Prinzipien hatten alſo viel gemein. Dagegen beſtand der wichtige Unterſchied: daß in Frankreich äußerſt helle Köpfe, wie Mirabeau, Lally-Tolendal u. ſ. w. an der Spitze ſtanden, die allen Aberglauben verbannten, um den Geiſteskräften möglichſt freien Spielraum zu verſchaffen. So bildete man denn aus ſogenannten Sansküloten in weniger Zeit furchtbare Heere. Die revolutionären deutſchen Landleute wurden hingegen von zwei fanatiſchen Prieſtern, Thomas Münzer und Pfeifer, geleitet, welche die Gleichheitslehre auf das Evangelium ſtützten, und ihrem Haufen übernatürliche Hülfe vom Heiland zuſagten. Dieſe hoffend, unterließ man Alles, was die Einſicht empfohlen haben würde, und die an Zahl weit überlegnen Republiklustigen wurden von den geringen, doch zweckmäßig geordneten, Streitkräften einiger Fürſten bald zu Paaren getrieben. Wunderglauben hatten ſie genug, doch ihre Kräfte verſtanden ſie nicht angemeſſen zu brauchen.

Alle dieſe Thatſachen geben Winke genug: wie bedenklich das Zurückſtellen theologiſcher Meinungen ſey.

Was ſpricht überhaupt die preußiſche Staatstendenz in Betracht der Religion aus? Jeden Rückſchritt zu Verfinſterung und Aberglauben unterſagt ſie ohne Zwei-

fel ganz beſtimmt, der Gefahren willen für die Intelligenz, die hier ſtets einer höheren Entwickelung entgegen eilen, ja, einen möglichſt weiten Vorausflug gegen die übrigen Nationen gewinnen und behaupten ſoll.

Wäre denn aber nicht beiden Zwecken zu gnügen? Nämlich etwas für die Religion zu thun, während die Geiſtesentwickelung dennoch einen ſchnell eilenden, wohlthätigen Fortgang hätte?

Schwerlich, denn in jenem Fall bleibt es nicht bei einem Etwas, es wird nach und nach, und ganz unvermerkt Viel daraus, und das Viel dort wird hier ein Wenig.

Sehn wir uns demungeachtet nach einem Etwas um, das Nutzen ſtiften könnte, ohne eben der Intelligenz merklich gefahrbringend zu ſeyn.

Das wäre etwa eine ſolche Verſchönerung des äußeren Kultus, die ihn lieber gewinnen ließe, mehr anzöge als ſonſt, dergeſtalt, daß manche die Kirche beſuchten, welche außerdem es nicht würden gethan haben, und bei dieſer Gelegenheit aus Erhebung ihres Gemüthes, aus den gehörten Predigten, Nutzen für ihre Moralität ſchöpften.

Alſo Kirchenmuſiken, Gemälde, und — etwa auch eine Art Meſſe?

Von der Meſſe iſt nicht zu läugnen, daß ſie zum Gebet aufgelegter macht, und daß, wenn die Beter, unter den Einflüſſen von ſchöner Kirchenmuſik und Weihrauchdüften, und nach der Ceremonie am Altare, nach den zur Seele redenden Gemälden aufblickend, die Andacht üben, ſie inniger, herzlicher, glühender ſich entflammt, obſchon aber die Gewohnheit ſolche Eindrücke nach und nach wieder ſchwächen muß.

Luther und Calvin meinten jedoch: die Klarheit des Begriffes deſſen, was die Beter ſagen, dürfte unter den

ſinnlichen Störungen leiden, ſie verlangten das Gebet zwar auch herzlich, doch nebenbei vollkommener geiſtesbewußt, als es die ſinnlich bewegte Andacht verrichtet. Das könnte zu einem Streit führen, der, wenn auch Jahrelang fortgeſetzt, doch am Ende unausgemacht bliebe, und wo die, welche ſinnanſchauliche Kirchlichkeit vertheidigten, wohl eigentlich mehr als Anwalde der Künſte, als der Kirche aufträten. Daß aber die innere Kirchenſchönheit, die Meſſe, die Prozeſſionen, und andere Anſtalten der Art, katholiſche Völker nicht moraliſcher machten, als proteſtantiſche, behauptet die Geſchichte doch unwiderſprechlich.

Oder ſollten im Katholizismus einige Anſtalten wieder verderben, was andere gut machen? Das könnte gar wohl ſeyn. Der Ablaßmißbrauch, der Glaube an Fürbitte der Heiligen, an ſündenvergebende Wirkung allerlei Gegenſtände, machen den Sinn der Wörtlichgläubigen nicht kindlich, ſondern wahrhaft kindiſch. Das Kind aber läßt die Unart nicht, weil es ſie als tadelhaft erkennt, ſondern weil es die Ruthe fürchtet. Iſt ſie zu umgehn, folgt es der Neigung, welche grade durch angedrohte Strafe, einen noch höheren Reiz gewann. Dieß wird am ärgſten, wenn das Kind ohnehin ſchlimme Anlagen hat. So wird auch des — nicht natürlich, oder durch ſonſtige Erziehung, gutgearteten — Katholiken Neigung zum Unmoraliſchen, grade durch angedrohte Hölle und Fegeglut noch mehr entflammt, und weßhalb ſollte er ihr nicht oft den Zügel fallen laſſen, da es ſo viele Wege giebt, die Strafe zu umgehn? Eine gewiſſe Zahl von Gebetsformeln, eine angezündete Kerze, eine Beſprengung mit Weihwaſſer, ein Berühren heiliger Knochen, eine Wallfarth zu einem Gnadenbilde, wenn es hoch kömmt, ſtrenge Faſten und Pönitenz, waſchen ja den ärgſten Sündenunrath von

ihm, und gewinnen den Schutzpatron, daß er für einen Platz im Freudenhimmel ſorgt. Und in ſofern alle Religionsbekenntniſſe unter gewiſſen Bedingungen mit den Strafen nachſichtig ſind, ſtehen ſie — als polizeiliche Anſtalt genommen — in der That dem bürgerlichen Strafgerichte nach, das nicht verzeiht.

Doch ſoll etwas:

Die Phantaſie beſtürmen
Wo des Geſetzes Fackel dunkel brennt.

Es ſoll den Menſchen auch da etwas bewegen, fromm zu ſeyn, wo ihn die bürgerliche Obrigkeit nicht ſieht, er ihren Arm nicht zu fürchten hat. Nun ja, die uralte, und immer doch ſo unvollkommen gelöſ'te Aufgabe.

Die preußiſche Staatstendenz ringt Ueberall nach dem Vollkommenſten, alſo auch hier. Was jedoch ſchon irgendwo ſich nicht bewährte, und darum verlaſſen wurde, kann es unmöglich ſeyn.

Iſt überhaupt da auch eine Veränderung bei uns nöthig, iſt nicht die Klage wegen Abnahme der Moralität aus Religionsmangel ungegründet, oder doch ſehr übertrieben, nur zum Vortheil neuaufgekommener Meinungen erhoben, und in das Licht der Scheinwahrheit geſtellt? Nicht allein möglich — wenn man beſonders an das Treiben in unſerer deutſchen Literatur denkt, wo Syſtemſucht und Paradoxienjagen ſo üblich ſind — ſondern beinahe einleuchtend gewiß.

Doch wenn die preußiſche Staatstendenz eine unbeengte Duldung in Glaubensſachen auflegt, ſo wird es ihr auch eigen ſeyn, das Luther- und Calvinthum keinesweges daran zu hindern, wenn ſie mit ihrem Cultus eine Veränderung eingehn wollen, eben ſo wie Niemanden, über dieſe Veränderung freimüthig zu ſchreiben,

was auch ein gutes Mittel ſeyn würde, Mißbräuchen dabei zuvorzukommen.

Dieſe Tendenz empfielt, wie oft ſchon geſagt wurde, Allenthalben dem Vollkommenſten entgegen zu gehn, was könnte ſich nun bei dieſer Gelegenheit als ſolches ankündigen?

Man führe ſchöne Kirchlichkeit ein, um für die Andachtsverſammlungen mehr Reiz und Liebe zu gewinnen, ſie herzlicher zu machen, mehr Anhörer für die moraliſchen Reden herbeizuziehen u. ſ. w. auf daß Manchem erinnert werde, was ihm ſonſt in Vergeſſenheit ſänke. Hierin gehe man ſo weit, als die Geldkräfte es zugeben, welche jede Gemeine für dieſe Abſicht aufbringen kann. Da wird ſo viel eben nicht ſeyn, und man tief unter dem katholiſchen Muſter bleiben.

Dagegen vermeide man alles höchſt ſorgſam, was Aberglaube zurückrufen könnte; die Stoffe der Kirchengemälde, die Poeſie der Oratorien u. ſ. w. müſſen ſich durchaus frei davon erhalten.

Das wäre ungefähr, was der Staat, nach ſeiner Tendenz, hier zugeben könnte — eigens befördern wäre nicht rathſam — und Friedrich II. ſagt in den Mémoires pour servir à l'histoire de Brandenbourg ſelbſt: Luther und Calvin hätten zu wenig Förmlichkeiten am Cultus übrig gelaſſen.

Doch könnte man wahrlich auch nicht genug auf ſeiner Hut ſtehn, daß man nicht, ehe man es wähnte, vom Dunkel der Aberglaubensnacht neu beſchattet würde. Was dieſe Nacht an giftigen, reiſſenden Ungeheuern zu gebähren pflegt, lehrte uns Erfahrung kennen. Myſtizismus iſt der Pfad in das Nachtland, und täglich bahnen ihn mehr Finſternißluſtige. Mit dem Symbol fängt man an, und verwirklichte Aberglaubensartikel, mit Schwert und Feuer behauptet, wer-

den daraus. Der berühmte Naturphiloſoph Schelling griff neulich auch zum Roſenkranz. Wieder ein verführend Beiſpiel mehr. Die Proteſtanten können nicht genug wachen. Und welch eine beharrliche Conſequenz an jenem Orden des Loyola. 1773 wird er aufgehoben, nur wenig zerſtreute Reſte davon bleiben noch hie und da, wiewohl ganz unſcheinbar, geduldet. Vierzig Jahr nachher ruft man ihn zurück. Welche klugberechnete Maſchinen müſſen da gewirkt haben, um die höchſte Kirchenbehörde, endlich im gültigen Augenblick, von des Ordens Nothwendigkeit zu überzeugen. Und wie breit durften nunmehr die neugepflanzten Stämme ihre verborgnen Wurzeln ausdehnen. Gar wohl kann eine Zeit kommen, wo das, was in des verſtorbenen Nicolai Bedenklichkeiten lächerliche Träumerei genannt wurde, ſich als richtig eingetroffene Weiſſagung belegt.

Man hat bereits noch einen andern Schritt gethan, die Religion wieder in höhere Achtung zu bringen, indem ſich Geſellſchaften bildeteu, welche dem gemeinen Mann unentgeldlich Bibeln austheilen. Das ſcheint im Grunde antikatholiſch genug, und man ahmt da engliſche Anordnungen nach, die indeſſen — beiläufig geſagt — auch mit kaufmänniſcher Politik zuſammen hängen.

Die Nützlichkeit dieſer Maaßregel giebt manchen Zweifeln Raum. Die Stifter der Reformation hatten Recht, wenn ſie behaupteten, die Urkunden des Chriſtenthumes dürften keines Chriſten Blick vorenthalten werden. Und wenn des Pabſtthum vorſchrieb ſie den Laien zu entziehen, in ſofern es hierauf eine noch größere Macht über die Geiſter bauen wollte, hatte es ohne Zweifel das gröblichſte Unrecht. Ging hingegen die Maaßregel — wie man es dort behauptet — von dem Grundſatze aus: die heilige Schrift enthalte Vieles, des

zu leſen dem gemeinen Mann nicht tauge, ſo gewinnt freilich die Sache ein anderes Anſehn, und die Proteſtanten können, genau erwogen, es — wenn ſie gleich die heilige Schrift Niemanden unterſagen — doch eben nicht wünſchen, daß ſie vom kleinen Bürger und Landmann viel geleſen werde.

Deßhalb wäre ein Auszug beſſer, welcher alles Geſchichtliche der Geneſis, bis auf Eſra und Nehemia in Kürze und mit kluger Weglaſſung des Anſtößigen erzählte, und demnächſt den Kern der Pſalmen, Weisheitslehren und Denkſprüche des Salomo, der Propheten, des Sirach u. ſ. w. gäbe. Vom neuen Teſtamente könnte die Apokalypſe und einige Epiſteln, die nur das Hundertmalgeſagte wiederholen, und ſich auf Völkerverhältniſſe beziehn, die längſt untergegangen ſind, füglich wegbleiben. Dagegen könnte man dieſem Bibelauszug bürgerlich geſetzliche, techniſche, häusliche, mediziniſche, vaterländiſch hiſtoriſche Belehrungen u. ſ. w. anhängen. Der Prediger Wilmſen in Berlin wäre der Mann, ſolch ein Preußiſches Volksbuch auszuarbeiten. Seine Vertheilung wäre der Staatstendenz ſehr gemäß.

Mag hier noch ein Vorſchlag Platz finden, nach welchem man Liebe für die Religion erzielen könnte, ohne etwas im mindeſten Nachtheiliges zugleich aufzuladen.

In das Gemüth der Kinder muß dieſe Liebe hauptſächlich gepflanzt werden — mit dem erwachſnen Geſchlecht dieſer Zeit richtet ſich ohnehin nicht viel mehr aus — dann läßt ſich viel für eine zeitige moraliſche Richtung des Herzens thun. Aber die Kinder ſind auch vor Allen für den ſinnlichen Eindruck offen. Klüglich machten die Alten daher aus dem Weihnachtsfeſt einen Freudentag für die Kinder, welche dann beſchenkt wurden, wobei man ihnen ſagte: die Gaben kämen vom

Heiland. Natürlich mußte ſo das ſcharfempfindende Herz, die glühend träumende Einbildungskraft ſich dem hohen Geber zuneigen, und ihm Liebe wuchern. Der Glaube legte auch einen ſo feſteren Grund, denn die Geſchenke waren überführende Zeugen. Daneben fand hier eine zeitige Uebung des Willens zum Guten, der Gewalt über ſchlimme Triebe ſtatt, wenn die Kleinen vermeinten: Chriſtus werde ſeine Milde nach ihrem Betragen abmeſſen. Ohne Zweifel eine heilſame Vorbereitung zur künftigen ſchwereren Sinnenherrſchaft, wenn man bedenkt, daß ja nichts ſo über das Leben den Ausſchlag giebt, als Schwäche oder Kraft gegen die Begierden. Und gab es je einen erlaubten frommen Trug, eine edle Lüge, einen löblichen Wahn, ſtellten ſie hier wohl ſich dar.

Ein Nachhall beſteht noch davon, aber das Beſte ging lange verloren. Die Kinder empfangen Weihnachtgeſchenke, kennen aber die Geber recht gut. Die kleine Feſtlichkeit, welche man damit verbindet, iſt nicht mehr ſo ergreifend.

Ehedem gab es die ſogenannten Chriſtmetten, einen Gottesdienſt nämlich, um Mitternacht gefeiert, wohin man die Kinder brachte, die, nach dem Vermögenszuſtand ihrer Eltern, mehr oder weniger Lichte mitnahmen. Auch der Aermſte ſuchte den ſeinigen wenigſtens eine Kerze, einen kleinen Wachsſtock zu verſchaffen. Wohlhabende ſorgten für buntumwundene Stäbe, Pyramiden, Kronen mit Laub und Zierrath, die ſich drehen ließen, alles mit Wachslichten vielfach beſteckt. Dieſe Gegenſtände wurden insgeſamt nach der Kirche getragen, und die Folge war, daß ſie nun — bei einer etwas zahlreichen Gemeine — tauſend und tauſend Lichte erhellten. Denn manche Familie trug allein deren funfzig bei.

Kein Luſtfeuer im Wiener Prater, keine Erleuchtung der Peterskuppel in Rom, kein Laternenfeſt in China vermag Erwachſenen einen Rauſch des Anblicks zu geben, der nur jenem entfernt gliche, welchen die aufdämmernde Kindheit während ſolcher Ceremonie empfand. Die Kleinen ſchwindelten vor ſüßer Trunkenheit, glaubten in einer Halle der Verklärung, ins Paradies getreten zu ſeyn. Man pflegte ein uraltes lateiniſches Lied: Quem pastores laudavere, quibus angeli dicore &c. zu ſingen. Das ſcheint ſeltſam genug bei Proteſtanten, aber es iſt unglaublich, welchen Eindruck gerade dieß Lied machte. Denn jeder Vers hatte eine Endzeile: Natus est rex gloriae, zu welcher, neben der Orgel, Trompeten und Pauken im Triumpf ſich hören ließen, und alle Fackeln und Kerzen jauchzend geſchwungen und gedreht wurden. Auch der Tagelöhnerknabe verſtand den Sinn, im Geſangbuche fand ſich eine Ueberſetzung des Liedes. Altdeutſch genug, z. B. der Anfang: Den die Hirten lobten ſehre, und die Engel noch viel mehre, fürcht euch fürbaß nimmermehr, es iſt geboren ein König der Ehr! So konnten Vater, Nachbar, oder die Kinder unter einander, das Lateiniſche auslegen. Nach dieſer Feier, den Himmel in der Bruſt, gingen nun die Kleinen zurück ins Elternhaus, wo ihre Geſchenke ſie erwarteten, die, nach dem Glauben ihrer Unſchuld, das neugeborne Jeſuskind, während ſie in der Kirche ihm ihre Huldigung gebracht, beſcheert hatte. Monate lang freuten ſie auf dieſen Cultus voll Herrlichkeit ſich, bewahrten die Erinnerung daran von einem Jahr zum andern, und hatten durch ihn gleichſam, ein, ihrer Phantaſie deutliches, Bild des Lohns der Seligen, das allerdings zum Anfang eines frommen Lebens reg genug aufmuntern konnte.

Wer der Urheber ſolcher Chriſtenmetten — wenig,

ſtens in eben beſchriebener Art gefeiert — mag geweſen ſeyn, iſt mir unbekannt, doch ſcheint es das Einzigemal, wo das tauſendjährige Grübeln des Katholizismus von Lutheranern übertroffen worden iſt. Denn größere, reichere, geſchmackvollere Anſtalten auf die Einbildungskraft gerichtet, giebt es dort ohne Zweifel in Menge, etwas dieſem Aehnliches aber nicht. Denn die, auch wohl bunten und etwas beleuchteten, Krippen mit dem Jeſuskinde, die man zu Weihnachten in den katholiſchen Kirchen ausſtellt, leiden damit keinen Vergleich.

Dieſe Chriſtmetten wurden hie und da nach und nach abgeſchafft. Es hieß: daß ſie zu ärgerlichen Szenen oftmaligen Anlaß gegeben hätten. Wäre dem bisweilen alſo geweſen, konnte es gegen den unendlichen Nutzen, die Kindheit für die Religion zu gewinnen, wohl in Anſchlag kommen.

Zu Brandenburg an der Havel beſtand die Gewohnheit bis ins Jahr 1776. Dann trat ein dortiger Prediger, Namens Hampe, dagegen auf, indem er dem Conſiſtorium nach Berlin meldete: es wären Leute aus dem Pöbel in der Chriſtnacht betrunken zum Gottesdienſt erſchienen, und deßhalb bat, die ohnehin veraltete, dem Jahrhundert nicht mehr zuſtändige, Feierlichkeit einzuſtellen. Es geſchah, doch entſtand eine Art Aufruhr der Kinder, wobei die Eltern eben nicht gleichgültig blieben, und dem Prediger Hampe widerfuhr manche herbe Kränkung. Denn ein Pasquill nach dem andern auf ihn, zeigte ſich an den Straßenecken. Einige waren gröblich ausfallend, und ſagten: nur die Faulheit des Predigers, der ſeinen Schlaf nicht hätte ſtören wollen, ſey der eigentliche Beweggrund. Andere raiſonnirten triftig über die Sache, behaupteten: jene nächtlichen Kirchenfreuden ſey der Jugend erſter Schritt

zum Chriſtenthum geweſen, und hätte neben aller Aufklärung gar wohl beſtehn können.

Schreiber dieſes, aus jener Stadt, war, ein achtjähriger Knabe, Zeuge von erwähnten Auftritten, und trägt noch eine ſehr lebhafte Vorſtellung der heiligen Wonnen in ſich, womit ihn die leuchtende Tempelpracht einſt umpfing, wie des zornigen Unmuths, der Thränen, welche die Aufhebung ihm erpreßten, und nicht minder — wie von dieſer Zeit ſein damal heißer Glaube zu erkalten begann.

Dieſes kirchliche Kinderfeſt dürfte man leicht wieder zurückrufen können, obſchon nicht mit dem vollen alten Wahn. Es ließe guten Folgen entgegen ſehn, ohne mit irgend einer Gefahr zu drohen. Es würde den Kirchen ſelbſt keine Ausgaben verſuchen, oder unbedeutende.

Ein Schritt ſolcher Art würde mit dem Geiſt und Sinn, wovon wir reden, ſich vertragen, bei anderen gäbe es noch immer viele Bedenklichkeit.

Gar keine hingegen bei der hellen Ueberzeugung, daß man die Volksmoralität noch durch mehr und andere Mittel, als kirchliche, befördern könne, und müſſe.

Dahin gehören bürgerliche Rechtspflege und Polizei. Beide, ohnehin einer nicht abzuſehenden Verbeſſerung fähig, könnten, wie es ſcheint, bei uns einige ſchnelle Fortſchritte thun, um demjenigen Vorbilde des Vollkommenen, welches die Staatstendenz bedingt, mehr nahe zu ſtehn, als es in der That der Fall iſt.

Unſre bürgerliche Rechtspflege war einſt die beſte in Europa zu nennen, man konnte ſelbſt von der engliſchen behaupten: daß ſie jener nachſtände. Doch ſeit dem Zeitpunkte, wo ſie eine ſolche Stufe einnahm, bemühte man ſich in anderen Ländern auch eifrig um Ver-

vollkommnung, und je mehr das gelang, je mehr büßten wir an dem alten Vorausflug ein, wenn ſogar noch ein ſolcher beſteht.

Unſere Rechtspflege läßt dermalen viel zu wünſchen übrig. Der ſogenannte Codex Napoleon enthält manche Abweichung von den Geſetzen im preußiſchen Landrecht. Jener iſt das neuere Reſultat der wichtigſten Erfahrungen einer geiſtvollen Nation. Es verdient wohl, auf das genäuſte unterſucht zu werden, ob dieſe Abweichungen aus klärer aufgehellten Einſichtsgrundſätzen floſſen, und zeigte ſich das, müßten wir nicht allein nachahmen, ſondern abermal übertreffen. Denn wir ſollen nicht zugeben, daß irgendwo eine Staatseinrichtung zu finden ſey, gegen welche die unſrige der Gattung zurückbliebe, und dieſem ſtolzen Eigenſinn muß ſtets der Zweite folgen, daß wir nie träge Nachahmer ſeyn wollen, ſondern das klüglich zu uns Verpflanzte durch Veredlung zu einem Eigenthümlichen machen, wie Gärtner den gepfropften Baum. Hier öffnet ſich ein weites Feld zum Anbau mehr gediegner Prinzipien. Es ſcheint z. B. nicht recht einleuchtend billig, wie bei uns die Ehefrauen, mit ihrem Eingebrachten gegen die Gläubiger des Mannes geſtellt ſind. Da genießen ſie vermuthlich ein zu großes Vorrecht, wie ein zu geringes als Erbinnen vom Gatten, in Concurrenz mit ſeinen Verwandten. Die Eheſcheidung iſt vielleicht zu bequem gemacht, und bei den Leiſtungen und Anſprüchen des ſchuldigen und nicht ſchuldigen Theils, könnte es wohl Beſtimmungen, die ſich genauer geben und billiger auf die ſo verſchiedenen einzelnen Umſtände anwenden ließen.

Gewiſſe Rechtsſtühle in Europa erklären ſich für die ſchriftliche, andere für die mündliche Verhandlung, für und gegen beide iſt viel zu ſagen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Urtheil der Geſchwornen (Jury).

Weßhalb ſollte nicht alles zu vereinen ſtehn, ſo daß bald die Schrift, bald das Wort gebraucht würde, nach Ausmittlung der Fälle, in welchen das eine oder andere mehr paßte, nicht weniger, indem man amtsrichterliche und mitbürgerliche Erkenntniſſe nach Umſtänden einführte.

Unſre Juſtiz iſt bisweilen zu hart, und bisweilen iſt ſie es wieder nicht genug. Sie fällt auf den Uebertreter des Geſetzes aus Noth, aus Unerfahrenheit, oft mit einer Strenge, die Mitleid erregen muß — d. h. nicht das Mitleid der gemüthlichen Schwäche, ſondern das Mitleid der Vernunft — und ſchreckt den wirklich bösartigen Verbrecher nicht genug ab. So ſind bei den Todesſtrafen die ſchwerſten grade die leichteſten, denn beim Rädern von Unten auf ſtrangulirt man den Delinquenten. So iſt er gleich betäubt, empfindet nichts mehr, die Schläge mit dem Rade ſind eine leere eckelhafte Ceremonie, ſonſt nichts. Bei einem geſchärften Erkenntniß wird der Verurtheilte auf einer Kuhhaut zum Richtplatz geſchleift. Was kann das Thierfell noch Schändendes für Jemand haben, der ohnehin dem Abdecker in die Hände fällt. Ein ächt nichtswürdiger Bube wird nur finden, daß man ihm eine Mühe ſpare. Den Kopf verlieren, heißt zum gelindeſten am Leben geſtraft werden. Doch marterte da oft die Ungeſchicklichkeit. Das Beil iſt freilich gewiſſer als das Schwert, dennoch aber ſah man Beiſpiele in England, wo mehr als ein Hieb nöthig würde.

Den gerechteſten Sinn würde die Criminaljuſtiz nur dann treffen, wenn ſie den vorſätzlichen Todſchlag grade ſo ahndete, wie der Mörder ſelbſt dabei zu Werk gegangen. Das Geſetz aller Geſetze lautet ja immer: Was du nicht willſt, daß dir geſchehe, thue auch Niemanden. Wohlan, thuſt du es aber, ſoll dir

es wieder geſchehen. Das würde bei weitem mehr gefürchtet werden, als die üblichen Todesſtrafen.

Wird die Juſtiz auf einer Seite nicht genug gefürchtet, hat ſie auf der andern zu wenig Anſehn. In den Gerichtshöfen müßte es öffentliche Verhandlungen, unter größerer Feierlichkeit, geben, in den Sälen edle ſinnbildliche Zier. Hätte der Arm, welchen man ſtrafen ſieht, auch das ſchöne Recht zu belohnen, würde noch Liebe ſich zu dem erhöhten Anſehn gatten. Und weßhalb ſollte ein Fiscalat, ein Cenſoramt, unthuulich ſeyn, das auf ſtille anſpruchloſe Tugend, lange unbeſcholtene Dienſttreue, einzelne ausgezeichnet edelmüthige Handlungen, wenn ſie auch nicht den Staat an ſich, ſondern nur die Ehre der Menſchheit angehn — merkte, dem Gerichtshof den Lohnwürdigen anzeigte, daß er in die Verſammlung gerufen, vor dem Sinnbilde der Gerechtigkeit eine feierliche Belobigung, eine Denkmünze, unter wichtigen Umſtänden eine Art Bürgerkrone empfinge u. ſ. w. Wie viel Spielraum für unſre Rechtsverfaſſung, zu dem Bemühen, der Staatstendenz, welche hier das Vollkommenſte bedingt, zu entſprechen. Und ein Staat, in welchem das Recht am vollkommenſten iſt, muß dadurch über andere eine nicht unbedeutende Kraft gewinnen, indem ja daraus ſo manches abflieſzet, das die Einwohner, nicht ſcheinbar, ſondern wirklich, moraliſch beſſer macht.

Betrachten wir nun die indirekte Moralanſtalt, die Polizei, deren Beſtimmung — neben direkter Aufſicht über mancherlei Ordnungs- und Geſundheitsgegenſtände — will, daß ſie das Böſe möglichſt verhindre. Vorhandne Uebelthat auszumitteln, iſt nur ein untergeordneter, gemeiner Beruf, jenes der hohe, ſchöne.

Wer möchte den Satz beſtreiten, daß bereits für die Tugend ſehr viel gethan iſt, wenn man die Quellen

des

des Laſters verſtopfte. Nie wird die Kirche das vermögen, was einer Polizeiverfaſſung gelingen kann, welche, unſerer Staatstendenz gemäß, folglich bei weitem beſſer als irgend eine in Europa, eingerichtet iſt.

Da würde man aber dieſen erhabnen Begriff ſchmähen, wollte man nur an die Sartine und Lenir, und ihre ſogenannten Mouchards, an die Wiener geheime Aufſeherei, oder ähnliche Anſtalten in der ehmaligen Republik Venedig, denken. Die letzten waren vielleicht am ſchlauſten berechnet. Rouſſeau ſagte aber von allen dortigen Geſetzen: ſie wären für b ö ſ e M e n ſ c h e n. Ein fürchterliches Wort. Schauderhafte Säumniß, die es zugab, daß im Allgemeinen die Staatsbürger böſe werden konnten. Wo giebt es ein Land, von dem man ſagen könnte: ſeine Geſetze ſind für g u t e M e n ſ c h e n? Würdiges Ringen für Preußen.

Allein die höheren Begriffe dieſes Vorwurfes wohnen keineswegs nur bei dem ausſchließlichen Amt. Da kann Alles mit zugreifen. In ſofern ein Hofhaltung das Beiſpiel der Sittlichkeit giebt, das auf Vornehme und Reiche wirkt, und ſie ſchaamloſe Ausſchweifungen fliehen läßt, hat dieſe Hofhaltung einleuchtend eine polizeiliche Tendenz. Eben ſo verhält es ſich mit allen Einrichtungen beim Finanzweſen, Handel, und den übrigen Gewerben, indem ſie Werth und Umlauf des Geldes ſo zu ſtellen ſuchen: daß aller Fleiß ſein Auskommen gewinnen kann. Endlich mit der ärmlichſten Bürgerhütte, in ſofern Redlichkeit und gute Kinderzucht dort ihren Sitz aufſchlugen. Daß alle Religion, in ihren Bemühungen für die irrdiſche Welt, auch eine polizeiliche Abſicht habe, liegt wohl am Tage.

Woher fließen jedoch — außer dem übertriebnen Luxus, dem man von anderen Seiten her zu begegnen hat — die Uebelthaten? Einmal aus ſchlechter Erzie-

hung, und demnächſt — oft ſogar noch viel mehr — aus Noth und Mangel bei den niederen Ständen. Die Faulheit könnte hier auch genannt werden, ſie gehört aber ſchon in die Rubrik der ſchlechten Erziehung, eben wie die Unbekanntſchaft mit guten Grundſätzen.

Die Aufſicht des Staates über die Erziehung iſt alſo unendlich wichtig. An einer fortgeſetzten Verbeſſerung der Schulen, wie eifrig man auch dabei zu Werke gehen möge, iſt es immer noch nicht genug. Dieſe Aufſicht muß auch in das Innere der Haushaltungen blicken, Ehrenlohn und Strafen austheilen können. Wo die Eltern aber den Kindern offenbarlich gehäſſige Beiſpiele zeigen, oder gar ſie zu üblen Handlungen anleiten, da müſſen ihnen letztere weggenommen, und in öffentliche Erziehungshäuſer gebracht werden, indem man die böſen Eltern zu angemeſſenen Beiträgen zwingt.

Der Staat hat allerdings viel in ſeiner Gewalt, die Bürger in die Nothwendigkeit zu ſetzen: mehr Vernunft, Ordnung, und Streben zum Beſſeren in ihre Haushaltung zu rufen. Wohl kann die Erziehung viel ausrichten. Man blicke auf die jüdiſchen Väter. Einzelne Fälle in großen Städten werfen die Regel nicht um. Sonſt bilden ſie ihre Kinder meiſtens doch zu dem, was ſie wollen. Das iſt weit anders bei den Chriſten, trotz den Vorzügen unſerer Religion. Wenn bei den Juden die Grundſätze der Rechtlichkeit gegen Chriſten nicht lobenswerth ſeyn mögen, ſo ſpringt es auch wohl in die Augen, was wir da ſelbſt durch unfreundlichen Druck veranlaßten. Sonſt iſt es vollkommen wahr, daß im allgemeinen die Juden viel weniger ausſchweifend, und viel mehr thätig ſind, als die Chriſten. Ja ihr Erwerbfleiß iſt ſo groß: daß man ſchon oft mit guten Gründen von den Gefahren eines Staa-

tes im Staate redete, der das baare Geld in unverhält⸗
nißmäßiger Menge an ſich ziehn, und die übrigen Bür⸗
ger ſo in dürftige Abhängigkeit bringen könnte. Es
würde in der That der Mühe ſchon lohnen, wenn man
ſich mehr um diejenigen Einrichtungen bei den Iſraeli⸗
ten bekümmerte, wodurch ihnen ſo manches gelingt, das
wir verfehlen, und das Gute davon nachahmte, und
durch Einſicht noch verbeſſerte.

Sonſt könnte die Erziehung viel durch gute Volks⸗
ſchriften, und eine nützliche Bürgerzeitung gewinnen.
Es wäre auch heilſam, wenn ſich Geſellſchaften zu Ver⸗
edelung des Erziehungsweſens bildeten, und die Regie⸗
rung würde ſie in vieler Art ohne unmittelbare Koſten
aufmuntern können.

Dem ganzen Hausſtand würde es aber manchen
Nutzen gewähren, wenn es auch außerkirchliche Gemein⸗
deverſammlungen, in den Städten und Dörfern, gäbe.
Ihr Zweck müßte Belehrung über geſetzliche, und Ge⸗
genſtände ſolchen Wiſſens überhaupt ſeyn, die auf bür⸗
gerliches Leben Bezug haben. Ein abermal weites Feld
der Nationalveredlung, und die heimathliche müßte ſich
fremder nicht allein nachſchwingen, ſondern ihr vor⸗
auseilen.

Begiebt man ſich in Gefängniſſe, oder ſonſt an
Orte, wo ſich die menſchliche Verworfenheit als Schau⸗
ſpiel darbietet, und unterſucht nun, was die einzelnen
Unglücklichen in ihren Abgrund ſinken ließ, ſo wird
man als Urſache der Uebelthaten — neben der ſchlech⸗
ten Erziehung, mit ihren ſchlimmen Folgen, als Leicht⸗
ſinn, Ausſchweifung, Trägheit, üble Grundſätze u. ſ. w.
— meiſtens den Mangel auffinden. Bisweilen iſt er
verſchuldet, und da könnte ihm eben die beſſere
Erziehung abhelfen, oft aber auch nicht. Und in

Digitized by Google

dieſem Fall müßten wir auf Einrichtungen bedacht ſeyn, die ſein Entſtehn möglichſt verhinderten.

Da ſieht man Handwerker und Tagelöhner, die keine Arbeit finden konnten, und die, nachdem ihre letzte Habſeligkeit verzehrt war, um dem Hungertode zu entfliehn, auf ungeſetzlichen Wegen Erwerb ſuchten. Männliches Geſinde, das herrenlos blieb, das unvermögende Alter, gehören auch in dieſe Klaſſe, und die öffentlichen Armenanſtalten vermögen da nicht genug. Meiſtens iſt auch ein Uebelthäter, der ſchon einmal Feſtungsſtrafe empfing, auf immer verdorben. Denn zu geſchweigen, daß eine Gemeinſchaft wie dort, nachtheilig auf ihn wirken muß, ſo kömmt er hernach ſchwerlich wieder in Arbeit an.

Beim Frauenzimmer ſieht man verführte Mädchen, welche die Schwängerung aus dem gewohnten Erwerb, und dann Noth und Elend über ſie brachte, weibliche Dienſtboten, denen es an Brodherren fehlte, beſonders, wenn ſie altern, und nicht Gelegenheit fanden, ſich zu verheirathen. Ingleichen arme geſchiedene Frauen, und Wittwen, deren geringe Thätigkeit, vorzüglich, wenn ſie noch Krankheiten und andere Unfälle ſtören, nicht auslangt, das Leben zu friſten. Oft ſind ſie auch nicht verſtändig genug, dieſe Thätigkeit angemeſſen zu ordnen, und ihre Mühe, Beſchäftigung zu finden, umſonſt. Daher ſieht man jene Frauensperſonen in Schlupfwinkeln, die ſich mit Kuppelei, Geſindeverführung, Diebshehlen, Wahrſagen und derlei Dingen abgeben. Selten entgehen ſie dem Auge der Obrigkeit auf immer, eine harte Strafe erwartet ſie, ohne jedoch ſie zu beſſern, und regt mehr das Mitleid als den Haß an. Ohne den furchtbaren Anreiz des Mangels, würden viele dieſer Unglücklichen wohl nie in die Hände der Strafe gefallen ſeyn.

Auch ſolche Perſonen, welchen die Armenpflege Gaben ſpendet, langen ſelten damit aus, und das Uebrige wird auf Koſten der Rechtſchaffenheit geſucht. Dieß Alles iſt dann am meiſten zu fürchten, wenn der Geldwerth zu geringe iſt, oder, mit anderen Worten, Theurung der erſten Lebensnothwendigkeiten auf die niedern Stände drückt, was bei uns ſo ſehr Statt hatte, da wir in der Kornausfuhr den Landeigenthümer ſo zum Nachtheil anderer Volksklaſſen begünſtigten.

Soll alſo für die Moralität der niederen Stände etwas rechtes geſchehen — das offenbar bei weitem mehr leiſten kann, als ſchönere Kirchlichkeit und Bibelaustheilungen — ſo muß man bedacht ſeyn: die Quellen der Verbrechen aus Mangel zu verſtopfen. Iſt das aber auch möglich? O ja! Hinderniſſe giebt es freilich dabei genug zu beſiegen, und auf Einmal wird immer wenig nur geſchehen können, doch wenig oft, ſammelt das Viel.

Bekanntlich giebt es in Frankreich Geſellſchaften, wo unvermögende Leute mit kleinem Angeld ſich einkaufen, und geringen monatlichen Beitrag entrichten. Beides wächſt jedoch in einer Jahrenreihe auf, wird von der Verwaltung des Beſtandes klüglich angelegt, und die Intereſſenten, welche in zeitiger Jugend Theil nahmen, gewinnen eine Ausſicht auf bequeme Verſorgung im Alter.

Was dort möglich, iſt es auch hier, was von Einigen geſchehen kann, vermögen Alle.

Schon zwei Schriftſteller haben den Vorſchlag gethan: dieß im preußiſchen Staate über die geſammten Einwohner auszudehnen; ſehr ausgeführt hat ihn, und die leichte Möglichkeit als den vielfachen Nutzen dargethan, der gründliche Krug. Wie müßte ſolche Ein

richtung an das Vaterland binden. Mit ihr könnten wir ein achtbares Vorbild ſiegend übertreffen.

Demnächſt müßte es Beſchäftigungsanſtalten geben, von denen alles Ehrenwidrige getrennt bliebe, und zwar in allen groſsen und mittleren Städten. Ihre Beſtimmung wäre: allen Perſonen von beiden Geſchlechtern, denen Arbeit fehlte, ſolche zu geben, und ſie dafür nach Maaßgabe ihrer Geſchicklichkeit und ihres Fleiſſes, zu unterhalten, ſo, daß wenn beide ausgezeichnet wären, die Emſigen mehr oder weniger auch noch erübrigen könnten. Das glücklichſte, nicht genug zu empfehlende, Muſter zeigen uns ja die Colonien der Herrnhuther in ihren Brüder- und Schweſterhäuſern. Was dieſen Verbindungen gelingen kann, wird ſich allenthalben erreichen laſſen. Warum denn etwa nicht? Sollte man fürchten: es würden zu viele Arbeitserzeugniſſe entſtehen? Damit hat es ſo leicht nichts zu bedeuten. Wo man viele erſte Stoffe verarbeitet, entſteht auch erhöhte Nachfrage um die zugerichteten. Indem bei dem vermehrten Abſatz jener der Wohlſtand auf einer Seite zunimmt, kann er die Thätigkeit auf der anderen wieder um deſto mehr beſchäftigen, beide Theile gedeihen neben einander, und der Binnenhandel mit Manufakturgegenſtänden muß lebendiger werden, wenn eine große Zahl von Menſchen, die ſonſt darbte, nun ſich ihres Auskommens freut. Denn nun befinden ſich diejenigen, welche Nahrungsmittel feil bieten, wiederum beſſer, und kaufen mehr von jenen. Daß ſich die Staatseinkünfte auf dem Wege der Verzehrungsſteuern, dann auch verbeſſern müſſen, leuchtet wohl ein. Und wenn allerhand Manufakturgegenſtände unter guter Aufſicht angefertigt werden, nimmt ihre Güte immer mehr zu. Geſchieht das aber, finden ſie auch leicht im Auslande Abſatz. Es giebt überhaupt kein beſſeres Mittel, den

Gefahren zu entgehen, die für das Land, mit einer freien Einfuhr fremder Manufakturwaaren verbunden ſind, als ein unabläſſiges Streben, dieſe in der Heimath zu übertreffen. Wir haben während der letzten Jahre, wo der Verkehr mit England abgeſchnitten war, geſehen, daß viele unſerer inländiſchen Zeuge dergeſtalt ſich vervollkommneten, daß, als die engliſche Einfuhr wieder offen ſtand, man jenen den Vorzug gab. Und hier iſt noch etwas zu bemerken. Der Patriotismus iſt in neueren Zeiten bei uns ſehr aufgeregt worden, und hat im Kriege ſich ungemein lobenswürdig beurkundet. Jetzt hingegen richtet er ſich auf allerhand nichtige Vorwürfe, als Wortklaubereien, überhäufte eitle Feſtlichkeiten, und was dahin gehört. Nützlicher würde es ſeyn, wen die Preußen insgeſammt ſich das Wort gäben: keine fremden Zeuge zu tragen. Dieß wäre ein gar ſchöner Patriotismus. Was der Staat an Einfuhrzöllen verlöre, gewänne er vielfach wieder. Grade ſo könnte man das Lieblingsſyſtem vieler Lehrer der Staatswirthſchaft, welches auf einem unbedingt freien Verkehr beruht — wobei es noch Bedenken in Menge giebt — am glücklichſten mit einer lebhaften Aufmunterung des inländiſchen Kunſtfleißes vereinbaren.

Solche ehrenwerthe Beſchäftigungshäuſer brauchten ſich auch nicht allein auf Gegenſtände des Kunſtfleißes zu beſchränken. Sie könnten Gärten anlegen, Feld pachten, und nach den beſten Winken der Erfahrung betreiben. Vervielfältigte Garten- und Feldfrucht iſt grade das erſprießlichſte von allen Mitteln, eine reiche Bevölkerung erzielen und nähren zu können.

Würden die Brüder- und Schweſternhäuſer — in einer ſolchen Menge erbaut, wie das Bedürfniß ſie erheiſchte — auch beſtehn können? Wir ſehn doch bei den Herrnhutern, daß es nicht allein geſchieht, ſondern,

daß ihre öffentlichen Anſtalten mit jedem Jahre mehr Feſtigkeit gewinnen. Wie freundlich ſprechen die wohlgebauten, netten, reinlichen, bequemen, von lachenden Gärten umgebnen, Brüder- und Schweſternhäuſer zu Gnadenfrei, Neu-Salz u. ſ. w. an? Und doch begannen die Zinzendorfſchen Gemeinden einſt mit Armuth, waren genöthigt, Schuldenlaſten aufzubürden, damit ſie öffentliche Gebäude und einzelne Wohnungen gründen konnten. Inſofern es nun jetzt ſchon zu einem ſolchen Wohlſtande damit gediehen iſt, ſieht man: wie viel klüglich geordnete Thätigkeit, eine Reihe von Jahren hindurch ununterbrochen fortgeſetzt, an Schwierigkeiten zu beſiegen, und an Vortrefflichem zu erſchaffen vermag. Und — eine Lehre für die Phyſiokraten — alles durch Handwerkskunſtfleiß.

Man könnte anführen, daß auch oft reiche Leute ſich zu den Herrnhuthern geſellt, und ihre öffentlichen Stiftungen mit Geſchenken und Vermächtniſſen bedacht haben. Dieß iſt wahr, und empfiehlt Einrichtungen um ſo mehr, welche dergeſtalt einluden. Es wäre auch wohl ein großer Irrthum, dafern man glaubte, nur die religiöſen Meinungen hätten es gethan. Aber was ſie auf dieſe Art gewannen, koſteten ihnen die frommen Sendungen nach fernen Erdtheilen, die Unterſtützungen ihrer Colonien am ſchwarzen Meer, in Grönland u. ſ. w. gewiß auch wieder, ja es iſt glaublich, der Betrag ſolcher weitläuftigen Unternehmungen dürfte jene zufälligen Einnahmen noch um ein Gutes überſteigen.

Gründeten wir nun auch ſolche Brüder- und Schweſternhäuſer, ſo fielen dabei eine Menge Ausgaben weg, denen ſich die Herrnhuther unterzogen. Denn weder von beſonderen Kirchen, noch von Miſſionen zur Heidenbekehrung, wäre dabei die Rede. Daß ſie in der Folge durch ſich ſelbſt beſtehen könnten, leidet keinen

Zweifel, nur zum Anfang würden die Stifter genöthigt ſeyn, Kapitale aufzunehmen. Damit ſie nun dieſe ſpäterhin nach und nach abzahlen könnten, wäre es gar nicht unbillig, ihnen eine Erbſchaftsabgabe, in dem Kreis, wo ſie ſich befänden, zuzugeſtehn. Eine Erbſchaftsabgabe iſt noch am füglichſten zu entrichten, weil der Erbe etwas empfängt, das er nicht ſelbſt erworben hat. Doch, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nur bei einigermaaßen beträchtlichen Verlaſſenſchaften, und ein Geringes beim Elternerbe, mehr bei dem von weitläuftigen Verwandten, und bei Legaten von ganz Fremden. Wie viel gewännen ſolche Erbnehmer da auf der anderen Seite wieder, bei allgemeiner Aufnahme des Wohlſtandes, bei erhöhter Sittlichkeit, die ſie nicht der Gefahr beſtohlen zu werden, ihre Kinder zum Ueblen verführt zu ſehn, mehr ſo bloßſtellt u. ſ. w.

Durchaus gäbe es kein Mittel, das ſo des Volkes Moralität — mit dem Gewinn des Staates an Volkskraft — befördern könnte, als das eben vorgeſchlagene. Wie oft alles direkte Predigen der Tugend ſein Ziel verfehlte, lehrt die Geſchichte ſattſam, wie glücklich dieß Ziel auf die Oben beſchriebne Weiſe erreicht werden könne, zeigt jeder Herrnhuthiſche Wohnplatz, wo bürgerliche Tugend ſo einheimiſch iſt, Verbrechen, Unzucht, Faulheit, liederliches Betragen hingegen eine äußerſt ſeltne Erſcheinung ſind. Und finden ſie ja ſich einmal vor, ſo iſt mit allem Grund zu behaupten, daß ihr Stamm aus der verführeriſchen Gemeinſchaft mit Nicht-Herrnhuthern wurzelte.

Dieſe Brüder- und Schweſternhäuſer müßten jedoch von jenen ſich darin unterſcheiden, daß ſie unvermögende, außerehlich geſchwängerte Mädchen aufnähmen. Das ſiebente bis achte Kind iſt bei uns ein uneheliches, und die traurige Erfahrung lehrt, wie die meiſten

entweder aus Mangel nöthiger Pflege ſterben, oder bei einer höchſt elenden Erziehung zu Taugenichtſen werden. Welch ein Verluſt dort für den Staat, welch ein Nachtheil hier. Fündlinglingshäuſer will man auch nicht anlegen, theils, weil es am Gelde dazu gebricht, theils, weil man ſagt: entbehrte Muttermilch und Sorge läßt die Mehrzahl der Fündlinge umkommen. Genießen aber die Kinder armer Dienſtmädchen oder Bürgertöchter beides? Die Mütter pflegen ſich als Ammen zu verdingen, und überlaſſen jene fremden Händen, wo, bei der ſchlechten und wenig gewiſſen Zahlung, die Sorge unvollkommen genug iſt. Man will ſogar behaupten: die Ruchloſigkeit ſey in Städten, wie Berlin, Breslau u. ſ. w. bereits ſo weit gediehen, daß gewiſſe Frauen, die ſich mit dem Aufziehen unehlicher Kinder abgäben, die Vorausſetzung gewonnen hätten: bei ihnen ſtürben ſie bald, und aus dieſem Grunde die meiſte Kundſchaft hätten, wie denn auch ſolche Todesfälle ihnen von denen Geſchenke eintrügen, welchen die Alimente beſchwerlich fielen. Schauderhaft!

In ſolchen Häuſern könnte es nun folgendermaßen gehalten werden. Unvermögende Schwangere müßten ohne Ausnahme dahin. Sie würden bis zur Niederkunft angemeſſen beſchäftigt, daß ſie nicht allein ihren Unterhalt, ſondern noch mehr verdienten. Sie müßten hernach das Kind ein Jahrlang ſelbſt ſtillen, wobei ſie immer noch einige leichte Handarbeit verrichten könnten, und verließen hierauf die Anſtalt, um wieder in Dienſt zu gehn. Das Kind bliebe zurück, und von dem Schwängerer triebe man zu ſeiner Erhaltung ein, was zeither bis zum vierzehnten Jahre geſetzlich war. Weil inzwiſchen die Kinder in ſolchen Anſtalten bereits im ſechſten Jahre zu einigem Erwerb geleitet werden können, ſo

Digitized by Google

dürfte auch die beſtimmte Summe, die bei geringen Leuten wenigſtens zu hoch ſcheint, in etwas zu ermäßigen ſeyn. Doch gar nicht unbillig, wenn alle ledige Mannsperſonen, nach Maaßgabe des Standes, ein Geringes an dieſe Häuſer entrichten müßten, vorzüglich ältere Hageſtolzen, von denen ſie auch das verhältnißmäßig größte Erbtheil bezögen. Um ſo geſicherter wäre ihre Exiſtenz.

Was finge aber nun der Staat mit dieſen Kindern an? Leichte Antwort. Aus den Mädchen würden fleißige, ſittliche, geſchickte Dienſtboten, und künftige wackere, geſunde Hausfrauen niedrer Leute erzogen, zum einleuchtenden Vortheil des Gemeinweſens; aus den Knaben ächte, künſtleriſche Soldaten, wahre Normalſoldaten, d. h. ſolche, die man durch Laufen, Schwimmen, Kraftübung und Abhärtung aller Art — wie es bei den römiſchen Legionen üblich war — dem Waffenberuf zueignete. Da würde ſich mit der Zeit eine leichte Infanterie bilden laſſen, die allenfalls zwölf Meilen in vier und zwanzig Stunden zurücklegen, und Mannövers auf Meileweite im Rennen — wie ehedem Läufer vom Handwerk — vollbringen könnte, und die kein Strom hindern würde. Demnächſt Schützen, die ihr Ziel nie fehlten. Es liegt wohl am Tage, daß, wenn man Fußtruppen hätte, die Büchſe und Pike zugleich führten — letztere mit einer beweglichen Querfeder, um aus zweien eine Art von ſpaniſchen Reutern gegen Cavallerie zu bilden — meiſtens auf dem Bauche liegend und ſicher ſchößen, im Rennen anliefen, gekrümmt, und mit Torniſter und Mantel, wie durch Schilde, gedeckt, daß ſolche Fußtruppen in einem Gliede ſo viel ausrichten könnten, als man jetzt durch mehrere bewirkt. Welche Schnellbewegungen, welche Ueberflügelungen u. ſ. f. würden da möglich. Manipularhaufen aus ge-

wöhnlichen Soldaten verſchaffen dem Ganzen, wo das Terrain es nöthig machte, Feſtigkeit, zu Colonnen ließen ſich Landwehrmänner füglich gebrauchen. Hiezu ein genievoller Generalſtab, eine unübertroffene Reiterei und Artillerie, ſo würde ſich der Schlüſſel bald zu der mazedoniſchen, cäſariſchen, altpreußiſchen Kunſt, mit Wenigen Viele gewiß zu ſchlagen, finden laſſen. Und nach dieſem Schlüſſel hat ein Staat von zehn Millionen Einwohnern, der von ſolchen umgeben iſt, welche deren vierzig und dreißig zählen, emſig zu ſuchen, dafern er den Stürmen der Zukunft Trotz bieten will.

Doch ſind wir immer noch bei den Surrogaten der Volksmoralität, wo die poſitive Religion nicht auslangen, auch zu weit getrieben, der Volksintelligenz ſchaden würde. Die vorgeſchlagenen Anſtalten haben — laut Erfahrung — das meiſte für ſich, ſo eignete es ſich alſo ungemein für die Staatstendenz, ſchnell zu ihrer Einrichtung zu ſehn. Sie würden auch jene Muſter, in manchem Betracht, hinter ſich laſſen.

Es giebt inzwiſchen noch ein Mittel für den in Rede ſtehenden heilſamen Zweck, die Ehre. Montesquieu nennt ſie bekanntlich eine Grundſäule der Monarchien, wie ſie in Republiken die Tugend iſt. Glücklicherweiſe hat ſie bei den höheren Ständen in unſerm Lande ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, das Ehrſyſtem der Offiziere hält mächtig von unedlen Handlungen ab. Durch Ehrenzeichen mancher Art hat man ſich bemüht, auf dieſem Boden immer reichere Frucht zu erziehen. Je tiefer das jedoch von Oben hinab dringt, je beſſer. Möchte es dahin kommen, daß nicht gemeine Soldaten, nicht Handwerker, nicht Landleute ein Mitglied unter ſich duldeten, das ſchändliche That beſudelt hätte. Möchte ein gleicher Zartſinn für Rechtſchaffenheit die Frauen beſeelen, daß ſie von Umgang und Gemeinſchaft

alle ihres Geſchlechtes entfernten, welche die öffentliche Achtung verſcherzten. Es giebt nichts eine größere Aufmerkſamkeit auf die eignen Handlungen, und gewöhnt mehr an ein unſträfliches Betragen, als das.

Viel kann der Staat hier unmittelbar thun. Ehrentafeln, worauf ausgezeichnete Namen geſchrieben werden, und die in obrigkeitlichen Gebäuden hängen, Volkszeitungen, welche empfangnen Lohn für edle Thaten, und Strafen bekannt machen u. ſ. w.

Auf ſolche Weiſe könnte die Ehre — mit ihren heilſamen Antrieben nach und nach von den Höhen des Adels, der vornehmeren Staatsbedienten u. ſ. w. zum geringeren Volk hinabſteigen; es iſt jedoch hier der Ort zu bemerken, daß manches vom Weſen der Tugend dagegen zu den oberen Regionen emporſteigen könnte. Denn, wenn z. B. es bei unſerm Adel eine äußerſt empfindliche Sache für den Ehrpunkt iſt: keine Art Beſchimpfung zu dulden, man vielmehr ſtets bereit ſeyn muß, eine ſolche mit Blut zu tilgen; ſo hat es andrerſeits mit den, wenigſtens unter manchen jüngeren Edelleuten üblichen, Grundſätzen eine oft ziemlich leichte Bewandniß. Andere im Spiele habſüchtigerweiſe oder ſich ſelbſt thörigterweiſe zu Grunde richten, befleckt keine Reputation. Und doch iſt das Eine ſehr unmoraliſch, das Andere nicht minder, weil bei dem eignen Ruin ſtets Andere mit ihrem Recht verwickelt ſind. Durch Völlerei ſeine Geſundheit untergraben, Schulden eingehn, die man nie zu bezahlen vermag, Perſonen vom anderen Geſchlecht verführen und ins Elend bringen, ſind da leider Handlungen, die — wie ſehr ſie auch gegen Recht und Sittlichkeit ſtreiten — oft in den Meinungen der Mitgenoſſen nicht allein wenig herabſetzen, ſondern wohl gar noch auf Beifall zählen können. Es müßte den Vortheil des Gemeinweſens nicht wenig be-

Digitized by Google

fördern, wenn dieſe Anſichten eine moraliſche Umwandlung litten. Vom Staate könnte der Impuls leicht ausgehn, wenn feſtgeſtellt würde: daß Niemand gewiſſe Ehrenämter bekleiden, gewiſſe Orden empfangen könne, von dem Immoralitäten der Art kundig wären. Das ahmte ein edles Altdeutſchthum nach, indem die Turniergeſetze neben der Geburt, auch das tugendhafte Leben der Ritter in Anforderung nahmen, welches aber nicht lange dauerte, übrigens von Frankreich ausging.

So könnten wir demnach die monarchiſche und die republikaniſche Grundſäule neben einander ſehn. Dieſem Ideal iſt man — ſo viel die Geſchichte erzählt — nirgend beträchtlich nahe gekommen. Es wäre die herrlichſte Aufgabe für den preußiſchen Staat, und nur der Wille: ſie zu löſen, müßte von Jahr zu Jahr reichere Frucht ziehn.

Bisher ſind hier die nahen inneren Gefahren betrachtet worden, die unſerm Staate drohen, nämlich das mißverſtandne unſtatthafte Deutſchheitsempfehlen, dem ein unvermeidlicher Rückgang in einen ſchlimmeren Zuſtand folgen würde, und die falſchen Meinungen vom Einfluß der poſitiven Religion, nach welchen mit ihr gelingen ſoll, was ſie doch nie erreichte. Hütet man ſich vor den Gefahren ſolcher Ideenmoden nicht, ſo wird der Staat nur eine Haltung annehmen, wie ſie fremde auch zeigen; um die Eigenthümlichkeit, das Aufſtreben zur Größe, den weiten Vorausflug an Intelligenz iſt es geſchehn. Glücklicherweiſe entwickeln ſich jedoch aus ſeiner urſprünglichen Tendenz Mittel genug, eben dieſen Zeitgefahren zu entfliehn.

Blicken wir nun auf die entfernteren von Außen her. Sie können nur als mehr und weniger entfernt gelten, weil die Abſpannung der Kräfte, das Bedürfniß des Friedens ſo allgemein empfunden werden, und

Preußens auswärtige Verbindungen gegenwärtig ſo beruhigend ſind. Gleichwohl hatte man an die Friedensſchlüſſe von Osnabrück, Utrecht, Achen u. ſ. w. ſtets auch die Hoffnung einer langen Waffenruhe für Europa geknüpft, und wenige Jahre, ſo war ſie vereitelt.

Wie könnte man auch den Stoff neuer Uneinigkeiten, zwiſchen den Mächten unſeres Erdtheils, als vernichtet anſehn. Nähmen wir an, der Wiener Congreß hätte ein politiſches Gleichgewicht neu geboren, ſo lehrte es ja auf der andern Seite eine alte Erfahrung, wie viele Kriege grade entſtanden, um dieß Gleichgewicht feſt zu halten. Die Sache war inzwiſchen ſtets mehr in diplomatiſchen Träumen als in der Wirklichkeit vorhanden. Noch viel weniger beſteht ſie jetzt, bei dem ungeheuren Uebermaaß an Kräften, das einerſeits auf dem Lande, und andrerſeits auf dem Meere entſtanden iſt.

Der deutſche Bund würde zwar auf dem Lande (gegen die See hin immer noch nicht) ein ſehr mächtiges Doppelbollwerk nach Oſt und Weſt zuſammenbauen, wenn nur die Geſchichtserfahrung ein großes Vertrauen zu föderaliſtiſchen Staaten weckte. Das geprieſene Griechenland konnte nach dem — fabelhaften — trojaniſchen Kriege ſelten die Bundeskraft gehörig einen, und alle Weisheit nicht hindern, daß bald Mazedonien, bald Athen um die Obergewalt buhlten, wie ſich auch oft Lazedämon, Theben u. ſ. w. von der Gemeinſache trennten. Was gegen die Perſer geſchah, gränzt freilich ans Wunderbare, indeſſen muß man auch die Unbeholfenheit dieſer Weichlinge als unerhört erkennen. Als man es hingegen mit einem bedeutenden Feinde zu thun bekam, vermochte Griechenland nichts gegen Rom.

Man ſollte denken: Noth müſſe wenigſtens getrennte kleinere Staaten, die aber Sprache, Gränzen

und andere Umſtände zu einem Ganzen machen, doch ernſtlich einen. Aber auch das belegt die Vergangenheit nicht. Da Spanien ſich noch in mehrere kleine Reiche theilte, leiſtete es den Mauren immer einen nur unvollkommenen Widerſtand. Die Niederlande griffen nur zur Hälfte das Werk ihrer Befreiung kräftig an. In Deutſchland, wo das hier gemeinte Ziel durch ſo manche Jahrhunderte verfehlt wurde, rief die Noth in den letzten zwanzig Jahren ſo oft laut genug, und erſt 1813 kam ein gänzlicher Verein zu Stande. Hätten ihn aber nicht die Fehler Napoleons in Rußland herbeigeführt und begünſtigt, ſo würde es ohne Zweifel um Deutſchlands Unabhängigkeit — die man als vollkommen errungen auch noch keineswegs anſehen darf, durchaus geſchehen geweſen ſeyn. Und noch kürzlich erlebten wir, daß einige nordamerikaniſche Staaten, bei dem Kriege mit England, die Neutralität ergreifen wollten.

Je mehr durch einen neuen Bund zu erreichen ſeyn wird, je beſſer, doch kann Preußen immer nicht gewiß darauf bauen, und hat jedes mögliche Streben anzuwenden, daß es auf eigner Kraft ſtehe, und auch den ſchlimmſten Fällen mächtig begegnen könne.

Die Idee der Bundesfeſtung Mainz und Luxemburg iſt unſtreitig ſehr gut, wird fortdauernd Anmahnungen zur Vertheidigungseintracht ausſprechen. Doch will man deren gen Weſt haben, warum nicht auch gen Oſt? Aber eine gewiſſe politiſche Zartheit verhindert das ſchon. Das Land iſt allenthalben offen, gehört entweder Oeſterreich oder Preußen an, Schwierigkeiten genug. Und doch wäre es billig, daß ganz Deutſchland Erbauungs- und Unterhaltungskoſten trüge, wenn ſchon die Beſetzung ſolcher Plätze nur von den Truppen des Landeigenthümers erfolgte. Da zeigt ſich immer ſchon eine Lückenhaftigkeit des neuen Bundesſyſtems.

ſtems. Ohne feſte, auf entfernte Möglichkeiten berechnete, gemeinſame Vertheidigungsmaaßregeln nach dieſer Weltgegend hin, wird es einſt nur zu leicht kommen, daß eine der größten Mächte gleichgültig drein ſieht, wenn die andre in einen Krieg verwickelt wird, und umgekehrt.

Sollte jedoch ein kräftiges gemeinſames Vertheidigungsſyſtem aufgeſtellt werden, müßten alle Rückſichten, daß Ungarn, Gallizien, Siebenbürgen, Oſt. Weſtpreußen u. ſ. w. außerdeutſche Beſitzungen ſind, wegfallen. Dann läßt ſich Oſtpreußen wie eine Baſtion betrachten, und Gallizien wie das andere, zwiſchen welchen, durch Groß.Polen auf Deutſchland, zu operiren, gefährlich ſeyn würde, indem von beiden Baſtionen der Rücken des Heeres bedroht würde. Da müßten ſodann beide Baſtionen möglichſt ſtark gemacht werden, durch Feſtungen, beſchützte Läger, ſtets dort unterhaltene anſehnliche Garniſonen, Magazine u. ſ. w. Dann würde der Feind aus Weſten genöthigt, eine Baſtion vorerſt anzugreifen — oder beide — hierdurch gewänne die ſämmtliche deutſche Macht Zeit, Groß-Polen ſelbſt anzugreifen und den Baſtionen zu Hülfe zu kommen. Doch verliefen wohl dieſe Betrachtungen ſich zu weit in das eigentlich Kriegskünſtliche, ſo mögen ſie denn hier enden.

Dagegen aber finde noch eine allgemeine Ueberſicht der, unſerem Staatsthum nachtheiligen, Zeittendenzen, und ihrer ſchädlichen Einwirkung auf ihren beſondern Wegen, Platz. Sie möge übrigens nicht bloß widerſprechen, auch das Gute billig erkennen.

(Die Fortſetzung folgt)

II.

Napoleon und die Pariſer

nach ſeinem Rückzuge über den Rhein bis zum Traktat von Fontainebleau.

(Eine Fortſetzung der Auszüge aus Alphonse de Beauchamp, Histoire des campagnes de 1814 et 1815.)

(Fortſetzung.)

Viertes Buch. S. 133. ff.

Der Verfaſſer ſchildert die Fortſchritte der Verbündeten in Lothringen, ihren Einzug in Nancy, theilt die Rede des Feldmarſchalls Blücher an den daſigen Magiſtrat mit, „wichtiger — ſagt er — als irgend eine, die von einem feindlichen General auf franzöſiſchem Grund und Boden gehalten worden war.“ —

Die Verbündeten begnügten ſich die Feſtungen zu blockiren, oder auch nur zu beobachten. Gleichwohl, ſagt der Verfaſſer, war es die Reihe von feſten Plätzen, welche Napoleon und ſeinen Miniſtern eine Art von Vertrauen einzuflößen ſchien.

Er ſetzt die Gründe davon auseinander, und fährt dann S. 144 alſo fort:

Solches waren die Hoffnungsmotiven, welche Napoleon zu nähren und zu verbreiten liebte, als ob in einem Invaſionskriege das Schickſal der feſten Plätze nicht von dem Gewinnen einer einzigen Schlacht abhinge.

Indeſſen bildeten die Einnahme von Langres, die Beſetzung von Nancy und der Rückzug der kaiſerlichen Garde, ſogar auf der Straße von Troyes, mit der anſcheinenden Sicherheit, welche Napoleon, ruhig in ſeinem Tuillerien-Schloſſe ſitzend, erkünſtelte, einen Kontraſt, der die Gemüther in einer mit Schrecken vermiſchten Ungewißheit ließ. Man ahnete allgemein, daß dieſes lange Drama, oder vielmehr dieſes furchtbare Trauerſpiel, gegen die letzten Auftritte hin ſeinen Gang beſchleunigen werde. Die Idee einer unvorhergeſehenen Entwickelung machte faſt alle Herzen von Furcht erſtarren. „Wenn ich falle," ſo lautete die unglückſchwangere Vorherſagung, welche man Napoleon beimaaß, „ſo wird mein Sturz die Welt erſchrecken."

S. 167. ff.

Die ganze Politik Napoleons beſtand darin, ſeine eigenen Fehler zu verſchleiern, und ſeinen Soldaten und Höflingen Sicherheit einzuflößen. Es würde ſchwer gehalten haben, dieſe letzteren über den wahren Zuſtand der Dinge zu täuſchen, wäre nicht ihre Verblendung ihrer übertriebenen Knechtſchaft zu vergleichen geweſen. Dennoch prüften ſie mit einem unruhigen Auge die Haltung, die Geberden und Geſichtszüge deſſen, dem ſie einzig ihre Stellen und Reichthümer verdankten. Man wußte, daß ſich Napoleon öfters in die in den Tuillerien angebrachten unterirrdiſchen Gemächer zurückzog, und daß er dort allein, von Karten des Kriegsſchaupla-

zes umgeben, mit dem Zirkel in der Hand, in tiefem Nachdenken alle Theile des ungeheuren Planes, welcher ſeine Krone retten und ſein Reich erhalten ſollte, fügte und ſchlichtete.

Eines Tages laſſen abgerichtete Vertraute die vertrauteſten Höflinge, welche den Kaiſer zu unterrichten kamen, daß der Staatsrath verſammelt wäre, mit Fleiß bis an den Eingang des Gewölbes (caveau) vordringen. Sie finden Napoleon in einer Art von Entzückung, ſeinen Zirkel zur Erde werfend, und wie Archimedes, als er aus dem Bade ſtieg, ausrufend: „Ich habe es gefunden; ich halte ſie, nicht einer ſoll entkommen!" —

„Nie, — ſagten die Hofleute unter ſich, von Bewunderung erfüllt, — „nie iſt der Kaiſer von ſo hohen Entwürfen (conceptions) begeiſtert geweſen, die Feinde ſind verloren, und das Reich iſt gerettet!"

Neue Geſetze richteten die Nationalgarden auf den Kriegsfuß ein, und riefen 450 000 Konſcribirte unter Napoleons Fahnen; allein 30 bereits vom Feinde überſchwemmte Departements waren dieſen außerordentlichen Aushebungen entzogen: in anderen waren ſolche unvollſtändig. Ueberall hatte man Mangel an Geld, Waffen und Kriegsbedarf. Die Regierung, von der öffentlichen Meinung nicht mehr unterſtützt, machte vergebliche Anſtrengungen, den erloſchenen Patriotismus zu wecken. In einer Art von Betäubung verſunken, verglich die Nation ihre gegenwärtige Schwäche mit ihrer vergangenen Größe. Das Militär allein bewahrte einige Thatkraft; ſie wurde aber nicht durch die Zuverſicht unterſtützt, welche den Sieg gebiert.

Die Regierung ließ mit Zuverläſſigkeit ausſprengen, daß alle Straßen mit Soldaten bedeckt wären; allein man ſtieß dort nur auf Kranke, auf Verwundete, welche

nach dem Innern zurückgingen, und auf ſpaniſche Gefangene, welche man an den äußerſten Enden Frankreichs zuſammen häufte.

Das Heer bildete ſich nur mit Mühe; die Konſcribirten, in einer ſo rauhen Jahreszeit allen Entbehrungen ausgeſetzt, waren muthlos; die Lieferanten weigerten ſich, den Dienſt fortzuſetzen, weil ſie keine abſchläglichen Zahlungen mehr erhielten, die Niedergeſchlagenheit und das Mißtrauen waren allgemein.

Die beunruhigenden Dekrete vermehrten ſich. Das eine verordnete die Bildung von 6 Regimentern Tirailleurs und 6 Regimentern Voltigeurs der jungen Garde, aus Freiwilligen über 20 und unter 30 Jahr zuſammengeſetzt, die unter unbeſchäftigten Arbeitern und ſonſt gedienten Soldaten ausgehoben werden ſollten. Allein dieſe Freiwilligen wurden den Werkſtätten entriſſen, welche der Stillſtand des Handelsverkehrs mit jedem Tage zu ſchließen nöthigte. Von Arbeit entblößt, hatten die Arbeiter weiter keine Zuflucht mehr als in den Feldlagern.

Bei Annäherung der Kriſe nahm die öffentliche Meinung einen gewiſſen Schwung. Die Zungen ſchienen ſich zu löſen. Nichts konnte mehr das Mißvergnügen beſchwichtigen, welches ſich von allen Seiten, im Schooße der Familien, wie an öffentlichen Oertern, ausſprach, ſo kraftlos war die Polizei vermöge des Schrecks, welchen ihre eigenen Handlungen erfuhren. Dieſe zitterten für ſich ſelbſt, und wagten es nicht Geſinnungen des Haſſes zu erregen, gegen welche ſie keine Stütze mehr erblickten. Die Furcht verſchloß ſogar den Angebern den Mund.

Dieſe allgemeine und geheime Polizei, dieſes Palladium des Despotismus, hatte ſogar ihre elegante Parthie, ihre Gelehrten, welche beauftragt waren, die her-

vorſtechendſten Unterhaltungen der Säle der Hauptſtadt, die literairiſchen Anekdoten, und ſelbſt die der Geſellſchaft zu ſammeln, und in ſchöngeiſteriſchem Style zu bearbeiten, anmuthige Kleinigkeiten, beſtimmt dem ſchrecklichen Napoleon mitten in den Lägern Zerſtreuung zu gewähren. Aber dieſe läppiſchen Kommentarien über den öffentlichen Geiſt, hatten damals nur einen düſtern, traurigen Anſtrich. Um die öffentliche Meinung nach dem Vortheile der Regierung zu bearbeiten, holten ehrloſe Kundſchafter, die aber überall Zutritt hatten, von dem Polizeichef alle Morgen das Loſungswort und den Tagesbericht der Neuigkeiten, welche den Tag über in Umlauf kommen ſollten. Dieſe verbrauchte Taktik erregte bloß noch Spottgelächter. Der ungeheure Hebel der Preſſe allein konnte noch die öffentliche Meinung aufregen.

Indeſſen war Napoleons Abreiſe angekündigt, und ſeine Abſchiedsreden an ſeine Räthe und Höflinge verriethen Beſorgniſſe. Sie gaben zu verſtehen, daß es während der großen Operationen, welche vorbereitet würden, nicht unmöglich ſeyn dürfte, daß Koſakenhorden, die Flanken der Heere umſchweifend, kommen könnten, die Barrieren der Hauptſtadt zu beunruhigen.

Unter dieſen traurigen Vorbedeutungen war es, daß Napoleon für die Zeit ſeiner Abweſenheit, die Regentſchaft der Kaiſerin Marie Luiſe übertrug.

Eine rührende Szene war vorbereitet. Den 23. Januar ward das ganze Offiziercorps der Nationalgarde in den Tuillerien zugelaſſen. Napoleon erſcheint in ihrer Mitte, ſeine Gemalin und ſeinen Sohn an der Hand; er richtet an ſie eine lebhafte Rede, und drückt, vielleicht zum erſtenmale, in einem Tone, welcher aus dem Herzen zu kommen ſchien, edle und erhabene Geſinnungen aus; tief bewegt er Alle, die ihn umgeben

und hören. Niemals ſprach er im Tone einer ſo natürlichen Beredtſamkeit, und ſeine Rede brachte eine große Wirkung hervor, als er ſelbſt die Kaiſerin und den König von Rom jenem ehrenwerthen Corps vorſtellte; er fügte hinzu, daß er im Begriff ſtehe, ſich an die Spitze ſeiner Heere zu ſtellen, und daß er der Pariſer Garde ſeine Hauptſtadt, ſeine Gemalin und ſeinen Sohn anvertraue. Die Kaiſerin, ihre Thränen in die Thränen der meiſten Offiziere miſchend, empfing ihren Eidſchwur als Gattin, Mutter und Herrſcherin.

Das Blendwerk verſchwand, als man am folgenden Tage erfuhr, daß dieſer pathetiſche Auftritt einſtudirt geweſen war, und daß Napoleon, um Eindruck zu machen, dem berühmteſten Schauſpieler der Hauptſtadt einigermaßen die Pauſen, Geberden und ſogar die Biegungen der Stimme (inflexions) abgeſtohlen hatte. *)

Den 25. Januar reiſte er endlich ab, das Herz voll Unruhe und Wuth; zum letzten Male verläßt er den Pallaſt der Könige, um den Verbündeten eine Thätigkeit ohne Plan und einen Muth ohne Umſicht entgegen zu ſetzen.

---

*) Man iſt ſo weit gegangen zu behaupten, daß er ſich von Talma jene Szene förmlich habe vordeklamiren und vorſpielen laſſen. Eines Theils war er aber doch zu klug, als daß er ſich eine ſolche Blöße hätte geben ſollen; andern Theils beſaß er, wie bekannt, die Gabe, durch ſeine Reden, wenn er wollte, zu imponiren und für ſich einzunehmen, in hohem Grade; überdieß aber war bei dieſer Veranlaſſung das Vatergefühl, von allen menſchlichen Gefühlen wenigſtens dasjenige, was ihn, wie der Ueberſetzer beſtimmt verſichern kann, nicht verlaſſen hatte, allein ſchon hinreichend, ſeine Rede und ſeine Geberden zu beleben.

Fünftes Buch.

S. 179. ff. Den 26. Januar, Nachts um 11 Uhr kommt Napoleon in Châlons ſur Marne an. Als er den Tag darauf die ausnehmende Verwirrung, welche im Heere herrſchte, den elenden Zuſtand der Neuausgehobenen wahrnahm, die in der gräßlichſten Entblößung in Marſch geſetzt waren, ſchlug er ſich, ſagt man, vor den Kopf und rief aus: Alles iſt verloren!

Der Anblick der alten Truppen, welche nichts muthlos machen konnte, richtete ihn wieder auf. — Er reiſete ab, und zog in St. Dizier unter Triumpfgeſängen ein, weil der Marſchall Herzog von Belluno das Corps des Generallieutenants von Lanskoi zurückgeworfen hatte. Er war unſchlüſſig, ob er auf Nancy und weiter hinaus vordringen ſollte.

In der That, ſagt der Verfaſſer, konnte er, wenn *) er ſich der Vogeſen bemeiſterte, dem Feinde ſeine Verbindungen mit dem Rhein, mit Deutſchland abſchneiden, und ihn vielleicht mitten in Frankreich vernichten. **)

Jener kühne Plan, welcher zwei Monate ſpäter ſeinen Untergang nach ſich ziehen ſollte, miſchte ſich ſchon damals in ſeine rieſenhaften Kombinationen: aber Blüchers Marſch, wovon er damals einige Anzeigen hatte, und die Beſorgniß, ſeine Hauptſtadt bloß zu ſtellen, bewogen ihn, ſich ſchnell nach der Aube zu wenden.

---

*) Wenn!

Anm. d. Setzers.

**) Eben ſo gut konnte er zwiſchen zwei Feuer kommen, da die Verbündeten ihren Reſerven zu nahe waren.

Anm. d. Uebers.

Es folgen die Vorfälle bei Brienne am 30. Januar. Bekanntlich behauptete Napoleon an dieſem Tage die Stadt, mit dem Verfaſſer zu reden, — die Wiege ſeiner nachherigen Größe; den Ort, wo ſich die Fackel entzündet hatte, welche die Welt in Brand ſtecken ſollte. Sein Einzug in dieſe durch ſeine eigne Haubizen eingeäſcherte Stadt, war aber auch, wie der Verfaſſer bekennt, der einzige Vortheil, welchen er von jenem blutigen Tage zu ziehen vermochte.

S. 190. Von welchen Erinnerungen, ruft der Verfaſſer aus, mußte er dort nicht ergriffen werden! — — Eine ganze Armee, fährt er fort, war gekommen, unverſehends über ein Corps *) und eine Diviſion **) der ſchleſiſchen Armee hergefallen, die kaum 20,000 Mann ausmachte, und dieſe 20,000 Streiter waren bloß auf eine Lieue weit zurückgedrängt, ohne daß es auch nur möglich war, ihre Vereinigung mit der großen Armee zu verhindern. Alſo hatte Napoleon ſeinen Zweck nicht erreicht, welcher dahin ging, einzeln den Feldmarſchall Blücher zu überwältigen.

Das Bedürfniß und die Ungeduld zu ſiegen war indeſſen ſo groß, daß authentiſche Briefe aus dem Hauptquartiere und vom Staatsſekretär, Herzog von Baſſano, ankündigten, man habe bei jenem erſten Gefecht (engagement) 15,000 Mann umzingelt und zu Gefangenen gemacht, und dem Feinde 40 Stück Geſchütz abgenommen. Die Neuigkeit von dieſem vorgeblichen Triumpfe verbreitete ſich in Paris mit Blitzes-Schnelle.

„Scheint es nicht — riefen die Journaliſten —

---

*) Saken.
**) Alſuliezeff.

ſcheint es nicht, als ob Anteus auf die Erde geſtampft habe, und als ob unzälbare Legionen daraus hervorkämen. In zehn Tagen wird der Kaiſer das ſchönſte und mächtigſte Heer befehligen, welches man je geſehen hat; Lord Cathcart kann gegenwärtig dem engliſchen Miniſterium ſchreiben, daß die Verbündeten in Frankreich gut empfangen worden ſind."

Alles war darauf angelegt, die Gemüther zu elektriſiren. Man verſicherte, daß die Kuriere die 15,000 Gefangenen, und im Walde von Vaſſy die feindliche Artillerie in Moraſt verſunken, desgleichen die in der Schlacht genommenen 40 Kanonen, geſehen hätten.

Bauern ſollten den Truppen beigeſtanden haben, und mit Piken, Senſen, Heugabeln u. ſ. w. bewaffnet, über die Flüchtlinge hergefallen ſeyn. Was dieſen Fabeln leichteren Eingang verſchaffte, war der Umſtand, daß in Brienne die Keime von Napoleons Talenten ſich zuerſt entwickelt hatten; daß er von dort ausgegangen war, ſich zu höhern Beſtimmungen zu erheben, auf einem ſolchen Schlachtfelde konnte ihm (wähnte man) der Sieg nicht ungetreu ſeyn.

Zu dieſen Mährchen und Träumereien — heißt es beim Verfaſſer S. 197. weiter — geſellten ſich gerade damals die kriegeriſchen Geſänge eines neuen Intermezzo's, die Oriflamme, welches aus der Rüſtkammer der mit dem Departement der Polizei verbundenen Bureaux d'esprit public hervorgegangen war; und von den Bänken im Opernſaale war es, wo abgerichtete Agenten die Ausbrüche jenes erkünſtelten Patriotismus hervorſprudeln ließen, mit welchem man eine unterm Despotismus zerdrückte Nation zu entflammen vermeinte.

Sehr bald wurden dieſe Blendwerke zerſtreuet, nicht um der ſtrengen Wahrheit, ſondern um jener furchtba-

ten Stille Platz zu machen, welche, unter einem ſolchen Drucke, faſt immer ein verdrießliches oder unglückliches Ereigniß verbarg.

Der Verfaſſer liefert hierauf S. 193. ff. eine äußerſt anziehend geſchriebene Erzählung der Schlacht von la Rothiere, der erſten, in welcher Napoleon den Feind auf franzöſiſchem Boden in Perſon bekämpfte, und deren Verluſt daher um ſo nachtheiliger auf die Franzoſen wirken mußte. Auf dem Rückzuge verließen faſt 20,000 Conſcribirte die Fahnen Napoleons.

Die Betrachtungen, welche der Verfaſſer Seite 208 über die Fehler der Verbündeten nach der Schlacht anſtellt, liegen außer dem Zwecke dieſes Auszuges.

Sechſtes Buch. S. 210 ff.

Die geſchlagene Armee bewirkte ihren Rückzug auf Troyes in einem kläglichen Zuſtande. Auch dort hatte man anfänglich, wie in Paris, Napoleon ſiegreich geglaubt. Deſto größer war das Erſtaunen, als man unter den Mauern der Stadt die Trümmer des franzöſiſchen Heeres ankangen ſah, und Napoleon zu Pferde, mit Schnee und Koth bedeckt, faſt ohne Gefolge, mit dem ganzen Anſehen eines Flüchtlings.

S. 213. In Paris war man in der lebhafteſten Erwartung. Widerſprechende Gerüchte ließen die Meinung, nach Verſchiedenheit des Intereſſe, in entgegengeſetzten Richtungen ſchwanken. Die Anhänger Napoleons träumten bloß von Wundern; ſeine Feinde witterten nur Unfälle; ſie wünſchten eine Kataſtrophe herbei, welche endlich einer ſo ſcheußlichen Herrſchaft ein Ziel ſetzen möchte. Die Polizei allein ſuchte die Gemü-

ther zu beſchwichtigen; ihre Journale wimmelten von pomphaften Details über Märſche und Bewegungen herrlicher Truppen, welche von allen Seiten zu der großen, ſo vielmals verneu'ten Armee Napoleons eilten. Faſt täglich ließ man in den Tuillerien, zur Armee beſtimmte Corps, die Revüe paſſiren. Der König Joſeph war es, der, nachdem er nach einander auf zwei Throne geſeſſen hatte, und zweimal entthront worden war, in der Eigenſchaft eines Statthalters ſeines Bruders, des Kaiſers, ſich als General-Inſpekteur der Streitkräfte der Hauptſtadt angeſtellt fand. Die kleinſte Parade ſtellte, den offiziellen Berichten zufolge, reine 18,000 Mann dar. Man hätte ſogar ſagen mögen, daß die Soldaten zu der einen Barriere hinausgingen und durch eine andere wieder hereinkamen, um nach Art der Triumpfzüge auf dem Theater, eine zweite, dann eine dritte Heerſchau zu paſſiren.

Die öffentliche Neugierde zeigte ſich indeſſen ungeduldig. Endlich ſtellte das ſo lang' erwartete Bülletin den leichtgläubigen Franzoſen die Schlacht von Brienne als „ein Nachtrabgefechte vor, das aber immer eine der glänzendſten Thaten der franzöſiſchen Armee darbiete. Das Gefecht hatte nach einer lebhaften Kanonade mit der Nacht aufgehört. Die Armee hatte ihre Konzentrationsmanövres ungehindert fortgeſetzt, und ihr Zweck war erreicht.“

Die Augen auf den Kriegsſchauplatz und den Lauf der Marne geheftet, ſuchten die Pariſer die Bewegungen der Armeen und ihre Schwenkungen zu begreifen, oder zu errathen, ſo weit es möglich war, ſie durch jenes Irrgewinde von Verdrehungen und Lügen zu verfolgen. Nichts deſto weniger ermaaßen ſie, daß vom 26. Januar bis zum 3. Februar, d. h. nach achttägigen Gefechten und weiſen Mannövres, Napoleon, Sieger

bei St. Dizier, Sieger bei Brienne, und immer Sieger, ſich zu Troyes in der Champagne, drei Märſche rückwärts von St. Dizier befände, daß dieſe Stadt und Vaſſy, als das non plus ultra der Fortſchritte des Herkules der neuern Zeit, betrachtet werden müßten; daß man zwar Nancy als befreit dargeſtellt hatte, daß es aber fortwährend in der Gewalt der Verbündeten war; daß während dieſer achttägigen Manövres, auf einem Raum von 18 bis 20 Lieuen, zwiſchen Châlons und Troyes, Napoleon zwiſchen die ſchleſiſche und die große verbündete Armee gerathen war; daß das unmittelbare Reſultat ſeiner Operationen nicht mehr in Zweifel gezogen werden konnte, und daß es nicht 15,000 Gefangene und 40 Kanonen ergäbe, wie man ſo unverſchämter Weiſe angekündigt hatte, ſondern eine Reihe von Schlappen, welche die Täuſchungen und Träume der Bewunderer des Cäſars der Inſel Korſika zu nichte machten.

Seine unüberlegte Bewegung auf St. Dizier und ſeine Niederlage bei Brienne, hatten ſo eben die einzigen Stützen (ressources) welche ſo vielen Unfällen in Spanien, Rußland und Deutſchland ſo zu ſagen entſchlüpft waren, aufs Spiel geſetzt. Allein es lag im Geſchick Buonapartes, mehr noch von ſeinen Feinden als vom Glücke geſchont zu werden.

Wir übergehen die Vorwürfe, welche der Verfaſſer S. 215 den Verbündeten, die, wie er behauptet, „mehr Kühnheit nach dem Tage von Brienne, 6 oder 7 Märſchen an die Thore von Paris gebracht haben würde,“ über ihre Langſamkeit und Behutſamkeit, macht, und wollen dagegen eine Anekdote von Napoleon während ſeines Aufenthalthalts in Troyes aufnehmen.

S. 219. Man verſichert, daß er, auf die Nachricht von der Annäherung der Verbündeten, den Maire

von Troyes verlangte, um ihm anzudeuten, daß das Geſetz der Nothwendigkeit ihn vielleicht zwingen würde, die Vorſtädte den Flammen Preis zu geben, und die Bewegungen der Armee zu decken, und daß man die koſtbarſten Sachen daraus wegſchaffen müßte. „Sire — antwortete der Maire — wenn die Rettung Frankreichs von dem Brande dieſer Stadt abhängt, mögen Sie ſie abbrennen; aber Gott wird einſt über unſere Handlungen richten.” Bei dieſen Worten kehrt Napoleon dem Maire den Rücken, geht in einen andern Saal, und läßt ſo dieſe obrigkeitliche Perſon in der grauſamſten Ungewißheit über das Schickſal ſeiner Mitbürger.

S. 225. ff. Am 6 Februar erhielt Napoleon, der ſich, nach mehreren Befehlen zum Abmarſch, die faſt eben ſo ſchnell widerrufen als gegeben wurden, entſchloſſen hatte, in Troyes zu bleiben, von Joſeph einen Kurier, der ihn auf einmal vermochte, ſeinen Entſchluß zu ändern. Jener Theaterkönig gab ſeinem Bruder die Unmöglichkeit, ſich an der Marne zu halten, und die Beſtürzung von Paris zu erkennen, wo der Einzug der Verbündeten ein unvermeidliches, nach dem Wunſche der Einwohner nicht genug zu beſchleunigendes Ereigniß ſchien. Die Wahrheit hatte ſich endlich bis in den Mittelpunkt der Hauptſtadt einen Weg gebahnt. Der endlich bekannt gewordene Tag von Brienne, die Ueberlegenheit des furchtbaren Feindes, die Niedergeſchlagenheit der franzöſiſchen Armee und ihr zerrütteter Zuſtand, Alles war enthüllt, und Paris bloß mit ſeinem eigenen Schickſale beſchäftigt. Man traf für den Fall einer Ueberrumpelung eiligſt Vertheidigungsanſtalten, welche hier beſchrieben werden. — Die Nationalgarde in völli-

ger Dienſtthätigkeit bot ſchon einen kriegeriſchen Anblick dar. Man kündigte die Verfertigung einer unermeßlichen Menge Piken an, womit die Bewohner der benachbarten Dorfſchaften bewaffnet werden ſollten; allein die Ausſicht auf eine örtliche Vertheidigung brachte Schrecken in alle Gemüther.

So war die Lage der Hauptſtadt beſchaffen, als Napoleon, voller Verdruß, mit niedergeſchlagener Miene und düſterm Blick, den Befehl ertheilte, Troyes zu räumen.

Siebentes Buch.

S. 247. Nur nach zwei der beſchwerlichſten Märſche, welche der Armee eine große Anzahl Leute koſteten, die ſich in die Dörfer und Pachthöfe zerſtreuet hatten, und dort von den feindlichen Schwadronen ereilt wurden, war es Napoleon möglich geweſen, Nogent-ſur-Seine zu erreichen, das nur 23 Lieuen von Paris entfernt iſt, und wo er Verſtärkungen, beſonders aus Spanien, erwartete. Doch vergebens ſuchte er der Unordnung abzuhelfen, welche ſein Rückzug in einem Heere nach ſich gezogen hatte, deſſen Zuſtand der Verfaſſer nicht traurig genug ſchildern kann.

S. 248. ff. Paris bot damals das düſtere und traurige Schauſpiel einer Stadt dar, die einer geſchlagenen Armee zur Zuflucht dient. Die Pariſer ſahen, unter ihren eigenen Augen, die Reſte jener Phalangen, welche Frankreichs Stolz geweſen waren, ſo zu ſagen bandenweiſe in ihre Mauern ſtrömen; ſahen Conſcribirte und alte Soldaten, bleich, entſtellt, ſich in den Straßen umherſchleppend, oder auf Eckſteine ſich ſtützend,

mit der einen Hand mit Mühe die Waffe halten, womit ſie das Vaterland vertheidigten, und mit der andern um Beiſtand flehen; ſie ſahen Unglückliche, die, ehe ſie das mannbare Alter erreicht hatten, ihren Hütten entriſſen, und in ihren ländlichen Kleidern nach dem Schlachtfelde geführt worden waren, um dort an den gefährlichſten Stellen das feindliche Feuer zu erſchöpfen; auch ſahen die Pariſer die Seine von Kähnen bedeckt, welche mit Verwundeten und Sterbenden beladen waren, und die Alleen vor den Thoren (avenues), die Quais von Karren und Wagen vollgepfropft, auf welchen Soldaten, von Kugeln oder Lanzenſtichen durchbohrt, die einen ohne Beine, die andern ohne Arme, aufgehäuft lagen; ſahen ſogar welche, die, grauſamen Schmerzen preis gegeben, weil ſie nicht einmal den erſten Verband auf ihre Wunden erhalten hatten, die Vorübergehenden baten, ihren Leiden ein Ende zu machen.

Die Beſtürzung war allgemein; jeder dachte nur an ſeine eigene Sicherheit, und daran, die Trümmern ſeines Vermögens zu retten. Mitten in der Stille der Nacht, ließ ſich das verdoppelte Pochen mit Pfählen und Hämmern in Mauern, Kellern und einſamen Orten vernehmen, wo Gold, Silber und Koſtbarkeiten vergraben wurden. Die begüterten Familien flüchteten ſich nach der Normandie und der Bretagne, wohin der größte Theil der Hauptſtadt hintereinander in Sicherheit abzog.

Dieſes allmählige Auswandern der wohlhabenden Klaſſe verminderte die Bevölkerung nicht im mindeſten, denn die Lücke wurde ſogleich durch die zahlreichen Flüchtlinge erſetzt, welche aus den vom F nde überſchwemmten Provinzen heranſtrömten. Paris dünkte ſich auf einem Vulkan zu ſeyn, vor dem nahen Ausbruch

bruch einer furchtbaren Kataſtrophe, nichts konnte ſeine unglücklichen Einwohner beruhigen: „Wenn Napoleon — ſagten ſie — ſich in unſere Mauern zurückzieht, wenn er kömmt, Paris den Verbündeten ſtreitig zu machen, ſo iſt Paris verloren und deſſen Zerſtörung unvermeidlich. Möge uns der Himmel vor einem ſo traurigen Schickſale bewahren. Möchten die Feinde unſern Unterdrücker den Vorſprung abgewinnen, (dévancer,) und ihm keine andere Zuflucht laſſen, als die Loire.“ — —

Muth und Vertrauen verließen ſogar die Miniſter und Hofleute, die ſich geſchmeichelt hatten, daß Napoleon die Stellung von Troyes behaupten oder einen Waffenſtillſtand erhalten würde, und die nun ihre Hoffnung vernichtet ſahen. Wer konnte ſich fortan dem Marſche der ſchleſiſchen Armee nach der Hauptſtadt widerſetzen? Dieſe Armee drang auf den Straßen von der Marne vor, während Napoleon noch zu Nogent-ſur-Seine, — vielleicht mit der großen verbündeten Armee im Gefecht begriffen war. Das war die Beſorgniß der Hofleute; aber nein, der Beherrſcher von Frankreich kämpfte gegen die Zuchtloſigkeit ſeiner eigenen Soldaten, die, von Allem entblößt, ſich dem Plündern ergaben. Sie verſchonten nicht einmal das Schloß der Mutter ihres Kaiſers zu Pont-ſur-Seine; die Polen von der Garde verwüſteten es, und gaben das Zeichen zu den erſten Verheerungen. Das Uebel hatte eben ſo, wie die Erbitterung der Gemüther, den höchſten Grad erreicht; die franzöſiſchen Bauern flohen vor den franzöſiſchen Soldaten, und alle Geißeln, welche der Krieg nach ſich zieht, verwüſteten die ſchönſten Provinzen des Reichs; man fragte ſich, auf welcher Seite ſich die gefährlichſten Feinde befänden. Durch einen Tagesbefehl glaubte man dieſem Unweſen ein Ziel zu ſetzen. Als ob

nicht — fügt der Verfaſſer S. 252 hinzu — der erſte Urheber jener Unordnungen eben der geweſen wäre, welcher weder den Sold noch den Unterhalt ſeiner Truppen ſicherte; eben der, welcher früherhin bei ſeinen Verwüſtungskriegen, die Soldaten, weil er ſie an ſich feſſeln und ſie vermögen wollte, alle Strapazen zu ertragen, die Süßigkeiten der Ungebundenheit und Zuchtloſigkeit hatte ſchmecken laſſen. Jetzt ärndtete er durch eine billige Wiedervergeltung die Früchte ſeiner unſeligen Politik.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Der Exminiſter Montgelas.

Aus München vom 2. März 1817.

Wir haben nun ſeit jenem denkwürdigen Tage, an welchem der König Maximilian Joſeph den Grafen von Montgelas ſeiner dreifachen Miniſterialgewalt entkleidete, einen Monat zurückgelegt, und in dieſer Zwiſchenzeit manche Stimmungen und Stimmen wahrgenommen, welche durch dieſen ſeltenen Akt nothwendig rege geworden, und theils in vertrauten Kreiſen geblieben, theils in öffentliche Blätter übergegangen ſind.

Es ſey, uns als frühen Verkündern und nahen Zeugen dieſes Ereigniſſes, erlaubt, ſeine tiefer liegenden Anläſſe zu Tage zu fördern, um dadurch die bis jetzt erſchienenen, zum großen Theile oberflächlichen, Urtheile zu berichtigen.

Dem Grafen von Montgelas kann eine vollendete diplomatiſche Bildung — eine durch Sicherheit des Gedächtniſſes unterſtützte Bekanntſchaft mit der allgemeinen und vaterländiſchen Geſchichte — eine Vertrautheit mit der ſchönen, vorzüglich franzöſiſchen, Literatur — ein Scharfblick in der Auffaſſung vielſeitiger Geſchäftsgegen-

ſtände — und endlich in ſeinen Erſcheinungen das Gepräge eines Staats- und Hofmannes nicht abgeſprochen werden.

Aber! laſſen Sie uns nun auch den Mann auf ſeiner Kehrſeite erblicken.

Wir finden da einen Menſchen, deſſen Celebrität mit der großen Illuminaten-Jagd unter Karl Theodor beginnt; ihm iſt das Glück geworden, unter dem Schutze zweier Neffen, gegen die Verfolgungen des Oheims, für die ſtille Flucht des Hofraths mit dem lauten Einzuge eines Miniſters ſich entſchädigt zu ſehen; bald nach ſeiner, nicht ohne Mühe bewirkten, Befeſtigung auf dem Miniſter Stuhle, übt er ſchon an dem würdigſten der neben ihn geſtellten Miniſter, den Freiherrn von Hompeſch dem Vater, die Lanze; nach dem willkommenen Tode dieſes Veteranen, eilt er, ſich mit der Firma des älteſten Miniſters zu ſchmücken, und den frühe und tief gewurzelten Hang nach Vorherrſchaft mit den gelungenen Verſuchen zu nähern, ſein damals noch einzelnes Departement der auswärtigen Angelegenheiten, auf Koſten der übrigen Miniſterien, mit Gegenſtänden von fruchtbringenden Abfällen auszuſtatten; er weiß den damaligen Staatsrath, eine Verſammlung von licht- und kraftvollen Männern, deren Zuſammenwirken Baierns Regierung als eine aufgeklärte, liberale und humane Erſcheinung zum Gegenſtande des Beifalls, und der Achtung im Inn- und Auslande erhob, durch den doppelten Schlag zu lähmen, daß allmählich jedes wichtigere Geſchäft ſeiner Berathung entrückt, und zuletzt, ohne den Ausſpruch ſeiner Aufhebung zu wagen, dieſe, durch vorſchriftwidrige Vermeidung ſeiner Verſammlung, herbeigeführt wird. Es gelingt ihm inzwiſchen, das Miniſterium der Finanzen, mit welchem der alte Graf Morawitzky, gegen ſeine Neigung und Bildung, bis zum

günſtigen Zeitpunkte belaſtet wurde, in ſeine Geſchäfts-ſphäre zu ziehen, er ſieht ſich aber wieder genöthigt, es an einen mächtigen Nebenbuhler ſeines Amtes und Hauſes, den Freiherrn von Hompeſch den Sohn, her-auszugeben, und dafür in der Creation eines Miniſte-riums des Innern ſein Entſchädigungsland zu finden. Nunmehr giebt er, unter fremder Dictatur, dem Königrei-che eine ſogenannte Conſtitution, deren Vorzug nach dem Urtheile des Miniſters ſelbſt, darin gefunden wer-den ſollte, daß aus ihr, was man da nur immer wolle, gemacht werden könne, und welche in keinem Punkte ge-wiſſenhafter erfüllt worden iſt, als in dem ausdrückli-chen Zugeſtändniſſe, daß einem Miniſter mehrere Mini-ſterien (vielleicht ſchloß man im ſtillen: alſo auch Alle) übertragen werden können. Ein durch ſie eingeſetzter geheimer Rath, läßt in ſeiner Kompetenz Armuth und Niedrigkeit, in ſeiner Beſetzung Adel und Invaliden er-blicken. Um vollends dieſe Geburt des Vorbildes der Zeit würdig zu begleiten, wird ein Orden des Verdien-ſtes — nach der erſten Verleihungsliſte ein bloßer Orden der Klaſſen oder des Ranges, geſchaffen, und eine ſtattliche Dotationsſpende an Geld und Gütern veran-ſtaltet, wobei man ſich dem Vorwurfe eben nicht aus-geſetzt hat, in dem Anſchlage des eigenen Verdienſtes zu kärglich geweſen zu ſeyn. Endlich, als Herr von Hompeſch, der Sohn, welcher ſich — ein Freund des Hauſes — gegen das moraliſche Gift des Beiſpiels, und das phyſiſche Gift des Genuſſes zu ſchwach be-währte, trotz eines edeln Geiſtes und eines kräftigen Körpers, ein zu frühes Opfer der verzehrendſten Lockun-gen fiel, ergriff der Graf von Montgelas den für ihn zum Unſtern gewordenen Dreizack des Miniſteriums, und vergißt, daß der menſchliche Pilot dieſem Werkzeuge ei-nes Gottes nicht gewachſen ſey. Nun, nachdem ſelbſt

die phyſiſche Zeit, der eigenen Führung des dreifachen Ruderwerks nicht mehr zuſagen konnte, erſchöpft man ſich in Formen, um das Einträgliche dreier Stellen nicht dem Beſchwerlichen derſelben aufopfern zu müſſen. Es werden Sektionen, Comites, Departements gebildet, heute verengt und morgen erweitert. Endlich löſt ſich die Weisheit und Gewalt des Miniſters in ein Triumvirat von Generalſekretariat auf. In dieſer Anſtalt glaubt der Graf von Montgelas das Mittel zum Zweck gefunden zu haben; er ſchließt den erſten Geſchäftsmännern — früher ſchon durch die Auszehrung, welche dem alten Staatsrathe beigebracht, und durch die Verkrüppelung, in welcher der neue geheime Rath gehalten ward, dem Auge und Ohre ihres Königes entrückt — nunmehr auch die Thore ſeines Pallaſtes, nur die Arbeiter in Geſchäften des Krieges, und in einigen techniſchen Zweigen behaupten ſich in dem, durch zeitfreſſende und anſtandswidrige Warteſtunden in den Vorzimmern, erkauften Vorrang eines perſönlichen Vortrages; die ganze Maſſe der übrigen und eigentlichen Staatsgeſchäfte, gelangt nur durch Ueberladung in den Booten des Generalſekretariats, in den ſonſt unzugänglichen Hafen des Miniſters, welchem aber bei einer ſehr freigebigen Vertheilung ſeines Tages zwiſchen den Angelegenheiten ſeines Hauſes, zwiſchen weiten Spaziergängen und engeren Beſuchen, und zwiſchen den Sitzungen am Spieltiſche die erforderliche Zeit nicht zurückbleibt, nur um das Einlaufende zu fordern, geſchweige denn um über das Auslaufende zu denken; wodurch es denn nicht ſelten geſchieht, daß Entſchließungen theils verſpätet, theils übereilt, daß durch Erſteres Beſchwerden, durch Letzteres Widerſprüche erzeugt werden, daß der Staub des ungeſchloſſen zurückgelegten Aktes, ſich mit dem Staube der inzwiſchen verſtorbenen

Parthei vermählt, und daß auch mancher gute Kern, bloß durch ſeine unzeitige Ausſaat erſticken muß. Aber der Graf von Montgelas hält ſich auch hinter dieſen Verſchrankungen, in welchen ihn ein eigener Anfall von Männerſcheue gejagt hat, noch nicht ſicher genug. Er errichtet eine Gensd'armerie, welche, indem ſie öffentlich die Sicherheit der Straße handhaben, heimlich die Sicherheit des Hauſes, und der geſellſchaftlichen Ergießungen zu gefährden, gemißbraucht werden ſoll.

Er *) verletzt die Siegel, unter welche der Vater, der Sohn, der Freund ſeine Lehren, Wünſche und Anſichten freimüthig niedergelegt hat; er legt die Geiſtesſperre gegen alle Bildungsanſtalten im Auslande an, während er doch den eignen, erſtgebornen Sohn mit Recht dem Vaterhauſe des edlen Schweizers in Hofwyl übergiebt; und, während er die nächſte Leitung zweier vorzüglichen Erziehungs- und Bildungsanſtalten jener für die Edelknaben des Hofes, und für die Töchter der höheren Stände Individuen aus einer Nation anvertraut, welcher zwar glänzende Eigenſchaften, aber nicht die Gediegenheit deutſcher Wiſſenſchaft — nicht die Einfalt deutſcher Häuslichkeit angehören; verſucht er, den großen Schatz der Stiftungen des Reiches, welche der Kirche — der Schule und der Armuth gewidmet, und in ihrer Verwaltung von jener der Finanzen getrennt ſind, mit einer indirekten Ableitung da-

*) Nicht ſie, wie in dem Hamburger deutſchen Beobachter unrichtig abgedruckt, und wodurch die Verletzung des Poſtgeheimniſſes von dem — derſelben ſchuldigen Miniſter, auf ein in ſeiner Beſtimmung — ſeinem Dienſte — und ſeinem Chef achtungswürdiges Corps mit Unrecht hinübergewälzt iſt.

durch zu beſchleichen, daß die Zinſen der beiden Staats-Caſſen anliegenden Kapitalien, zuerſt Jahre lang im Ausſtande belaſſen, dann einzelnen Reductionen, endlich einer allgemeinen Kapitaliſation unterworfen, und auf dieſe Weiſe die Stiftungen einem ungleichen Kampfe, zwiſchen der Erfüllung ihrer heiligſten Zwecke und zwiſchen der Entbehrung ihrer laufenden Renten, hingeopfert werden. Er plündert den Staatsdiener, indem er die weiſe und wohlthätige Verordnung vom 1. Januar 1805, durch welche dieſer in ſeinem Stande, und ſeine Hinterlaſſenen gegen Mangel geſchützt werden ſollten, durch Auslegungen beſchneidet, und durch eine jahrelang fortgeſetzte proviſoriſche und interimiſtiſche Beſetzung der Stellen, dem Dienſte alle Würde und Wirkſamkeit, dem Diener alle Sicherheit des Ortes, alles Vertrauen der Untergebenen raubt; er nimmt in Fällen, wo er der Königlichen Entſcheidung in ſeinem Syſtem nicht gewiß iſt, oder dieſer vorgreifen will, ſeine Zuflucht zu Handſchreiben an die Chefs der Provinzen. Er entfernt endlich, nicht vom Herzen, weil das nicht gelingen konnte, aber von der Seite des Vaters, einen edeln Kronprinzen, um ihn in fernen Provinzen mit der durch geheime Inſtruktionen entkräfteten Rolle eines Gouverneurs, zu täuſchen; er vollendet alle Grade des — Miniſterialdespotismus.

Während Graf von Montgelas dieſe Herrſchaft im Staate an ſich reißet, fällt er in eine Knechtſchaft zu Hauſe.

Vermählt mit einer ſchönen, von der Natur reich bedachten, Tochter eines alten, und in der Geſchichte des Vaterlandes rühmlich genannten Hauſes, lebt er einige Jahre hindurch in dem vollen äußeren Schimmer des Glückes und der Zufriedenheit, bis die eben ſo reizbare als reizvolle Gattin, ſich den Verſuchungen des Goldes

und Geſchlechtes hingiebt, und, nachdem ſie von einer fruchtbaren Körperwanderung durch Stände und Nationen, eine lebendige Familiengallerie zurückgebracht hat, in eine periodiſche Geiſtesverwirrung fällt, von welcher der zärtliche Gemahl ſelbſt bekennt, daß ſie für die Ergreifung ernſter Maaßregeln nicht weit genug, und für die Entbehrung aller Maaßregeln viel zu weit gediehen ſey.

Es darf nicht befremden, daß einer ſolchen, früher durch äußere und innere Bildung gebietenden, Frau, welche in ihrer ſchönern, von widrigen Anfällen freien Zeit, die anziehenden Gaben der Anmuth und des Witzes, bei vielen Tugenden des Haushaltens entwickelte, die Hingebung eines Mannes, wie Graf von Montgelas, welchen mehr die Bequemlichkeiten eines glänzenden, als die Herzlichkeiten eines glücklichen Hauſes anſprechen, in dem letzten Grade geworden iſt. Es darf eben ſo wenig befremden, daß dieſe Hingebung bis zur unthätigen Schwäche in den jüngſten Monaten herabſank, in welchen der Graf von Montgelas einem ſehr ernſthaften Angriffe auf ſeine, ſeit mehreren Jahren mit ungünſtigen Mahnungen heimgeſuchte, Geſundheit unterlag.

In dieſem Zuſtande der allgemeinen Schwäche befand ſich der Graf von Montgelas, als den König die Freuden und Ehren des Vaters nach der Kaiſerſtadt riefen, und er ſchon beim Abſchiede die tiefarbeitende Ueberzeugung mit ſich nahm, daß ſein achtzehnjähriger Rathgeber als Miniſter und als Menſch, ſeinen Normalzuſtand unwiederbringlich verloren habe.

In dem Könige, in deſſem Herzen die Stimme des Landes lauter, als jene der Gewohnheit und aller Perſönlichkeit, ſpricht, reift jene Ueberzeugung zum Ent-

ſchluſſe, und — dieſer Entſchluß wird mit ſeiner Zurückkunft zur ſchnellen kräftigen That.

Es verräth einen kurzſichtigen Blick, oder eine böſe Abſicht, wenn man dieſem Akte des Königs eine auswärtige Einwirkung, oder eine angelegte Ueberraſchung unterzuſchieben verſuchen will; zu groß für jene, zu weiſe für dieſe, hat der König frei und milde beſchloſſen und gehandelt; und es hat im Grunde hiezu weiter nichts bedurft, als daß der Miniſter Montgelas ſtufenfenweiſe ſich ſeiner ſelbſt vergaß, und der König Maximilian mit einemmale ſich ſeiner ſelbſt erinnerte.

Darum geben wir euch Recht, ihr Stimmen vom Rhein, von der Aar und der Elbe, wenn ihr in der Handlung unſeres Königs Kraft und Güte erkennet, und verkündet; aber wir widerſprechen euch, wenn ihr in der Entfernung eines bereits in ſich ſelbſt verfallenen Mannes, ein ſo hoch wichtiges oder gar rückwirkendes Ereigniß ausſprechen wollt; wenn ihr die Rettung und Geſtaltung unſeres Staates nach Außen, als das ausſchließende Werk des Grafen von Montgelas preiſet, und dabei verſchweiget, daß gerade in den gefährlichſten Momenten, in welchen er geſchwiegen und gezaudert, der helle Blick des Königs, und die Tapferkeit ſeiner Armee allein entſchieden hat; wenn ihr für alles Große und Großmüthige, was für Wiſſenſchaften und Künſte geſchehen, nur den Mäcen Montgelas nennt, und unwiſſend oder undankbar an den Namen derjenigen vorübergeht, durch deren Geiſt und Feder er früher gedacht und geſchrieben, und von welchen er ſich nur auf Koſten ſeines Rufes getrennt hat; wenn ihr euch endlich in den Vergleichungen bis zu einem Geiſte Süllys verirrt, und aus dem humanen Benehmen des Königs, welcher einen entlaſſenen Miniſter von Zeit zu Zeit mit ſeiner Tafel ehrt, auf die unwürdige Schwäche zu deuten

wagt, daß der Gaſt des Hofes nächſtens wieder der Herr des Staates werden könne.

Wir wünſchen mit euch dem Grafen von Montgelas, daß er das Geſchenk der Ruhe in den reizenden Thälern, und auf den geſunden Höhen Italiens und Helvetiens, in Verbindung mit der Ruhe einer wiedergegebenen Geſundheit genießen, und in ſeiner äußeren Haltung, wie in ſeiner inneren Stimmung die Luſt und Laſt ſeines ehemaligen Standes vergeſſen möge.

Wir haben die Farben zu dieſer Skizze theils aus eigenen Erfahrungen, theils aus den noch reicheren Vorräthen der Eingeweihten hergenommen, und ſtellen ſie aus Liebe zur Wahrheit in den Vorſaal der Geſchichte, welche das Bild des Entlaſſenen in kurzen Zügen auffaſſen wird. Ein Mann von Talenten und Gewandheit, emporgeſtiegen bis zum Bilde eines Regenten, fiel, als er aufhörte Mann mit Männern, und Herr ſeines Hauſes zu ſeyn; gewohnt, nur durch Furcht und Hoffnung zu herrſchen, ward er unfähig, Vertrauen zu geben und zu nehmen; er hat den zwei Hülfszeitwörtern aller Sprachen, Seyn und Haben, in ſeiner Perſon Inhalt gegeben; er war leider ſchlau genug, um ein Despot, aber glücklicherweiſe nicht kühn genug, um ein Tyrann zu werden. Mit ſeinem politiſchen Tode iſt einem guten Könige ſeine verlorene Herrſchaft, einem edeln Kronprinzen ein würdiges Erbe, und einem biedern Volke ſeine Sprache wiedergegeben worden.

München den 2. April 1817.

Mein lieber Freund!

Ihr jüngſtes Schreiben, in welchem Sie aufs neue Ihre, unter allen Eindrücken eines fremden Landes, wohlbewahrte Theilnahme an allen wichtigeren Ereigniſ-

ſen im Vaterlande, und vorzüglich an unſerm vielbeſproche-nen Miniſterwechſel vom 2. Februar d. J., ausgedrücket ha-ben, hat mir viele Freude gegeben, und ich beeile mich, Ih-rem Wunſche, von Zeit zu Zeit die intereſſanteſten Aufſätze herüber zu erhalten, dadurch entgegen zu kommen, daß ich Ihnen vorerſt ein vollſtändiges, aus der Quelle geſchöpftes, Exemplar einer Karakteriſtik des Grafen von Montge-las mittheile, wovon Sie in den Nummern 509 und 510 des Hamburger deutſchen Beobachters nur einen unzuſammenhängenden, und von Druckfehlern entſtell-ten, Auszug bereits werden geleſen haben.

Wenn Sie mit mir geſtehen werden, daß die Skizze dieſes Hiſtorienſtücks harte Züge und grelle Farben in ſich faßt; ſo werden Sie auch mit mir bedauern, daß dieſe Behandlung des Gegenſtandes nach dem Urtheile der Kenner die getroffenſte, und daß alſo der Mann des Bildes, ſo viele Jahre hindurch der Mann des erſten Vertrauens, und des einzigen Willens geweſen iſt.

Sie fragen mich, welche Lebensweiſe dieſer Mann nunmehr, nachdem jenes Vertrauen gewichen, und der eigene Wille zurückgekommen iſt, gewählet habe?

Die Antwort kann ſie nicht befriedigen; denn, der Mann hat in ſeiner Wahl den Glauben der Unbefan-genen, die Hofnungen ſeiner Anhänger, und die Liebe zu ſich ſelbſt, gleich getäuſcht.

In den erſten Tagen ſeiner Entfernung vom Staatsruder, war allgemein in den beſſeren Kreiſen ver-breitet: der Graf von Montgelas habe dem Könige, um Ihn in ſeinem entſchiedenen Regierungsgange auch nicht durch eine leiſe, an perſönliches Erſcheinen ge-knüpfte, Erinnerung unzart zu ſtören, in einem Schrei-ben voll Gehalt und Würde, für das große Geſchenk einer Befreiung von aller Geſchäftslaſt, für die ſcho-nende Wendung in den Ausdrücken der Entlaſſung, und

für die Großmuth in der öffentlichen Bezeichnung eines anſehnlichen Ruhegehaltes, gedankt; er habe, nachdem er von allen vormals untergeordneten Stellen und Beamten, die letzten Aufwartungen des Dankes und Abſchiedes, und zuletzt ſelbſt von dem neuen Staatsrathe den, ſeinem Stande und Looſe gebührenden, Ausdruck der Achtung und Theilnahme empfangen hatte, den Beſchluß gefaßt, mit dieſen letzten Szenen der Amtswelt, auch den letzten Akt ſeines, bis dahin ihr angehörigen, Lebens zu ſchließen, und, herausgetreten aus aller Berührung mit Geſchäftsmännern, ſich forthin nur jenen freien und edeln Genüſſen hinzugeben, welche die Natur, die Kunſt, die Literatur und die Geſellſchaft dem Manne von Bildung und Erfahrung in einer reichen, vom Throne unabhängigen Abwechslung darbieten; er werde zu dieſem Ende die letzten Angelegenheiten ſeines, durch die Kenntniſſe und Sorgfalt ſeiner Gemahlin immer wohlbeſtellten, Hausweſens ſchnell und leicht zu ordnen wiſſen, um auf ſeinen ſchönen Gütern in den fruchtbaren Ebenen des Unterlandes von Baiern, den allein glücklich machenden Hausgöttern: Freiheit und Eigenthum, die erſten Sühnopfer darzubieten; er werde dann mit der Wiedergeburt des Frühlings in das Land der Alpen und Berge ziehen; dort vor allem in der Schule, des um Menſchen Erziehung hoch verdienten, Fellenberg, das Auge des Vaters an der kräftigen Entwickelung des erſtgebornen Sohnes weiden; dann auf der Bank des reizenden Hügels von Unterſeen, welche das ſchwärmeriſche Entzücken ſeiner Erneſtina dem Gefühle für Naturſchönheiten geſtiftet hat, ausruhen; ſo fort allmählich an die mit dem lachendſten Grün geſchmückten Ufer von Voltaires See herabſteigen, und vielleicht zuletzt unter dem italieniſchen Himmel, im Garten der Welt, aus der Sonne und der Quelle Keſſeln,

ſich eine neue Glut des Lebens ſammeln; er werde nach dieſem Plane, das wahrſcheinlich letzte Jahrzehend, ſeines Daſeyns, zwiſchen den Erheiterungen des Geiſtes und den Erholungen des Körpers theilen, und für immer die Reſidenzſtadt meiden, um dem Könige und der Welt, wovon ihn jener gnädig, dieſe ſtrenge gerichtet hat, zu beweiſen, daß er wenigſtens nicht zu jenen gehöre, welche nach den Worten ſeines Mannes auf St. Helena, nicht zu vergeſſen und nicht zu lernen verſtehen.

Ich höre den Beifall, welchen Sie einem Plane ſchenken, welcher eben ſo ſehr von einem erfahrnen Staatsmanne, wie von einem weiſen Privatmanne zeugt; aber ich ſehe auch das Erſtaunen, welches Sie ergreift, wenn Sie vernehmen, daß von dem ganzen Plane, zu welchem jeder ruhige Beobachter dem Grafen von Montgelas redlich Glück gewünſcht, nur der einzige ökonomiſche Theil in Erfüllung gegangen iſt; nämlich: Graf von Montgelas hat ſein Haus, deſſen urſprüngliche Ankaufsſumme, ſo wie ein nicht unbedeutender Betrag zu deſſen Einrichtung, aus Staatsgeldern gefloſſen, nunmehr um einen ſehr anſehnlichen Preis zum Dienſte des Miniſteriums des Aeußern, wieder an den Staat zurück verkauft, wobei noch ein ſehr unzarter Brief von der Verkäuferin, an den, mit dem Kaufsabſchluſſe beauftragten, Miniſter der Finanzen, untergelaufen iſt. Von dem ganzen übrigen Plane hat Graf von Montgelas und Frau bis jetzt das vollkommene Gegentheil zur Schau geſtellt.

Anſtatt jenes Schreibens hat er die Figur eines invaliden Miniſters in das Kabinet des Königs, in den Empfangsſaal des Kronprinzen; in ſeine ehemaligen Geſchäftszimmer in der Reſidenz geſchleppt; anſtatt des Dankes iſt ihm die Klage über ein zu kärglich zugemeſ-

ſenes Ruhegehalt, und der — freilich mit Indignation zurückgewieſene — Verſuch, eine nachträgliche Vermehrung zu erhandeln, entſchlüpft; anſtatt einer ſtrengen Haltung auf dem neuen Standpunkte, wird ein zweideutiges Rundſchreiben an die Geſandſchaft gewagt, und eine mit der Gemeinde Verfaſſung nicht harmoniſche Szene einer Bürgeraddreſſe geſpielt; anſtatt einer ernſten Zurückgezogenheit von dem Markte und den Männern der Geſchäfte, werden dieſe vielmehr mit zudringlichen Einladungen herbeigerufen, und bald mit Reminiſcenzen, bald mit Viſionen geſpeißt; anſtatt des erhebenden Zuges in die freie Schweiz oder nach dem ſchönen Italien, ſehen wir den verſunkenen Mann am Morgen in den Steppen der Iſar irren, am Mittage ein Winkelchen der Freude beſchleicheu, und am Abende in den Theatern eine Arie verſchlummern; anſtatt eines thätigen Sitzes am ländlichen Herde, hören wir von einem unſtäten Treiben ſich verfolgender Entſchlüſſe, welche ſich heute mit dem Kaufe eines neuen Pallaſtes in der Reſidenzſtadt, morgen mit der Miethe eines Hauſes in der Stadt des alten Reichstages, immer aber mit der unglücklichen Liſt beſchäftigen, dem verblüfften Pöbel Sand in die Augen zu ſtreuen, und ſelbſt den Nicht-Laien in dem heroiſchen Beiſpiel einer Wiederkehr von Elba, mit dem Stachel der Furcht kitzeln zu wollen. Kurz, der arme Mann iſt ſeit jenem Augenblicke, in welchem ihn der Läufer ſeines Herrn und Meiſters von der Bühne gewieſen, ſo ganz aus aller Rolle gefallen, daß wir ihn nur in den wenigen Worten wiederfinden: Ubi sit . . . . nescit, nec scit, quo sit iter. Doch, laſſen Sie uns den Blick von einem Bilde, welches mehr noch unſer Mitleid, als unſere Verachtung anſpricht, hinweg, und zu jenen erfreulicheren Erſcheinungen hinübertragen, welche uns in dem neuen Regierungs-

Gemälde Baierns dargeboten werden. Sie erblicken da einen König, hervortretend im verjüngten Gefühle des Selbſtherrſchens; einen Kronprinzen, in liebevoller Eintracht und Offenheit mit dem königlichen Vater, und von dieſem ſelbſt eingeführt in die hohe Schule des großen Staatsamtes eines Regenten; einen Feldmarſchall, eben ſo klug in der Gabe des Rathes, als tapfer in der Führung des Heeres, einen Staatsrath aus Miniſtern und Räthen, ergeben dem Volke wie dem Throne, vertraut mit den Bedürfniſſen des Landes, wie mit den Forderungen des Tages, und bewacht von dem Auge des Königs, und — von den Rechten eines Landraths.

Laſſen ſie uns noch lange zu dem zweiten Februar, dieſem wahren Feſttage unſers Staates, Glück wünſchen, an welchem Milde, Recht, Tapferkeit und Weisheit einen ſo kräftigen Verein geſchloſſen, und unſerm vielgeliebten Könige den wohlverdienten Namen des Guten für die Geſchichte gerettet haben.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund! und rechnen Sie darauf, daß ich Ihre Erinnerungen an das theure Vaterland, von Zeit zu Zeit mit Lieferungen aus demſelben Ihren Wünſchen gemäß gerne bereichern werde.

Ich bin mit der herzlichſten Anhängigkeit

Ihr

bekannter Bavaricus.

IV. Be-

IV.

Berichtigung

der Liſte der Standesherren in Schleſien.

Die Liſte der jetzigen Standesherren in den preußiſchen Staaten verdient, in Beziehung auf Schleſien, eine nicht unbedeutende Berichtiguug.

Es iſt

1) weggelaſſen Militſch, die älteſte Standesherrſchaft in Schleſien, dem Staatsminiſter Grafen von Maltzan gehörig.

Dagegen ſind

2) die Herrſchaften Muskau und Seidenberg zur Ungebühr zu den ſchleſiſchen Standesherrſchaften gezählt. Die Lauſitz hat, im eigentlichen Sinne des Worts, niemals zu Schleſien gehört, und jener beiden Herrſchaften wird in der ſchleſiſchen Geſchichte, weder vor noch nach 1740, mit einem Worte gedacht.

Es ſind

3) Fürſten, Standesherrn und Minder-Standesherrn untereinandergeworfen, obwohl ein weſentlicher Unterſchied unter ihnen zu machen iſt.

Neiſſen, Oels, Sagan, Troppau und Jägerndorf, ſind keine Standesherrſchaften, ſondern Fürſtenthümer, und ihre Inhaber unterſchieden ſich von den Standesherren, welche erſt im funfzehnten Jahundert entſtanden, darin, daß ſie bei den Fürſtentagen, auf denen über Abgaben, Hülfstruppen und allgemeine Landesangelegenheiten berathſchlagt wurde, auf der erſten Bank mit einer Viril-Stimme ſaßen, dahingegen die vier Standesherren Militſch, Pleß, Wartenberg und Trachenberg auf der dritten Bank, hinter den Kaiſerlichen Räthen, Platz nehmen mußten, und eine Curial-Stimme hatten.

Darin hatten aber die vier Standesherren mit den Fürſten gleiche Rechte:

a) daß ſie, beſonders früher, in perſönlichen und außergerichtlichen Angelegenheiten, keinen andern Richter, als das Oberhaupt von Schleſien anerkannten.

b) daß ſie die Erbhuldigung unmittelbar dem Oberhaupte Schleſiens, und nach dem, vom Kaiſer Leopold aber aufgehobenen Standesprivilegium des Königs Uladislaus nur in Breslau leiſteten;

c) daß ſie die Gerichtsbarkeit in ihren Standesherrſchaften, wie die Fürſten, über den angeſeſſenen und nicht angeſeſſenen Adel ausübten, und von ihren Urteln die Appellationen nicht ans Oberamt zu Breslau, ſondern nach Prag gingen;

d) daß ſie die, auf den Fürſtentagen bewilligten Abgaben unter ihre Vaſallen vertheilten und von ihnen erhoben;

e) daß ſie auch zu preußiſchen Zeiten, wie die Fürſten, unmittelbar dem Könige huldigen.

Zu jenen vier Standesherrſchaften kamen Oberbeuthen und Niederbeuthen, welche im Jahr 1697 zu Stan-

desherrſchaften erhoben wurden. Göſchütz iſt nach 1740 Standesherrſchaft, alle übrigen, in jener Liſte genannten, Herrſchaften, ſind Minderſtandesherrſchaften.

Von dieſen iſt, als von privilegirten Ständen, niemals die Rede: ſie hatten auf den Fürſtentagen weder Sitz noch Stimme, wurden überall denen unter dem Oberamt ſtehenden Gutsbeſitzern gleich geachtet, und hatten bloß das Vorrecht, ihre Steuern beſonders abführen zu können.

Es iſt

a) der verſtorbene Beſitzer von Sulau nicht Freiherr ſondern Graf geweſen, und der Beſitzer von Freyhan iſt, ſo viel wir wiſſen, nicht Freiherr.

V.

Auszug

aus der noch ungedruckten Reiſebeſchreibung der Frei-Frau von der Recke.

Mit Genehmigung der Verfaſſerin und des Verlegers, theilen wir den reſp. Leſern der Freimüthigen Blätter, aus dem bald zu erſcheinenden vierten Theile des

Tagebuchs einer Reiſe durch einen Theil Deutſchlands und Italien, in den Jahren 1804 bis 1806, *) von der Freifrau Eliſa von der Recke, geborne Reichsgräfin von Medem —

einige äußerſt anziehende Stellen mit, um den Freunden, wißbegierigen, gemüthvollen und mitempfindenden Leſern der 3 erſtern Theile ihres Tagebuchs, einen Vorſchmack zu geben, welchen ausgezeichneten ſeltenen Genuß ſie in dieſem vierten und letzten Theile zu erwarten haben.

Das gebildete, friedlichgeſtimmte Publikum wird es der verehrten Verfaſſerin dieſes Tagebuchs, herzlich

*) In der Nicolaiſchen Buchhandlung zu Berlin 1817.

Dank wiſſen, daß ſie ihm dieſen hohen Genuß des Leſens ihrer geiſtvollen Darſtellungen, auf eine ruhigere Zeit aufſparte, in welcher ſie der Leſer zur wahren Erholung und Stärkung des Gemüths, nach geendeten Tagesgeſchäften, im einſamen Zimmer, oder, in der beſſern Jahreszeit, im Freien unter dem Laubdache eines Baumes, in freundlicher Gegend, im Geiſte auf jenen klaſſiſchen Boden ſorgenfreier begleiten kann, wo hohe Pinien und ſchattenreiche Kaſtanienbäume, Citronen- und Myrthenwäldchen den Wandrer aufnehmen, architectoniſche Rieſenwerke der alten Römer und der neuen plaſtiſchen Künſtler den Sinn erheben, und den Menſchen ſich ſelbſt in ſeiner Schöpf- und Bildungskraft zu ſchätzen lehren — wo jeder Schritt an eine hiſtoriſch merkwürdige Begebenheit — aber auch an die Selbſtſucht des Menſchen, und an ſeine Verirrungen des Verſtandes erinnert.

Wer hätte wohl in den verfloſſenen letzten zehn Jahren, als uns Kriegsgetümmel, Waffengeklirr — und das ganze infernale Gefolge des Mars und der Bellona umringte, mit der empfindungsvollen Reiſenden die Kunſtwerke und entzückenden Gegenden — Italiens betrachten, wer ihren gedankenreichen Reflexionen nachfolgen, und in ihr Urtheil einſtimmen können? —

Auch in dieſem vierte Theile findet der Leſer die trefflichſten Schilderungen reizender Gegenden! Man ſieht die ſinnvolle Erzählerin wandeln unter den Trümmern der alten Römerwelt, in den ſchattenreichen Hainen, wie ſie Pouſſin, Claude, Lorrain u. a., für uns malten — man erblickt den reinen dunkelblauen Himmel — die duftigen Abendlandſchaften im fliederbläulichen Glanze vor ſich liegen — und eben ſo erquickt der hohe und edle Sinn, die Wahrheitsliebe und das reine Gefühl fürs Beſte, Schöne und Erhabene in der ſittlichen und

phyſiſchen Welt, welches ſich in dieſem Tagebuche aus-ſpricht.

Wie eine ätheriſche, freundliche Geniengeſtalt ſchwebt dieſe eliſiſche Reiſeſchilderung über die Alpen zu uns her, und läßt uns in dem Genuſſe ihres letheiſchen Nectars, den ſie ihren Verehrern ſpendet — das Nachtſtück ausgeſtandner, vieljähriger Kriegesleiden — in ihrer Gegenwart vergeſſen.

Zur Beſtätigung dieſes Urtheils wollen wir hier den reſp. Leſern unſerer Freimüthigen Blätter, nur einige Auszüge aus dem erwähnten Tagebuche mittheilen.

Charakteriſtik des Papſtes Pius VII.

Erſte Vorſtellung der Freifrau von der Reck bei dem Papſte. (Tageb. S. 23.)

Rom den 28. November 1815.

Schon lange hatte ich gewünſcht, die perſönliche Bekanntſchaft des heiligen Vaters zu machen, von welchem mir der Ruf ſo viel Gutes, ſo manchen edlen Charakterzug erzählt hatte. Bei meiner frühern Anweſenheit in Rom, fiel ſeine Rückkunft aus Paris zu nahe mit meiner Abreiſe nach Neapel zuſammen. Ich konnte damals nur ſeinen Einzug in die Hauptſtadt mitfeiern. (Th. 2. S. 432) Heute endlich wurde mir die Befriedigung meines Wunſches zu Theil, das höchſt ehrwürdige Oberhaupt der römiſchen Kirche von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Sehr geſpannt war ich, unmittelbar die Aeußerungen ſeines Geiſtes zu vernehmen, und ſelbſt zu bemerken, wie ſolche mit den Nachrichten zuſammenſtimmen würden, welche der Ruf mir zugeführt hatte.

Es iſt Sitte, daß Frauen mit halbverſchleiertem Geſichte vor dem Pabſte in einer Kleidung erſcheinen, die allen Putz ausſchließt, und überhaupt ſo einfach iſt, wie der ganze Hofgebrauch, nach welchem ſie eingeführt werden.

Die Gemahlin des öſterreichiſchen Geſandten, Gräfin Khevenhüller war es, welche die Güte hatte, die Gräſin Vey aus Ungarn, mich und meine Pflegetochter *) Sr. päpſtlichen Heiligkeit vorzuſtellen.

Wir wurden in das Gartenhaus des Quirinaliſchen Pallaſtes (Th. 2. S. 58) geführt. Erwartungsvoll ſtand ich einige Augenblicke da; der Pabſt trat ein, von zwei geiſtlichen Herren ſeines beſchränkten Hofſtaates begleitet, die ſich aber ſogleich wieder entfernten. Wie auffallend und abſtechend iſt gewöhnlich das Phantaſiebild, welches man ſich von einem, durch Schickſale, durch Verdienſte, oder durch ſonſt hervorſtechende Eigenſchaften merkwürdigen Menſchen macht, gegen das Anſchauen, wenn man zur Wirklichkeit tritt. Aber unvergeßlich wird mir der Anblick des ehrwürdigen Pius bleiben. Auf ſeiner Stirn fand ich nicht den tiefen Ernſt, dieſen Ausdruck einer trüben Seelenſtimmung, welche die, auf das gegenwärtige Verhältniß des guten Papſtes einſtürmenden, Zeitumſtände in ſeinem Gemüthe ohne Zweifel veranlaßt haben mögen; er ſchien das Gefühl ſeiner peinlichen Lage tief in ſeinem Innern zu verſchließen, und Züge der heiterſten Milde verbreiteten über ſein ganzes Weſen eine Freundlichkeit, an der

*) Jetzige Gemahlin des Kanzler von Griesheim zu Coburg, gebornes Fräulein von Anſelm.

Die Verfaſſerin.

das Gepräge der Wahrheit und Zwangloſigkeit nicht zu verkennen war. Ich nahm keinen Anſtand, mich nach der Sitte des römiſchen Hofes, zu verbeugen; der Papſt aber, mit zuvorkommender Güte, reichte mir ſogleich die Hand, und führte mich zum Sitze neben ihm auf das Sopha. Eben ſo wurde die übrige Geſellſchaft ihm gegenüber zum Niederſitzen auf die bereiteten Seſſel eingeladen.

Die Geſtalt dieſes ehrwürdigen Mannes, wiewohl nur von mittler Größe und ziemlich hager, macht einen überraſchend gefälligen Eindruck. In ſein ſchwarzes, etwas krauſes Haar miſcht ſich noch keine Spur des Greiſenalters, dem er ſo nahe ſteht. Ueber ſein längliches Geſicht, von ziemlich tiefbrauner Farbe, verbreitet ſich ein ununterbrochner Zug des freundlichſten Wohlwollens, der ſich auch in ſeinen ſchwarzen feurigen Augen ausſpricht, und ſogleich Vertrauen und Zuneigung einflößt. Eine feine römiſche Naſe, und ein etwas hervorſtehendes Kinn, geben ſeinen ſcharfen Geſichtszügen eine gewiſſe Kräftigkeit, welche durch die Sanftheit, die den wohlgeformten Mund umgiebt, zu dem Ausdruck des menſchenfreundlichſten Charakters gemildert wird. In allen ſeinen Bewegungen herrſcht Unbefangenheit und Würde. Jede Aeußerung ſeiner milden Perſönlichkeit geht frei aus dem Innern ſeiner Seele hervor; nichts iſt erkünſtelt, nichts berechnet! er erſcheint wie er iſt, und gleichwohl offenbaret ſich vor der näheren Beobachtung kaum eine leiſe Spur des Druckes ſeiner politiſchen Lage.

Wer ſich indeſſen ein wenig auf Menſchen verſteht, und mit dem Charakter der Wahrheit vertraut iſt, erkennt leicht, daß dieß Betragen keinesweges in einem angenommenen Scheine von Seelenſtärke beſteht, welcher Zuſchauer vorausſetzt: unleugbar iſt es die unbe-

dingte Gottergebenheit ſeines Gemüths, worin das Ruhe ſtörende Gefühl ſeiner Bedrängniſſe, die Ueberwältigungskraft verliert; dieſe Gottergebenheit iſt es, die den frommen Mann ſo unerſchüttert den Prüfungen der nahen Zukunft entgegen ſehen läßt, die ſich bereits in der Gegenwart täglich frecher, greller und rückſichtloſer ankündiget.

In der Einleitung des Geſpräches, welche die Verſchiedenheit des Vaterlandes einer jeden von uns darbot, drehte ſich die Unterhaltung anmuthig um den Gegenſatz, in welchem die allerälteſte mit der allerneuſte Stadt der Europäiſchen Welt erſcheint: nämlich Rom und St. Petersburg. *) Es wurde bemerkt, wie die erſte, gleich einer unvergänglichen Fatamorgana **) aus dem Morgennebel der tiefen Fabelzeit geheimnißvoll, und wie von wunderbaren Kräften getragen, hervorgetreten ſey, ein furchtbares und verderbliches Heldenthum mitbringend, welches im Laufe der Zeit, und durch den begegnenden Widerſtand immer kräftiger wachſend, nach und nach ein gigantiſches Weltregiment errungen; dahingegen die andern, wie mit einem Zauberſchlage, gleichſam am hellen Mittage der Welt, durch die ſelbſtſtändige Willenskraft eines großen Mannes aus einer nordiſchen Wildniß jugendlich rüſtig emporgeſtiegen, und im raſchen Fortwuchſe ſich bald zu dem erſten Range unter den großen Städten der Erde erhoben habe. Im Verfolge dieſes Gegenſa-

---

*) Weil Rom 752 Jahr vor, und St. Petersburg 1700 Jahr nach Chriſti Geburt vom Czaar Peter dem Großen erbaut iſt.

**) D. h. wunderbare Bildungen, wie ſie öfters Seereiſende in entfernten Nebelgeſtalten, die ſich, gleich bethürmten Städten, auf der See empor heben, vor ſich erblicken.

zes zeigte ſich nun, wie der Geiſt der alten römiſchen Weltherrſchaft zur Unterjochung der Völker ausgezogen ſey; das Streben des nordiſchen Herrſcherthrons aber mit Löſung der Sklaverei beginne, eine freiere Bewegung vernünftig zu leitender Kräfte anrege, auf alle Weiſe menſchliches Daſein fördere, und in dieſem Sinne fortan mehr auf innere Eroberungen, als Erweiterung politiſcher Grenzen hinſteure; dieß veranlaßte leiſe, hoffnungsvolle Andeutungen, die ſich auf den erhabenen Beherrſcher der nordiſchen Welt bezogen, den einzigen Fürſten, der noch ungebeugt und mit regſamer Kraft jenſeits der Erſchütterungen unſrer ſtürmiſch bewegten Zeiten da ſtehn. *)

Der gute Pius maß die Verſchuldung der zerſtörenden Begebenheiten, welche alle beſtehende Ordnung des Völkerzuſammenhanges umzuſtürzen drohen, der Vernachläſſigung bei, welche die Religion in faſt allen Ländern, vorzüglich in Frankreich erfahren. Er klagte die Schriftſteller der Franzoſen, und beſonders den Helvetius an, welcher, indem er dem Menſchen alle ſittliche Kraft abgeſprochen, und das geſammte Beginnen ſelbſt der Beſſern den Einwirkungen ſinnlicher Antriebe zugeſchrieben, das ganze Dichten und Trachten des Menſchen dem gröbſten Egoismus anheim gegeben habe. Ein ſolches Vernunftſpiel, welches ſich den Namen der Philoſophie angemaßt, habe nicht verfehlen können, Eingang und Ausbreitung bei einem Volke zu gewinnen, das genußſüchtig und wenig der Gründlichkeit zugethan ſey. Bei den höhern Ständen der franzöſiſchen Nationen haben ſich, andern ſogenannten Phi-

*) Die Verfaſſerin ſchrieb dieſe Worte wie der Datum anzeigt, im November 1815.

loſophen zu Folge, Gottesleugnung und Wegwerfung aller ſittlichen Bande zu Lebensgrundſätzen erhoben; wodurch denn die Folgen der, von Helvetius aufgeſtellten, Behauptungen, ihre verderbliche Vollendung gewonnen. Mit mehr Faßlichkeit für das Volk, und darum verführeriſcher, als jene, der Freidenkerei zugethane Schriftſteller, habe Voltaire die heiligen Formen des Chriſtenthums nicht nur, ſondern das Weſen der Religion ſelbſt, die hohen Geheimniſſe des Glaubens angegriffen, und mit ſo blendendem Witze verſpottet, das ſchwache Gemüther fortgeriſſen worden, und Eitle eine Art von Geiſtesſtärke darin geſucht, alles dasjenige, was die geläuterte Andacht, für heilig und göttlich geachtet, als bloße abergläubiſche Bedürfniſſe der niedern Volksklaſſe zu betrachten. Aus dem allen ſey endlich durch Beiſpiele von oben ein Sittenverderben hervorgegangen, welches von Frankreich aus, nach und nach alle Völker ergriffen, und einem Egoismus zugeführt habe, der unſer Jahrhundert auszeichne."

Ich konnte die Allgemeinheit dieſer Beſchuldigung nicht ganz zugeben, indem ich anführen mußte, daß mir überall, und in allen Abſtufungen bürgerlicher Verhältniſſe, zu viel edle Menſchennatur begegnet ſey, als daß ich mich von einem allgemeinen Weltverderben überzeugen könnte.

Der edle Pius bemerkte nun ſelbſt, daß er ſich wohl zu ſtark ausgedrückt, indem er eingeſtand, daß er überraſcht worden ſey, ſogar in Frankreich, bei ſeiner letzten Anweſenheit daſelbſt, mehr Religionsſinn angetroffen zu haben, als er, nach ſo vielen Greuelſzenen der Revolution, erwartet hätte.

Er berührte nur leiſe die Ereigniſſe der neuſten Zeit, und die ausſchweifenden Anmaßungen des franzöſiſchen Gewalthabers. Es werde, meinte er, noch

harte Prüfungen koſten, um die betäubten Völker zur Beſinnung zu bringen, und ſie zu nöthigen, das Heilige wieder kräftig zu umfaſſen, welches man ſo leichtſinnig der Selbſtſucht aufgeopfert hätte. Die Chriſten, fuhr er fort, ſtehen zwar durch dogmatiſche Formen aus einander; wenn indeſſen nur jede Glaubensform, ihrem Geiſte nach, wieder lebendig wird, ſo darf die Hoffnung des Beſſern nicht aufgegeben werden; wie tief auch in der dunkeln Zukunft der Anſchein dazu liegen mag."

Solche Geſinnungen einer billigen Glaubensduldung äußerte der gute, fromme Pius; und ſie erfüllten mich mit Verehrung und Liebe für das würdige Oberhaupt der römiſch katholiſchen Kirche.

Das Geſpräch mogte wohl über eine Stunde gedauert haben, als uns der heilige Vater entließ, und mich auf eine ſehr verbindliche Art einlud, meinen Beſuch zu wiederholen. Beim Weggehn begleiteten wir den Papſt bis zur der offnen Thüre des Gartenhauſes, wo an den Stufen die beiden Geiſtlichen wieder zu ihm traten. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ich, mit welcher Anbetung ähnlichen Ehrfurcht der gemeine Mann, auch aus entfernten Gegenden, die Heiligkeit der päpſtlichen Würde anerkennt. Der Papſt hob beim Weggehen eine Blume auf, die dem Beſatz des Kleides der Gräfin Vey entfallen war; er überreichte ſie der Eigenthümerin; der Diener der letztern, ein Ungar, der dieß von außen bemerkte, trat nachher zu ſeiner Gebieterin, und bat um die, durch die Hände des Papſtes, geweihte Blume, welche, meinte er, für ſie, als nicht katholiſch, keinen beſondern Werth haben könne; er bat ſo dringend, daß die Gräfin ihm die Blume überließ; jetzt ward er wie entzückt, und verſicherte, daß er dieß Kleinod ſorgfältig aufbewahren,

und als ein ſegenbringendes Heiligthum in ſeiner Familie forterben laſſen wolle. *)

Zweite Vorſtellung der Freifrau von der Recke bei dem Papſte. (S. 108)

Rom den 25. April 1806.

Zufolge der freundlichen und huldvollen Erinnerung des Papſtes, die durch Canova mir mitgetheilt worden, und in Gemäßheit der mir ſchon bekannten, ceremoniellen Gebräuche, begab ich mich heute gegen 4 Uhr mit der Gräfin Bey und meiner Pflegetochter, nach dem Päpſtlichen Pallaſte auf dem Quirinale. Wir wurden in das nämliche Gartenzimmer geführt, wo man uns das erſtemal dem Papſte vorgeſtellt hatte. Nach einer kurzen Zeit unſers Harrens, erſchien der Päpſt, begleitet wie das vorige Mal. Wir gingen ihm entgegen, und er empfing uns mit den verbindlichſten Ausdrücken. Er fragte nach unſern Wanderungen durch die bedeutendſten Stellen der merkwürdigſten Stadt und ihrer Umgebung. Auf eine leichte Art wußte er das Geſpräch zu leiten; es bewegte ſich dießmal vorzüglich im Gebiete der Kunſt, für welche der Pabſt ſehr günſtige Geſinnungen zu erkennen gab. Mit beſonderer Auszeichnung ſprach er von Canova, den er täglich

---

*) Das was die geiſtreiche Reiſende über den Päpſt, deſſen Perſönlichkeit und Verhältniſſe bemerkte — und an demſelben Tage ihrer Vorſtellung aufſchrieb, findet der Leſer in der Fortſetzung ihres Tagebuches — freimüthig und mit Wahrheitsſinn aufgezeichnet.

ſieht, und nächſt dem von Camuccini. Auch über den ſcharfſinnigen und kenntnißreichen Zoega äußerte er ſich mit Hochachtung und Liebe, wodurch die Unterredung in das Alterthum und zu den Ausgrabungen in Oſtia hinüber gelenkt wurde, in deren Fortſetzung die feindliche Zeit einen böſen Stilleſtand gebracht hat. Bei jeder Wendung des Geſpräches zeigte der Papſt einen vielſeitig gebildeten Geiſt und ein treffendes Urtheil; und in den gemüthlichen Nebenideen, welche gelegentlich hervortraten, offenbarte ſich immer der reine, edle Menſchenſinn, der mein früheres Urtheil über ſeinem Charakter bekräftigte; und ich nahm auch dießmal von dem ehrwürdigen Pius ein Herz voll Befriedigung mit.

Bei der

dritten Vorſtellung (S. 212.)

kam im Laufe der Unterredung mit dem Papſte, eine Thatſache zur Sprache, die, wegen ihrer tiefliegenden Bewegungsgründe. nicht anders als ſehr ungleich beurtheilt werden konnte: es iſt die Krönungsangelegenheit des franzöſiſche Oberhauptes.

„Ich weiß es — ſagte er — daß viele meiner Zeitgenoſſen wegen meiner endlichen Nachgiebigkeit mich tadeln; aber ſie überſehen dabei die verlaſſene Stellung, in der ich mich befand. Wo war eine Macht noch ſelbſtſtändig genug, daß ich ſie zum Schutz des heiligen Stuhls mit Erfolg hätte aufrufen können. Buonaparte drohte mit dem Beiſpiele Heinrichs VIII. von England *) und erklärte, daß, wofern ich auf

---

*) Der im Jahre 1539 dem päpſtlichen Stuhle den Gehor-

meiner Weigerung, mich in ſeinen Willen zu fügen, beharren würde, er bereit ſey, mit dreißig Millionen Menſchen die römiſche Kirchengemeinſchaft zu verlaſſen. Dabei ließ er zugleich Schreckniſſe der mächtigen Reiche durchblicken, die, um meine Verantwortlichkeit in Anſpruch zu nehmen, gegen den heiligen Stuhl gerichtet waren. — So ſtand ich Wehrloſer dem furchtbaren Mann gegenüber. — Mir blieb keine Wahl. Zu erhalten, was ſich erhalten ließ: das war es einzig, worauf ich mich unter den waltenden Umſtänden angewieſen fand. Ich unternahm die Reiſe nach Paris. Aber jetzt ſtehe ich feſt; er biete ſeine Macht auf: mich treibt ſie keinen Schritt weiter. Das Schickſal meines heiligen Amtes, habe ich in Gottes Hand niedergelegt. Auf meiner Perſönlichkeit beruht nichts. Mich kann er einſperren, er kann mich tödten laſſen, jedoch auf welche Art er mich aus meiner Stelle reißen mag: die Kirche Gottes wird nicht wanken; ſie ſteht auf feſterem Grunde, als der Menſch, der nur der Verwalter ihres Heiligthums iſt.“ —

So redete Pius, der Ehrwürdige! das iſt die Sprache des wohlgeordneten, kräftigen Willen! Napoleon wird den Mann opfern, aber den Entſchluß des Edlen nicht beugen! — das geht aus allem hervor, was Pius bisher gethan hat.

Wahrlich! es iſt ein freudiger, herzerhebender Anblick, in unſern niederſchlagenden Zeiten einen einfachen, feſten Mann zu ſehen, der ſchutzlos, ohne zu wanken, da ſteht vor dem Gewaltigen, der ſich gegen ihn rüſtet

---

ſam aufkündigte — mit der ganzen engliſchen Nation — die römiſchen Feſſeln abwarf und die hohe Kirche — auf dem Grund von 29 Glaubensartikeln ſtiftete.

mit den Waffen der Macht. Wie würde Pius in der Reihe ſeiner Vorfahren erſcheinen, wenn es ihm möglich wäre, zu dem Standpunkte Ganganellis ſich zu erheben; aber zu tief haftet in ihm die Vermiſchung der Begriffe von Hierarchie und Chriſtenthum, eine Vermiſchung, aus der die Vermeſſenheit: Andersdenkende zu verurtheilen, wie der Baum aus der Wurzel hervorgeht. Schwerlich mögen dem ſanften Manne die gräulichen Folgen einer ſolchen Anmaßung lebhaft genug vorgeſchwebt haben: denn in einer milden Seele nimmt auch der Irrthum eine mildere verführeriſche Geſtalt an. Möchte er die Geſchichte der Menſchheit fragen, da ſteht es geſchrieben: zu dem Erbe des Himmels giebt es nur ein Recht, aber verſchiedene Wege.

Maſſenas Adjutant. (Seite 47.)

Ein junger Norddeutſcher, Adjutant von Maſſena, beſuchte mich. In einem Anfalle von Unmuth gegen ſein Vaterland, verließ er ſein älterliches Haus, und ſtürzte ſich in den politiſchen Strom, der ſeine Ueberſchwemmung reißend über die Staaten wälzt. Ich geſtand ihm meine Verwunderung über den äußeren ſchlechten Zuſtand der franzöſiſchen Truppen. Wie vermag, fragte ich ihn, ſolch Volk den Sieg zu feſſeln? — Es feſſelt ihn nicht, war ſeine Antwort, es behält ihn eben, weil er ihm nicht entriſſen wird. Unſer Kaiſer, fuhr er fort, hat nichts neues erfunden, er hat nur etwas Ordnung in die rührige Geſetzloſigkeit gebracht, er hat die, durch jene Verwilderung aufgeregten und entwickelten, Kräfte in ſeine Hand zuſammengefaßt; dann hat er dem wilden Streben Einheit und Beſtimmtheit

heit gegeben, und fährt übrigens nur fort, was ſeine Vorgänger ſchon gethan hatten, das Talent zu benutzen, auf welcher Stufe der bürgerlichen Verhältniſſe es ſich antreffen läßt: dieß iſt ſeine ganze Taktik, der ſiegreiche Zauber, der alles vor ſich darnieder wirft, und vermöge deſſen er die franzöſiſche Revolution über alle Staaten wälzt. Er iſt damit noch lange nicht fertig. Was kann gegen uns ein Widerſtand leiſten, der aus ſeiner alten Form nicht heraus will. Das neunzehnte Jahrhundert ſoll, es mag wollen oder nicht, im abgetragenen Koſtüm des achtzehnten einherſchreiten. Gegen Rußland, welches ſchon unter der großen Catharina die Forderungen der Zeit nicht mehr überhörte, wird es uns wahrſcheinlich ſchwer werden, einen Kampf mit übrigens gleichen Streitkräften zu beſtehen." — Der junge Mann zeigte viel Gewandheit und Schärfe des Ausdruckes, und nicht weniger Talent und Kraft. Ich, aus gänzlichem Mangel an Sachkenntniß, vermogte wenig oder nichts gegen ſeine kecken, und zum Theil harten, Behauptungen aufzubringen. — Wie ſoll aber ein Land, fragte ich — vielleicht etwas empfindlich — wie ſoll es gedeihen, wenn Talent und Kraft auswandern, wie ſoll es beſtehen gegen ein anderes, welches ſo ſehr alle Talente in Anſpruch nimmt, und mit glänzenden Hoffnungen bezaubert? — Ich habe wenig Talent und Kraft, antwortete er, aber mögte ich auch das dreifache, das zehnfache davon beſitzen, ſo würden Sie mich jetzt in meinem Vaterlande höchſtens in einem Unteroffizierrocke erblicken, und die Ausſicht für mein Alter — — — O davon laſſen Sie mich ſchweigen! Unauslöſchlich brennt in meinem Gemüthe der Eindruck, den einſt die alten ausgeſtoßenen Krieger auf mich machten, wenn ich ſie verſtümmelt mit weißen oder blauen Lumpen einer ehema-

ligen Uniform behangen, betteln ſah. Und überhaupt ein Land, wo andere Ausſchließungen, als die des Unwerthes und der Unfähigkeit Statt finden, wer mag es lieben? — und wenn man es liebt, wie kann, man ihm dienen, wenn es unſere Dienſte nur unter der Bedingung gewiſſer Linien annimmt, welche eine alte barbariſche Sitte gezogen, und die das engherzige Vorurtheil des ſogenannten gebildeten Zeitalters fortdauern, und blind durch die Menſchenmaſſe hinſtreifen läßt. Möchte Deutſchland in dieſer Hinſicht immer ein wenig bei Frankreich in die Schule gehen, es wird jetzt mehr Heil daraus zurückbringen, als in jener Zeit, wo es ſeine Sprache und ſeine Sitten daſelbſt verachten, und dafür Jargon und à plomb lernte oder Tanzſtunden in Paris nahm.

Charakterzüge von Perſonen aus der dienenden oder untern Menſchenklaſſe in Rom. S. 55.

Eine gewiſſe Laura, die einen Theil meines Hausweſens beſorgt, durcharbeitet täglich unverdroſſen, thätig, ſtill und treu den ihr angewieſenen Geſchäftskreis. Eben ſo ſittlich muſterhaft bewährt ſie ſich in andern Verhältniſſen: ſie iſt verheirathet: ihr Mann liegt, durch einen Schlagfluß gelähmt, ſeit zehn Jahren auf dem Siechbette; ſie hat drei unerzogene Kinder und eine unvermögende Mutter, alle dieſe ernährt ſie, die Eine, durch den Erwerb ihrer Hände, und dieß thut ſie in der Geduld und Einfalt ihres Herzens, ſo geräuſchlos, als ob es nie und nirgend anders ſeyn könnte. — Sollte ich dieſer Frommen nicht gedenken? — Der Tugend im Kleide der Armuth ſetzet die Welt keinen Ehrenkranz

auf, aber ein Engel lächelt ihr zu; ſie leuchtet nicht, ſie erbaut. Neben meiner guten Laura darf ich noch eines andern meiner römiſchen Leute erwähnen. Mein Kutſcher, ein rüſtiger und kräftiger Menſch, iſt gleichfalls verheirathet, und ſein Betragen gegen Frau und Kinder, welches ich ſorgfältig erforſchte, iſt untadelhaft. Fleißig, ordentlich und verſtändig in ſeinem Dienſte, übernimmt er ſehr oft, aus herzlicher Willigkeit und Zuneigung, in meinem Dienſte Arbeiten, wozu keine Verbindlichkeit ihn nöthiget. Aber einen auffallenden Beweis ſeiner wohlgeſtimmten Sinnesart hat er mir gegeben, den ich nicht unterlaſſen kann, meinem Gedenkbuche einzufügen. Eines von den beiden ihm anvertrauten Pferden wurde plötzlich krank; er wachte bei dem Thiere, ſuchte ärztliche Hülfe; das leidende Geſchöpf wieherte ihm dankbar entgegen, wenn er zu ihm trat. Alles war umſonſt; das Thier ſtarb. Als er mir den Vorfall mit Thränen berichtete, ward auch ich bewegt; dieß bemerkte er, und ſagte (ſich zuſammen nehmend); tröſten Sie ſich, gute Frau, weder von Ihnen noch von mir, iſt dem braven Thiere etwas überläſtiges zugemuthet worden; jetzt iſt es glücklicher als wir; es iſt da wo kein Tod mehr iſt, und kein Schmerz. Bei dieſen Worten blickte er, noch heftiger gerührt, hinauf zum Himmel. Ich erſtaunte über dieſe Aeußerung und glaubte Anfangs, ſie ſey etwa in der Ueberraſchung ſeines Gefühles ihm entfallen; nachher aber, bei veranlaßter Wiederholung, bemerkte ich wohl, daß ſie aus einer Art von Ueberzeugung gefloſſen ſey. — Unter Menſchen, welche wir, in unſerm Dünkel, Wilde nennen, würde mich dieſe Aeußerung nur, als der geläufige Ausdruck einer kindlich menſchlichen Stimmung, leiſe berührt haben; befremden aber muß es mich, von einem Himmel, der auch Thierſeelen nicht ver-

ſchmähe, unter einem Volke zu hören, welches den Satzungen ſeiner eigentlichen Glaubensform gemäß, vom Himmel ſogar Menſchen ausſchließt, die außerhalb jener Satzungen leben.

Wir wollen nicht über den guten Kutſcher lachen! ich finde menſchliches Weſen in ſeiner Anſicht; ähnliches begegnet uns allen. Die menſchliche Natur läßt ſich nicht um alle Selbſtſtändigkeit bringen; jeder Einzelne hat ſein beſonderes Bedürfniß der Empfindung, ſein beſonderes Maaß der Einheit. Beiden gemäß, bildet er ſich unvermerkt und faſt unwillkührlich eine Art von Nebenreligion, welche ſich mit der von Außen gegebenen abfindet und ausgleicht. Der Umfang jedes Vereins, jeder Geſammtheit, iſt ein durch Gränzen des Einverſtändniſſes abgeſchloſſener Raum, in welchem ſich der Einzelne ſeinen Platz nach Eingebung des Bedürfniſſes bequem macht und ausſchmückt. Mag dieß immerhin ſo ſeyn, wenn nur dieſer Einzelne durch Dünkel und Zudringlichkeit das Ganze nicht verletzt und den Nachbar nicht drängt.

(Seite 74.) Der Menſch aus dem gemeinen Haufen drückt ſich aus, wie in Rom der Menſch aus den höhern Ständen, und dem gemäß iſt auch ſein Betragen.

So wie nun eigentlich keine Pöbelſprache im römiſchen Volke gehört wird, ſo kommen auch keine groben Ausdrücke einer niedrigen Pöbelhaftigkeit daſelbſt zum Vorſchein, und man könnte unbedenklich behaupten, daß es in Rom eine unterſte Volksklaſſe, aber keinen Pöbel gebe. Was zu dieſer Stimmung mitwirkt und ſie unterhält, iſt der Römerſtolz, der ſich gern des alten Namens erinnert, ein Stolz, an dem auch das weibliche Geſchlecht Theil nimmt. Eine Römerin, der man etwas Unwürdiges zutraute, rief mit edlem Zorne aus: io sono Romana! Eine andere ſagte, als

nach ihrer Meinung, die Königin von Neapel in Rom zu wenig auf das umſtehende Volk achtete: — „die weiß wohl nicht, daß vormals gefangene Königinnen im Triumphe durch dieſe Straßen geführt wurden!" — Einem ſo ſtarken Selbſtgefühle kommt noch eine beſtändige Nüchternheit zu ſtatten, eine Mäßigkeit in Genüſſen, die den Römer nicht leicht aus dem Gleichgewichte fallen läßt, und dieß alles zuſammengenommen, hält wirkſamer, als die Religion, ſo wie ſie hier gegeben wird, jene groben Uebertretungen der Geſetze zurück, welche in andern Städten ſo häufig vorfallen. Man hört freilich von blutigen Auftritten der Rache; dagegen aber ſind die Folgen der Trunkenheit, Handlungen der Gaunerei, des Betrugs und der Dieberei ſeltene Erſcheinungen. Der Römer verzeihet den Mord und nimmt den Mörder in Schutz. Den Dieb ſtößt er von ſich, und überläßt ihn der Gerechtigkeit. Es wird in London, in Paris, Berlin, Dresden und andern Städten in einem Monate mehr geſtohlen, als in einem Jahre zu Rom. Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in dieſer Stadt, kam ein einziger Diebſtahl zur Unterſuchung. Der Thäter war ein Genueſer. Auch muß es wohl aus dem Zutrauen der Erfahrung kommen, daß Thüren und Fenſter äußerſt leicht verwahrt ſind. Und ſogar zur Zeit des Carnevals, welches an andern Orten eine Gelegenheit mehr zu Diebſtählen ſeyn würde, verläßt man ſorglos die unverſchloßne Wohnung.

Römiſche Regierungsverfaſſung. (Seite 63)

Was Regierungsverfaſſung bewirkt, läßt ſich bei der flüchtigen Vergleichung, zwiſchen Rom und Berlin,

wahrnehmen; die Regſamkeit der erſteren Stadt verhält ſich zur Thätigkeit der letzteren, wie das ſchleichende Daſeyn des Greiſes zu der lebhaften Behendigkeit des friſchen Jünglings, der muthig und raſch dahin ſchreitet durch das reizende Leben; und gleichwohl liegt in dem Zahlverhältniſſe der Volksmenge beider Städte höchſtens ein Unterſchied von zehn bis funfzehn tauſend Menſchen, die Berlin mehr haben kann. Man laſſe den Fremden durch die Straßen gehen, und er wird kein reiches Waarengewölbe voll thätiger Menſchen bemerken. Anſtatt der Betriebſamkeit an die ſein Auge gewöhnt iſt, ſieht er das müßige Volk am Wege ſtehen; keine rührige Bewegung eiliger, geſchäftrüſtiger Menſchen erblickt er; aber Reihen von Prozeſſionen ziehen langſam an ihm vorbei; überall verſtreutes, verzetteltes Daſeyn, Induſtrie und Betriebſamkeit nirgend. Einige Antiken- und Bilderhändler, einige Moſaikarbeiter und andere Künſtler friſten von einem Tage in den andern, zum Theil ſehr kümmerlich, ihr Leben. Die Handwerker ſind Ausländer, die Bauern beſonders ſind Schwaben. Der Handelsverkehr iſt unbedeutend; vom Buchhandel iſt gar nicht die Rede. Die Regierung ſcheint vor allen dieſen Mängeln die Augen zu ſchließen; ſie muntert nichts auf, ſie begünſtiget nichts, mit einem Worte: ſie thut nichts, was eine nützliche Thätigkeit herbeiführen könnte. Die Erziehung der Jugend und der öffentliche Unterricht ſollen, wie mich Kenner verſichern, auf die alte herkömmliche, unfruchtbare Weiſe betrieben werden. So iſt es im Innern der Stadt; der Beobachter gehe zum Thore hinaus, und er tritt in eine menſchenleere, todte Wüſte, von fruchtloſen unbewohnten Hügeln umgeben; auf den ſchönen Landſtraßen wird ihm auch hin und wieder ein Karren, mit Oel- oder Weinfäſſern beladen, begegnen. Geniſtaſtauden blühen, wo Kornähren

ſich drängen könnten; nur ſehr ſelten wird er ein wohlbeſtelltes Getreidefeld antreffen. Auch über dieſes Hauptgebrechen iſt wiederum, nicht ſowohl die gegenwärtige Regierung, als das, auf ſie vererbte, Syſtem anzuklagen.

Seit 160 Jahren beſteht ein Geſetz, welches den Alleinhandel mit Getreide der päpſtlichen Kammer zuſpricht. Jeder Einwohner iſt, dieſem Geſetze zufolge, gezwungen, das Korn, welches er erzeugt, an die päpſtliche Kammer gegen einen, von ihr willkührlich beſtimmten, Preis abzuliefern, und die Kammer verſorgt die Bäcker, von denen das Publikum das Brod kaufen muß. Dieſelbe Bewandniß hat es auch mit dem Oel, wobei überdieß noch, wie mir von glaubwürdigen Perſonen geſagt wurde, Vermiſchungen des guten Oels mit ſchlechtem gewöhnlich ſeyn ſollen.

(Die Fortſetzung folgt)

A n m e r k u n g e n

zu vorſtehenden Auszügen aus dem Tagebuche der Freifrau von der Reck.

(Seite 1030) Wo mag der junge Norddeutſche dieſe ausgeſtoßenen Krieger, verſtümmelt und mit weißen und blauen Lumpen einer ehemaligen Uniform, wohl geſehen haben? Unſtreitig hat ihm das eine zu lebhafte Phantaſie eingegeben! Die Staaten können freilich nicht für jeden, der in den Kriegen gegen den jetzigen Helleniſten kämpfte, ſorgen; wer aber in dieſem Freiheitskampfe fürs Vaterland, ein Krüppel, oder nach

deſſen Beendigung verabſchiedet ward, dem ließ doch gewiß jeder Regimentschef die Uniform, um damit ſein Unterkommen, auch ohne betteln zu dürfen, zu ſuchen? Zwar giebt es geſchwätzige Zungen, welche vorgeben, daß es hin und wieder in Deutſchland Regiments- und Bataillons-Chefs gegeben habe, welche Verabſchiedete völlig ausgekleidet, und dann nach Hauſe geſchickt hätten. Das iſt aber wohl unſtreitig eine gehäſſige Erfindung, oder die Folge einer Verſtandeskrankheit, an welchem ein ſolches Militärſubject litt, welches die Entkleidung ſeiner untergebenen Soldaten für eine anſtändige Ausübung der Gewerbfreiheit oder der Beſitznahme, angeſehen hat. Denn in unſerm barmherzigen Zeitalter, ſtimmen die ausübenden Grundſätze der ehemaligen Chevalerie, die ſich vom Wegelagern und Ausplündern jedes, noch ſo ſchuldloſen Reiſenden, nährte, nicht mehr, und werden auch von keinem einzigen deutſchen Fürſten gebilligt. Wie verdienſtlich würden daher die edlen Männer handeln, welche ſolche unerhörtgrauſame Thatſachen mit Beweiſen anzeigten, wo unbefugte Militärperſonen freiwillige Vaterlandsvertheidiger, nach geendigtem Kampfe, ausgekleidet hätten.

(Zu S. 1035) Sollten nicht die römiſchen Religionsgrundſätze im Gemüthe des heftigen Italieners, die Urſache ſeyn, daß er mit weniger Bedenklichkeit ſeinen Nebenmenſchen das Leben nimmt? — Nach vollbrachtem Morde findet der Mörder ſeinen Schutzort in der Kirche, und nach der Beichte wird er, wenn er ſeine Sünde, ſein Verbrechen, ſein Laſter reuig bekennt und nicht läugnet, abſolvirt, und für den Ermordeten läßt der Uebelthäter Seelenmeſſen leſen — ſo iſt ſeine Miſſethat

verziehen — und der von ihm Entleibte wird endlich auch noch ſelig.

Der Diebſtahl iſt für den katholiſchen Dieb ein unnützliches Verbrechen; denn, will dieſer in der Beichte Vergebung ſeiner Sünden erlangen, ſo muß er das Geſtohlene, wenigſtens durch den Prieſter, zurückgeben, und dieſer iſt verpflichtet, des reuigen Diebes Namen zu verſchweigen. Die begehrliche und habſüchtige Klaſſe der Menſchen in London, Paris, Berlin und Dresden, welche einen unüberwindlichen Hang zum Beſitznehmen, oder zur Eroberung en detail hat, iſt nicht etwa zahlreicher in dieſen Städten als an der Tiber — ſondern nach Spartaniſchen Grundſätzen — geſicherter, weil nur derjenige Dieb, den man ergreift, oder erweislich entdeckt, beſtraft wird. Aus eben der Urſache iſt auch Betrug und Gaunerei in großen, ſogenannten aufgeklärten Städten, mehr an der Tagesordnung. Jedermann muß ſich vorſehen, — und — trau, ſchau — wem? zur Lebensregel machen. Die Pfarrer der proteſtantiſchen Kirche ſind verpflichtet, notoriſch bekannte Diebe in ihren Gemeinden, der Obrigkeit anzuzeigen. Dazu hat aber der römiſche Geiſtliche keine Verpflichtung; vielmehr ſpricht dieſer den Dieb, unter Rückgabe des Geſtohlenen, frei, und keine Obrigkeit darf auf die Entdeckung des Diebes, durch den Geiſtlichen, dringen. Deßwegen ſprechen ſich auch die Diebesorgane der Römer, die ſie vor dem Verfall ihres Reichs zum Nachtheil benachbarter Völker, bei weiten ſtärker haben mußten, jetzt minder deutlich aus. Auf der Kultur dieſes eminenten Talentes, ruhte das Fundament der Weltherrſchaft und Größe, der heroiſchen alten Kraftſtadt Roma (ῥώμη heißt im Griechiſchen Stärke oder Kraft). Die Schaafe ſind des Hirten oder Eigenthümers wegen da — warum

ſollte er ſie nicht nothdürftig pflegen und zu erhalten ſuchen?

Der Ablaßverkauf, der Reliquienhandel — die Anaten, die einträglichen hundert-, funfzig- und fünf uud zwanzigjährigen Jubileen — waren auch keine Diebſtähle, ſondern nur religiöſe Induſtrieanſtalten. Practica est multiplex. Schade iſt es, daß der Handel der Voralten mit heiligen Gebeinen, durch Sklaven- und Colonial-Waarenhandel unſeres Zeitalters, verdrängt iſt, ſonſt ließe ſich mit dem reichen Vorrathe der Todtengebeine der, von Hannibal am See Traſimene erſchlagenen Römer, (Tageb. S. 234) noch eine ergiebige Goldgrube eröffnen, auch würden ſie der beliebigen Benamung, weſſen heilige Figur ſie unter den Lebenden vorgeſtellt hätten, nicht widerſprechen, weil ſie nach den Behauptungen ſachkundiger Naturforſcher, durchaus verſchwiegen, und geduldig ſeyn ſollen.

Die Dienſtfertigkeit, Pflege Unterſtützung und die Nachtwachen, welche der italieniſche, und beſonders der römiſche Katholik, dem proteſtantiſchen erkrankten Fremden wiederfahren läßt, iſt ebenfalls nicht eine Folge der reinen Menſchenliebe, ſondern ſeines Kirchenglaubens; — denn wer eine irrige oder Ketzer-Seele in den Schooß der Kirche zurückbringt, und wäre es auch nur einige Minuten vor des in Agone liegenden Ketzers Tode, ſo ſind dem Pflegenden alle Sünden und Verbrechen, wie ſchwer ſie auch ſeyn mögen, vergeben, und — die ewige Seligkeit iſt ihm und dem Verſtorbenen geſichert. Durch dieſe ſchönen Handlungen, die ein ſo edles Motiv haben, fällt alles irdiſche Intereſſe, nur nicht die Freiheit, jede andere unmoraliſche Handlung dreiſt zu begehen, welche das Sündenbekenntniß im Beichtſtuhle — und die Abſolution tilgt, weg.

Die verehrte Reiſende, ſtimmt hierin, nachdem

ſie die Schönheiten der Gegend um Narni geſchildert, (IV T. S. 222) mit dem Geſagten überein, wenn ſie ſchreibt: „Der Ueberfluß ſelbſt ſcheint über dieſen Landſtrich ſein Füllhorn ausgegoſſen zu haben; dennoch ſchreit Bettlerzudringlichkeit auch hier die Vorübergehenden an. Dieß wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß falſche Religionsanſicht dieß Uebel, als ein Beförderungsmittel betrachtet, die Tugend der Wohlthätigkeit in Uebung zu erhalten. Kinder warfen vor meinem Wagen ſich nieder und bettelten in den kläglichſten Stellungen um ein Almoſen. Auch ſchwärmen Straßenräuber von jener Wüſte des Kirchenſtaats herüber. Faſt von Station zu Station ſahen wir Gebeine ſolcher Verbrecher an Pfählen hängen.“

VI.

Notizen

aus englischen Zeitungen.

Der Courier vom 14. März verſichert herzhaft, nur um Buonapartes Abſichten in Spanien zu befördern, haben die Empörungen in Südamerika begonnen. Nichts widerſpricht ſo ſehr der wahrhaften Thatſache, ſeit die ſpaniſchen Chefs in jeder Sektion ihrer Autorität beraubt ſind, weil man entdeckt hat, daß ſie alle, erkauft für Joſephs Intereſſe, nach Inſtruktionen vom Indiſchen Rath zu handeln bereit waren, welcher mit dem Uſurpator gemeinſchaftliche Sache machte. Die verſchiedenen Vizekönige, Gouverneure und Audienzen in den Provinzen über Meer, hatten die Frage proviſoriſch aufgeworfen, und die Verhältniſſe dermaßen eingerichtet, daß die ihrer Controlle unterworfnen verſchiedenen Diſtrikte der Beſtimmung des Mutterlandes folgen ſollten: welche dieſe auch ſeyn möge, und wenn auch von den Franzoſen erobert, denen Südamerika auch unterworfen ſeyn ſollte. Das von jenem Lande beobachtete Betragen während des Sukzeſſionskrieges, wurde als ein Beiſpiel betrachtet, wenn die Südamerikaner während des Streites neutral blieben, und die Familie anerkannten, welche den Szepter der Halbinſel erhalten hatte.

Dieß Beiſpiel ſollten ſie bei dieſem neuen Anlaß nachahmen, und der Widerſtad gegen dieſe Handlungsweiſe war der erſte Grund, daß nun das Land nach eignen Geſetzen beſtehen wollte. Der Energie und Standhaftigkeit der Bewohner Südamerikas verdanken wir es, daß unter ihnen keine franzöſiſche Parthei aufgekommen iſt; und wahrlich! weit entfernt im Augenblick der Noth das Deutſchland zu verlaſſen, wie der Courier uns überzeugen möchte, geben ſie bei dem erſten Beginnen des Peninſulariſchen Krieges mehr denn 90 Millionen Dollars zurück, welche die Central-Junta voraus weg verſchleudert hatte. Als die Spaniſchen Angelegenheiten feſten Fuß faßten, fanden die Südamerikaner, ihre europäiſchen Brüder wollten eine Reform ſichern, welche ſie bis zu ſich hin auszudehnen wünſchten, und weil ſie ſich davon ausgeſchloſſen ſahen, fingen die Feindſeligkeiten an. Unmöglich wäre es, die Gräßlichkeiten und Zerſtörungen herzuzählen, welche ſeitdem folgten, doch iſt es eine leicht zu beweiſende Thatſache, daß, wenn wir dazumal, als die erſten Deputirten von Spanien herüberkamen, um Hülfe zu erbitten, eine Handelsfreiheit mit Südamerika ſtipulirt hätten, in der Uebereinkunft, welche der Cannings Traktat heißt, ſo würde nicht eine dieſer Gräßlichkeiten und Verheerungen Statt gefunden haben, die Handelsfreiheit allein würde zu jener wichtigen Zeit jeden Vorzug vereiniget haben. Wie das nicht geſchehen ſeyn konnte, iſt jederzeit ein Gegenſtand des Erſtaunens, ſelbſt bei den Spaniern geweſen.

General Savary, und Hauptmann Wrights Mord.

Times.

In dieſer Zeit verhängnißvoller Entdeckungen und Auflöſungen, kennen wir kein Werk dieſer Art, welches

uns ein ſchmerzlicheres Intereſſe eingeflößt, als: Eine Vertheidigung des Generals Savary gegen die Beſchuldigung der Ermordung Wrights und Anderer, vom General ſelbſt aufgeſetzt, und mit ſeinem Namen in der letzten Nummer des Pampleters ſtehend. Wir wünſchen, alle Bewunderer von Buonapartes Regierung läſen dieſe Urkunde, damit ſie eine Idee von den gräßlichen und ſchwarzen Abſcheulichkeiten gewännen, welche der Corſe und deſſen Satelliten während der Jahreszeit ihren Macht begonnen. Savary iſt beängſtigt um ſeinen guten Namen, und den ſeines Herrn, des Kaiſers, wie er ihn zu nennen beliebt.

Seine Evidenz kann jedoch nicht den Freunden des letztern entgegengeſetzt werden. Nach ſeiner eignen Anſicht, ſtand der Mord des Hauptmann Wright als ſolcher vor der Welt. — Er leugnet nicht, daß er gewaltſam umgebracht worden. Savary ſucht Fouche's Kenntniß dieſes Verbrechens deutlich zu macheu; indem er ſelbſt öffentlich mit einem Auftrag, als Unterſuchungskommiſſär, bei einem Advokaten, Namens d'Henon, der dazumal im Temple ſaß, beauftragt war. Die Unzulänglichkeit von Savary's Vertheidigungsgründen, geht aus Folgendem hervor: Nachdem was ich (ſagt Savary) von dieſes brittiſchen Offiziers Tode gehört, muß er im November oder Dezember 1805 Statt gefunden haben. — Dazumal war Fouché Polizeiminiſter, und hatte die Beſorgung des Temples. Dann, ſagt Savary, er ſey damals in Deutſchland geweſen, wir aber appelliren an die geſunde Vernunft, ob irgend etwas ſo leicht ſeyn kann, als daß die Schändlichſten ihre Unſchuld beweiſen, wenn ſie nach Wohlgefallen die Zeiträume verſetzen. Es iſt keine Frage, daß es hieß, Capitän Wright habe ſich ſelbſt umgebracht, nach der Schlacht von Auſterlitz, und wegen dieſer Begebenheit.

Von wem aber konnte dieß Gerücht herrühren, als von denen, welche Zeit und Umſtände dieſes Todes zu verhüllen, Gründe hatten? Und wäre es ſicher, daß Wright ſtarb, als Savary in Wien war, ſo wäre die Vertheidigung vollſtändig geweſen, und jeder andere Beweis überflüſſig. Die Umſtändlichkeiten über die Verwaltung des Temples während Wrights Gefangenſchaft, ſind ſo ſonderbar, daß wir ſie hier anführen.

D'Henout behauptete, ich hätte die Oberaufſicht des Temples ohne Fouchés Conkurrenz gehabt, er hat ihm damit ein Compliment machen wollen, doch iſt er in dieſem Punkt nicht minder inkorrekt als in anderen, wie ich gleich beweiſen werde.

* * *

Niemand hatte die Macht, des Temples Kerker ohne eine beſondere Ordre des Polizeiminiſters zu öffnen, und ich weiß, Fouché kann mir nicht den geringſten Beweis des Gegentheils geben. Jede andere Einrichtung würde täglich des Miniſters Verantwortlichkeit compromittirt haben.

Als ich ſelbſt mit dieſem Amt bekleidet war, fand ich dieſe Maaßregel ſo ſtreng herrſchend, daß ich gezwungen war, wenn es die Umſtände erheiſchten, beſondere Scheine auszuſtellen, für die, welche von verſchiedenen Miniſtern employirt waren, um die Aufträge derſelben dort zu erfüllen.

Ich ſammle vollkommen alle Umſtände, mit welchen ich in den Temple Einlaß fand.

* * *

Das erſte mal als ich einging, geſchah deßhalb, um dieſen Hauptmann Wright zu ſehen. Er war eben eingebracht worden, und hatte mich, als einen Bekannten,

rufen laſſen, den er am Bord des Tigers geſehen, wo er als Lieutenant unter Sidney Smith ſtand, ich war Adjutant bei General Deſaix, der mit jenem General um die Rückkehr der Truppen aus Egypten unterhandelte.

Ich wurde nicht in des Temples Gefängniß gelaſſen, daher bewog ich den Schließer, daß er Wright nach dem Gitter kommen ließ, wo ich ihn ſah, und von auſſen mit ihm ſprach, weil ich zu erfahren wünſchte, was er mir zu ſagen hätte.

* * *

Soll der Bericht von Wrights Tode aufgeſetzt werden, ſo muß die Sache mit allen gebräuchlichen Formalitäten gründlich ausgemacht werden, kann dieß nicht ſeyn, ſo mögen wir glauben, was uns beliebt, auf diejenigen achtend, welche es haben thun ſehen, doch iſt es aus den Akten weggenommen worden, welch ein Grund auch dazu vorhanden geweſen ſey, und iſt gleicherweiſe aus den Regiſtern des Gefängniſſes ausgelöſcht worden, woraus ſchließlich die Folge gezogen werden könnte, daß noch ein andrer Weg iſt, zur Wahrheit zu gelangen, in der Liſte des Kaſſirers, der ſehr beſorgt ſeyn muß, nicht eines ſeiner Beweismittel zu zerſtören. Wenn man ſich ſonach des Tages verſichert, wo die Bezahlung für Hauptmann Wright aufgehört, kann man eine Unterſuchung begründen, indem man die Männer verhört, welche damals im Temple waren; noch lebt der Schlieſſer, und ohne Zweifel kann er des Chirurgen Namen nennen, der täglich im Temple Wacht hatte, welcher gleicher Weiſe den Medizinalbeamten muß nennen können, der mit ihm den Leichnam unterſucht hat. So muß unfehlbar die Wahrheit an das Licht; ſtets läßt ein ſo großes Verbrechen genugſame Spuren hinter ſich,

man

man darf dieſen nur folgen. Die ganze Sache muß bei der Ausgabenliſte klar werden können, von den Monaten November und Dezember 1805, und mit Rückblick auf die Akten des Polizeiminiſters, und des Regiſters jener Periode.

Seit Monat April oder Mai 1804, ſaß Wright im Temple, ſeinen Tod fand er im November oder Dezember 1805, d. h. 20 Monden nach ſeiner Ankunft daſelbſt. Kann ein Vernünftiger vorausſetzen, daß, wenn ſolch ein Verbrechen über ihn beſchloſſen geweſen, es 20 Monden aufgeſchoben worden? Iſt es nicht eben ſo abſurd, ſich einzubilden, der Kaiſer würde einen ſeiner Adjutanten vom Schlachtfeld von Auſterlitz mit dieſem Auftrag nach Paris geſchickt haben! Unverzeihlich iſt's von Fouché, daß er vernachläſſigt, dieſe Begebenheit in einem Bericht klar zu machen, da ſie während ſeines Miniſteriums Statt gefunden, und dieſe Nachläſſigkeit, oder Thorheit, kann ich mir auf keine andere Weiſe erklären, als Hinſichts des perſönlichen Intereſſes, welches er hatte, bei dem Publikum die Meinung auszubreiten, er habe ſein Amt tadellos verwaltet, doch der Kaiſer habe unter meiner Leitung eine Gegenpolizei gehabt, welche alles dieſes Unheils urſprüngliche Quelle geweſen, und von welcher er, der Miniſter erſt erfahren, da es ſchon zu ſpät war entgegen zu wirken.

Ich kann nicht übergehen, ſagt noch Savary, daß wenn unter Fouché's Adminiſtration ein Engliſch Leben verloren ging, und zu zugleich der Bagſer abweſend war, ſo wurde unbedenklich auf mich hingeblickt, als müßte mir die Grauſamkeit aufgetragen worden ſeyn, und zwar konnten manche Umſtände es erleichtern, daß dieſe Meinung im Gemüth des Volkes Grund gewann.

* * *

Wir fügen hinzu, daß im Pamphleter ein Bericht von Pichegrü's Tode, einer von Moreau's Gefangennehmung und Deportation, und eine höchſt betrübte Geſchichte von der unglückſeligen letzten Königin beider Sizilien ſtehen, die wir geneigt ſind, zum Theil für wahr zu halten.

Engliſche Correſpodenz.

Morning Chronicle.

Geſetzgeber, im Allgemeinen, ſind keine Geometer; ſtatt der angemeßnen Strafe des Verbrechens lohnen oder ſtrafen ſie nach ihrem Intereſſe, ihren Leidenſchaften, und ihren Launen. Kaum ſind einige Monate verfloſſen, ſeit das bloße Eintreten in ein fremdes Gebiet, umzäunt oder nicht, ohne des Eigenthümers Einwilligung, mit einem Drath, oder einem Netz, für die Jagd, zwei Minuten vor 7 Uhr Morgens in den Oktobertagen, zu einem klagbaren Vergehen gemacht wurde! Mit Mühe wird die Nachwelt dieſer Thatſache Glauben beimeſſen, ſie wird nicht wiſſen, was ſie von dem Gemüthszuſtand eines Menſchen denken ſoll, welcher einem ſo gewöhnlichen Uebertreten eine ſo gehäſſige Strafe beilegen konnte? In dieſem Fall war die Intenſität und Dauer der Strafe nicht nach dem Maaß des Vergehens abgewogen, ſondern Irrthum wurde zu einem großen Verbrechen geſtempelt. Solche Barbarei iſt nie von langer Dauer, und Sir Samuel Romilly, dem das Land ſo Vieles dankt, der Alles mit phyloſophiſchen Augen ſah, hat vorgeſchlagen, dieß tolle Geſetz aufzuheben. Doch wird es nicht lange dauern, ſo kommt ein andrer ausgezeichneter Geſetzgeber, und löſcht aus unſerm Codex die Akten, welche Englands Volk berechtigen, ſich zu dem herrlichſten Zweck zu verſammeln, ohne daß es ver-

bunden iſt, ſich vom Magiſtrat auseinander ſcheuchen zu laſſen.

Der Sorgfältigſte forſcht dem jetzt ſo bejammernswürdigen Zuſtand des Landes nach, der Kleinlichſte ſucht in den Geiſt des Volkes einzudringen, der Durchdringendſte ſieht mit Luſt, daß Liebe und Ehrfurcht für die Conſtitution den großen Haufen anregt. Doch zu oft ſind der Adminiſtration Mitglieder und die Conſtitution mit einander kombinirt, wie wenn Eins dem Andern unentbehrlich wäre. Tauſend Adminiſtrationen mögen ihres Amts enthoben werden, oder eines natürlichen Todes ſterben, und die Konſtitution bleibt dennoch! Nur der Ränkevolle, der Verderbte, macht Conſtitution und Adminiſtration identiſch. Die Conſtitution aufrecht zu halten, ihre Reinheit zu berechnen, ihre Kraft zu ſchützen, iſt jedes Britten Pflicht; doch iſt's oft ſeine Pflicht, ſich conſtitutionsmäßig, bis auf das Aeußerſte, den Handlungen der Mächtigen entgegen zu ſetzen.

Eben dann, wenn wir die Meinung derjenigen annähmen, welche glauben, daß wir von der Ausübung ſo ſtrenger Geſetze großen Vortheil ziehen könnten, welche in der That die Linien und Gränzpunkte zwiſchen dem Freien und Sklaven zerſtören, ſo dürften wir endlich fragen: „Wenn die Engländer der Strafe unterworfen ſind, weil ſie ſich verſammeln, den neuen Geſetzen entgegen, bloß um eine Geſetzgebung auf rechten und ehrenvollen Wegen zu petitioniren, wo iſt unſre hochgeprieſene Freiheit?" Wenn die Gefahr, welche Paley beſchreibt „als bedrohe ſie uns mit zweifacher Angſt: willkührliches oder geheimes Einkerkern, von der ſtrengen Hand der machthabenden Gewalt" über uns ſchwebt, und kein Schild da iſt, zu unſerm Schutz, wo iſt unſre hochgeprieſene Freiheit? Wir dürfen endlich fragen: „Sind darum dieſe Geſetze in Ausübung, die

Abneigung gegen die Regierung zu unterdrücken? Iſt Strenge das wahre Mittel? Iſt's weiſe das Uebel zu vermehren, wo man es lindern möchte? Würde ein Anderer, als ein Wahnſinniger, das Feuer mit Spiritus löſchen wollen? oder die Exploſition des Dampfes verhüten, indem er den Keſſel feſt zuſtopft?

Die Geſchichte ſagt uns überall, daß, wenn Nationen mit der Regierung unzufrieden ſind, ſo iſt's die Schuld der Regierung und nicht die des Volkes. Bürgerliche Unruhen, ſchauervolle Staatsumwälzungen, ſind die Folgen ſchlechter Regierung. Nationen ſind geduldig, und lang ausdauernd in Unterwürfigkeit, nie verſuchen ſie, das Joch abzuſchütteln, bis ſie es nicht mehr zu tragen vermögen. Ein glücklich Volk empört ſich nicht, eine blühende Nation rebellirt nicht. Giebt es Urſachen des Mißvergnügens (und wer kann daran zweifeln) für des Königs Sache, für die Sache der Conſtitution, laßt dieſe Urſachen beſeitigen. Leidet das Volk, ſo wird es klagen, Klagen zu unterdrücken iſt nicht weiſe; laßt ſie ſich Luft machen, vertuſcht ſie nicht! Lieber in Vorwürfen, als in Handlung laßt ſie ſich ausdrücken! Alberne Reformationsplane werden nie allgemein eingreifen. Kindiſche Verſuche der Empörung werden nicht auf Männer wirken. Abneigung kann nicht für die Sache der Abneigung gewährt werden.

Vorausgeſetzt, es gäbe einen Mann, der ſo boshaft und ohne Grundſätze wäre, daß er wünſchen könnte, die Conſtitution umzuſtoßen, ſo wäre er nicht fähig es zu vollbringen, indem er ſchlechte Handlungen der Regierung ſchildert, denn zu ſcharfſinnig iſt das Volk, um nicht Eins vom Andern zu unterſcheiden. Wollte er auf des Volks Gemüth wirken, indem er das allgemeine Elend entfaltete, ſo wäre es die Pflicht der Regierung die Urſache des Uebels wegzuſchaffen, und dann

würde der Wirkung ſeiner Beobachtungen eine andre Wirkung entgegen ſtehen. Seine Feindſeligkeit gegen eine weiſe Regierung würde ſie in der That ſichrer und ſtäter machen, indem ſie dem Volke keinen Grund zur Klage ließe. Wer möchte ein wohlgekleidetes, ein wohlgenährtes, wohl unterm Dache geborgenes, wohlbeſchütztes Volk überreden, es ſey nackend, ſterbend, heimathlos, bedrückt? Doch, iſt's das Alles im Ernſt, ſo iſt's eines Jeden ſtrenge Pflicht, das Uebel anzugeben, und nach dem Heilmittel zu ſuchen.

Der wahre Gegenſtand der Regierung iſt des Volkes Wohlfarth, und iſt irgend etwas in den Handlungen der Regierung mit dieſem Glück unvereinbar, ſo iſt der ein Verräther, der es verhüllen und verhehlen wollte. Mit der Unterthanen Glück iſt des Monarchen Glück innig verwebt. Des Volkes Glück zerſtöhrender Deſpotismus, macht den Monarchen nicht glücklicher. Durch willkührliche Gewalt wird dem Volk Schmach angethan; dem Monarchen bringt ſie keinen Vortheil, wer gewinnt dabei? Ein geringer Haufen Mäkler, welche in Pracht und Ueppigkeit wenige Wochen, Monden oder Jahre ſchwelgen.

Je freier eine Nation iſt, je mächtiger, je glücklicher iſt ſie. Es war ein großer Unterſchied zwiſchen dem Zuſtand der Bürger kleiner Republiken des Continents, und der Sklaven benachbarter Deſpoten. Unglücklicher Weiſe wird der gerechteſte Widerſtand gegen die Gewalt von den Anhängern, der Unterdrücker, als Verbrechen ausgeſchrieen. Ein bewunderungswürdiger fremder Schriftſteller, ſetzte dieß in einer Bitte, von unſerm eignen Lande hergenommen, trefflich in das Licht: „Gentlemen" ſagt ein engliſcher Kaufmann, der in einem Handel von Blut und Mord ſich eingelaſſen" (und wer kann vergeſſen, daß es Jahrelang Männer gab,

welche von allem Recht und allen Tugendgrundſätzen ſo ſehr abwichen, daß ſie ſolch eine Sache vertheidigten?) Gentlemen's ſagte er, zum Hauſe der Gemeinen ſich wendend, ihr könnt euch nicht die Tücke dieſer Neger denken! An einigen Küſten Afrika's geht ihre Boßheit ſo weit, daß, nachdem wir ſie gekauft, ſie ſich ſelbſt ſpießen, oder in das Meer ſtürzen. Beurtheilt demnach die Schändlichkeit dieſes treuloſen Geſchlechts!"

In dieſen verhängnißvollen Zeiten, wenn Unglücksfälle das Land bedrückten, und Millionen ſeiner Bewohner, in Mangel und Elend, den bittern Kelch des Lebens bis auf die Hefen ausleerten, — wenn das Reich der Schrecken im Wiederaufleben wäre, ſo wollten wir unſern Landsleuten ſagen: Fürchtet euch nicht, ſchreitet ſtandhaft fort auf der Bahn, zur billigen und conſtitutionellen Reform, welche die Vorfahren betreten; wendet euch nicht zur Rechten noch zur Linken, ringet nach Freiheit, ſeid fern von Zügelloſigkeit. Streitſüchtiger Ungeſtüm führt zur Gefahr, ſpaniſche Biegſamkeit erzeugt Sklaverei. Laßt euch nicht von Träumen und Syſtemen anführen, bleibt in den Schranken der Conſtitution, ſie ſeht als euren Polarſtern an, ihr werdet den Hafen finden.

Die miniſteriellen Blätter, ſagt Morning Chronicle vom 3. April, fahren fort, die vielen Aufwiegelungen zu enthüllen, welche im Lande hie und da Statt finden ſollen, und dieß mit einer Freude, welche ein höchſt verdächtiges Anſehen hat. Was hiezu auch der Bewegungsgrund ſeyn möge, ſo müſſen wir es ihrer Souffleurs ernſter Ueberlegung anheimſtellen, ob es politiſch iſt, die fremden Staaten alle mit einem Gerücht zu erfüllen, als litten wir unter der unermeßlichen Gefahr eines Bürgerkrieges? Wie mögen wir unſern verhungerten Manufakturarbeitern wieder aufhelfen, wenn der

Ausländer, auf dieſe Gerüchte hin, verſchiebt, Geſchäfte mit uns zu machen, bis auf ein ander Jahr, wo Alles ruhig ſeyn wird? — und möchte nicht ſolch unbedachtes Betragen die Tendenz haben, unſre Wichtigkeit und Conſequenz bei den Continentalmächten, und zumal in Amerika, zu verringern? Es giebt einige verzweifelte Charaktere in England, das iſt keine Frage, wenn wir betrachten, wie Viele beim Frieden verabſchiedet worden. Das alte Sprichwort ſagt: Krieg macht Hunde, und Frieden hängt ſie auf! — dieß iſt der Fall. Doch iſt's vollkommen abſurd, und mehr faſt gefährlich, der angeführten Gründe wegen, jede kleine Unruhe mit dem Titel Verſchwörung zu beehren, und als Verrath zu ſtempeln.

Der Courrier hat regelmäßig für jeden Abend, wo er heraus kommt, ſein Komplott in Bereitſchaft; wer jemals Tauſend und Eine Nacht geleſen, findet hier die Fortſetzung, ſehr geiſtvoll und ſchauervoll. Wir hörten einmal von einem berühmten Prediger in London, der öfters einen Todtenknochen von der Kanzel zeigte, um der Verſammlung die Nichtigkeit der Pracht und Eitelkeiten der Erde tiefer einzuprägen; zuletzt brauchte er den Kunſtgriff ſo oft, daß er gar keine Wirkung mehr that. Glaubt man jenen betrübten Neuigkeiten, ſo müßte jeder vermeinen, das zehnte Haus wenigſtens ſey mit einer Bande Verſchwornen angefüllt, und wir wüßten kaum noch, wohin wir unſre Füße ſetzen ſollten, weil hie und da eine verſteckte Meine mit Exploſion droht. Wir hoffen dieſe Schreiber werden uns einige Raſt gönnen. Weinen uud zittern könnten wir wechſelsweiſe, bei den rührenden Szenen, wenn der Verrath entdeckt und Venedig gerettet iſt, doch können wir kein Mitgefühl den Abſcheulichkeiten des Thom Thumb weihen.

VII.

Erklärung der Redaktion

wegen eines eingeſandten Aufſatzes über die Pulverfabrikation des B. Champuy.

Es iſt der Redaktion der Freimüthigen Blätter, ein Manuſkript vom Rhein, ohne Unterſchrift, zugekommen, worin von der Unternehmung des B. Champuy in Betreff der Pulverfabrikation, von den für königl. Rechnung angelegten Gewehrfabriken und Artilleriehandwerksſtellen, tadelnd die Rede iſt.

Dieß Manuſkript kann deßhalb nicht abgedruckt werden, weil der Verfaſſer vom Thatbeſtande ſo wenig unterrichtet iſt, als Correſpondent des deutſchen Beobachters, der ſich über die Pulverfabrikation des B. Champuy vielfach geäußert hat, am Ende aber ſeine Unwiſſenheit des Thatbeſtands eingeſteht, und den Wunſch äußert, daß Jemand das Publikum davon unterrichten möge.

Wenn das preußiſche Kriegsminiſterium ſich mit dem B. Champuy in einen Kontrakt zur Pulverfabrikation eingelaſſen hat, deſſen Vortheile auf der Seite des B. Champuy bekannt geworden, ſo kann nicht verlangt werden, daß das Kriegsminiſterium zur Befriedigung der öffentlichen Neugierde, auf ſeiner Seite die Vortheile bekannt mache, welche der Staat von dieſer Pulverfabrikation zieht, die im Techniſchen derſelben liegen werden, und einen Theil ihres Werthes verlieren müßten, wenn ſie öffentlich bekannt würden.

Das aber wird wohl jeder Preuße ſeiner Regierung zutrauen, daß ſie ſich von dem Werth oder Unwerth der Fabrikationsmethode des Champuy überzeugt habe, und nicht aus Vorliebe für franzöſiſche Kunſt und Induſtrie, ſich in eine koſtbare Unternehmung mit dem B. Champuy eingelaſſen haben wird.

Die Redaktion der Freimüthigen Blätter.

I. Rückblicke

I.

Rückblicke auf die neueſte politiſche Literatur.

Journale.

Staatsanzeigen. Von Adam Müller. 2. Bandes 2. Heft.

1. Staats- und völkerrechtliche Anſichten vom deutſchen Bunde. Von Krug.

Es werden hierin die beiden Worte Bundesſtaat und Staatenbund, in den ihnen zum Grunde liegenden Begriffen, erklärt und gezeigt: daß Staatenbund doch etwas mehr ſey als eine Allianz unter zwei Mächten. Dieſer Bund ſey eine ganz neue eigenthümliche Erſcheinung. Es ſey übrigens die Sehnſucht nach dem Beſonderen in den Deutſchen geſchichtlich und national, und die zentrifrugale Kraft habe ſtets bei ihnen mehr gegolten als die zentripetale. Ihr urſprünglicher Freiheitsſinn habe dazu das meiſte beigetragen, ſo wie ihre geographiſche Lage. Deutſchland, im Mittelpunkt Europas belegen, von allen Seiten fremdem Einfluß offen, mußte mehr nach ſeinem Umkreis ſchauen, und entzweite ſich dadurch im Innern, weßhalb es nie zu einem wahren geſchloſſenen Staat gedeihen konnte. So ſey es noch heute. Ein Glück für die innere Ruhe liege in der Einigkeit Preußens und Oeſterreichs.

2. Ueber Saeculariſationen. Von Wilhelm von Schütz.

Derſelbe geht von dem ſchon von Anderen behaupteten Grundſatz aus: die Kirche müſſe, um Dauer zu haben, auf Land begründet ſeyn, mit beſonderer Bezugnahme auf Fiévée, in ſeiner Geſchichte der Geſetzgebung von 1815.

Digitized by Google

Ruhm hätten erwerben können, wie er für dieſe redliche und würdige Handlung dem Römer zu Theil geworden iſt.“

(Wo haben wir denn Fürſten in Deutſchland, deren Ausſprüche ihrer Willkühr Geſetze wären, wie die judicia majestatis ſolche vollzogen.)

„Daß ſich die Fürſten zurückzogen und für ſich handeln ließen, ſtimmte zu dem in Europa eingeriſſenen Ton der Vornehmigkeit. Je höher dieſe ſteigt, um ſo mehr nähert man ſich der Ruhe der ſeeligen Götter, der Allgemeinheit weiter Begriffe, und, wenn es menſchliches Leben und Thun gilt, dem reinen Nichts. Sobald das Leben der Völker überhaupt reger wird (denn ein paar beſtimmen nichts) ſo müſſen die Könige wieder von der Idealität des Thrones zum Charakteriſtiſchen, und der thätigen Beweglichkeit eines Volk anführenden Hauptes herabſteigen, ſo, daß die perſönliche Eigenthümlichkeit des Fürſten das Offenbarſte von Allem wäre, nicht hinter Hof, und Kabinet und Regierung gleichſam myſtiſch verſchwände.“

„Wenn die alten Völker ihren Verſtand vielleicht vorzüglich durch die Selbſtregierung ſo ſehr geübt haben; ſo entfernen auf der anderen Seite freie Verfaſſungen wie die ihrigen, in ſcharfer Einſeitigkeit nothwendig zuletzt von dem Gemüthlichen und Religiöſen.“

„Kräftige Staatsmänner geben ſich oft die Miene, Volksbewegungen zu verachten; wer aber zur Wohlfarth und nicht zur bloßen Regierung des Staats berufen zu ſeyn glaubt, dem ziemte es immer zu bedenken, wie ſehr er die Urſachen zu verhüten und wegzuräumen bemüht ſeyn ſollte.“

„Ein Beamter in einem kleinen, den Beamten ſehr nachſichtigen, Staat, hatte ſeit langer Zeit alle an ihn ergangene Reſcripte unerbrochen hingelegt, bis er endlich, ohne von den allmählig geſteigerten Drohungen und Strafen etwas geahnet zu haben, vom Amte gejagt ward.“

„Wie viele denen die gebietende, aber langmüthige Zeit eine Aufforderung nach der anderen zugehen läßt, laſſen eben ſo träg und liederlich ſie auf ſich beruhen, und denken nicht der Rache, die denn doch auf einmal ſie erreichen könnte.“

„Es giebt jetzt eine Klaſſe von Menſchen, welchen die öffentliche Rede für die gute Sache widerlich iſt, wenn ſie auch der Sache ſelbſt nicht abgeneigt zu ſeyn behaupten. Es mag dieß denn etwa eine innere Faulheit ſeyn, wie bei Anderen, denen ſchon der Anblick irgend einer eifrigen Thätigkeit peinlich, und z. B. der Schweiß des Landmanns eklig iſt. Wo vom Nützlichen die Rede iſt, ſoll man nicht eine wollüſtige Empfindung wie von der Schönheit erwarten. Eine Art bloß äſthetiſcher Freude kann man übrigens auch an dem Bürgerſinn haben, aber erſt dann, wenn er übereinſtimmend und mit gewandter Sicherheit wirkt.

„Es giebt Augenblicke, ſowohl der Gefahr als des Glücks, wo das Schickſal ſo reißend ſchnell vorübergeht, daß nur eigenmächtig oder gar nicht gehandelt werden kann. Epaminondas, William Temple und York wagten, ohne Befehl das Vaterland und ſeine Ehre zu retten.“

(Dieß alles erinnert an Scheffers Tableau politique de l'Allemagne.)

„In allen Zeiten der Kraft und Größe kann der Bürger Pair, und der Fürſt abgeſetzt werden; ſchlecht ſind die, wo es leicht geſchehen kann. Schwer verrücklich ſollen die Gränzen ſeyn, nicht unabänderlich (wie nichts menſchliches). Selbſt die faule Ruhe die ſich dagegen auflehnen möchte, giebt grade dieß unbewußt zu, durch unbegründete Standeserhöhungen, die weit mehr revolutionär ſind, als alle wirkliche Auszeichnung und Erhebung."

(Wer ſoll das Fürſtenrecht, und das Geſetzbuch dem ſie unterworfen ſeyn ſollen, ſchreiben und ausüben auch verbürgen? Der Monarch muß über dem Geſetz ſtehen, wer das Gegentheil lehrt der iſt vom Uebel.)

„Als zu den Deutſchen fremde Bildung eindrang, mußte natürlich dadurch das Volk ſich auf eine unnatürliche Weiſe, oder noch mehr ſcheiden, als bei freien Völker ſonſt der Fall iſt; Geiſtlichkeit und Adel hoben ſich immer mehr, und das Volk getrennt von jenen, mußte immer zurückgehen."

„Dieß iſt vielleicht die innerliche Triebfeder des Feudalismus. Ganz natürlich aber, daß, nachdem die Bildung wieder Einheit gewonnen hat, und durchgedrungen iſt, ein den alten Völkern ſich näherndes Verhältniß hervorgehen muß."

(Wie bei unſeren verwickelten bürgerlichen und Geld-Verhältniſſen, Verfaſſungen uns wieder den alten Republiken näher rücken ſollen, iſt ſchwerlich zu begreifen.)

„Unter allen Ständen ſind jetzt unter uns am meiſten und allgemeinſten verſchuldet die Bauern, den Gütern nach, und ſie dem Gewiſſen nach am wenigſten."

(Unter allen Ständen in Preußen ſind die Bauern die ſchuldenfreiſten.)

2. Wird Deutſchland eine Revolution haben?

Dieſe Frage wird von allen Seiten beleuchtet. Der Begriff von Revolution wird ſo gegeben:

Volk auf der einen, Regierung auf der anderen Seite. Jenes ſich losreißend von allen geſetzlichen Banden, gegen die Regierung im Kampf. Planloſigkeit im Entſtehen, und zuletzt Verfaſſungsveränderung bezweckend.

Gegen eine in Deutſchland mögliche Revolution wird geſagt:

Deutſchland befinde ſich nicht in ſolchem Stande allgemeiner Noth und der Verzweiflung eines gemißhandelten Volkes, als Frankreich 1789, und die Geiſtlichkeit ſo wenig wie der Adel drückten in ſolchem Grade bei uns den Bauer. Der deutſche Adel ſey auch viel zu gebildet, als daß er ſeine alten vergammelten Vorzüge wieder erneuern ſollte. Das jetzt in Deutſchland allgemein Statt findende Mißvergnügen, ſelbſt in ſolchen Staaten, wo die Fürſten eine erſehnte liberale Verfaſſung Statt finden laſſen, noch mehr da, wo ſolche verſprochen, das Verſprechen aber nicht gehalten worden; dieß Mißvergnügen ſey auf die verfehlte Hoffnung eines ſe-

ſten deutſchen Staatskörpers begründet, würde immer noch keine Revolution bewirken, wegen des eigenthümlichen deutſchen Nationalcharakters, der ſelbſt das höchſte Maaß von Druck ertrüg; wegen der Anhänglichkeit der deutſchen Volksſtämme an ihre erblichen Fürſtenhäuſer; wegen des in Deutſchland fehlenden Centralpunkts, von wo eine Revolution ausgehen könne.

Für eine mögliche Revolution wird angeführt: die jetzt ſchon vorhandene Hungersnoth, die, wenn eine zweite Mißerndte im laufenden Jahre Statt finden ſollte, das Volk zur Verzweiflung bringen werde.

Man könne ſich nicht verbergen: daß es mancherlei Arten kräftiger, ja achtbarer Männer gäbe, die den Regierungen ſehr gefährlich werden könnten, welche den Zeitgeiſt verachten. Viele jener Revolutionärs bezweckten nur ihr Ich, Andere wären wohlgeſinnte Schwärmer, beide aber vermöchten gleich ſtark das Volk zu erregen.

Ganz gewiß ſey eine Revolution, wenn ein neuer Krieg ausbrechen ſollte, und man ſodann das deutſche Volk wieder ſo in Anſpruch nehmen wollte als $18\frac{13}{14}$, um das was es erobert, durch verbrecheriſche Großmuth wieder zu vergeuden.

Nur ein Mittel gebe es gegen Revolution in Deutſchland, und das ſey ſo leicht: Verfaſſungen, und in einem neuen glücklichen deutſchen Vertheidigungskriege: Deutſchlands Selbſtſtändigkeit.

Journal für Deutſchland, 48 Heft.

1. Philoſophiſche Unterſuchungen über die Römer.

Der Verfaſſer behandelt hier den Charakter Diokletians nach Verdienſt, und nennt ihn mit Recht einen der größten Menſchen, den je die Erde getragen hat. Die Oberherrſchaft des ungeheuren römiſchen Reichs, welche Diokletian in einem langen Zeitraum ſiegreich gegen Außen und ruhig im Innern führte, beruhte lediglich auf ſeine großen Perſönlichkeit, welche ihn vom Sklaven bis auf den Thron gehoben hatte, auf den er neben ſich drei Cäſaren erhob, welche der weite Umfang ſeines Reiches erforderte, ſie aber dennoch zu beherrſchen verſtand. Ein wahrer Kaiſer im eigentlichen Sinn des Wortes, behauptete er nun dieſen Poſten, bis er ſich aus Altersſchwäche länger nicht fähig fühlte. Dann entſagte er dieſer Würde, und lebte noch neun Jahre als Privatmann, ja er zwang ſogar einen ſeiner Nebenkaiſer, nebſt ihm dem Thron zu entſagen. Als Maximinian ihn auffordern ließ, die Zügel der Regierung noch einmal zu übernehmen, war ſeine Antwort: könnte ich meinem ehemaligen Kollegen den Kohl zeigen den ich pflanze, ſo würde er mich nicht länger beſtimmen wollen, ſo viel Glück dem Genuß der Macht aufzuopfern. Was die Verfolgung der Chriſten anbelangt, welche man dem Diokletian vorwirft, ſo

zeigt der Verfaſſer geſchichtlich, daß die Chriſten mehr Schuld daran geweſen als der Kaiſer.

2. Hiſtoriſche Nachrichten von den Ständen der Provinzen Preußen und Litthauen.

Eine ſehr gelungene Darſtellung. Nachdem der Verfaſſer gezeigt hat, wie die deutſchen Ritter Preußen eroberten; wie die Stände ſich gegen ſie auflehnten, und es dann an die Krone Polen überging, und zuletzt Markgraf Albrecht von Brandenburg ſolches in Beſitz nahm, die Stände ſich auch gegen dieſen auflehnten, und zwiſchen beiden Theilen ein Vergleich vom 5. Oktober 1566 zu Stande kam, welcher die merkwürdige Stelle enthält: „Sr. Fürſtlichen Durchlaucht wollten gern alle unnöthige Landtage vermeiden, und hätten auch keine Luſt dazu;“ wird endlich gezeigt, daß unter dem Churfürſten von Brandenburg, die Stände aus einer in Regierungsſachen Stimme gebende, in eine bloß berathende, Behörde umgewandelt worden ſeyen, dieſe Stellung haben ſie zuletzt durch den Welauer Frieden von 1657, zwiſchen dem Churfürſten und dem Könige von Polen Johann Caſimir, erhalten.

3. Von der Veränderung welche der brittiſchen Regierungsform bevorſteht.

Der Verfaſſer hat dieſelbe Meinung, welche jeder vernünftige Menſch haben muß, indem er behauptet und ausführt, daß die ſo hoch gerühmte Conſtitution ſelbſt Schuld an dem Unglück iſt, welches England bedrohet, daß ſie es möglich machte, auf dem indirekten Wege, durch das Anleiheſyſtem zum Ziele zu kommen, und zwar durch Beſtechung der Majorität des Unterhauſes. Nur durch Reform des Parlaments könne dieſem Unweſen abgeholfen werden; die Miniſter könnten aber dieſe Reform nicht zugeben, weil ihnen dann das Anleiheſyſtem aus den Händen geriſſen würde. Der Verfaſſer glaubt am Ende, eine Parlamentsreform ſey dem Königthum nicht gefährlich, wohl aber dem Miniſterthum, und England ſey nur durch eine vernünftige Volksrepräſentation zu helfen.

4. Das gegenwärtige Miniſterium von Frankreich. Von Benzenberg.

Dieſer Aufſatz hat den Zweck, das Syſtem, welches jetzt die Miniſter in Frankreich befolgen, als das richtigſte und vollkommenſte darzuſtellen, wogegen nichts einzuwenden iſt. Wenn aber der Verfaſſer Seite 533 ſagt:

„So lange die Bevölkerung ſchwach iſt wie in Rußland — ſo lange die Menſchen ſo entfernt von einander wohnen, daß nur alle 10 Meilen ein Dorf, und alle 50 Meilen eine Stadt iſt; dann ſind die Verbindungen wenig, und nur hie und da iſt eine Landſtraße, eine Poſt und ein Kanal. Geld iſt in geringem Maaße vorhanden — eine öffentliche Meinung iſt gar nicht da, und da die Geſellſchaft ohne innere Stärke und Zuſammenhang iſt, ſo wird ſie leicht von oben herunter aus einem Mittelpunkt regiert.“

„Hat aber ein Land eine Bevölkerung wie England, Frankreich, die Niederlande; wohnen 3000 Menſchen auf der □Meile, blühen die Gewerbe — ſind überall Kanäle, Landſtraßen — Poſten — ſo iſt ein Sechstheil der Nation immer auf Reiſen, ſo wie man dieſes von England behauptet: dann entſtehen eine große Menge Verhältniſſe, die auf der Meinung der Geſellſchaft beruhen, gerade wie das Geld.“

„Wenn die Geſellſchaft dieſe innere Stärke erreicht hat, dann bewegt ſie ſich nach ihren eigenen Geſetzen, und man kann dann nur dadurch regieren, daß man in dieſen und nach dieſen Geſetzen regiert. Jede andere Richtung iſt unmöglich, und Pitt war deßwegen ein ſo großer Pilot, weil er die Richtung der Nation und die Natur der Meinung und des Geldreichthums ſo genau erkannte, und nun in dieſer Richtung ſteuerte.“

„Iſt die Geſellſchaft auf dieſem Punkte, dann iſt nur Eine Regierungsart möglich — die, daß man der öffentlichen Meinung den Antheil an der Regierung geſetzlich gönnt, den ſie ein Recht hat, ihrer Stärke gemäß, zu fordern, und dieſer iſt die conſtitutionelle Regierungsform;“
ſo ſind wir nicht der Meinung. Wenn die öffentliche Meinung allerdings Einfluß auf die Geſetzgebung hat und haben muß, und eine Wechſelwirkung in dieſer Hinſicht zwiſchen dem Mittelpunkt — der Regierung — und dem Umkreiſe — Volk — Statt findet, ſo muß doch das Regieren nach den aufgefundenen Geſetzen, nur vom Mittelpunkt und nicht vom Umkreis ausgehen, wenn nicht ein Verwirren daraus entſtehen ſoll.

Uebrigens paſſen republikaniſche Verfaſſungen, weit beſſer für ein wenig bewohntes, auf Ackerbau begründetes, Reich, als auf ein ſolches, wo ſich die bürgerlichen und Geldverhältniſſe ſo durchkreuzen wie in Frankreich: dieß zeigt Nordamerika. Hier erhielt ſich eine freie Verfaſſung, unterdeß Frankreich der Monarchie und eines ſtarken Mittelpunkts bedarf, Rußland aber deßhalb, weil es nicht eine Landeshoheit, ſondern ein Reich über Nationen iſt, worunter es noch Jäger- und Nomadenvölker giebt.

Die Zeiten, 3s Heft.

Dieſes Heft enthält einen vorzüglich intereſſante Auffatz:

Das Haupt Feld Lazareth Nr. 8. in Kölln, von dem Oberarzt Frowein.

Es werden darin die von Aerzten und Apothekern verübten Betrügereien, und die an den unglücklichen Vaterlandsvertheidigern vollzogenen Mißhandlungen, aufgedeckt.

Europäiſche Annalen, 2s Stück.

1. Die Ultra Royaliſten und Miniſteriellen in Frankreich.

Auf das Werk von Chateaubriand: la monarchie selon la

Digitized by Google

Charte, welches das Syſtem des Ultra-Royalismus ausſprach, erfolgte eine miniſterielle Antwort in einem Werk: la monarchie avec la Charte, par St. Martel. Die Annalen haben beyde Werke im Auszug einander gegenüber geſtellt. Da ein Auszug des erſtern Werks bereits in unſeren Blättern geweſen iſt, ſo wird jetzt hier bloß eine Ueberſicht des zweiten an ſeiner Stelle ſeyn.

Es heißt darin:

Auch die andere — Miniſterial-Parthei achte und ehre die Charte, ſie wolle ſie aber nach ihrem wahren Inhalt ausgeführt, nicht wie es die Ultras thäten, ſolche willkührlich gedeutet wiſſen. Es ſey falſch, was Chateaubriand verſichere, daß die franzöſiſche Regierung aus vier Elementen beſtände: aus dem Königthum, der Kammer der Pairs, der Kammer der Deputirten und den Miniſterien, wodurch das Miniſterium fälſchlicherweiſe als eine vierte ſelbſtſtändige organiſche Staatsgewalt dargeſtellt werde, von dem Geſetzvorſchläge ausgingen, da es doch mit der königlichen Gewalt innigſt verbunden ſey, und nach der Charte nur vom Könige Geſetzvorſchläge ausgehen dürften. Wenn vom König nur die Geſetzsanktion oder Verwerfung ausginge, vom Miniſterio aber die Initiative der Geſetze, ja alle Ordonanzen, ſo wiſſe man nicht, wo man die Aeußerung des königlichen Willens ſuchen ſolle, und wenn man nach der Meinung der Gegner, alle von der königlichen Gewalt ausgegangenen Akte, als eigentlich von den Miniſtern ausgegangen, prüfen könne, ohne die Majeſtät zu verletzen, ſo bleibe nichts verſchont und heilig.

Auf Chateaubriands Behauptung: man müſſe die Geſetzinitiative unter die Kammer und dem König theilen, heißt es: dadurch würde man die Geſetzfabrikationswuth von 1789 wieder hervorrufen.

Auf die Vorſchläge Chateaubriands: den Pairs Vorzüge durch Privilegien vor den anderen Ständen zu ertheilen, wird erwiedert: Nur das Verdienſt kann durch Anerkenntniß des Königs jemand zum Pair erheben, nicht ſein Gut.

Bei der Deputirtenkammer will die Miniſterialſchrift nichts von der Leitung derſelben, durch Klugheit der Miniſter, wiſſen, wie Chateaubriand vorſchlägt, ſondern ihre Moralität ſoll die Mehrheit begründen.

Wegen der Preßfreiheit äußert die Miniſterialſchrift, daß, ſobald ſolche unbedingt Statt fände, an keine Ruhe in Frankreich zu denken ſey. Die Schriftſteller änderten ihre Syſteme, je nachdem ſie bezahlt wurden, (dann iſt es freilich beſſer, daß gar nichts mehr gedruckt wird) und die öffentliche Meinung in Frankreich erſchiene niemals in Druckſchriften.

2. **Geſchichte der Cortes in Spanien.** (Fortſetzung.)

Hier ſind die neueren Szenen, von der Zurückkunft Ferdinands bis zur Einſperrung der Liberales, von einem Royaliſten vorgetragen, daher gewähren ſie keine partheiloſe Anſicht, und

Ferdinand hätte **hiernach** ganz Recht gehabt, die Liberalen ganz zu vernichten.

3. Ueber den Zuſtand der Bauern in Ungarn (Fortſetzung)

Es geſchieht der ſonderbare Vorſchlag, die lateiniſche Sprache zur öffentlichen Landesſprache zu erheben; da ein ſo großer Miſchmaſch von Sprachen in Ungarn Statt fände, die lateiniſche aber allen verſchiedenen Volksſtämmen nicht fremd ſey.

Da wo der preußiſche Bauer mit dem ungariſchen verglichen wird, heißt es:

„Zwar leiſtet der preußiſche Bauer viel, aber alle ſeine Laſten ſind leichter und beſſer geordnet, alle Fatalitäten werden ihm umſonſt aus dem königlichen Schatz vergütet (das iſt niemals vollſtändig geſchehen). Die Contribution wird niemals erhöht. Ihm werden die Gelegenheiten zum Verdienſt erleichtert, und er iſt weniger der Willkühr ausgeſetzt, und hat einen größeren Theil der Mitbürgerſchaft."

Politiſches Journal, 3s Stück.

1. Lage der Katholiken in ſämmtlichen europäiſchen Staaten, aus einer vom engliſchen Kabinet bekannt gemachten Notiz.

Es geht daraus weiter nichts hervor, als die Rechte, welche die Päbſte heute noch, in Hinſicht der Wahl der Biſchöfe, und des Clerus, und der zu erlaſſenden Reſcripte haben. Solche ſind nun in allen Ländern mehr oder weniger beſchränkt, die Biſchöfe werden faſt allenthalben von den Regenten ernannt, und nur vom Pabſt beſtätigt, und wegen der päbſtlichen Reſcripte gilt durchaus das landesherrliche ſogenannte placitum regium, ſo wie der Recursus ad principem.

2. Ueber das Continental- und Excluſiv-Syſtem, bei allen Nationen des europäiſchen Continents.

Es wird hier die Behauptung durch die engliſchen Zollregiſter belegt, daß, wenn der Continent engliſche Fabrikate, und England die Continentalprodukte ſich verſage, und ſolchen den Eingang ſperre, der Continent dabei verliere.

Die höchſte Ausfuhr, 1801, aus England

habe nämlich die Summe von . . .	6,725,000 Pfund
die Einfuhr	9,289,000 —
dieſe alſo mehr betragen	2,563,000 Pfund

Preußen führt für 1,211,000 Pfund nach England aus, und für 293,000 Pfund ein, ſo wie es hier angeſetzt iſt, und gewinnt alſo 918,000 Pfund.

Bei dieſer Berechnung iſt aber nicht bedacht, daß die Balanz anders ausfallen müßte, wenn in der engliſchen Ausfuhr

nach dem Continent alle Artikel, und nicht bloß Manufaktur-Waaren, angeſetzt wären, ſolche demnach zu ſeinem Vortheil ausgefallen ſeyn würde.

Der Continent bedarf der engliſchen Fabrikate nicht durchaus ſo nothwendig, als England der rohen Erzeugniſſe des Continents bedarf, da ſolches, ungeachtet der Continentalſperre gegen ſeine Fabrikate, dennoch viele Continentalerzeugniſſe einführen muß.

3. England.

Es wird gezeigt, daß, wenn jetzt von Parlamentsreform die Rede ſey, ſo würde ſolche, trotz ihrer Nothwendigkeit, weniger wie je zu Stande kommen, da ſolche vom unruhigen Pöbel unter Anführung eines Hunt und Cobbet auf tumultuariſche Weiſe erſtrebt würde, wodurch die Miniſter nur ihre Parthei verſtärkt ſähen, wie die neuſten Auftritte und die Suſpenſion der Habeas corpus Akte bewieſen. Es gäbe vier Partheien im Parlament: die Miniſterial- und Oppoſitions, die neutrale und fromme Parthei. Die letztern beiden, welche, die erſte durch Bankes, die letzte durch Wilberforce, geleitet würden, wendeten ſich in ſolchen Fällen ſtets zur Miniſterialparthei.

Die Finanzen ſtänden in einer gefährlichen Criſe: das Deficit im verfloſſenen Jahre betrüge 27½ Millionen Pfund, welches nur mit 13 Millionen, als der Einnahme des sinking found, durch Anleihen und Reduktion der Zinſen von der Staatsſchuld gedeckt werden könnte.

4. Frankreich.

Seine innere Lage ſcheine ſich zu beruhigen, da die Ultra's in der öffentlichen Meinung geſunken wären. Die Reduktion der alliirten Armee trüge viel dazu bei.

5. Spanien.

Eine große Staatscriſe rücke immer näher, und werde durch gänzliche Erſchöpfung des Staatsſchatzes, durch den Abfall der Colonien, durch die Liberales, durch die deſpotiſchen Regierungsmaaßregeln, und durch die Unſicherheit herbeigeführt, welche durch große Räuberbanden auf allen Landſtraßen Statt fände.

6. Die Niederlande.

Eine Schilderung, aus engliſchen Blättern entlehnt, ergiebt:

daß das belgiſche Volk ſehr unzufrieden ſey, wegen Stockung des Handels und der Getreidtheurung; wegen der Armee von 100,000 Mann, die neue unerträgliche Abgaben erfordere, welche indirekt durch Accise, ſelbſt von Waaren verlangt würden, die bereits in den Niederlagen der Kaufleute ſich befänden, und 45⅓ betrügen.

7. Italien.

Es heißt in der Schilderung dieſes Landes:

„Unter dem ſorglos in die Zukunft blickenden Volk, befinden ſich Männer, die die ernſten Zwecke der Carbonari im Auge behalten. Dieſer Bund ſoll mit den Liberalen in Spanien, den Conſtitutionellen in Frankreich, und anderen Partheien in verſchiedenen Ländern, in Vereinigung ſtehen, und ein mit dieſen gemeinſchaftliches Symbol, ein Kreuz in einem Triangel haben.“

Minerva, 48 Stück.

1. Rückblicke auf die Kriegsoperationen von 1812, aus den: Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre entre la France et la Russie etc.

Es ſind darin folgende neue Anſichten dieſes ewig denkwürdigen Krieges entwickelt:

a) der frühere Operationsplan der Moldauarmee war auf eine Diverſion abgeſehen, welche dieſe Armee, die nur 35 000 Mann betrug, nach dem Innern der öſterreichiſchen Staaten, und nach Italien machen ſollte. Die Flotte des ſchwarzen Meeres ſollte dieſe Diverſion unterſtützen, und man wollte die hohe Pforte, durch den zu erzwingenden Frieden nöthigen, daran thätigen Antheil zu nehmen, und mit dem brittiſchen Kabinet wollte man ſich vorher vereinigen; die Weigerung deſſelben ſcheint aber ſowohl dieſen Plan vereitelt zu haben, als auch der früher abgeſchloſſene Friede mit den Türken, worin von obigem Plan nicht die Rede war. Die Siege der Franzoſen änderten ebenfalls dieſe Idee, und der Feldherr jener Armee, Tſchitſchagow erhielt den 6. Auguſt Befehl nach Volhynien zu marſchiren.

b) Den 8. September vereinigte ſich die Moldauarmee mit der unter Tormaſow, und an demſelben Tage erhielt der Feldherr vom Generaliſſimus Kutuſow Befehl, ſich mit der großen Armee zu vereinigen, die beabſichtigte Diverſion im Rücken und Flanke der Franzoſen aufzugeben, und ſeinen Marſch zu beſchleunigen. Dieſer Befehl wurde mehrmals wiederholt, aber niemals befolgt, und dadurch Rußland gerettet.

c) Am 24. Oktober erſchien Tſchernitſchef mit neuen Inſtruktionen vom Kaiſer, worin der Kutuſowſche Befehl aufgehoben, und dagegen verordnet ward, ſich mit dem Wittgenſteinſchen Corps in Verbindung zu ſetzen, und den Franzoſen den Rückzug an der Berezina zu ſperren; und für die Moldauarmee die Aufgabe, nach Minsk zu eilen, den Oeſterreichern ein Corps entgegen ſtehen zu laſſen, die Magazine in Minsk zu nehmen, dann Boriſow an der Berezina zu befeſtigen, und dort ein verſchanztes Lager zu errichten.

d) Dieſer kluge Plan richtete die franzöſiſche Armee zu Grunde, und würde ſie gänzlich vernichtet haben, wenn

nicht der Fehler gemacht worden wäre, daß kein Oberfeldherr für den Fall der Vereinigung der beiden Heere der Moldau und der Armee Wittgenſteins, ernannt worden war. Da dieß verſäumt war, ſo wollte Wittgenſtein ſich nicht mit dem Admiral Tſchitſchagow, der älterer General war, vereinigen, die anderen Untergenerale machten ebenfalls vielerlei Schwierigkeiten, und legten dem Admiral Hinderniſſe in den Weg.

*) Nachdem der Admiral den Fürſten Schwarzenberg gezwungen hatte, Volhynien zu verlaſſen, ſetzte er demſelben ein Beobachtungscorps entgegen, und ging mit den übrigen Truppen, die unter ſeinem Befehl ſtanden, und etwa 28,000 Mann betrugen, auf Minsk, welches er mit allen Magazinen nahm, und dadurch die Vernichtung der franzöſiſchen Armee größtentheils bewirkte. Die ſchnelle Uebergabe von Minsk wird dem dortigen Kommandanten zur Laſt gelegt, der die nöthige Verſtärkung, wie er wohl gekonnt hätte, an ſich zu ziehen verſäumt hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

2. Ueber Preßfreiheit in England.

Der Aufſatz iſt ſehr belehrend, und zeigt, daß ſeit dem Jahre 1694 in England gar keine Cenſur mehr Statt findet, dagegen ſind aber ſpäterhin Geſetze erlaſſen worden, welche darauf abzwecken, ſtets den Drucker und Verfaſſer einer Schrift herauszufinden, um ſie für das, was ſie öffentlich gemacht, verantwortlich zu machen.

3. De Pradt über die Colonien.

Dieſer Aufſatz handelt vorzüglich die beiden Fragen ab:
1) kann Spanien Amerika wieder erobern?
2) kann es ſich darin behaupten?

De Pradt beantwortet dieſe Fragen verneinend, weil Spanien 11,000,000, Amerika 15,000,000 Einwohner zähle, Spanien 25,000 □Meilen, Amerika hingegen 68,000 □Meilen enthalte, alle Kriegstaktik und Kunſt werde in Amerika ſcheitern, wie ſolche in Spanien an dem letzten franzöſiſchen Kriege geſcheitert wären, und ſtets ſcheitern würden, wenn ein ſtehendes Heer ſeinem Volke in ſeinem eigenen Lande den Krieg mache.

4. Entwickelungen des deutſchen Bundes.

Der Verfaſſer führt hier aus, daß alle Mittel, um Deutſchland zu einem Reiche umzuformen, als: die Aufſtellung eines neuen Kaiſerthrons, oder eines Fürſtenbundes, vergeblich wären, dagegen könne Deutſchland zur Einheit von unten herauf durch das Volk gelangen, wenn allenthalben repräſentative Verfaſſungen nach einem Syſtem errichtet würden, wohin beſonders der Miniſter von Stein in ſeiner Zurückgezogenheit zu wirken, nicht müde geworden ſey. Dieſe repräſentativen Verfaſſungen wären die Grundlagen aller Staaten, in ihnen würde der Regent nur als eine Idee reſpektirt, und ſeine Per-

ſönlichkeit als etwas rein Menſchliches bei Seite geſetzt. Sodann folgen die bekannten Theoreme von einem Grundvertrag zwiſchen Fürſten und Volk, von Vernichtung des ariſtokratiſchen Prinzips ꝛc.

Miszellen der neuſten ausländiſchen Literatur ꝛc. 4s Heft.

1. Ueber die Sklaverei der Kolonien, in einem Auszuge des Werks des Herrn de Pradt.

1,600,000 Sklaven bewohnen die Kolonien, an der Seite von 160,000 Weißen und 150,000 Mulatten. Ohne die Neger können die Kolonien gar nicht bearbeitet werden, da den Weißen dazu die Kraft fehlt, und die eingebornen Einwohner aufgerieben ſind. Will Europa Kolonialprodukte beziehen, ſo bedarf es der Neger, und je größer der Anbau wurde, je größer mußte der Zufluß der letztern ſeyn, und dieſer Zufluß war eben die Veranlaſſung zur Vernichtung der Weißen, und Befreiung der Schwarzen. Dännemark hat im Jahre 1792, als es die Sklaverei verbot, und den Sklavenhandel aufhob, das Beiſpiel zur Empörung der Neger in den übrigen Kolonien gegeben. (Sonderbarer Weiſe meint Herr de Pradt: Dännemark hätte dieß ohne Einwilligung der übrigen europäiſchen Staaten, welche Kolonien beſäßen, nicht thun können.)

England eröffnete ſeinerſeits eine ganz neue Szene, und trug nicht minder dazu bei, die in den, zur Leitung der Kolonialangelegenheiten beſtehenden Einrichtungen, gemachte Breſche zu erweitern. Englands Zweck war groß, ſeine Beweggründe waren edel, ſeine Umſicht ausgedehnt; aber die Natur dieſer Frage iſt von ſolcher Art, daß es hinreicht, ſich damit zu beſchäftigen, um ſie zu vergiften. Das Prinzip des Böſen, welches die Kolonie bedrohte, konnte dem wachſamen Auge des Miniſters, deſſen Rath Englands Staatsverwaltung leitete, nicht entgehen, und ein Genie wie Pitt, konnte ſich über das, den Kolonien mit dem Sklavenhandel angeborne, Vernichtungsprinzip, eben ſo wenig täuſchen, als über die Nothwendigkeit, dem Ausbruche naher Verheerungen zuvor zu kommen. Er hatte erkannt, daß jenes Prinzip in der Vermehrung der Sklaven läge, und daß nur dadurch Rettung zu hoffen ſey, wenn man das Uebel an der Wurzel angriffe, und ſie ausrottete. Er beſtand daher auf dem Verbote des Sklavenhandels.

Jetzt iſt die Abſchaffung des Sklavenhandels durch ſämmtliche europäiſche Mächte ſanktionirt.

(Der Beſchluß folgt.)

2. Beſuche im engliſchen Parlement.

Hier werden nur bekannte Sachen wiederholt und gezeigt, daß das Parlement nicht das würdevolle Benehmen wirklich zeigt, welches man ihm im Auslande zuſpricht. Von der Freiheit der Preſſe wird geſagt: ſie ſey das Palladium der engli-

ſchen Freiheit auf der einen Seite, als ihr Mißbrauch auf der andern ihre größte Plage ſey. Sie brächte über die öffentlichen Angelegenheit eben ſo viel Lügen als Wahrheit im Umlauf, und obgleich ſie die Mittel zu eben ſo öffentlicher Widerlegung darbiete, woraus endlich doch die Wahrheit zu erwarten ſey, ſo wäre dieß doch nur eine ganz einſeitige Gegenſeitigkeit, da jeder nur die Zeitſchriften ſeiner Parthey leſe, und ſich ſo in ſeinen Vorurtheilen nur beſtärke, ſtatt ſich aufzuklären. Die Conſtitution ließe jedem Individuum auf ſeine Gefahr, den Gebrauch ſeines Degens und ſeiner Feder, und man wird wegen eines Libells eben ſo, wie wegen eines Mordes geſtraft. Allein das eine dieſer Verbrechen iſt ſchwerer zu beweiſen, als das andere, es ſind ihm ſo viele verſchiedene Stufen eigen, es nimmt ſo verſchiedene Formen an, daß es gewöhnlich dem Stachel des Geſetzes entgeht. Man kann nicht ein wenig morden, wohl aber kann man ein wenig verläumden, allmählich und ſtückweis, ſowohl ein Individuum, als die Regierung und die Conſtitution ſelbſt. Das iſt das Uebel, wo iſt aber das Mittel dagegen? Dieß iſt gewiß weit ſchwieriger zu finden; denn es iſt nicht mehr die Rede davon, die Freiheit der Preſſe zu unterdrücken, die ſo ſehr in die engliſchen Sitten verflochten iſt, daß ſie nicht davon getrennt werden kann, ohne daß man das ganze Gewebe zerriſſe; und trotz der ungeheuren Nachtheile muß man doch geſtehen, daß das engliſche Volk ihr viel zu verdanken hat; es hat von dem Baum der Erkenntniß gegeſſen, und es kann nicht wieder zu ſeinem Stande der Unwiſſenheit und Unſchuld zurückkehren.

Le Censeur Européen, 1s Heft.

Dieſe intereſſante, mehrmals unterdrückte, Quartalſchrift erſcheint von neuem.

In dieſem Hefte ſind anziehend:

1. Considerations sur l'Etat moral de la nation française.

Daraus wollen wir nur den Schluß S. 81 — 91 hier im Auszug wiedergeben:

Wenn man die traurige Erfahrung gemacht hat, daß das Menſchengeſchlecht auf gleiche Weiſe, von den unumſchränkten Fürſten und Lehnsherrn, wie von der Volksregierung verachtet worden; daß weder die Könige, der Adel und die Prieſter, noch die Philoſophen und das Volk ſelbſt, den wahren Zweck des Staats erkannt haben; daß man von allen Seiten Irrthümer begangen hat; ſo darf man ſich gar nicht wundern, daß keine Staatseinrichtung von Dauer geweſen iſt, und daß der Despotismus allzeit gebraucht hat, die Regierung mechte ſich ändern ſo oft ſie wollte. Man hat ſich eingebildet, es reiche, um frei zu ſeyn, hin, wenn man eine gute Verfaſſung mache. Ein gewaltiger Irrthum!

Organiſche Geſetze erſchaffen nichts Neues, ſie ſind nur das Gepräge und der Abdruck deſſen was iſt, ſie erklären es, ver-

briefen oder verbieten es nach dem Bedürfniß der Zeit, ſie könne aber eben ſo wenig Freie in Sklaven, als dieſe in jene umwandeln. Buonaparte würde in einem Lande wo er nicht ſo viele Laſter im Gange gefunden hätte, unberühmt geſtorben ſeyn.

Muß man deßhalb an der Freiheit der Völker verzweifeln? Keineswegs! Aber nur ſtufenweiſe entwindet ſich ein Volk der Sklaverei: die Lehnsherrlichkeit geht im Despotismus unter, dieſer mußte große Laſter hervorbringen, in denen er durch die Revolution erſtickt wurde, und der Volksherrſchaft Platz machte. Die Achtung welche man ſeitdem gegen ſich ſelbſt und andere gewonnen, ohne welche die Freiheit nie beſteht, ſetzt ſich nach und nach feſt, nachdem der Revolutionsſtoff, nebſt den barbariſchen Mitteln ihn auszulöſchen, verſchwinden: die bürgerlichen Kriege, Hinrichtungen, Beraubungen, Einkerkerungen u. ſ. w.

In Frankreich, wie in vielen andern Ländern, iſt die Maſſe des Volks noch wenig von der beſten Verfaſſung unterrichtet, welche für ſie paſſen würde, wenn man aber nur auf eine verworrene Weiſe bemerkt, was Noth thut, ſo weiß man doch genau, was einem ſchlecht bekommen iſt. Daher wird man weder ſich von neuem ins Lehnrecht, noch in die unpraktiſchen demagogiſchen Ideen, noch in das Militärſyſtem werfen, welches Europa geplündert hat. Frankreich hat vor andern Staaten voraus, daß es die Klippe, welche zwiſchen dem Lehn- und Repräſentativweſen mitten inne liegt, überſprungen und hinter ſich hat.

Nachdem der Verfaſſer nun dem Repräſentativſyſtem das Wort redet, ſchließt er folgendermaßen:

„Werden die Franzoſen bürgerlicher Freiheit theilhaftig werden, wenn ihre Nationalſelbſtſtändigkeit vernichtet ſeyn wird, und auswärtige Fürſten ſich in ihre innere Angelegenheiten miſchen? Dieſer Einwurf iſt ernſter Natur, man muß ihm aber nicht mehr Gewicht beilegen, als er in der That hat. Wenn alle Friedensſchlüſſe, welche eine ewige Dauer ſich vorſetzten, chimäriſch waren, ſo muß man auch nicht an die Dauer eines Friedens glauben, der den völligen Untergang einer Nation bezweckte. Vielleicht darf es dieſer oder jener europäiſchen Macht zuſagen, daß Frankreich erſchöpft würde, aber gewiß nicht Allen. Machiavells Grundſatz: Ein Volk durch das andere zu unterjochen, indem man ſie entzweit, iſt zu bekannt, um noch wirkſam zu ſeyn, und Europa iſt nicht der Welttheil wo ein argliſtiger Diplomat Hindus fände.“

2. De la libre Communication d'Idées entre les peuples, par Scheffer.

Derſelbe Deutſchfranzoſe der das Tableau politique de l'Allemagne ſchrieb.

Es werden hier die längſt bekannten, von Haller jetzt ſo conſequent widerlegten Grundſätze gepredigt, welche der franzöſiſchen Revolution ihr Daſeyn gaben: **Souveränität des Volks und Abhängigkeit der Regierungen von demſelben u. ſ. w.**

Es

Es werden dann die allen Völkern zukommenden Rechte aufgezählt, und dahin auch das Recht freier Mittheilung der Ideen unter den europäiſchen Völkern gezählt, und gezeigt, daß viele europäiſchen Regenten dieſes Recht unterdrückten. Nach Oeſterreich dringe kein Buch, das nicht von einem Heer von Cenſoren geprüft wurde. In Preußen fürchte man dieſe Mittheilung noch mehr wie die Preßfreiheit, und auswärtige Schriften, welche die Reſultate öffentlicher Meinung enthielten, dürften nicht einmal durchpaſſiren, darüber beſitze der Verfaſſer die Beweiſe???

S. 149: „Es iſt vom höchſten Intereſſe den Irrthum zu widerlegen: daß aufgeklärte Deutſche, Gleichgeſinnte in Frankreich anfeindeten.“

Es wird dann aus dem Oeſterreichiſchen Beobachter vom Oktober 1815, die bekannte Genziſche Vertheidigung des Pariſer Friedens ausgezogen, und hinzugefügt:

„Ueberraſchend war die Bekehrung aller derer, die früher leidenſchaftlich gegen Frankreich eingenommen geweſen waren, z. B. der Redakteur des rheiniſchen Merkurs veränderte plötzlich ſeine Sprache, leider wurde der Merkur nach ſeiner Bekehrung unterdrückt, er würde bei ſeinem großen Publikum der guten Sache in Deutſchland viel genützt haben.“

(Allerdings, nämlich der Sache deutſcher und franzöſiſcher Jakobiner.)

Für und Wider. Eine politiſche Zeitſchrift für Würtemberg. 3s Heft.

Das erſte und zweite Heft dieſer Zeitſchrift, als minder intereſſant, übergehen wir, und fangen unſere Auszüge mit dem dritten Hefte an.

1. Anſichten von Keßler.

a) Die Trennung der Volksvertretung in zwei Abtheilungen, und die Vermittelung welche dadurch hervorgebracht werden ſoll, wird in der Kritik darüber, welche dieſe Zeitſchrift enthält verworfen, und geläugnet, daß dem ariſtokratiſchen Element eine vermittelnde Kraft beiwohne. Der Streit in Würtemberg über zwei Kammern und deren Nützlichkeit, ſcheint nicht endigen zu wollen, da hier beſonders ſehr viele Stimmen, aus ſehr einleuchtenden Gründen, dagegen ſind, da in der alten ſtändiſchen Verfaſſung der Adel gänzlich fehlt.

b) Die Beſteuerung.

Es wird hier der Grundſatz aufgeſtellt, daß es nur im Staate ein Einkommen von Lohn, von Profit und Rente gäbe. Wolle man hiernach das Steuerſyſtem reguliren, ſo würde man doch ſehr oft falſche Rechnungen anlegen, da ſehr oft von ein und demſelben Grundſtück Mehrere Lohn, Profit und Rente bezögen. Es ſey ein unglücklicher Gedanke, die Geldrente beſteuern, und gar die Tragödie der Engliſchen Einkom-

mentare auf den Finanzetat ſetzen zu wollen. In den Kapitaliſten beſteure man gewöhnlich nur ihre Schuldner. Zoll und Accise hätten wir unter andern ſchönen Sachen aus der römiſchen Erbſchaft erhalten, und möchten ſolche jene lateiniſchen Ehrentitel noch mehr verdienen, wenn ihnen gleich von Moralitätswegen noch ein ärgerer Schimpfname zukommen dürfte, als der, den ſie bereits führten. Es komme durchaus nichts darauf an, mittelſt einem durchſtudirten Agronomen die Grundſteuer, oder mittelſt einer feinen Inquiſitionsnaſe die Vermögensſteuer zu beſtimmen, ſondern darauf: im Steuergeſetz weder die Freiheit durch eine falſchverſtandene Gleichheit, noch die Moralität durch unnöthige Rechtsmittel zu gefährden.

e) Von den Tyrannen.

Wo ſind die meiſten Tyrannen zu ſuchen? — Ich glaube nicht auf den Thronen, auch nicht gerade auf den Stellen, die den Thronen am nächſten ſind, wenn gleich auf dieſen beiden Plätzen die Tyrannei am grellſten in die Augen fällt, und die ſchrecklichſten Wirkungen hervorbringt. Die meiſten Tyrannen, und (nicht gerade der Wirkung, ſondern dem innern Weſen nach) die größten ſind zu ſuchen unter denen, die, ſobald ſich nur irgend eine ſcheinbare Gelegenheit dazu findet, „Sturz der Tyrannei, Volksfreiheit und dergleichen," aus weit geöffnetem Munde ausposaunen. Es giebt dergleichen Menſchen, welche über Pflichten der Regenten, Volksvertreter und Bürger gar ſchöne Dinge ſprechen und ſchreiben, dabei aber ihren Beruf auf die unverantwortlichſte Art vernachläſſigen, welche von der Unerträglichkeit des auf ihren Mitbürgern liegenden Joches, und der Nothwendigkeit ſeiner Abſchüttelung deklamiren, dabei aber ihre Hausgenoſſen, Kinder, Untergebene, Zöglinge, Schüler, oder Hunde, Pferde u. ſ. f. aufs fürchterlichſte plagen, ſobald ihr Zorn einigermaßen gereizt, und ihre Laune mißgeſtimmt iſt; diejenigen, welche ihre Wuth fühlen müſſen, mögen nun ſchuldig oder unſchuldig ſeyn. Solche Menſchen entſchädigen ſich für den Druck, den ſie allenfalls von oben leiden, oder zu leiden glauben, dadurch, daß ſie um ſo mehr nach unten drücken, und all ihr Predigen geht hervor aus bitterm Herzen über Eigenes (wahres oder eingebildetes), nicht über Anderer Ungemach, oder aus Unwillen über das Schickſal, das ihnen zu herrſchen verſagte, und Andere über ſie ſtellte, kurz, aus dem niedrigſten Egoismus. Setzet einmal einen ſolchen Menſchen auf den Thron, und er wird gegen Alle und gegen Einzelne wüthen, wenn keine Verfaſſung ihn beſchränkt, dagegen aber gegen die Verfaſſung ſelbſt zu Felde ziehen, und ſie zu ſtürzen ſuchen, wenn eine da iſt; denn ihm iſt alles widrig und verhaßt, was ihn ſelbſt und ſeine ſelbſtſüchtigen Pläne beſchränkt. Wem das Geſetz der Sittlichkeit, das in des Menſchen Herz geſchrieben iſt, nicht heilig iſt; wie will dem ein von Außen gegebenes Geſetz heilig ſeyn? —

2. Die Vereinigung des Adels und der Gemeinen in einer Kammer, nebſt Epilog von Eſchenmayer.

Der Verfaſſer jenes Aufſatzes, Herr Dekanus Jaumann, wandelt in einem Irrgarten einer überſpannten Phantaſie umher, indem er die Trennung der Volksrepräſentanten in zwei Kammern verwirft, und in eine deßhalb vereinigen will, weil hier alle Repräſentanten gewählt, vom Adel oder vom Bürger oder Gelehrtenſtande, ſich vereinigen müßten, um als vermittelnde Macht zwiſchen Volk und Fürſt mitten inne zu ſtehen. Er giebt darüber folgendes Schema, und vergleicht es mit der Conſtruktion des menſchlichen Körpers:

Regierung:
Erbadel. Geiſtlichkeit. Gelehrtenſtand.
Ständeverſammlung:
Landbauer. Handelsmann. Gewerbsmann.
Volk.

Die Expoſition dieſes Theils des Staatsorganismus in Anordnung auf den Organismus des Herzens, (fährt der Verfaſſer fort) zeigt alſo noch klarer, daß der Adel, er ſey Geburts- Standes- oder Seelenadel, wie unter ſich, eben ſo wenig von den Deputirten der Gemeinen, als dieſe unter ſich, von jenen getrennt, kein Theil in der Mitte ausgeſchloſſen werden könne, ſondern ſich in Einem Punkte, in Einem Organe, das die Ständeverſammlung iſt, alle vereinen müſſen. Es zeigt ſich negativer Pol — poſitiver Pol — und Indifferenzpunkt. Zwei Hauptindifferenzpunkte in Einem Syſtem giebt es nirgend, weder in der Mechanik, — Kraft und Laſt und Hypomochlion; noch im Anorganiſchen — Schwere, Licht, Wärme; weder im Organiſchen — Bauch, Kopf, Herz; noch auch in der höheren Ordnung — Leib, Geiſt, Seele. Immer nur ein Hauptmittelglied — in Einem Alles vereint, — nie getrennt im Indifferenzpunkte.

Herr Eſchenmayer verwirft dieſe Idee ganz, und ſtellt dagegen folgendes Schema für eine monarchiſche Verfaſſung auf:

Regent:
Miniſterium.
Erhaltungs = Senat.
Stände - Deputation.
Volk.

Er ſagt:

Von dieſen Gliedern darf keines mit dem Andern ſich verbinden, ohne eine Lücke in dem Organismus des Staats ſeiner Form nach zu laſſen, und weniger dürfen die mittleren in einander verſchmolzen werden. Würde in der Verſchmelzung das ariſtokratiſche Element zu ſehr demokratiſch d. h. die Erbſtände ſammt dem Gelehrten- und Kirchenſtande auf die Seite des Volks ſich zu ſehr neigen, ſo würde nothwendig das autokratiſche Element, nähmlich der Regent darunter leiden müſſen. Würde hingegen das demokratiſche Element zu ſehr ariſtokra-

Digitized by Google

tiſch, d. h. die Wahlſtände zu ſehr vom Einfluſſe des Adels überwogen, ſo würde das Volk darunter leiden.

Das Vorurtheil, das gegen die Zweiheit der Kammern herrſcht, iſt demjenigen ganz unbegreiflich, der den einzigen Satz klar verſteht: daß die Selbſtſtändigkeit jeder Kammer nur durch ihre Trennung gerettet werden kann. Der Fall iſt klar: „Geſetzt — der Regent wolle in Verbindung mit der Adelskammer eine Verordnung durchſetzen, welche die Freiheit und das Intereſſe des Volks antaſtet, ſo belegt es das Unterhaus mit einem Veto, und die Verordnung bleibt ohne Wirkung. Iſt hingegen der Adel mit dem Wahlſtande in einer Kammer vermiſcht, ſo kann er in der Abſtimmung die Majorität herbeiführen, und das dem Volke ſchädliche Geſetz erhält dann ſeine Kraft."

Umgekehrt: „Will das Volk eine für ſich günſtige Verordnung in Verbindung mit dem Adel durchſetzen, — was kann dieß helfen? dem Regenten ſteht ja das Veto frei, und die Verordnung bleibt ohne Kraft."

„Der einzige Fall, der gegen die Zweiheit der Kammern iſt, wäre die Einſtimmung des Volks und des Regenten in Hinſicht eines neuen Geſetzes, und die Nichteinſtimmung der Adelskammer, welche das Geſetz mit einem Veto belegt."

Können die Würtembergiſchen Stände wohl ſich die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen Falls denken? Ich glaube, ſo lange England eine Verfaſſung hat, iſt dieſes Veto noch nicht vorgekommen. Und auch dieſer Fall bleibt noch unſicher, denn, wenn der Adel mit dem Bürgerſtande vermiſcht ſtimmt, ſo iſt noch ſehr in Zweifel, wer die Majorität davon trage, beſonders bei dem unnatürlichen Verhältniß von 5 Adelichen zu 8 Bürgerlichen, welches der ſtändiſche Entwurf aufgenommen.

Unſerer Anſicht nach, iſt jede Landesrepräſentation entweder eine ſolche, die das Vorhandene, den Beſitz und das Intereſſe der verſchiedenen Gewerbetreibenden, als der Bodeneigner, Fabrikanten oder Kapitaliſten bevorwortet, oder ſie iſt eine ſolche, welche das Ideale, das nach höherer Entwickelung des Staats vorſchreitet, vertritt, dieß ſind Gegenſätze, vereinigt man ſie in eine Kammer, ſo könnte es der Fall ſeyn, daß bald das eine, bald das andere Prinzip durch eine blinde Wahrheit ſiegte, welche durch die Kunſt der Rede hervorgebracht worden wäre. Sind ſie getrennt, ſo ſpricht ſich jedes Prinzip frei aus, der Staatsrath vermittelt und entſcheidet aber.

Freimüthige Blätter
für
Deutſche.

I.

Ideen
über das Preußenthum,

in abhandelnden, geſchichtlichen, dramatiſchen, romantiſchen und auch ſatyriſchen Formen ausgeſprochen.

Von

Julius von Voß.

(Fortſetzung.)

Die Urwortthümler, Hornſiegfriedthümler, Einthümler, Gemüthsthümler, Göthethümler, und andere.

Das arme Preußenthum hat kläglich viel Unglück und kämpft nicht einmal dagegen. Nur einige Trümmer davon ſtehen noch, wer nimmt ſich nur die Mühe, die

ehrwürdigen anzuſehen, die Seher und Sprecher der Zeit am wenigſten. Kömmt hin und wieder — faſt unumgänglich, denn wenn Volk das dritte Wort iſt, muß die Ideenverkettung wohl einmal auf die Penaten des Volks leiten — ein Wörtlein der Art vor, iſt es auch danach, und bringt zuletzt mehr Schmach auf dieſe Penaten, als daß es ſie in Weihe und Heiligkeit ſtellte. Da wird denn beiher Friedrichs des Großen gedacht, ſeine Geiſtesgewalt, Eigenthätigkeit, Willenskraft zugeſtanden. Gleitet man aber nicht bald darüber hin, klingt die Rede aus einem anderen Ton. Den hat inſonders recht deutſchkühn Adam Müller angegeben, und wie ſollte das nicht Jünger ziehn, namentlich, wenn es ſo mit den allgemeinen Tageslehren zuſammentrifft. Wer möchte ſich nachſagen laſſen, er bliebe hinter dem Jahrzehend, ſchwimme nicht auf dem Zeitſtrome unter den rüſtigſten Vordern. Nun ja, da muß der weitentfaltete Scharfſinn neuer hohen Schulen das Römiſche, Franzöſiſche, Unchriſtliche an Friedrich zu wägen verſtehn, und die ſtaatswirthſchaftlichen Irrthümer, wie er den Staat zu einem mechaniſchen und techniſchen machte, ohne Handelsfreiheit, mit verſchloſſenen Bahnen der Concurrenz, und wie man das Alles jetzt viel beſſer weiß. Die Thaten der Väter? Nun die nennt man zweifelsohne ganz ehrenwerth. Es gab eine Schlacht bei Warſchau, wo ſo wenige Brandenburger, geeint mit ſo wenigen Schweden, ſo viele Polen und Tatarn ſchlugen, es gab eine Schlacht bei Fehrbellin, einen ſiebenjährigen Krieg, das iſt aber Alles ja ſo bekannt, was lohnt es noch davon zu reden. Ehe von dem, was an unſerm Thun und Brauch im Anſchicken zum Kriege, und im Führen des Krieges veraltet und vermürbt war, denn weiſe Einſicht zeigt das, giebt beiher Gelegenheit, die kräftigen Erſchaffer

des Neuen zu loben, und Eigenlob iſt die Frucht, woran ihr ſie erkennt.

Nun, wenn auch nicht eben das Eigenlob, ſoll man die Weisheit doch loben. Das will ich denn auch, muß aber nebenher freimüthig geſtehn: wie ich — das heilige Preußenthum im Auge haltend — doch eine andere Art Weisheit — dafern ſie erſchiene — noch viel mehr loben würde. Eine nämlich: die ſich ächt bemühte, auszuforſchen, auszuſondern, was an dem einzigen Friedrich ſo recht eigentlich einzig war, was von ſeinem Wollen und Thun im ſtrahlenden Vorbild allen ſeinen Nachfolgern auf dem Throne leuchten könnte, was dunkle Zeiteinflüſſe klar machte, die Hieroglyphen räthſelhafter Gegenwart deutete, einen richtigen Nebenweg zeigte, wenn auf dem großen vor Wahnlehren nicht durchzukommen iſt, was — gelte einmal auch eine Hyperbel — einer Arche gliche, in die man ſich vor Ideenſündfluthen rettete, wie ſie dermalen wogen, und wie ſie um Einfachheit ſchon ringen, doch alle Staatskunſt die aus einfachen Ideen fließt, zu vertilgen drohen. Denn in einem Friedrich muß Feſtzuhaltendes für Jahrhunderte zu finden ſeyn.

Inzwiſchen meinen die Zeitgenoſſen: das ſey ja abgethan, weggelegt, eine Generation, die vergangen iſt, habe ſich einſt um derlei gemüht, wir wuchſen lange über ſie hinaus, wozu geſchloſſene Kreiſe neu beginnen.

Eine ſolche Weisheit müßte ferner, in ruhigen Tagen, beſonnen zur Anſchauung bringen, was freilich in ſtürmiſchen, Eile gebietenden, nicht ſcharf und genau betrachtet werden konnte. Das gälte nun hauptſächlich vom kräftigen Erſchaffen des Neuen, woran leider eigentlich Napoleon den meiſten Theil hatte, weil es leider ſcheint, als wüßten wir ſelbſt aus uns kein Neues her-

vorzubringen, eine Fähigkeit, die grade dann mehr ſich erzeugen würde, wenn man die Blicke mehr auf das Alte wendete. An dieſem Erſchaffen wäre zu unterſuchen: was bei dem Abſchaffen, das ihm voranging, übereilt worden ſey. Denn ſolche Eil iſt ungemein geeignet, manches veraltet zu nennen, was noch jung und friſch war, und man hätte fortblühen laſſen ſollen, manches vermürbt, was zu den feſtgelegten Grundſteinen und tragenden Säulen im Staat gehörte, und wo es ſehr dahin ſteht: ob das, was man neu legte und baute, und nächſtens neu legen und bauen wird, jene Haltbarkeit hat, und erreicht. Ein Staatsbau muß ſeine Grundlage für die Ewigkeit berechnen, und demnächſt in einem ewigen Erweitern, Erhöhen, Verſchönern, Ausbeſſern des Baufälligen begriffen ſeyn. Geſchieht das allmählich, wiewohl immer zur rechten Zeit, beſonders an den nöthig gewordnen Ausbeſſerungen, ſind die aufzuwendenden Koſten an Staatskräften zu tragen. Neue Baue aber ſind drückend, können, oft vorgenommen, endlich rein erſchöpfend ſeyn. Daran hing 1806 das Unglück: daß man in langen Jahren ſchier nicht mehr Baufälliges ausgebeſſert hatte, und nun ging es ſpäterhin an ein Einreißen und Wiederbauen, das unſägliche, kaum zu erſchwingende, Anſtrengungen auflegte. Unglaublich, daß nicht da mancher Grundſtein ausgeriſſen, manche Pfaiſer weggeworfen ſeyn ſollten, die gar wohl hätten bleiben können, und die man wieder eingefügt, wieder aufgerichtet zu wünſchen hätte, damit ſie tragen und ſchmücken helfen könnten. Denn wo ein Friedrich Baumeiſter war, iſt nicht zu denken, daß ſich Alles ſchon zum Verfall hätte neigen ſollen. Und ein ernſtes Würdigen ſo gewichtiger Dinge, wäre kein Rückgang zum Alten, aus Trägheit rüſtig ins Neue zu ſchreiten, ſondern ein Blick auf das Staatsleben von

einem höheren Standpunkt, als die — oft wahnbefangene — Gegenwart ihn giebt, und das Staatsleben muß nach Vorzeit, Gegenwart und Zukunft im bündigſten Zuſammenhang geſehn werden. Es ſcheint doch: das tauſendjährige Bauweſen Roms wäre als Muſter — in ſo manchem Betracht wenigſtens — gar nicht zu verwerfen, aber Rom ſoll ein verworfen Ding ſeyn, lieber die altdeutſchen Baue zum Vorbild. Hilf Himmel das waren die rechten, tauſend Jahre lang von König Ludwig her.

Zu dem, was ich Preußenthum nenne, gehören denn allerhand Werkſtücke und Säulen obgenannter Art. Sind das Trümmer, der Vergeſſenheit hingegeben, und nichts mehr werth, oder kann man ſie noch trefflich anwenden? Wer beantwortet das, und nicht gleich luftighin abſprechend.

Das arme Preußenthum, das eine Thum, wird daneben noch durch ſo viele Thume bedroht. Vor Zeiten gab es in Deutſchland gewöhnlich nur eine Sucht, die nach einigen Jahren ihr Leben wieder ausathmete, und einer neugebornen ihre Stelle überließ. Sie drangen wohl in den Staat, aber nicht bis zur Staatskunſt hinan. Was kümmerte ſich z. B. wohl die preußiſche Regierung um die einſt wüthende ſogenannte Sturm- und Drangſucht?

Heuer dagegen giebt es viele Suchten auf einmal, und jede tritt ganz anders wichtig auf, jede möchte, weniger oder mehr, in den tiefſten Staatskern dringen, Antheil, Einfluß, Bedeutung, Stimme, im Regiment erlangen.

Wir klagen die Männer nicht an, die ſich damit befaſſen und befangen, ſetzen billig voraus, daß nur gute Meinung bei ihnen ſey. Spricht man jedoch einmal von einem Preußenthum, von dem was davon noch übrig, was einer Feſthaltung, Wiederherſtellung höchſt

würdig iſt, kann man auch nicht umhin zu ſagen: daß es ungemein nachtheilig darauf wirken kann, wenn man die Einflüſſe zugiebt, ihnen wohl gar freundlich entgegen tritt.

Da ſind nun die Urwortthümler. Ihr Streben an ſich iſt löblich genug. Es läßt ſich viel davon ſagen — wird auch bis zum Ueberfluß geſagt — daß unſre Sprache eine Urſprache ſey, die man rein und heilig halten, nicht mit fremden bunten Lappen beflicken und verunglimpfen müſſe. Nun ja, und wohl thun Dichter, Schönredner u. ſ. w. wenn ſie ſich aller vaterländiſchen Achtung vor einer Sprache befleißigen, die ſolchen Reichthum hat, und ihn täglich mehren und weiter ausbilden kann.

Auf der anderen Seite iſt jedoch auch wahr, daß, wenn ein Zuſammenfließen aller europäiſchen Sprachen zu einer möglich wäre, man das als einen hohen Gewinn für den allgemeinen Völkerverkehr anzuſehen haben würde.

Glaube man auch, dieß möchte ein Unglück ſeyn, immerhin. Nur bleibe ja die Sucht — der Ungeſtüm, womit die Herren aufdringen, was Campe und Adelung mit Ruhe empfahlen, macht eine Sucht daraus — von den Geſchäften der Staatsbeamten weg. Sonſt geht es da, wo doch ſo viel Nöthigeres in den Sachen zu thun iſt, an ein Kopfbrechen über Worte. Es geht in den Sälen der Landesſtühle, wie neulich auf einem Kaffeehauſe in Berlin, wo ein junger Menſch rief: Marqueur, einen Zigaro! Der nächſte Bekannte mahnte an Reinheit, und ſagte, man hätte zu ſagen: Zähler, einen Glimmſtengel! Nun fand jener die Ueberſetzung: Zähler, doch nicht treffend genug, und das gab wohl ein viertelſtündiges Vorſchlagen und Verwerfen anderer. Welch ein Zeitverluſt, wenn es in ähnlicher Art bei den

Staatsgeſchäften zuginge, welchen pedantiſchen — ab Verziehung, ſchulfüchſelnden — Geiſt würde es dort einſchwärzen. Und das Preußenthum kann nur gedeihen, wenn die Staatsdiener allen ſogenannten Bocksbeutel fliehn. Von Einem würde es zu mehreren kommen, ſtatt deren man beſſer thäte, zu unterſuchen: welche noch vorhanden und abzulegen ſind. Friedrichs Heer wurde in einer Sprache befehligt, worin ein Sechstheil aus franzöſiſchen Wörtern beſtand. Sehr natürlich, weil die ganze neuere Kriegskunſt — ihr erſtes Element, das deutſche Pulver ausgenommen — in Frankreich erdacht worden iſt. Jene alte Preußen ſchlugen ihre Feinde demungeachtet ſehr wacker. In neueren Zeiten hat ſich nach und nach — wie es auch am beſten iſt — manche fremde Benennung ausgeſchieden, manche andere blieb hingegen noch übrig, Regiment, Bataillon, Major, Lieutenant u. ſ. w. Was iſt das nun eben für ein Unglück; das neue Heer etwa mit einem Zwölftheil ausländiſcher Terminologie befehligt, ſchlug abermal ſeine Feinde wacker, und darauf kömmt es doch wohl vor Allem an. Und nun im Frieden vor Allem die Theorie (Vorkunde) dazu nicht nur feſtzuhalten, ſondern noch immer vollkommener auszubilden. Wollte man dagegen vor Allem *) das Reinthum hegen und pflegen, welche Zeit müßte erſt vergehn, ehe nur Gewohnheit das Komiſche am Ernſten überwunden

*) Es hat ſich bereits ein Schriftſteller darüber gemacht, alle fremde Soldatenwörter hinaus zu jagen. Das iſt übrigens nicht neu. Der preußiſche General — Allgemeiner (?) — verſuchte das ſchon vor mehr als fünf und zwanzig Jahren. Man wandte ihm aber ein: ſeine neugebildeten Ausdrücke hätten die Kürze und Beſtimmtheit der gewohnten nicht.

hätte. Der fremdartige Befehl: Bataillon, Marſch, iſt verſtanden und gut auszuſprechen. Ich hörte einen Offizier — ich glaube, er war ſonſt Kandidat der Theologie (Aemtling der Gottesgelahrheit) geweſen — ſagen: man könne eben ſo gedrängt und noch wohllautender rufen: Schlachthäuflein troll! (von trollen, was dem marſchiren näher käme, als gehn; ob er Recht hatte, weiß ich nicht). Ich, der lange ſelbſt Offizier war, und folglich weiß, wie viel daran hängt, daß Befehligende bei Untergebenen in ernſtem Anſehn ſtehen, könnte mir nichts Widrigeres denken, als wenn die Offiziere vielleicht Jahr und Tag zubringen müßten, bis jeder alte Wortrock ausgezogen, jeder neue angelegt, und Alles auch erſt daran gewöhnt wäre. Es könnte mich bewegen, den Abſchied zu fordern, wenn ich noch diente, und genöthigt würde, die Soldaten auf eine Weiſe anzureden, über die ſie unfehlbar eine Zeitlang mich auslachten, wie ich denn ſelbſt das Schlachthäuflein troll, und Aehnliches, im Anfang nicht ohne Lachen würde hervorbringen können. Ohne Zweifel war ſonſt vieles im Heer, theils nöthig in früherer Zeit, theils mißbräuchlich eingeſchlichen, das mit Recht militäriſche Pedanterie genannt würde. Heil ihm, daß ſo Manches davon endlich verſchwand. Aber ſo ein Wortklauben und Wortmachen öffnete ja einem neuen Sinne für Schulfüchſelei, die Nebendinge wichtig macht, und ſo Gefahr läuft: das Große über dem Kleinen aus den Augen zu verlieren, Thür und Thor. Es liefe mithin dem ächten Geiſt des Preußenthums ſchnurſtracks entgegen.

Auf eine ähnliche Weiſe verhält es ſich mit den Hornſiegfriedthümlern, die nach dem Nibelungenliede, dem Heldenbuche, und überhaupt von Hildebrand und Hadubrand bis zum ſechszehnten Jahrhunderte, nach

allen poetiſchen Ruinen greifen, um die ächte, wahre, kindliche Poeſie zu finden, und darin zu ſchwelgen, wie die urzeitlichen Altvordern thaten.

Ei nun, es iſt ſchön und erhebend, zu wiſſen, daß auch Deutſchland ſeine homeriſche Zeit, ſeine eigenthümliche Urgeſangweiſe hatte, es wohnt und weht ein lieblicher Geiſt der Einfalt und Rührung im Niebelungenliede, die ſchwäbiſchen Minneſänger ziehen ungemein an, eine traulich gemüthliche Wonne, auf den Schwingen der Phantaſie in das alte romantiſche Land zu folgen, in Dietrich von Berns Schlachten, zum Ronceval, zur Tafelrunde u. ſ. w. Das iſt wahr, wer möchte es beſtreiten.

Löblich und wacker handelten und ſtrebten die gelehrten Männer, indem ſie uns den Eingang zu jenen poetiſchen Fabelkreiſen mehr öffneten, Nichtgelehrte wußten die dunkle Bahn zu ihm kaum noch zu finden, die Vergeſſenheit des ehrwürdigen Altſchönen, oder eine gänzliche Unkunde darüber, nahmen überhand. Sie thaten wohl, jene Männer, und welche fleißige Mühe ſetzten ſie oft daran. Man begreift nicht, wie, unter Anderen, v. d. Hagen und Büſching, die ungeheure Menge weitläuftiger Notizen in ſo weniger Zeit beibringen konnten, ſollte meinen, ein ganzes Menſchenalter gehöre dazu. Solche Männer verdienen alle Hochachtung.

Es iſt aber aus dem Altwiſſenſchaftlichen nun auch ein neuwiſſenſchaftlicher Zweig entſtanden und herangewachſen, deſſen Umfang, bei den täglich noch ſich anſetzenden neuſten Entdeckungen und Erörterungen, ſich kaum überſehen läßt. Und dann wird dem Guten offenbar zu viel gethan, weil es der wiſſenſchaftlichen Zweige ſo viele giebt, und alle Kunſt ſo lang, alles Leben ſo eng iſt.

Zu viel iſt ſchon Sucht, oder wird es nächſtens.

Jetzt um ſo mehr zu fürchten, weil die Liebe zu altdeutſchen Poeſien, mit dem anderweitigen Preiſen und Ueberſchätzen des Mittelalters, und was ſonſt dahin gehört, zuſammenfällt und wirkt. Da iſt zu fürchten, daß — wie auch ſchon hie und da — mancher junge talentvolle Mann, der auf eine dem Gemeinweſen viel näher liegende Art nützen könnte, Jahre — und eben die blühendſten — auf ausgemittelte Lesarten des Otfried, auf Kunde, wo Handſchriften, und Ausgaben des Wigamur, Flos und Blancflos, Rolandliedes, Wunderhorns u. ſ. w. zu finden ſind, auf Vergleichung deſſen, was die Glöckle, Docen, Grimm, Kinderling, Oberlin, Koch u. ſ. w. vom Gawein und Triſtan u. ſ. w. geſagt haben, wenden. Niemand glaubt dann, auf Bildung Anſpruch machen zu dürfen, wenn er da nicht auch mitreden kann, und um mitreden zu können, war erſt eine gute Zeit nöthig, die für bloßes Mitreden als eine verlorne zu achten iſt. So verloren vor zwanzig Jahren viele junge Staatsdiener eine gute Zeit mit Kants Philoſophie, deren Sprache ſie Ueberall glaubten reden zu müſſen, und dieſe verlorne Zeit hätte dem Staate gewonnen ſeyn können. Das Vergnügen im Studium an ſich, iſt etwas Beſonderes, und gehört Jedem, die Ausbeute für das Gemeinweſen iſt aber nicht erheblich, wenn einige tauſend Männer etwa wiſſen, daß, und warum Verſe wie:

Hierinn findt ir ein ſchönes Lied
Von dem hürnen Seyfried
Vnd iſt in des Hiltebrandes thon
Deßgleichen ich nie g hört han
Vnd wenn ir das leßt recht und eben
So werdt ir mir gewunnen geben.

ſchön ſind. Ueber all dem Deutſchthum muß auch noch das Letzte vom Preußenthum verloren gehn, und will man das, weiß man wahrlich nicht was man will. Das Alte wird dem neuen Erzeugniß mächtig ſchaden, man denke nur der Sache tiefer nach. Der jugendliche Dichtergeiſt wirft mit Einbildung und Manier ſich dorthin, und ſteht hier — ſeine Schule ausgenommen — Jedem wie eine Fremdheit da. Auch gar ſelten, daß jetzt — bei allem Anbau der Poeſie — etwas entſteht, das allgemein anſpräche.

Das Preußenthum iſt — ſein bedeutend gewordnes Staatsleben angeſehn — noch jung, es hatte ſeine Dichter, und ſoll es wieder heraufkommen, wäre ihnen nicht genug zu wünſchen, daß ſie geleſen würden. Denn ſie helfen klar machen, was Preußenthum ſey, erheben den vaterländiſchen Sinn dazu. Wer ſich nun angewöhnt, nur den mittelalterlichen poetiſchen Klang — oder das Neue ihm Nachtönende — ſchön zu finden, dem ſind die vaterländiſchen Dichter aus der Zeit, wo das Preußenthum blühte, viel zu jung. Und der Geſchmack nennt ſie wieder veraltet. Sie finden nur im Geſchichtlichen der Poeſie einen Platz, und meiſtens obenein im Kapitel der Mißgriffe und Warnungen, und wie viel geht dem vaterländiſchen Sinn da verloren. Wer lieſ't noch die Gleim, Ramler, Kleiſt?

Aber das Preußenthum hatte einen Dichter, wie ihn ſelbſt nicht Griechenland und Rom, nicht Spanien, nicht England aufzuweiſen haben, und — dahin iſt es gekommen — es gehört Muth dazu, daß eine Preuße nur wagt, ihn als Dichter zu nennen, den Dichter auf dem Thron, der auf ſo manche andre Weiſe den Thron noch ſchmückte, die Krone krönte. Denn man ſieht ja eitel äſthetiſchen Grimm um ſich, wenn man von dem großen König auch reden will, da von Poeſie die Rede

iſt. Einmal dichtete er in franzöſiſcher Zunge, und nichts Franzöſiſches darf mehr auf die Zunge kommen, als betont mit glühendem Haß, ſo predigt dieſe Zeit, die übrigens auch ſo viel Chriſtenthum predigt. Zweitens dichtete er auch in jener Manier, die nach Boileau und Voltaire roch. Wer lacht wenigſtens heuer nicht bei ſo ungeweihten Namen. Und ſo bleibt der königliche Dichter denn — indem es äſthetiſche Unbill über den Vaterlandsſinn gewinnt — ungeleſen. Er bleibt es um ſo mehr, als man — auch dahin iſt es gekommen — die Aufklärung ſcheut und fürchtet, die in Friedrichs Werken wohnt.

O Himmel, und wie ſehr hätte man zu wünſchen, daß mindeſtens alle höhere Krieger, und alle Jünglinge, die in den Fall kommen können, in den Streit des Vaterlandes zu gehn, und da nicht bloß als ſeelenloſe Räder ſich ziehn und treiben laſſen wollen, mithin alle gebildete, Friedrichs Lehrgedicht von der Kriegskunſt leſen. Wäre denn nicht Schwung und Begeiſterung darin? Und indem der erhabne — ſelbſt in Theorie und Ausübung zum Meiſter gewordne — Lehrer auf anmuthigem Wege durch die Phantaſie zum Urtheil geht, entwickelt er die gewichtigſten, gediegenſten, erfahrungserprobteſten Vorſchriften es geſammten Heldenthums ſeiner Zeit, vom Lieutenant bis zum Feldherrn kann da Jeder aufgezeichnet ſehn, was in ſeiner Laufbahn zu Glück und Ruhm führen mag. Wird man das im altdeutſchen Heldenbuche *) denn wohl finden, oder füh-

*) Dort heißt es ſelbſt:

Die alten habē vor gern geleſē
Darū mochtē ſie deſt weiſer weſen.

ren wir noch Krieg wie Ogier und Parcival? *) Nicht leſen, auswendig lernen ſollte Preußens gebildete Jugend das Werk. Nur indem man die Hauptſätze über Angriff und Vertheidigung, Anſchicken auf möglichen Unfall und dann klug geſicherten Rückzug beinahe völlig umging, trat das böſe Ereigniß in ſo furchtbarem Gefolge ein.

$\frac{19}{20}$ vom Werk ſind noch dieſen Tag gültig, das fehlende $\frac{1}{20}$ ergänzt ein Commentar leicht. Und wenn die Jugend denn platterdings nichts Franzöſiſches mehr leſen will, ſo wäre es eine um das Preußenthum hochverdienſtliche Mühe: das Lehrgedicht in ſolche deutſche Verſe zu übertragen, wie ſie der Zeitgeſchmack nun einmal gern hat. Doch wer möchte ſich wohl um das hier gemeinte Preußenthum verdient machen. Sie könnten ihn einen Nicolai redivivus nennen, und das flieht man wie die Peſt, weil Göthe, Fichte, Schlegel u. ſ. w. unſern Landsmann ſo ſchimpften.

Die Einthümler ſind dem Preußenthum nicht minder gefährlich, ſie beachten es nicht, Andere auch nicht, und ſo wird nicht geholfen, aber geſchadet, und das je länger je mehr.

Einheit rufen ſie, Einheit in Deutſchland! Eine Sprache, eine Sitte, ein Herz, ein Sinn, eine Tracht. Ei ja, das wäre ein ſtattlich Ding, nur iſt nichts davon durchzutreiben, ohne Einheit der Regierung. Da wird nun kein Fürſt ſeinen Volkstheil, kein Volkstheil ſeinen Fürſtenſtamm aufgeben, und doch Niemand —

---

*) Möchten die Jünglinge um die Leibeskraft jener Ritter ſich bemühen, und die Geiſteskraft nach Bedarf heutiger Zeiten ausbilden. Wolfdietrich und Friedrich II. geeint, welch Prinzenideal!

er wäre dem Tollhauſe denn entſprungen — eine auf dem Wege der gräulichſten Bürgerkriege nur abzureichende Formumwandlung anrathen.

Und — leider — iſt der Deutſche nicht Herr in ſeinem eignen Hauſe. So war es ſeit tauſend Jahren, dürfte in dem nächſten gleichen Zeitraum auch wohl nicht viel anders hergehn.

Es zeigte ſich auf dem Wiener Congreß, und um nur die gothiſchen Grundlinien aus Carls IV. Bulle einigermaßen wegzulöſchen, die ungethümlich breite Unterlage der weſtphäliſchen Friedensſatzungen nur um etwas zu verengen, war der Gewaltimpuls eines Napoleon nöthig, wir ſelbſt hätten das nicht vollbracht, Reichstag, Reichshofgericht und Reichskammergericht hundert Jahre darauf geſchrieben, und nichts würde zu Stande gekommen ſeyn.

Preußen erhob ſich aus den beklemmenden und ſelbſt beklommenen Umſtellungen mit Adlerſchwung zu Staatsfreiheit und bewundernswürdiger politiſchen Bedeutung. Es lernte mit kleinen Mitteln weit reichen, es war ein Herkules, der in der Wiege bereits Schlangen erdrückte, ein David, der den Rieſen ſchlug, ein Georg, vor dem ein Drache ſank. Ein Staatsgeiſt, wie im trägwankenden Europa ihn kein Regierungswille zu ergreifen verſtand, ließ die neue Schöpfung aufblühn und gedeihen, Stürmen trotzende Felſenkraft, Wolken grüßende Steigekraft, gründete nach Unten, befiederte zum Flug nach Oben dieſer Staatsgeiſt. Als der Geiſt im Geiſte, der Genius entflohen war, aber draußen an Trojas Mauern die Geniusſtimme herausfordernd donnerte, fiel Hektor vor Achill — ſtand jedennoch wieder auf.

Soll er ſtreben — wie es nur gehn kann — wie ſonſt dazuſtehn gegen das Jahrhundert und ſeine Zeitgenoſſen, oder gewöhnlich nur unter den Gewöhnlichen?

Alle hat die Zeit aufgerüttelt, die Noth ſchuf Eintracht, Einmüthigkeit, Einhelligkeit.

Alle griffen zu denſelben Vertheidigungswaffen, die Heere in Europa wurden einander ähnlich, wie zuvor nie, ſogar bis auf einen gewiſſen Punkt die Völker.

Nach zehn, zwanzig friedlichen Jahren wird die einen Augenblick lang erzwungene Aehnlichkeit meiſtens wieder verſchwunden ſeyn. Jedem beſonderen Regierungsſinn, jeden einzelnen Lagen der Umſtände fügen ſich dann wieder Menſchen und Dinge. Nichts wird die Zeit jedoch nach und nach mehr ändern und ſchwächen, als die politiſche Einmüthigkeit. Mit den Urſachen heben ſich auch die Wirkungen auf. Andenken tiefeingeprägter Urſachen, Erſchöpfung die Ruhe abnöthigt, aufgeregte Herzensgefühle zwiſchen Perſonen thun Einiges, wohl vor der Hand Viel, doch in zwanzig Jahren — man ſtelle einen beliebig weiteren oder auch einen engeren Zeitraum — vergaß man, fühlt ſich wieder, es ſind andere Perſonen da, und wie das ſo geht, wie die Geſchichte es tauſendmal erzählt in den Kapiteln von andrer Zeit, andrer Meinung, Leidenſchaft — auch anderem Zufälligen.

Preußen nur wie Alle, iſt dann in zwanzig Jahren gar wenig gegen die Mächte vom Hauptrang, Preußen mehr wie Alle — im Verhältniß von 1756 zu Allen — ſteht dann ſehr mächtig und herrlich da. Viele werden bezweifeln: daß ein Verhältniß der Art noch einmal zu ſchaffen ſey. Warum denn? Vieles thun auch die Uebrigen, das, mehr oder weniger, einem alten Zuſtand der Dinge wieder entgegen führt. Gleiche Urſachen, gleiche Wirkungen. Wo man im Geiſt der Loyola und Torquemada waltet — ein Schritt giebt dann den andern — hat man nach dreißig Jahren auch die Früchte, wie es die Saat war. Haben wir nöthig,

uns auch wieder nach Rückgang und Verfinſterung — unter anderen wohltönenden Namen — zu ſehnen? Schon die Idee, das Verhältniß ſey wieder zu ſtellen wie einſt, das Wollen eines neuen Fluges zu ſo hohem Strahlenziel, würde reiche Segnungen bringen.

Das Preußenthum mit dem Deutſchthum zuſammengefloſſen, iſt auch dann gleich verfloſſen, dann giebts kein Preußenthum mehr; eben weil es im übrigen Deutſchland nie etwas gab, noch giebt — trotz allem Geſchrei von Entwicklung in manchen Gegenden — wie Preußenthum. Nur Joſeph II. kam ihm einſt ein wenig nahe.

Dem preußiſchen Staat iſt heilſam, alle Vortheile, die ſich nur abreichen, aus dem Bund zu ſchöpfen, den man in Deutſchland immer knüpfen wollte, und abermal zu knüpfen denkt.

Daneben hat ſich Preußen aber auch auf Uebles anzuſchicken, muß folglich in Abgeſchloſſenheit ſtehen können, ſelbſt im ſchlimmſten Fall, wenn nichts vom Bunde deutſcher Zunge, nichts von Bündnern fremder Zungen ſich hoffen ließe. Nur im wieder ergriffenen, dieſen Zeiten und den künftigen angeeignetem, Preußenthum wäre die Löſung der hohen Aufgabe denkbar, und dieß Preußenthum hat an den Einthümlern — unter ſo vielen anderen — auch noch Widerſacher.

Nun folgen die Gemüthsthümler. Sie meinen es recht aus dem Gemüth, können aber auch recht ſchaden durch ihre verkehrte Rangordnung, indem ſie zur erſten Stufe erheben, was auf die zweite gehört, dunkles Fühlen über das helle Urtheil ſtellen. Sie meinen: Sparta, Agrigent, Rom, wurden im Gemüth erbaut, das ſpaniſche Gemüth habe Napoleons Legionen über die Pyrenäen geſchlagen u. ſ. w. Dabei wird immer Eins bedacht und nicht das Andere, wenigſtens — ungefähr, wie es in der unfuglichen

deut-

deutſchen Kritik zugeht, die immer Eins zum Himmel empor zu heben, und das Andere gleich tief in Staub zu drücken pflegt — Jenes viel und Dieſes kaum. In den alten Staaten dachte man wahrlich auch gar viel, nicht minder in Spanien neulich, wo das große engliſche Heer mit ſeinem talentvollen Anführer, die Landſchaft, der wichtige Umſtand, daß im nachbarlichen weſtſüdlichen Frankreich bereits der Royalismus in Flammen aufſchlug, und manche andere, mächtigen Vorſchub leiſteten. Man muß die Erfahrungen nicht dadurch zu Trugerfahrungen machen, daß man ſie mit beſtochenen Augen würdigt.

Es iſt etwas Stattliches um ſo eine entzündete Glut im Herzen, aber ſo ſtattlich, wie uns die Gemüthsthümler es einbilden möchten, iſt es demungeachtet nicht. Im Geiſt iſt auch ein Wollen — er begreift das Gemüth und nicht umgekehrt — in der Kunſt ein ſo ſtarkes, als Ideenſtärke dieſe Kunſt ſchafft und fördert. Wir führen nicht mehr die Kriege des Alterthums — die auch Kunſt genug hatten — ſo eine verzweifelte Kanonenkugel mäht auf zweitauſend Schritte hin, mäht ab, ſey es ein Cato, ſey es eine moraliſche Null. Man pflege des Gemüths zur Beiwirkung, ſehe aber nicht die Hauptwirkung darin. Sie beſteht heute zu Tage in den ſchärfer ausgerechneten, eiliger und gewandter vollzogenen kriegeriſchen Bewegungen, daß man die Feindesreihen da kräftig beſtürme, wo ſie ſchwach ſind, Flügel umgehe, Rücken bedrohe, überbiete in hinangebrachten todſpeienden Batterien, ſo Lücken höhle, in welche die Reitergeſchwader ſich werfen, Trennung und Verwüſtung bringen können. Im klugen Benutzen von Thal und Höhe, Wald und lichten Raum, ſchnell im Entwickeln gutzielender Schützenlinien, ſtürmender Anlauf ein-

bohrender Kolonnen, und derlei, das bei weitem mehr Kunſt denn Gemüth iſt.

Wer zweifelt aber auch wohl, daß jenes hochſinnige Grachenpaar, mit zwei Gladiatoren kämpfend — die, moraliſch genommen, nichtswürdige Menſchen waren — hätte unterliegen müſſen. So war es folglich etwas Bedeutendes um die Fechterkunſt. Da aber jene Fechter im Haufen ausbrachen, und nun um Freiheit und Leben ſicherlich auch mit Gemüth ſtritten, unterlagen ſie, denn ihr Spartacus war nicht Feldherr.

Im neuen Kriege kann es ſich gar wohl fügen — geſchah auch bereits oft —: daß minder Tapfre mehr Tapfre ſchlagen. Ja, es kann wahrlich Umſtände geben, wo ſelbſt Feige — die man nur in den Reihen zu bleiben nöthigt, was ſo ſchwer nicht iſt — über Muthige ſiegen. Die Erfindung des Barthold Schwarz begründet ſolche Möglichkeiten, und vielleicht brannte ein erbärmlicher zitternder Lump jene Kanone ab, durch welche der Heros Turenne fiel.

Man ſpricht viel über jene hochentflammte Gemüthlichkeit im Morgenroth der neufränkiſchen Republik. Nun ja, es war kein Geringes damit, und wir mögen auch annehmen, daß Klopſtocks poetiſches Wort an Rouzet de Lille: er habe mit ſeiner Hymne funfzigtauſend geſchlagen, kein leeres geweſen ſey. Daneben trat aber auch eine Kunſt auf, gebildet, geleitet vom freigewordnen Genius. Lange ſchon glühten jene Flammen nicht mehr, aber die Kunſt fuhr fort zu wirken. Napoleon ſchleppte Tauſende von ihm nicht ergebnen, ihm wohl abgeneigten, Fremdlingen in ſeinen Reihen mit fort, und Sieg auf Sieg krönten den Meiſter. Erſt als — andre Umſtände wirkten mit — ſeine **Kunſt** nachgeahmt worden, unterlag er.

Man findet nicht leicht gemüthlichere, durch katho-

liſche Religioſität erwärmtere, ihrem Monarchenhauſe ſo anhänglich zugethane Menſchen, wie es die Croaten ſind. Auch daneben ſittlich, unverdorben, nervig, gewandt, flink, kühn, liſtig, gute Schützen, wahrhafte Muſter guter Soldaten im Einzelnen, ſchier unübertrefflich im leichten Krieg und Vorpoſtendienſt. Friedrich hatte ſolche Schaaren nicht, warb Geſindel, wie es vorkam, preßte Gefangene, und ſtellte daraus die ſogenannten Freicorps zuſammen. Nie war bei ihnen, vor aller Deſertion, an Vollzähligkeit zu denken, wie dem Grafen Hordt, bei Landsberg, ſein halbes Regiment auf einmal entlief. Dieß Geſindel ſtellte man nun den trefflichen, erzgemüthlichen Croaten, Panduren u. ſ. w. entgegen, und wie viel und oft ſiegte es. Denn talentvolle Künſtler, vom genievollen Meiſter wieder geleitet, führten die luftigen Häuflein an.

Erfahrung iſt gut, dafern man ſie gut nützt, die Lehrerin nicht mißverſteht, ſonſt kann ſie auch ſchaden. Der Wahn muß hinaus, klaren hellen Blicks werde in ihren Hörſaal getreten, nicht mit dem Weihrauchfäßchen, das unſre Augen umnebelt, mit offnem Ohr, mit unterſcheidendem, das nicht allein auf Jubelklänge merkt. Vor allen Dingen ohne Wahrheitsſcheu. Kann Vernunft wohl die heilige Göttin fürchten? Nein. Wird ſie dennoch aber — von den Gemüthsthümlern — gefürchtet und geflohn, ſo — — —

Sollte nicht Vaterlandsliebe unbefangen ſeyn können, unbefangen von Irrthum? Es ſcheint; grade die innigſte werde bei ihrem Nachſinnen über Gemeinwohl den Irrthum am meiſten zu fliehn ſuchen, damit er nicht ſchade. Oft aber hat es ein Anſehn, als verlange, gebiete man eigentlich Wahn und Irrthum, ihrer hold poetiſchen Außengeſtalt willen, und der ſich ihnen verſagt,

mag ſich Nüchternheit, kalte Theilnahme, wo nicht gar üblen Sinn vorwerfen laſſen.

Ueber nichts wohl iſt mit ſo vielem poetiſchen Klang geſprochen worden, als über die hochfliegende Gemüthlichkeit, mit welcher 1813 unſre ſtreitluſtige Jugend zu den vaterländiſchen Fahnen eilte, ſo wie man auch über das Thun und Schaffen gewiſſer Vereine neuerlich ſo viele und laute Deklamationen vernahm. Nun, wäre richtig, was jene tönenden Sagen meldeten, bedürfte es bei neuer Staatsgefahr ja nur neuen Aufrufs, neuer Stiftung von Vereinen, die Sache machte ſich dann weiter von ſelbſt, und das wäre freilich bequem genug.

Weil ohne Zweifel aber die poetiſchen Sagen zu ſchlimmen Fehlrechnungen der Zukunft führen könnten, ſo iſt ein Bemühn nach Wahrheit über den Gegenſtand heilſamer, wie unendlich übel es auch die aufnehmen, welche jene Sprache reden.

Wahrheit dürfte hier ſeyn: daß viele junge Leute auch freiwillig kamen, weil ſie vorauszuſehn hatten, daß man ſonſt ſie zwingen würde, und weil das freiere Jägerleben ihrem Sinne mehr zuſagte, als das gebundnere eines Landwehrfüſeliers. Aber auch davon abgeſehn, die behauptete Gemüthlichkeit rein angenommen, ſo war ſie auch im erſten, neueſten, gluttrunkenſten Aufſchwung bei Görſchen und Bautzen. Demungeachtet wendeten hier die Dinge ſich nicht erfreulich. Und warum? Die Kunſt war noch mangelhaft.

Späterhin war hingegen die Kunſt mächtig vorgeſchritten, man bereitete ächt concentriſche Angriffe, die beſten im neueren Kriege, vor — konnte es auch den Umſtänden nach, namentlich ſind die Schlachten von Leipzig und belle alliance Meiſterwerke an überflügelnden, umwindenden Bewegungen — die eben dem tapfern

Muthe offne Bahn, freien Spielraum ſchaffen — zu nennen. Dieſe Kunſt weggedacht — d. h. die gute Strategie, die gut ausgeübte Taktik möglich machte, die wieder Reihen guter Soldaten ausüben — was hätten dann Gemüthlichkeit und Vereine ausrichten mögen? Dann hätten — ſtatt ſie ihnen — die Franzoſen den Unſern Flügel und Rücken abgewonnen, ihre Batterien die unſrigen an wirkendem Kugelhagel überboten, ihre Tapfern hätten das franzöſiſche Gemüth unter taktiſchem Vortheil gültig gemacht u. ſ. w.

Eine Wahrheit dieſer Art deutet ernſt: nicht das Eine ſo hinanzuwürdigen, daß beim Anderen Vernachläſſigung dadurch entſtehen kann, nicht den Beiläufer zum Vorläufer zu machen. Das Preußenthum will die höchſte Kunſt, und ihre ewige neue Erhöhung. Sie wird ohne Zweifel das Gemüth auch brauchen, aber auch ſehn, worauf Alles, und worauf hauptſächlich es ankömmt.

Nun kommen die Göthethümler. Von ihnen wäre gar viel zu ſagen, doch nur einiges hier. Wenn Tauſende — worunter Viele auch den Mann ſchier nicht kennen — unaufhörlich Göthe Göthe rufen, ſo iſt das eine Erſcheinung im Gebiet der Literatur, namentlich im ſchönwiſſenſchaftlichen, und man ſollte im erſten Anblick der Sache meinen: es müſſe doch einen kunſtſinnigen Leitfaden, ein Vorbildliches geben, das ſey dann Geiſtesgemeingut, Weimariſches Meiſterthum gehöre als Deutſchen uns ja auch an, leuchte vor, ſtärke den Begriff über Vollkommenheit u. ſ. w. u. ſ. w.

Alles das iſt wahr, von einer Seite betrachtet, es giebt aber noch eine zweite. Das Göthethum iſt ein wahres Götzenthum geworden, und dem widerſtrebt alles wahre Preußenthum an ſich ſchon, weil es den Blick

für das Schöne ewig zu ſchärfen, nie aber wahnzubefangen, auflegt.

Das Preußenthum denkt ſich aber den Staat wie ein Ganzes, das eine preußiſche eigenthümliche Nation immer mehr entſtehen laſſen, und ausbilden will. Im Zuſammenhang mit andern ſoll ſie ſtets zu gewinnen, nie zu verlieren ſuchen, wie eine gute Staatswirthſchaft alle Mittel aufbietet, nicht im Handel mit den Fremdlingen zu verlieren. Das Hauptmittel iſt möglichſt geſteigertes und veredeltes Erzeugniß daheim.

Nationalität — meinethalb Volksthum genannt — läßt ſich aber in einem gebildeten Zeitalter nicht denken, ohne eine eigne Nationalliteratur. Sie muß vornehmlich auf dieſen Volksgeiſt, dieſen Volksſinn wirken, ihn einmal nehmen, wie er vorhanden iſt, und dann ſeine Erziehung zu einem Höhern und Edleren nach den Umſtänden daheim, nach dem, was Staatstendenz genannt werden kann, bemeſſen. Daß viele Zweige hieher nicht gehören, und nicht genug im allgemeinen Ideentauſchverkehr mit allen Nationen bleiben können, wäre überflüſſig zu erinnern, eben ſo unnöthig iſt es aber auch zu ſagen, daß es ſchon manche Nationalliteraturen gab und giebt, in dem hier gemeinten Sinn und Zweig. Wie Philoſophie, Poeſie, Umlauf moraliſcher Ideen u. ſ. w. auf den Geiſt und Sinn einer Nation bereits da und dort wirkten, und wirken können, wie ſie mit aller Geſetzgebung und den ſonſtigen Einrichtungen im Staate, in Wechſelwirkung ſtehn, darauf kömmt es an, England und Frankreich öffnen hier ein weites Feld zu Betrachtungen.

Zu bewirken, daß irgend ein Volk nach und nach das geſcheuteſte, und dem Vaterlande ergebenſte unter Allen würde, wäre eine hohe Aufgabe, und ein Hauptwerkzeug dabei ohne Zweifel eine Literatur wie die ge

meinte. Das Preußenthum würde laut mahnen, an die Löſung einer ſolchen Aufgabe zu gehn, den Zweck kann man jedoch nicht ohne Mittel wollen. Und wie ſtaatswirthſchaftlich zugleich, in einem Lande, welches das geiſtvollſte zu ſeyn ſtrebt — dies iſt bei uns zwar nicht der Fall, aber das Preußenthum würde ſo ein Streben verlangen — an heimathlichem Erzeugniß die Fremde zu überbieten.

Von ſelbſt kann ſich da aber nicht Alles machen, freie Concurrenz, und Vorausſetzung: Waare und Nachfrage, in ihren Beziehungen auf einander, erhöhten ſich, thun es ihm nicht allein, der Staat muß auch etwas thun — wie die engliſche Regierung, außer der gegebnen Freiheit, ihren Handel noch unmittelbar aufmuntert und begünſtigt — wenigſtens muß der Staat nichts dagegen thun, daß etwas von ſo einer Literatur entſtehe und aufkomme.

Im Preußiſchen thut die Regierung nichts dafür, bisweilen aber — wenn ſchon mittelbar — etwas dagegen, die Staatsbürger zeigen ſich hingegen großentheils feindlich. Vorurtheile ſind viel und mächtig dabei im Spiel, doch auch einigermaßen das Beiſpiel der Regierung, in ſeinem Nichtachten der heimathlichen Erzeugniſſe.

Das klingt ſehr gewagt, läßt ſich jedoch beweiſen. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß kein übles Wollen hier vorauszuſetzen iſt. Des Monarchen Charakter und Anſicht des Regierungsgeſchäftes wollen allenthalben das Beſte, keinen Zuſtand im Lande verſchlimmert, jeden blühend ſehn, wie könnte das anders ſeyn. Vortrag, Vorſtellungen, eingeforderte Meinungen, Empfehlungen u. ſ. w. wirken nun aber ſehr natürlich mit. Sind nun die Rathgeber befangen — das Göthethum unter andern befängt — können ſie leicht, auch bei allem gu-

ten Willen zu nützen, Schädliches empfehlen. Das liegt wohl am Tage.

In der That gab es eine Zeit, wo ſchon etwas von einer vaterländiſchen eigenthümlichen Literatur aufblühte, nämlich unter Friedrichs II. Regierung. Alle Wiſſenſchaftlichkeit in Deutſchland begann damals erſt ein neues Leben, Friedrich Wilhelm I. hatte ſie bei uns mehr gedrückt und verfolgt, *) als beſchützt und aufgemuntert, demungeachtet wetteiferten nun die preußiſchen Staaten nicht allein bald mit Sachſen — dem wiſſenſchaftlichſten deutſchen Ländchen, wozu ſeine Fürſten gar viel beitrugen — ſondern ging ihm in manchem Betracht ſchon voran.

Friedrich II. munterte die vaterländiſchen Wiſſenſchaften unmittelbar nicht auf, doch mittelbar auf eine unüberſehliche Weiſe. Er brachte ſie einmal zu einer beiſpielloſen Achtung im Allgemeinen. Denn bis dahin war hier eine Art ſoldatiſcher Zünftelei getrieben worden, der große König machte ſich zum wiſſenſchaftlichen Feldherrn. Wo ſein Vater in Nebenſtunden einen ſehr unbedeutenden Umgang gepflogen hatte, ſuchte ihn Friedrich bei den Muſen, und rief die erſten Köpfe ſeiner Zeit nach Potsdam. Mochten es Fremdlinge ſeyn — noch ließen ſie ja in der Heimath ſich nicht finden — mochte der gelehrte König in ihrer Zunge ſchreiben — es war ſo damaliger Ton, wie man früher die lateiniſche wählte, und die unſrige noch wenig ausgebildet — ein Monarch, der ſo den Thron umgab, und eigne philoſophiſche, poetiſche, didaktiſche, geſchicht-

*) Dahin gehörte die feindliche Behandlung der von ſeinem Vater geſtifteten Akademie, das Lächerlichmachen der Gelehrten, z. B. Gundlings, die Verjagung Wolfs u. ſ. w.

liche u. ſ w. Werke ans Licht ſtellte, gab auch nothwendig den Wiſſenſchaften im Lande ein hohes Anſehn. Daneben bewilligte er eine, damals allenthalben unerhörte, Preßfreiheit, ſo konnten ſeine gebildeten Unterthanen dem Anbau der Wiſſenſchaften ſo unbehindert ſich hingeben, wie es auf keinem anderen Punkte von Europa ſich hätte bewerkſtelligen laſſen. Ging es in einigen vierzig Jahren noch damit zu keinen bedeutenden Höhen hinan, konnte das nicht befremden. Schwierig und zeitraubend iſt jeder Anfang, und manche Kriege durchſchnitten jenen Zeitraum, die nur zu geeignet waren, aufgekeimte Früchte wieder zu vertilgen. Den franzöſiſchen Schriftſtellern jener Zeit war lange ſchon das ſogenannte goldne Jahrhundert Ludwigs XIV. vorangegangen, man hatte den erſten, immer weitſchweifigen und dornigen Weg des Kunſtrichterthums hinter ſich, in jedem Fach bereits gediegne, klaſſiſche Muſter. Hier ſollte man die erſt ſchaffen, jenen mühſeligen Pfad deutſcher Kritik und Geſchmacksbildung meiſtens noch zuvor bahnen. Es geſchah in den Literaturbriefen, in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, *) indem man zugleich treffliche Dichter ihrer Zeit, und Philoſophen von ſo eindringendem, als eigenthümlichen Geiſt auftreten ſah. Einer von den letzten, Kant, galt ſogar für den tiefſten Denker ſeiner Zeit, und wird auch — wie auch die Mode nun den Blick von ihm gewandt hat — in den Geſchichtsbüchern der Philoſophie als einer von den tiefſten Denkern aller Zeiten ſtehn bleiben. Welchen glücklichen Fortgang hätte das nehmen können, bei inniger Aufmunterung von Oben.

*) Theils anfänglich im Wetteifer, theils im Zuſammenhang mit Sachſen. Doch war Gottſched ein geborner Preuße, und Leſſing machte ſich meiſtens zum Preußen.

her, wenigſtens keinen Hemmungen und gelegten Hindernissen von dort.

Denn einige Aufmunterung bleibt einmal doch zu einem raſchen Fortgang nöthig, d. h. unmittelbare. Das Genie iſt eine Frucht, die auf jedem Boden wächſt, und gar nicht ſo ſelten, wie Manche glauben, doch keine Frucht gedeiht, wenn ihr der Boden abhold iſt; Pflege, und ihr Wachsthum wird nicht ausbleiben. Wenn Regierungen das Genie wollten, ſuchten, haben ſie es noch immer gefunden, ſiehe Perikles, Auguſt, Medizis u. ſ. w. Und keine ſo fade Lächerlichkeit als die uns Preußen neuerlich ſo oft geſagte — von Leuten aus unſerer Mitte wiederholte —: in unſerem Sandlande, oder wohl gar Bierlande, verkümmere das Genie. Als ob Athen nicht auf einem Boden gelegen hätte, der nur Gerſte trug, die Wiege und Mutter der Wiſſenſchaften, Egypten nicht Sandwüſten durchſchnitten, als ob der Kohlendampf und Nebel in London, wo Shakeſpear ſeine unſterblichen Werke dichtete, etwas äſthetiſches wären, oder — nach einer ſolchen Theorie — das entzückend romantiſche Tyrol, das weingeſegnete Ungarn, die poetiſchen Köpfe denn in guter Zahl hervorbrächte.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Napoleon und die Pariſer

nach ſeinem Rückzuge über den Rhein bis zum Traktat von Fontainebleau.

(Eine Fortſetzung der Auszüge aus Alphonse de Beauchamp Histoire des campagnes de 1814 et 1815.)

(Fortſetzung.)

Die ſchleſiſche Armee dringt immer weiter gegen die Marne vor, ohne von Marmont, der ſich auf Meaux zurückgezogen hatte, aufgehalten werden zu können: die groſse Armee dehnte ſich bis an die Thore von Sens aus, und ihre leichten Truppen ſtreiften bis Melün, 10 Lieuen von Paris.

Seite 255 ff. Von ſeiner Stellung bei Nogent aus beobachtete Napoleon dieſe verſchiedenen offenſiven Bewegungen, und ſchien unvermögend, ſie aufzuhalten. Er war auf ſeinen beiden Flanken umgangen, er ſah den Feind an den Thoren ſeiner Hauptſtadt, und die ſchönſten Provinzen ſeines Reichs allen Trübſalen, allen Verwüſtungen eines Invaſionskrieges ausgeſetzt. Die öffentliche Meinung erhob ſich gegen ihn, und ſeine

ganze Regierung ſchien in einen Zuſtand von Aufloͤſung zu verfallen. Die Regentin, die Miniſter, die Staatsraͤthe trafen Anſtalten, Paris zu verlaſſen; die Schaͤtze, die Kaſſen, die koſtbarſten Kunſtgegenſtaͤnde, die Archive der auswaͤrtigen Angelegenheiten wurden eingepackt. Das Feuer hatte ſogar ſchon einen großen Theil der ungeheuren Maſſe geheimer Anklagen verzehrt, von welchen die Polizei-Buͤreaus vollgepfropft waren. Auf ſein Schickſal gefaßt (resigné), ſtand Paris im Begriff, ſeine Thore zu oͤffnen. Es gab im Heere, wie in den oͤffentlichen Aemtern, in der Verwaltung, wie in der Geſammtheit der Buͤrger, unter den geſcheiten und aufgeklaͤrten Koͤpfen nicht einen, der ſich nicht einer nahen Loͤſung des Knotens verſehen haͤtte; jeder erſehnte und wuͤnſchte eiligſt die Kataſtrophe herbei, welche dieſem ſchmerzlichen Hinbruͤten ein Ziel ſetzen ſollte.

Allein Napoleon hatte noch nicht alle Abwechſelungen des Kriegsgluͤcks erſchoͤpft. — — —

Von einem jener leuchtenden Strahlen ergriffen, welche in den ſchoͤnen Tagen ſeines Ruhmes ſein Genie erhellt hatten, beſchloß er durch einen ſchnellen und kuͤhnen Marſch der Armee des Feldmarſchalls Bluͤcher in die Flanke und in den Ruͤcken zu fallen.

Die Beſchreibung der fuͤr die franzoͤſiſchen Waffen gluͤcklichen Gefechte bei Boye, Montmirail und Champeaubert fuͤllt das ſiebente Buch bis zum Ende. Mit lobenswerther Unpartheilichkeit laͤßt der Verfaſſer der unuͤbertroffenen Tapferkeit des Kleiſtiſchen Corps in dem Gefechte bei Champeaubert die verdiente Gerechtigkeit widerfahren.

Achtes Buch. S. 286 ff.

Die Wirkungen, welche die letzten Erfolge Napoleons auf die öffentliche Meinung hervorbrachten, waren ſo merkwürdig, daß ſie zugleich in das Gebiet der Geſchichte eingreifen. Paris vorzüglich ging ſchnell von der Betäubung und Niedergeſchlagenheit zu einer blinden Sicherheit über.

Der mit der Nachricht von der Niederlage der Ruſſen bei Champeaubert (Boye) abgefertigte Kurier langte, gleichviel, ob zufällig (naturellement) oder vorſätzlich, gerade in dem Augenblick einer Revüe an, und man las mit lauter Stimme den verſammelten Truppen die Depeſche vor, welche ankündigte, daß alles, Offiziere und Gemeine getödtet, oder, zugleich mit dem General en chef *) (!) gefangen wäre. Bülletins wurden ſogleich buchweiſe auf den Spaziergängen, bei den Verwaltungen und in den Schauſpielen verbreitet. Eine Salve von 60 Kanonenſchüſſen beſtätigte den großen Sieg; man redete ſich in den Straßen an; man fragte einander aus; die ruſſiſche Armee iſt zu Grunde gerichtet, ſagte man. Die niedergebeugten Gemüther richteten ſich wieder auf, und mit dem Vertrauen lebte die Sicherheit wieder auf. Die Kuriere folgen ſich; ſie verkünden, daß man Sacken bei Montmirail vernichtet hat, und daß Blücher ſelbſt bei Vauchamp (Champeaubert) beſiegt worden iſt.

Drauf kommen die nähern Umſtände und Erläuterungen (les details et les commentaires), vom Be-

*) Es war der General Alſufieff (Aſuliecgeff), deſſen ganze Diviſion in 4000 Mann beſtand, wovon allerdings zwei Drittheile getödtet oder verwundet waren.

truge ausgearbeitet, und von der Leichtgläubigkeit in Umlauf gebracht.

Wir übergehen ihren wörtlichen Inhalt, und laſſen den Verfaſſer S. 289. weiterſprechen.

Ungeachtet der Schwulſt und Uebertreibung dieſer Machwerke (résumés), war es nichts deſto weniger unbeſtreitbar, daß Napoleon von dem Mangel an Zuſammenwirken (peu d'ensemble) und der Zerſtückelung der Verbündeten Vortheil ziehend, ſich eine ihrer Armeen, die für die thätigſte galt, vom Halſe geſchafft hatte; nicht weniger einleuchtend war es, daß er ſeine Hauptſtadt zahlreichen Feinden entrückt hatte, welche mit Gefühlen von Haß und Rache herbeizueilen ſchienen. Die Freude, welche er darüber empfand, brach in eine Art von Hochmuthstaumel aus: ſo ſehr war er überzeugt, daß ſein Schickſal von der Erhaltung von Paris abhing. — — — —

Der Ausgelaſſenheit (délire) nach zu urtheilen, welche die Höflinge blicken ließen, hätte man ſagen mögen, daß der Feind 200 Stunden weit von der Hauptſtadt auf der Flucht begriffen, daß der Krieg zu Ende ſey. —

Die heitere Stimmung des großen Haufens war um ſo unverſtellter, als Napoleon ſich hatte angelegen ſeyn laſſen, die Verbündeten, vorzüglich die Ruſſen, als Barbaren abzuſchildern, welche nur die Wuth des Schwerdtes, den Raub und die Verwüſtung kennten.

Alle Hebel der öffentlichen Meinung, alle Gefühle, welche die menſchlichen Leidenſchaften aufregen können, wurden ins Spiel gezogen; daher die Erbitterung, der Muth, die Hoffnung und die Zuverſicht, welche wechſelsweiſe in der Hauptſtadt ſichtbar wurden.

Die Religion war nicht vergeſſen worden. Ein Kardinal, welcher die Schande der franzöſiſchen Kirche geworden war; ein Biſchof, der damals an der Spitze der Pariſer Geiſtlichkeit ſtand, *) hatte öffentliche Gebete angeordnet, um von Gott den glücklichen Fortgang der Waffen Napoleons zu erbitten. —

Den Auszug aus dem Hirtenbriefe kann der Leſer, wenn er Luſt hat, beim Verfaſſer Seite 292 nachſehen.

Um die Nationalbegeiſterung deſto beſſer zu erwecken, und die Ueberzeugung allen Gemüthern beizubringen, beſchloß Napoleon den Pariſern das Schauſpiel einer Art von Triumph zu gewähren. Den 18. Februar ließ er bei hellem Tage, zugleich mit dem General Alſufieff, einige in den letzten Gefechten gefangen genommene Offiziere, und einen Zug von 6000 Gefangenen in Paris einbringen. Die Sonne beleuchtete einen der ſchönſten Wintertage; die ganze Bevölkerung von Paris überſchwemmte die Boulevards, Vorſtädte, Quais, Straßen und öffentlichen Plätze; jeder war auf ein ſo neues Schauſpiel auf das lebhafteſte geſpannt. Es kamen durch die Barrieren von Pantin und Charenton lange Züge von ruſſiſchen und preußiſchen Gefangenen an, und hier zeigt ſich die franzöſiſche Großmuth in ihrem ganze Lichte. Der Pariſer ſieht in dieſem Haufen entwaffneter Feinde bloß unglückliche Menſchen; er bringt ihnen Unterſtützung jeder Art dar; und es iſt dieſe Regung um ſo lobenswerther, als ſie zu Gunſten fremder Krieger abzweckte, die alle Drangſale des Krieges mitbrachten. Allein ſie waren damals Gefangene: Geld, Lebensmittel, Kleidungsſtücke, alles

*) Jean Siffren (Johann Zepherin) Maury.

wurde ihnen reichlich geſchenkt, den Handlangern der Polizei zum Poſſen, welche, erſtaunt über die unerwartete Wirkung, die ein ſo rührendes Schauſpiel auf das Volk hervorbrachte, ſich in Schmähungen gegen die Beſiegten ergoſſen. *) Die Maſſe der Pariſer beobachtete den edlen und ruhigen Anſtand, welche einer geſitteten Nation geziemt, deren Charakter durch den langen Triumph des Verbrechens nicht ganz verderbt iſt. Auch ließ dieſer Tag im Voraus die Wiederausſöhnung der großen europäiſchen Familien ahnen.

Die Freude der Pariſer währte nicht lange. Selbſt in dem Augenblicke, wo Napoleon triumphirte, war Schwarzenberg längs der Seine und Yonne an der Spitze der großen Armee im Vorrücken begriffen. Ungariſche Huſaren beſetzen Fontainebleau. Der ruſſiſche Vortrab beſetzt Provins, und dringt auf Nangis vor.

Seite 309. Die Landleute aus den Ebenen von la Brie, flüchten gegen Paris, wo ſich die Unruhe von neuem verbreitete, und wo ohnehin die durch die Erfolge an der Marne hervorgebrachten Täuſchungen zu zerſtieben anfingen. „Wie! ſagte man, eine feindliche Armee iſt vernichtet, und ſogleich zeigt ſich eine noch furchtbarere, und dieſe iſt der Hauptſtadt noch näher, wo ſie unfehlbar den 19. oder 20. ihren Einzug hält, wenn es Napoleon nicht durch neue Wunder dahin bringt, ſie zurück zu treiben."

Die

---

*) Die Wahrheit des vorſtehend Erzählten iſt dem Ueberſetzer ſelbſt von deutſchen Augenzeugen beſtätigt worden.

Die Gefahr wurde wieder dringend: man fing wieder an, nach der Normandie und Bretagne zu flüchten, die Regierung Napoleons ſchwankte nochmals; die kraftloſe Polizei zitterte für ihre Helfershelfer; die Conſcribirten verließen ihre Corps, ohne verfolgt zu werden; die Höflinge erſchienen wieder niedergeſchlagen und ſchweigend; die Vertheidigung von Paris ſchien ein grauſamer Spott, und ließ allgemein fürchten, daß ſie der Plünderung der Stadt zum Vorwande dienen möchte. Den Lügen der Armeeberichte und Journale ſtellte man den unwiderlegbaren Einwurf entgegen: der Feind iſt noch vor unſern Thoren.

Noch einmal gelang es Napoleon, ſeine Hauptſtadt zu decken. Er ſchlägt zuerſt bei Mormant einige Diviſionen der Wittgenſteinſchen Armee zurück.

Die aus Spanien gekommenen Truppen, welche an dieſem Gefechte Antheil nahmen, hatten aus der Halbinſel Maulthiere und Pferde mitgebracht; und es war nach der Schlacht ein befremdendes Schauſpiel, andaluſiſche Mauleſel und tartariſche Pferde neben einander hingeſtreckt zu ſehen.

Seite 312. Der Marſchall Herzog von Reggio rückt auf Provins, der Marſchall Herzog von Tarent auf Donnemarie und der Marſchall Herzog von Belluno auf Villeneuve-le-Comte vor, wo der General von Wrede mit 2 baieriſchen Diviſionen ſtand; dieſe wurden angegriffen und auf Donnemarie und Bray zurückgeworfen, doch ohne daß man in ſie einbrechen (entamer); noch ihrem Rückzuge ein Hinderniß in den Weg legen konnte. Napoleon aufgebracht darüber, die Baiern ihm ſo entkommen zu ſehen, höhnt öffentlich die Tapfer-

keit ſeiner General. Er beſchuldigt den Generale Lebèritier nicht ſo, wie er ſollte, an der Spitze der Dragoner angegriffen zu haben; den Brigade General Montbrün übergiebt er einem Kriegsgerichte, weil er ſich auf Eſſoane zurückgezogen hatte, ſtatt Moret und den Wald von Fontainebleau vertheidigt zu haben. In Folge dieſer Bewegung fiel Fontainebleau in die Hände des öſterreichiſchen Generals Grafen von Hardegg, der das Schloß unter ſeinen Schutz ſtellte. Die Stadt Nemours wurde von einem Schwarme Koſaken umringt, und ſah ſich daher genöthigt, den Verbündeten ihre Thore zu öffnen.

Napoleon erboßte ſich gegen die Generale, welche eine Stadt verließen, ohne ſie bis zur Einäſcherung vertheidigt zu haben. Selbſt ſeine Reichsmarſchälle waren nicht immer ſicher vor öffentlichen Vorwürfen, die er in einem verächtlichen und hohnſprechenden (de dénigrement) Tone an ſie richtete.

Einer von ihnen, der Herzog von Belluno, konnte den 17. (Februar) Abends nicht vor Montereau anlangen, um ſich der Brücke zu bemächtigen; ja ſogar nicht über Falins hinauskommen, welches 2 Lieuen davon entfernt iſt. Wie hätte er überdieſes den Angriff mitten in der Nacht, vor der Ankunft ſämmtlicher Kolonnen beginnen wollen? „Das iſt ein wichtiger Fehler, ruft Napoleon aus; die Beſetzung der Brücke von Montereau würde einen Vorſprung von einem Tage gewährt (fait gagner un jour) und verſtattet haben, die öſterreichiſche Armee in delicto flagranti *) zu ergreifen;"

---

*) Ich wähle den lateiniſchen Ausdruck, weil bei dem deutſchen „auf friſcher That" der Nebenbegriff der Straf-

und dieſe höhnende Redensart nimmt er in ſeinen offiziellen Armeebericht auf, als ob die Stellung von Montereau, welche den Rückzug der Verbündeten deckte, den 17. nicht eben ſo würde vertheidigt worden ſeyn, wie es den 18. ward. Allein Napoleon hätte dieſelben gern mit einem Schlage vernichten mögen, und das war es, was er die öſterreichiſche Armee in delicto flagranti ergreifen nannte.

In ſeinem Jähzorne nimmt er dem Marſchall Herzog von Belluno das Kommando, um es dem General Gérard zu geben; und am nämlichen Tage beſchimpft er, Angeſichts der Armee, den General Guyot, einen der ausgezeichnetſten Diviſionsgenerale ſeiner Garde; er macht ihn wegen der Wegnahme eines Artillerieparks durch die Koſaken verantwortlich.

Man konnte nicht begreifen, wie ein emporgekommener Soldat unter ſo kritiſchen Umſtänden ſich erlauben konnte, die bravſten Offiziere ſeiner Armee wegwerfend zu behandeln, ſelbſt die, deren Dienſte und Talente ihm ſo nothwendig waren; allein ſeit ſeinen unerwarteten Erfolgen träumte Napoleon von nichts als Triumphen und Zertrümmern, und ſein Uebermuth kam wieder zum Vorſchein, wie in den Tagen ſeines höchſten Glücks.

Seite 316 ff.

Das Treffen bei Montereau (den 18. Februar) wurde

---

barkeit, auf welchen Napoleon hier anſpielte, verloren gehen würde.

Der Ueberſetzer.

durch die ſchnelle Ankunft des Generals Pajol mit friſchen Truppen zu Napoleons Gunſten entſchieden.

Durch das Kartätſchenfeuer aus 60 Stück Geſchütz, welches Napoleon ſelbſt kommandirte, abgehalten, hatte der Feind nicht einmal Zeit, die Brücke zu ſprengen, und der Sieger bemächtigte ſich ihrer gegen alle Erwartung. — — Der Verluſt der Verbündeten, an Todten, Verwundeten und Gefangenen, belief ſich auf 5 bis 6000 Mann; viele Waffen und einige Kanonen fielen auch in die Hände der Franzoſen.

„Mein Herz iſt erleichtert, ruft Napoleon aus, ſo eben habe ich die Hauptſtadt meines Reichs gerettet.“

Die Verfolgung der Verbündeten entſprach übrigens der Abſicht wenig, weil ſich jene in ſo guter Ordnung zurückzogen, daß man ihnen nicht beikommen konnte.

Die Spitzen von den Kolonnen der großen Armee waren, fährt der Verfaſſer fort, zwar geſchlagen und aufgerieben (enfoncées), allein die Maſſe war gar nicht in Zerrüttung. — — — — — —

Nichts war alſo entſcheidend, und ſogar der Sieg ſtreitig gemacht worden. Die von Napoleon in Perſon geleitete ſchreckliche Kanonade gegen die Alliirten hatte, aus Mangel an Pulver und Munition, einen Augenblick mit Feuern nachlaſſen müſſen. Ein Bedauern trübte daher die Freude des Siegers: vielleicht, daß man, wenn die Pulverwagen beſſer gefüllt geweſen wären, einige tauſend Leichname mehr die Gefilde von Montereau hätte bedecken ſehen. Die Empfindlichkeit Napoleons richtete ſich gegen den General Digeon, und folgenden Morgen um 8 Uhr, als er ſich noch auf dem Schloſſe Surville befand, diktirt er einem ſeiner Sekretäre ein an dieſen Offizier gerichtetes Schreiben, das folgendergeſtalt abgefaßt war: „Ein Artilleriege-

neral, welcher in ſeinen Pulverwagen kein Pulver hat, verdient den Tod; ich werde Sie einer Militärkommiſſion überliefern; Sie ſind meines Vertrauens unwerth." Er verſchiebt indeſſen den Abgang dieſes ſchmetternden Schreibens, und verlangt den General Sorbier, welcher die Artillerie en chef befehligte. Dieſer General wird eingeführt: „Sie legen ſich verteufelte Ehre ein, ſagt Napoleon aufgebracht zu ihm; geſtern fehlte das Pulver in den Pulverwagen, und Ihr General verdient erſchoſſen zu werden; ich bin im Begriff, ihn zu kaſſiren, und ihn einer Militärkommiſſion zu übergeben." — „Sire, antwortet der General Sorbier, ohne in Unruhe zu gerathen (sans s'émouvoir), der General Digeon iſt ein ſehr ausgezeichneter Offizier; ich zweifle, daß die Beſchuldigung, welche ihm gemacht wird, wahr ſey, und er verdient keine Vorwürfe; Sie können, Sire, ihm Ihr Vertrauen entziehen, aber die Stimme der Armee wird ihm bleiben." Dieſer Zug einer edlen Feſtigkeit ergriff den Despoten, und er befahl dem Sekretär den Brief zu zerreißen. *)

Den Eindruck, welchen die neu errungenen Vortheile auf die Pariſer machten, ſchildert der Verfaſſer Seite 321 ff.

Niemals war die Veränderung der Szene ſchleuniger und vollſtändiger. Die Kuriere folgten einander auf der Straße von Paris; ſie langten in den Tuillerien

*) Dieſe Anekdote iſt dem Verfaſſer von einem Maire der Gegend, welcher Ohrenzeuge jenes Vorgangs war, mitgetheilt worden.

Digitized by Google

mit Lorbeern bedeckt, von der Menge gedrängt, und unter Siegesgeſchrei an. Den offiziellen Mittheilungen gingen wie gewöhnlich die übertriebenſten Gerüchte vorher. Den Höflingen, und den Echos der Polizei zufolge, war die öſterreichiſch-ruſſiſche Armee beinahe vernichtet; verweigerten die Oeſterreicher ſich zu ſchlagen, warfen ſie die Waffen weg, und war ihr Abfall gewiß. Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, welche bis Bray vorgegangen geweſen waren, hatten ihre Rettung bloß der Schnelligkeit ihrer Pferde zu verdanken gehabt; die Trümmern der großen verbündeten Armee endlich waren in der größten Unordnung auf dem Rückzuge begriffen; es war zweifelhaft, ob die Flüchtigen den Rhein würden wieder gewinnen können; der Krieg war beendigt. Die ſchleunigen und kühnen Operationen Napoleons vereitelten alle Abſichten des Feindes, und riefen in alle Gemüther die glorreichen Erinnerungen der denkwürdigen Feldzüge in Italien, Deutſchland und Preußen zurück.

Napoleon hatte endlich das Geheimniß zu ſiegen, wiedergefunden. Der Kern der verbündeten Truppen war es, gegen die er bei Montmirail, bei Vauchamp, bei Montereau gefochten hatte; Kanonen, Gefangene, 10 in ſeiner Gewalt gebliebene Fahnen, das waren die Unterpfänder der franzöſiſchen Tapferkeit.

Nie war, ſeit der Eröffnung des Feldzugs, der Anſchein des Sieges in einem ſo vortheilhaften Lichte erſchienen; die Sache Napoleons ſchien gewonnen. Man hatte ihn, zwiſchen die Marne und Seine geſtellt, mit der ihn charakteriſirenden Thätigkeit ſich nach einander rechts und links wenden, und auf dieſe Weiſe, dadurch, daß er die Anzahl durch Schnelligkeit vervielfältigte, beide Armeen dahin bringen ſehen, die eine ſich bis Chalons, die andere ſich bis Troyes zurückzuziehen. — — — —

Digitized by Google

Die öffentliche Meinung folgt faſt immer dem Impuls der Waffen und des Sieges. „Napoleon, ſagten die Pariſer, hat zweimal die Hauptſtadt gerettet; er hat unſere Weiber, unſere Töchter, unſere Schweſtern gerettet; laßt uns an ſeine Regierung uns anſchließen, die, ſo laſtend (oppresseur) ſie iſt, uns allen doch den Vorzug zu verdienen ſcheinen muß, vor der Ungewißheit, der Anarchie, der Plünderung, der Zerſtückelung und der Schande, welche die Franzoſen über alles fürchten.“

Dieſe Meinung wurde vorherrſchend; die Feindſeligkeiten nahmen einen Charakter von Raubgier (acharnement) und Verwüſtung an, welche der Sache der Verbündeten ſchadete. Niemand hatte ſich durch ihre Frankfurter Proklamation, welche einem metaphyſiſchen Weſen, Uebergewicht (préponderance) genannt, den Krieg erklärt hatte, hinreißen oder verleiten laſſen: auch war der weſentliche Zweck (effêt) dieſer Erklärung verfehlt. *)

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Der Ueberſetzer will bloß erinnern, daß den Verfaſſer der Franzoſe hier in den Nacken ſchlägt.

III.

Ueber die Städteordnung.

Als die Cultur in Deutſchland, Künſte, Handwerke und Handel zuerſt einführte, exiſtirte Maximilians Landfriede noch nicht. Die Freien der Nation, die ſich mit jenen beſchäftigten oder beſchäftigen wollten, ſuchten befeſtigte Burgen, Königliche Pfalzen, Domkirchen und Münſter, um ſich dort in weltlicher oder geiſtlicher Sicherheit zu befinden. Hier, wo auch der meiſte Luxus im Lande herrſchte, mehrte ſich ihre Zahl, und Städte entſtanden. Von der Befeſtigung derſelben als Burg erhielten die ſtädtiſchen Freien ihren Namen, und der Mittelſtand war da.

Dieſer Mittelſtand in den Städten, oder die Burger, hatten nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich ſelbſt eine Verfaſſung zu geben, um Ruhe und Ordnung im Innern, und ſich ungeplündert gegen Fremde zu erhalten.

Das römiſche Recht lieh noch keine Normen, Polizei war dem Namen nach noch nicht bekannt, und das Völkerrecht war, was es nur ſeyn kann, ein Unding, das noch nicht geträumt wurde. Die wenigen Sätze, die das Herkommen als Geſetz für ſtreitige Fälle gelten

ließ, konnte Jeder, ohne eben leſen oder ſchreiben zu können, was noch für alleiniges Eigenthum des gelehrten Clerus galt.

Die Wahl der Vorſteher in den Städten richtete und konnte ſich mithin lediglich nach Verſtand, Tapferkeit und Rechtſchaffenheit richten. Die Benennung Burge- (oder Bürger-) Meiſter und Rathmänner war adäquat.

Indeſſen breitete ſich das römiſche Recht immer mehr über Deutſchland aus. Man fing an einzuſehen, daß beſtändige Juſtiz- und Polizeianſtalten allein die Ruhe verbürgen könnten. Das Reichskammergericht wurde unter Kaiſer Maximilians I. Auſpicien angeordnet und der ewige Landfriede publicirt. 1495. — Rückſichts der Vorgänger Maximilians und deren ſogenannter Landfrieden verdiente dieſer das Schmuckwort ewig, mit vollem Rechte. —

Jetzt kam es bei den Mitgliedern des Raths nicht mehr auf Tapferkeit an, und der Verſtand mußte, wenigſtens bei einem oder einigen Gliedern durch das Studium des römiſchen Rechts gebildet ſeyn. Der Rath nahm Syndici in ſeiner Mitte auf, um ſelbſt das Ruder in der Hand, ſich des Raths dieſer Rechtskundigen zu bedienen. So wie der Uebergang von einer Sonderbarkeit zur andern nicht ungewöhnlich: ſo ward Deutſchland, ſonſt ohne alle Geſetze, jetzt damit überhäuft. Nicht allein, daß es verſchiedenartige Kaiſer-, Kirchen-, Land- und Stadtrechte gab, nein, es bildeten ſich auch Innungs- und Gilderechte.

Jene trennten das Intereſſe der Nation und ſo nothwendig dieſe anfänglich waren, um dem Handel und den Gewerben einen höhern Schwung zu geben: ſo nachtheilig wurden ſie dem Wohl der Städte. Der kalte Egoismus fing an zu herrſchen, das Heil der

Städte beruhte mehrentheils nur auf der Vorſorge des Staats. Kriege und andere Unfälle, beſonders Nachahmung anderer Sitten, kamen dazu, und ſo ging, und ſo mußte alle Liebe zum Vaterlande, zur Vaterſtadt verloren gehen, welche ſich nur in einigen Reichsſtädten noch erhielt. Dieß ſpricht ſich rein aus, wenn man Mauern, Wall, Graben und Thürme in den ältern Städten betrachtet. Sie ſchwinden der Zeit und unſere Zeitgenoſſen müſſen geſtehen, Das nicht unterhalten zu können, Was unſere Voreltern ſo ſorgfältig kunſtreich anlegten, ja man kann behaupten, daß ſie nicht im Stande ſind, die Rudera an jenen Ruinen ſo kunſtvoll zu vernichten, daß die Theile noch brauchbar wären. —

Bei dieſer Lage der Sache mußte eine wohlthätige Einrichtung der ſtädtiſchen Verfaſſung nothwendig erſcheinen. Sie ward Preußens Bewohnern in der Ordnung der Städte.

Ganz richtig iſt darin davon ausgegangen, daß

a) Selbſtſtändigkeit,

und

b) gemeinſchaftliches Intereſſe,

das Verlorne wiedergewinnen laſſen könnten. Bleibt nun gleich Hinſichts des Letzteren Nichts zu wünſchen übrig: ſo iſt doch Rückſichts des Erſteren auf der einen Seite Zuviel, auf der andern Seite Zuwenig geſchehen.

— Wenn der Unterzeichnete ohne alles Intereſſe und nur voll von dem Wunſche für ſeines Vaterlandes Wohl hier ſeine im Stillen abſtrahirte Bemerkungen niederlegt: ſo darf er ſich im Voraus der Erlaubniß der höhern und höchſten Behörden, und der Verzeihung der allerhöchſten Perſon erfreuen. — Er beginnt.

Im Allgemeinen iſt die Städteordnung ſocialrechtlich und nationell abgefaßt. Nur der Zeitpunkt iſt, vor

1495 geſetzt, wahrſcheinlich, weil die Städte damals in der kraftvollſten Blüthe ſtanden, wovon die 1200 geſtifte Hanſe und mehrere dergleichen Vereine zeugen.

Damals genügte Kraft (Tapferkeit), Verſtand und Rechtſchaffenheit an den Vordermännern in den Städten. Nachher wurde aber Rechtskenntniß und eine gelehrte Gewandtheit nothwendig.

Sie iſt es auch noch, und ohne ein rechtsverſtändiges Mitglied im Magiſtrat geht der Zweck, beſonders in den kleinen Städten, verloren.

Bei den verſchiedenartigen Geſchäften, die Rathscollegien zu verwalten haben, iſt ſchlechterdings Rechtskunde erforderlich, abgeſehen, daß der ſimple Geſchäftsgang ſchon ein darin routinirtes Subject erfordert.

Man denke ſich den verſtändigſten und rechtſchaffenſten Bürger einer Stadt voller Energie, was wird er beginnen können? Kaum kann er die einzelne Deputation, die die Städteordnung anordnet, dirigiren. Nun ſoll er an der Spitze des Ganzen ſtehen, umgeben von Perſonen, die voller guten Willen kräftig, aber — ohne Bildung ſind. Wie traurig muß ſeine Lage nicht werden! Was hilft hier gemeinſchaftlicher Zweck? Unbeholfen dreht ſich das Corpus, Magiſtrat genannt, zwiſchen der Regierung und den Stadtverordneten herum, und kömmt nicht — weiter. — Erkundigungen an kleinen Orten werden dieß beſtätigen. —

Fühlt man bei der Wahl dieß nun: ſo wählt man, wie häufig, im Geſchäftsgange routinirte Leute. Dadurch wird die Auswahl, zumal in kleinen Städten, höchſt beſchränkt. Alle Rückſichten wegen Nationalismus, krafteindringlich zu reden, zu entflammen fürs Wohl der Stadt, müſſen ſchweigen, wo jenes Bedürfniß ſo laut ſpricht. Die Gewählten aber ſehen das neue Amt als eine Gelegenheit an, anſtändig verſorgt

zu ſeyn. Iſt es nicht natürlich, daß ſie ſich darin zu erhalten ſuchen müſſen? Das, was ſie vorher vielleicht waren, ſind ſie nicht mehr, und methodiſch brodlos, wenn nach abgelaufner geſetzlicher Friſt die Wahl nicht wieder auf ſie fällt. Welche Inconvenienzen müſſen hieraus entſpringen, wenn beſonders die Polizei damit verbunden iſt, wovon aber für jetzt nicht die Rede ſeyn ſoll.

Statt deſſen denkt ſich der Geſetzgeber einen Bürger, der von regem Gefühle für ſeines Vaterlandes und ſeiner Vaterſtadt Wohl beſeelt, ſich weiß frei und kraftvoll zu äußern, und unbekümmert um ſeine Exiſtenz ſeine Rolle aus den Händen geben kann, bis ein günſtiger Zeitgeiſt ihn 'mal wieder hebt.

Und wie leicht kann dieſes bezweckt werden?

Es darf nur auf Lebenszeit ein rechtskundiges Subject als Syndicus jedem Magiſtrate beigegeben werden,

— Auf Lebenszeit, weil ſonſt wegen der Sorge für die Zukunft, Nichts Vorzügliches zu erlangen ſteht!

Dieſer mag den Geſchäftsgang beſorgen, den Uebrigen rathen und ihre Gutmeinungen in die nöthige Form bringen.

Fürchtet man ja, daß in der künſtlichen Anſicht dieſes, die Selbſtſtändigkeit der natürlichen Anſicht verloren gehen könnte; ſo verleihe man ihm blos ein votum consultativum, und alle Beſorgniß kann ſchwinden.

Dann kann frei und ohne Rückſicht gewählt werden. Der Bürgermeiſter und Rath bedienen ſich dann des Syndicus, wie Kommandeur und Standgericht ſich des Auditeurs bedienen, und Alles iſt an ſeinem Orte.

Die Koſten können keinen Skrupel verurſachen, ſofern die Anordnung zum Beſten des Ganzen nothwendig iſt.

Sonſt darf auch der Bürgermeiſter, der dann nach der allerhöchſten Intention ein geachteter Bürger iſt, eine Kleinigkeit von etwa 100, 200 und 400 Thl. in kleinen, mittlern und großen Städten bekommen. Es wird ihm genügen, da ihm der Expeditionskram fremd bleibt.

— Dem Syndicus, oder auch dem Stadtrichter, kann man die Polizei übertragen, wenn die Koſten nicht für ein beſonderes Polizeidirectorium zu beſchaffen. Denn die Polizei iſt beſſer in den Händen eines Einzelnen als Mehrerer. In Geſchäften ſchadet ein Verwandter, geſchweige denn Mehrere von Mehreren. —

Der Syndicus wird zu gleicher Zeit im Stande ſeyn, den häufigen Anmaßungen der Stadtverordneten zu widerſtreben und wohlthätig dem Ganzen durch Reden zu wirken.

Dadurch wird dem Zuviel der Selbſtſtändigkeit der ſtädtiſchen Bewohner vorzüglich abgeholfen werden, und die allerhöchſte Willensmeinung wird in Erfüllung gehen können.

Das Zuwenig der Selbſtſtändigkeit ſcheint mir Rückſichts des Staats unter andern im §. 2 zu liegen.

Denn wenn es gleich rechtlich und nothwendig iſt, daß der Staat die Oberaufſicht über alle Theile und alſo auch die Städte führt; ſo erfordert dieſe doch keinesweges die Darlegung der Rechnungen.

— Dieß erſcheint als ein Ueberbleibſel aus der vorigen Zeit, wo bis oben hinauf um eine Falſchrechnung von 1½ Thl., mehrere Bogen Papier verſchrieben wurden. —

Das Bürgergemeindevermögen und deſſen Verwaltung geht nur die Bürger an. Der Staat hat die Stadtverordneten zu Kontrolleurs ernannt. Da bedarf es keiner weitern Durchſicht.

Die Annahme der Beſchwerden mag beibleiben, und die Beſtätigung der Statuten. Dagegen ſollte ſich conſequent der Staat bloß das Veto und deßhalb eine Vorlegung der Wahlprotokolls vorbehalten, um allenfalls unruhige Menſchen entfernen zu können.

— Die Magiſtrate ſind Hinſichts der Vermögensverwaltung bloß Adminiſtratoren. Wie mancher reiche Landedelmann ſetzt Adminiſtratoren über weit bedeutenderes Vermögen ein, als die Kämmerei des benachbarten Städtchens umfaßt, und geht auf Reiſen. Darum bekümmert ſich Keiner. Hier wachſen die Wächter Hydersköpfen gleich, und der Staat hält dennoch Beſtätigung nothwendig. —

Das Zuwenig liegt mir

2) in dem §. 17, wonach unbeſcholtenen Schutzverwandten die Kommune nicht das Bürgerrecht verſagen kann. —

Die Verleihung von Rechten hängt ſonſt vom Verleiher ab, und mit der Klarheit oder Unklarheit von Unbeſcholtenheit iſt es eine eigne Sache. Zudem iſt nicht abzuſehen, warum Gemeinden, die z. B. ein bedeutendes Vermögen haben, Fremde daran Theil nehmen laſſen müſſen, ich muß wünſchen, daß die Annahme oder Nichtannahme von den Stadtverordneten abhänge cf. §. 24.

Außerdem wende ich ein:

ad §. 53 und 54. Warum, wenn Klaſſen, Corporationen das Vermögen in der Stadtgemeinde gelaſſen werden ſoll, dieß dem Einzelnen und quo titulo genommen worden, weiß ich nicht. Vielleicht

liegt es an der nicht ganz deutlichen Faſſung des §. 53. —

ich würde die reſp. Berechtigungen bei beiden ablöſen, wie auch §. 60 wegen der Befreiungen angeordnet iſt, und vielleicht auch wegen der perſönlichen §. 33 ſeyn ſollte; und was, wenn auch nicht privatrechtlich, doch ſtaatsrechtlich angeht und zu wünſchen iſt.

ad §. 70. Hier ſind zu viel Perſonen als Stadtverordnete genannt. Quot capita tot sensus. Je mehr Menſchen, deſto mehr Geſchrei. Es verſäumen ſich auch ohne Noth zuviel Perſonen, die dem Ganzen wünſchenswerther, ihr Gewerbe treiben; ich würde lieber leſen ſtatt 24 bis 36 in den kleinen Städten, 12 bis 24; ſtatt 36 bis 60 in den mittlern, 24 bis 36; und ſtatt 60 bis 102 in den großen, 36 bis 72. Tres faciunt collegium. Ein unpartheiiſcher Zuhörer ihrer Verſammlungen wird dennoch ausrufen: eheu, jam satis.

§. 73 iſt vorzüglich geeignet das Intereſſe zu verallgemeinern, was bisher an Zunft, und Innung, und Gilden ſcheiterte.

— Wären ſie, die der Freiheit ſo hinderlich, erſt ganz begraben. Sie vegetiren noch fort, troß der Gewerbefreiheit. —

Nach

§. 113 ſoll bei Berathungen der Stadtverordneten bloß Syndicus Magistratus ſeyn.

Wenn nun aber, wie in kleinen Städten, keiner iſt? Bedürfen die Stadtverordneten in kleinen Städten ſeines Raths weniger, wie die in den größern? ich dächte bei weitem mehr, da die Bewohner der größern Städte in der Regel in der Bildung weiter ſind, und qualifizirte

Subjecte in ihrer Mitte haben, und juſtifiziren dadurch meinen zuerſt geäußerten Wunſch.

Begründet wird dieſer ferner durch

§. 127, wonach Magiſtratus dafür haften ſoll, daß Nichts gegen Staat und Geſetze ausgeführt werde. — Leider kennt ja der Bürger, ſelbſt der beſte, verſtändigſte, die Geſetze wenig oder gar nicht, zumal an kleinen Orten.

ad §. 143 und 44. Warum gröſſere Städte einen Syndicus wählen ſollen und kleine nicht, iſt nicht abzuſehen. Vielleicht, weil ſie ihn, wegen mehreren Vermögens mehr brauchen und beſſer ernähren können? Das iſt nicht immer der Fall; ich weiß es nicht, aber ich mögte behaupten, daß z. B. Strelitz mehr Kämmereivermögen als Potsdam hat.

ad §. 166. Daß die Polizei in den Händen des Magiſtrats nach der Städteordnung nicht gut aufgehoben iſt, bedarf wohl keiner Ausführung. Es liegt zu Tage. Vielleicht ein andermal mehr darüber.

ad §. 183 f, finde ich es unpaſſend, daß die Stadtverordneten die Geſchäftsführung der Deputationen und Kommiſſionen des Magiſtrats aus ihrer Mitte zu unterſuchen ermächtigt ſind:

Es ſchadet dem Anſehen des Magiſtrats, dem die Stadtverordneten immer untergeordnet bleiben ſollten. Pflichtwidrigkeiten mögen ſie im Wege der Beſchwerde anzeigen. Das genügt und iſt verordnet §. 188.

Eben das ſentire ich

ad §. 184 wegen des Recurſes, den Magiſtrat gegen die Stadtverordneten nehmen ſoll.

Wenn die Stadtverordneten über die aufzubringende Summe entſchieden haben, muß Magiſtratus den Plan entwerfen und den Stadtverordneten mittheilen.

Kön-

Können ſie ſich hiernach nicht einigen, mögen die Stadtverorndneten ſich beſchweren § 188.

ad §. 205 f. 6. Beide §. §. harmoniren dem Anſcheine nach nicht. Nach §. 205 würden z. B. Rathsdiener nicht (sine crimine) nach §. 206 auf Beſchluß der Stadtverordneten abgeſetzt werden können.

— Das Letztere würde ohne Noth eine willkührliche Eigenmächtigkeit ſeyn. —

Vielleicht liegt dieß, ſo wie, was ich ſonſt monirt bloß in meiner unbedeutenden Anſicht. In dieſer Hinſicht würde es mir ungemeinlich ſeyn, darüber belehrt zu werden.

Ich ſchließe mit der Aeußerung, der gewiß jeder Patriot gern beiſtimmt:

o möchte ſich doch nur Alles nach dem väterlichen Wunſche Friedrich Wilhelms des gerechten, des humanen ereignen, und die Folge ſtets ſeiner huldvollen Abſicht entſprechen!

Berlin, am Michaelis-Tage 1812.

IV.

Auszug

aus der noch ungedruckten Reiſebeſchreibung der Frei-Frau von der Recke.

(Fortſetzung.)

Das liebliche hinwelkenden Mädchen zu Piano della Fonte. (Seite 241.)

Unter den freundlichen Menſchen in dem Hauſe zu Piano della Fonte, wo wir überuachteten, ſah ich ein junges liebliches Mädchen mit bleichen Wangen umher wandeln, eine holde Blumengeſtalt, die ein tödtlicher Hauch berührt hatte. Ich fragte nach dem Zuſtande ihrer Geſundheit, und ſie erzählte: „die Wirthin des Hauſes ſey ihre Verwandte, und habe ſie zu ſich genommen, nachdem ſie ſchon früher mutterlos, auch ihres Vaters, deſſen einziger Troſt ſie geweſen, auf eine entſetzliche Weiſe beraubt worden ſey. Die erſten Franzoſen, die in ihr väterliches Haus eingedrungen, hätten alles geraubt; die ſpäteren, die nun nichts mehr gefunden, hätten ihre Wuth gegen den Vater gerichtet,

und ihn in ihren Armen getödtet. Dieß entſetzliche Schickſal habe ſie auf ein hartes Krankenlager geworfen, und ſeit dem" — — Schmerz und Thränen erſtickten ihre Worte. Ich errieth ihre Krankheit, und theilte ihr kleine Mittel und einigen medizinischen Rath mit. Sie ſchien mir eine Todesgeweihete zu ſeyn: nur in ihren freundlichen Augen leuchtete noch das Leben ihres ſchönen Gemüthes, und die Grazien der Seele verweilen unter den hinwelkenden Roſen ihrer Jugend. Bis in das Innerſte meines Weſen hatte mich das Schickſal des Mädchens gerührt, und wie gern hätte ich die Unglückliche mit nach Deutſchland genommen, aber unüberwindliche Hinderniſſe ſtellten ſich meinem Herzen entgegen.

Schilderung einer ſchönen italieniſchen Gegend und ihr Einfluß auf deren Bewohner, auf dem Wege nach Piano della Fonte. Seite 239.

Die Beſchwerlichkeit des Fahrens, bergauf und bergab, hat mich dennoch nicht gänzlich um den Genuß des reichen und romantiſch geſchmückten Landſtriches, den wir durchzogen, gebracht. Wohin der Blick ſich wendete, prangte die Gegend umher in Herrlichkeit und Fülle. Saubere, niedlich gebaute Flecken und Städte, und auf den Höhen reizende Villen, wechſelten ſo nachbarlich mit einander ab, daß ſie gleichſam durch große Gartenabtheilungen verbunden zu ſeyn ſchienen. Fern am Horizont bargen die Apenninen ihre Häupter in den Wolken, und die Vorberge mit ihren Weinhügeln bildeten ein glänzendes Amphitheater. Die würzhafte Luft von den Wieſen und von den, in Blühte ſtehenden

Weinbergen her, umfloß uns erquickend mit ihrem ſtärkenden Balſam. Die ganze Natur ſcheint hier Heiterkeit und Frohſinn zu athmen. Nirgend iſt die Miene des tieferen Ernſtes ſichtbar, welcher der römiſchen Gegend die häufigen Ruinen aufprägen; die Miene der Umgebung ſcheint ſich auch den Menſchen mitzutheilen. Alles im Toskaniſchen hat ein lachendes Anſehen. Sanftheit und Milde ſind Charakterzüge der hieſigen Menſchen. An den Einwohnern ſpiegelt die umgebende Natur ſich ab; auch iſt mir in keiner Gegend Italiens hübſcheres Landvolk begegnet, als hier.

In den Städten und Flecken ſahen wir Handwerker vor den Thüren auf den Straßen in froher Arbeitſamkeit; die Frauen beſchäftigten ſich neben ihren Männern und ihren Kindern mit Stricken, Nähen, Abwinden der Seide von den Cocons, und andern weiblichen Arbeiten. Lachende Scherze liefen die Reihen hindurch. Wahrlich, das gab einen erfreulichen Anblick!

In den Landſchaften umher ſind ſchon die edlen Pinien und die Granatenhecken verſchwunden; dagegen erſcheint hier an den Landſtraßen und Villen häufig die italieniſche Pappel.

L'Inciſa, etwa ein paar hunder Schritt von unſerm Nachtlager entfernt, iſt ein überaus reizender kleiner Flecken; man bereut es nicht, daſelbſt einwenig zu verweilen. Der Ort iſt mit mäßigen Hügeln eingefaßt, um welche lieblich und luftig die Weinranke ſchwebt. In einem ganz andern Charakter erſcheint Piano della Fonte, wo wir übernachten.

Eine andere Schilderung von einer ſchönen Gegend, zu den drei Masken (Alle tre Maschere, im Florentiniſchen). Seite 252.

Ein ſüßer, ſtiller Zauber der Natur umſchmeichelt den Wanderer, der in dieſer hohen Cypreſſenwaldung ausruht. Dieſer liebliche Raum iſt das kleine Paradies in einem größeren, der blühende Eingang zu den heſperiſchen Luſtgärten.

Das geräumige und ſehr wohl eingerichtete Wirthshaus, welches den obigen Namen führt, liegt auf einer ſanften Anhöhe, deren Abhänge mit lieblichem Gebüſch geſchmückt ſind. Von hieraus überſieht man ein weites hügelreiches Thal, in welches ſich ein außerordentlicher Reichthum der Fruchtbarkeit niedergelaſſen hat. Es ſcheint ein unermeßlicher Garten zu ſeyn, der bis an den Fuß der Apenninen ſich erſtreckt. Ueppige Kaſtanienwälder, blaßgrüne Olivenhayne, und dunkle Ulmenſtellen, an denen die Weinranke ſich flatternd hinauf ſchlingt, wechſeln anmuthig mit einander ab; überall ſchimmern Villen aus dieſer grünen Fülle hervor, und tief im Hintergrunde erheben ſich, mit ihren vielfachen Abſtufungen die Apenninen, wie eine ewige Gartenmauer des paradieſiſchen Thales. — Von unſrem Wirthshauſe führt ein majeſtätiſcher Cypreſſengang zu der nahe gelegenen Villa, die ſelbſt mit hohen Cypreſſen umgeben iſt. Einen unausſprechlich anziehenden Reiz hat für mich dieſe einſame Villa; an ihrem Eingange ſtand ich, und glaubte den Geiſt ihres Schöpfers aus der Schöpfung zu erkennen, die er hier aufgeſtellt hat. Gewiß war es ein tiefes Gemüth, welches den hohen Ernſt und die heitre Freude des Lebens ſo reizend zu verbinden verſtand.

Johannesfeierlichkeiten. (Seite 248.)

Den 23. Juni 1816, Abends nach 9 Uhr.

Seit meiner Ankunft in Florenz, hörte ich überall von Johannesfeierlichkeiten und Volksfeſten ſprechen, ich war daher ſehr geſpannt, Augenzeuge einer ſolchen öffentlichen Freude zu ſeyn. Für den heutigen Tag war ein Wagenrennen auf dem ſchönen Platze vor der Kirche Maria novelle (1. Th. S. 239) veranſtaltet worden. Herr von Colli hatte die Gefälligkeit gehabt, mir einen bequemen Platz beſorgen zu laſſen; er ſelbſt führte mich hin.

Nach der ungeheuren Volksmenge zu urtheilen, mußte ich große Dinge erwarten. An den Fenſtern drängte ſich Kopf an Kopf, und ſelbſt auf den Dächern fehlte es an Zuſchauern nicht. Dann wurden vier Wagen herbeigeführt, welche die Form der alten Triumphwagen nachahmen ſollten; jeder war mit zwei Pferden beſpannt. Die Wagenlenker hatten ſich geſchmacklos phantaſtiſch gekleidet: der eine weiß mit Gold, der andre blau, der dritte roth, der vierte gelb mit Silber. Alle jagten, die Pferde unbarmherzig peitſchend, dreimal in einem vorgezeichneten Kreiſe umher. Der Preis, den der zuerſt ankommende erhielt, war ſehr unbedeutend. Der ganze Spaß dauerte ein paar Minuten. Die Menſchenmenge verließ den Platz, und glaubte, recht froh geweſen zu ſeyn. So leicht iſt es, dem Volke weis zu machen, daß es ſich ergötze. Uebrigens ſchien mir das Ganze eine treffende Allegorie des menſchlichen Lebens zu ſeyn, welches ſich größtentheils in Anſtalten dazu verliert.

Huldigungsfeierlichkeiten zu Florenz. (Seite 249).

Den 24. Juni, Abends um 11 Uhr.

Heute wiederum ein Feſt! Es war die von den Mediceern eingeführte Huldigungsfeierlichkeit, welche nach einer ſiebenjährigen Unterbrechung, heute zum erſtenmal wieder begangen wurde.

Dem Mediceiſchen Pallaſte (1. Th. S. 243) gegenüber, war ein Thron errichtet worden, auf dem die Königin mit ihrem Sohne, dem funfzehnjährigen König ſaß, umgeben und bedeckt mit allem Prunke des Hofglanzes. Die Provinzen wurden durch geharniſchte Ritter, welche Fahnen trugen, dargeſtellt; die Städte erſchienen als Thürme, jede auf einem, von vier Pferden gezogenen Wagen, die Marquiſate waren Reiter und trugen ſilberne Teller, welche dem Könige zum Opfer dargebracht wurden. Um dieſem Feſte den höchſten Glanz zu geben, ſo durfte der hohe Schutzpatron des Landes, der heilige Johannes, nicht verſchmähen, den Prachtaufzug durch ſeine Gegenwart zu verherrlichen; dafür aber wurde ihm auch die Auszeichnung zu Theil, auf einem, mit vier Pferden beſpannten, reich vergoldeten Wagen von ſolcher Höhe geführt zu werden, daß ſein ſegnendes Antlitz in die oberen Geſchoſſe der Häuſer hineinſchauen konnte.

Nachdem die Königin unter ihrem Thronhimmel die Huldigungen empfangen hatte, begab ſich der ganze Zug, von Infanterie und Kavallerie begleitet zu dem Platze der Taufkapelle (1. Th. S. 283). Der Magiſtrat, die Senatoren, der ganze Hofſtaat mit Einſchluß der Dienerſchaft, gingen vor der Königin und ihrem Sohne her; der Königin folgten einige Damen, den Beſchluß machte die Leibgarde. Die Senatoren und der Stadtrath begleiteten die Königin in die Kirche, wo ſie betend ei-

nige Minuten verharrte; dann ſtieg ſie in ihren Wagen und der ganze Zug ging aus einander. Von 8 Uhr Morgens bis 11 dauerte die Feierlichkeit, deren innere Leerheit der äußere Pomp ſo wenig zu bedecken vermochte, daß der Beobachter dadurch nur auf eine grellere Weiſe an das Verhältniß dieſes kleinen Staates zu Frankreich erinnert wurde. Ihm muß das ganze Huldigungsſpiel als eine vergoldete Nußſchale am bunten Chriſtbaum eines Kindes erſcheinen, deren inneren Kern die Franzoſen herausgezogen haben.

Nachmittags ward ein Pferderennen gehalten, welches ich aber dem römiſchen weit nachſtehend fand. Es fehlte hier zweierlei: die Ordnung, und eine Straße, wie der Corſo.

Der Abend des feſtlichen Tages ward mit einer Oper geſchloſſen. Das Theater war geſchmückt, verſchwenderiſch erleuchtet, die Oper war mittelmäßig, das Ballet aber, Zemir und Azor, vortrefflich erfunden und dargeſtellt. In dieſen Tänzen herrſchte durchaus das anſtändig gehaltene Spiel der Phantaſie. Hier ſah ich nicht jene Luftſprünge, jene wiederwärtigen Stellungen, worin die deutſchen Theater mit einander wetteifern; feine ſinnenvolle Grazie waltete in allen Bewegungen der Tänzerinnen und der Tänzer. Das Haus, war ſehr angefüllt; wohin das Auge ſich wendete, erblickte es Schönheit und Glanz. Ungemein reizende Wohlgeſtalten bemerkte ich, beſonders unter den Frauen. Wenn in dem Weſen der edlen Römerin eine höhere Würde vorwaltet; ſo zeichnet eine ſanftere Grazie die ſchöne Toskanerin aus. —

Oſſaja, oder das Knochenfeld am See Traſimene Seite 233.

Das Poſthaus zu Torricella liegt hart am Traſimener See in einer troſtloſen Wüſte. Ich blickte aus dem Fenſter; die Sonne beleuchtete mit ihren letzten Abendſtrahlen das Bild der öden Gegend, auf der das finſtere Andenken jener Schlacht ruht, die den Römern, welche hier gegen Hannibal fochten, zwanzigtauſend Menſchen koſtete. Die Lichtinſekten zuckten wie ſchauerliche Blitze, durch die melancholiſche Nacht — — —

Fortdauernd öde bleibt das Land, bis über Oſſaja hinaus, welches der gemeine Mann hier Orſalia nennt. Oſſaja! (Knochenfeld) ein furchtbar bedeutender Name, der an jene blutige Schlacht am Traſimener See erinnert, von der das ganze weite Feld umher, bis auf den heutigen Tag, in den vorhandenen Gebeinen Spuren zeigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reflexionen, — veranlaßt durch das Leſen des Tagebuchs der Freifrau von der Recke.

S. 189 im 2. und S. 41 im 4. Th., erwähnt die verehrte Reiſende des Präſepien-Feſtes, und giebt davon eine anſchauliche Beſchreibung. Dieſe Krippenſpielereien und das Reizende des Weihnachtsfeſtes entſtanden auf folgende Art:

Auf dem umgeſtürzten Götterdienſt der alten Römer pflanzte die römiſche Kirche ihre Altäre und Ceremonien, und um den neuen herrſchenden Glauben dem Volke annehmlich zu machen, ſuchten Biſchöfe und Prieſter überall eine Veranlaſſung, das in ihren Kirchen zu erſetzen, was mit Abſchaffung der Tempel-

gebräuche — für Sinnlichkeit und Phantaſie — verlo-
ren ging. Aus der Uniform des Hohenprieſters der Iſraeliten und dem Gewande des Pontifex maximus ſetzte man die Bekleidung des chriſtlichen Altardieners zuſammen; den Verluſt der hohen Feſttage der Juden und der römiſchen Heiden ergänzte das Weihnachts-Oſter- und Pfingſtfeſt, und aus dem Pantheon (Maria rotunda) dem Tempel aller Götter zu Rom, ging die Kirche aber Heiligen hervor.

Das Geburtsfeſt Chriſti nahm die Stelle der Saturnalien ein, und nachdem die fantaſtiſchen römiſchen Chriſten durch die Epidemie der Kreuzzüge, den Mahomedanern mit ihren Invaſionen in das sterile Paläſtina länger als 200 Jahre gereizt hatten, da mußten es ſich die Gedemüthigten, nach endlicher Entkräftung, gefallen laſſen, daß auch das morgenländiſe Kaiſerreich (1453) zerſtöret — und das alte Griechenland mit den im Norden angrenzenden Ländern, von Chriſtenfeinden in Beſitz genommen ward. Hierauf flohen die Künſtler, welche ſich unter den noch vorhandenen architectoniſchen Sculptur-Reſten des alten Gräciens auf klaſſiſchen Boden gebildet hatten — in den Schooß der römiſchen Kirche, die wohlbedächtig, deren plaſtiſche Erzeugniſſe zur Verſinnlichung des Sinnlichen in der Chriſtologie, im Mythus der Kirche und — zum Kitt des päpſtlichen Stuhles bennutzte. Die heilige Familie — die Apoſtel — und die Märtyrer gaben den Stoff zu Kunſtwerken und deren Erzeugniſſe, welche in jenem Zeitalter mehr ihres Inhalts — als ihrer Form wegen — geſchätzt wurden.

Der Anblick der heiligen Familie, das Geburtsfeſt eines göttlichen Kindes, ſprach das menſchliche Herz ſo laut an.

Dem Chriſtuskinde mußte Amor, der Maria die

Venus und dem Joſeph der Vulcan die erhabene Stelle der göttlichen Verehrung einräumen.

Das zarte und liebliche Kind in den Armen einer ſanften und liebreichen Mutter, der ſorgende und ernſte Vater, die Dürftigkeit und Armuth der ganzen, aus Königlichen Geblüte, entſtandenen Familie — die mittheilenden Hirten um Bethlehem — die Gabenbringenden Weiſen aus Morgenland, das Alles erregte Gefühle der Zärtlichkeit, des Mitleids, der Verehrung, der Aeltern- und Kindesliebe, der Ergebung und Häuslichkeit, in welcher jeder Beſchauer ſich ſelbſt wieder fand. Daher ſagte ein geiſtvoller Schriftſteller: *)

„Manche Gemälde aus der Leidensgeſchichte Chriſti, oder von unſerer heiligen Jungfrau, oder aus der Geſchichte der Heiligen, haben, ich darf es wohl ſagen, mein Gemüth mehr geſäubert, und meinem innern Sinne tugendſeligere Geſinnungen eingeflößet, als Syſteme der Moral und geiſtliche Betrachtungen.“

Die frohnende Menſchenklaſſe, welche im heidniſchen Zeitalter von den römiſchen Familien in den letzten Tagen des Jahres auf einige Tage in den Herrenſtand erhoben ward, indem die Hausherren ihren Sklaven bei Tiſche aufwarteten — erfreute man, nach den Gebräuchen der neuen Religion, mit Weihnachtsgeſchenken, eben ſo, wie die Kinder in jeder Familie.

So knüpften ſich, mit der Wiederkehr der kurzen Wintertage, die Weihnachtsfreuden an das Feſt der heiligen Familie, und dieſe frohen Empfindungen wurden

*) Wackenroder (S. 78) in ſeinen Phantaſien über die Kunſt, von einem kunſtliebenden Kloſterbruder, herausgegeben von Tiek. Berlin 1814, in der Realſchulbuchhandlung.

zu ſinnlich religiöſen Gefühlen erhoben. Man fing an, die Begebenheiten der Geburt und des Todes Chriſti auf eine anſchauliche Art, durch plaſtiſche Kunſtwerke, darzuſtellen, und ſo entſtand das Aufbauen und Beſuchen der ſogenannten Krippen zur Weihnachtszeit und die Darſtellungen des heiligen Grabes in der Oſterwoche.

Noch giebt es überall, ſelbſt unter aufgeklärten Katholiken und Proteſtanten, Perſonen, die von ihrer Gewohnheit aus den Kinderjahren, eine ſüße Erinnerung an das frohe Feſt der heiligen Familie, beſeligt, und — beide Glaubensgenoſſen ſingen mit aller Andacht, wenn ſie der ſämmtlichen Stallgeſellſchaft, im grellſten Abſtich, zu Bethlehem denken:

„Das Oechslein und das Eſelein,
Erkannten Gott den Herren ſein.“

Aus dieſer rührenden Szene nimmt der Italiener ſogar die ſtärkſten Ausdrücken der Beſchimpfung, die er etwa ſeinem Widerſacher ſagen will, indem er ihn Scaldaletto di Christi, Bettwärmer, (das iſt Ochs und Eſel) Chriſti nennt. Solche Bemerkungen ſtören den Italiener in ſeinem Kirchenglauben übrigens ſo wenig, daß man einſt ſogar am letzten Carnevalstage, als in Neapel, alle Arten von Poſſenſpiele, Harlekine und Polichinelli, die Menge beluſtigt hatten, nach dem letzten Glockenſchlage, der das Carneval endete, einen Mönch aus der Mitte hervortreten ſah, der ſein, bis dahin verborgenes Crucifix plötzlich empor hielt und ausrief: Ecco il vero Polichinello!

Seite 233 Tageb.. Es ſind zwar ſeit der Niederlage der Römer am Traſimener See (217 Jahr vor Chriſti Geburt) 2034 Jahr verfloſſen, und es möchte manchem Leſer zweifelhaft vorkommen, ob ſich Menſchenknochen

ſo lange in der Erde erhielten. Es iſt aber bekannt, daß alle kalkartigen Maſſen faſt unverändert bleiben, und daß man deswegen auch Kalkſteine und Knochen in Grenzhaufen begräbt *) Auch werden Knochen, Kalkſteine, wozu auch der Marmor gehört, in den ſüdlichen Gegenden bei weiten nicht ſo ſtark von kohlenſaurem Gas, wie in den nördlichen Gegenden, in welchen Sonnenſchein und Regen häufiger abwechſeln, angegriffen und zerſtört.

Eine marmorne Statue im Freien wird in ſolchen Nordländern kaum hundert Jahre unverändert bleiben, in ſüdlichen Gegenden aber wiederſtehet ſie dem gas carbonique länger als tauſend Jahr. Wie wohl erhalten hat man nicht ſo viele Standbilder in der terra romana gefunden? Bei Sansſouci löſte ſich eine marmorne Statue, ich glaube die Gerechtigkeit, in einem Zeitraum von kaum dreißig Jahren auf — und von den Säulen welche ehemals in dem ſogenannten Philoſophen-Gange, zur Decoration einer Fontaine beſtimmt waren — hingen die Stalactyt-Zapfen in noch kürzerer Zeit, als eine Folge der Solution, herab.

---

*) Wer kennt nicht die foſſilen Knochen in den Berghöhlen des Harzes, in der Gailenreuther Oſteolithenhöhle bei Muggendorf im Baireuthiſchen, welche — antidiluvianiſch — ſind, wenigſtens vor Umformung unſeres Erdballes, lebendigen, jetzt unbekannten, Thierarten angehörten.

V.

Ueber die Civiliſation der Indianer in Nordamerika. *)

Im Jahre 1795 ſchloſſen die vereinigten Staaten bei Grenville einen Vergleich mit den Indianern wegen der Grenzen, und das geſetzgebende Corps beſtimmte dabei 15000 Dollars zur beſſern Civiliſirung der benachbarten Indianer.

Nach einigen Jahren ſandten die dazu angeſtellten Agenten über den Zuſtand der Creck-Indianer folgenden Bericht an die Regierung der vereinigten Staaten ein:

„Verſchiedene von dieſen Indianern fingen bereits an Weizen zu bauen, andere hatten ſich Werbeſtühle und Spinnrocken verfertigt; und es wurden wollene Decken, die aus ſelbſtgewonnenen Materialien verfertigt wurden,

*) Aus der ſehr intereſſanten Beſchreibung einer Reiſe nach Surinam und des Aufenthaltes daſelbſt in den Jahren 1810, 1811, 1812 ꝛc. von dem Baron von Sack, Königlichen Kammerherrn und Ritter des St. Johanniterordens, welche bei Haude und Spener nächſtens erſcheinen wird. Wir geben hier nur eine kleine Probe von dieſer leſenswürdigen Schrift.

nach Philadelphia als Probe geſchickt. Man fand ſie, bei der damit ausgeſtellten Prüfung, ſehr gut. Eine beträchtliche Menge von Baumwolle wurde von den Indianern geſponnen, auch ſelbſt von ihnen gefärbt, womit nun ihre Weiber beſſer gekleidet werden.

Die Cherokeſen in der dortigen Gegend, waren in ihrer Betriebſamkeit noch weiter gekommen; denn im Jahre 1804 zählte man bereits hundert Weberſtühle, und mehr denn tauſend Spinnrocken, die alle bei ihnen in fleißigem Gange waren. Verſchiedene von ihnen hatten Handwerker erlernt, als Schmidte, Sattler, Faßbinder und Färber; zugleich baueten ſie Baumwolle, Indigo und Korn, wobei ſie nun anfingen ſich des Pfluges zu bedienen, auch zogen ſie eine Menge von Hornvieh und Pferden, nebſt anderen nützlichen Hausthieren. Ihre Bevölkerung, welche bis dahin immer ſehr abgenommen hatte, fing nun im Gegentheil an zu ſteigen, ſeitdem ſie ſich dem Landbaue und dem häuslichen Fleiße widmeten; Schulen hatten auch die Agenten unter ihnen eingeführt, wo die Jugend im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurde, und ſie ſich darinnen fleißig bewieſen.

Die Quäker haben überdieß dem Geſchäfte, den Zuſtand der Indianer zu verbeſſern, mit der ihnen eigenthümlichen Regelmäßigkeit und Beharrlichkeit, womit ſie alle ihre Unternehmungen betreiben, unterzogen; den in ihren jährlichen, großen Verſammlungen zu Philadelphia und zu Baltimore, deren ſechs ſind, iſt von ihnen eine beſondere Comitté ernannt worden, zur Erweckung und weiteren Ausbreitung der Civiliſirung der Indianer. Sie ſorgen auch aufs gewiſſenhafteſte dafür, daß die zu dieſem Zweck eingehenden Gelder, der Abſicht gemäß verwendet werden. Unter mehreren anderen Oertern wurde auch in die entfernte Gegend der

Waſſerfälle von Niagara, 305 Meilen nordwärts von Philadelphia, Commiſſarien von ihnen geſendet.

Die Comitté erhielt 1805 aus jenen Gegenden folgende Nachrichten: daß obgleich dieſe Indianer anfänglich mich abgeneigt geſchienen hätten, Unterricht im Ackerbau anzunehmen, ſo hätte doch ſehr bald nachher dieſe Arbeit ihnen nicht angeſtanden, und ſie wären zu ihrer wilden Gewohnheit, ſich von der Jagd zu ernähren zurück gekehrt. Man verſuchte dann, Indianer für Lohn zu miethen, und ſie durch Geſchenke zur Arbeit aufzumuntern, indem man ihnen ſelbſt den Ertrag ihres Fleißes ließ, dennoch aber konnte man mit keiner Gewißheit darauf rechnen, eine Anzahl Arbeiter von ihnen zu erhalten, bisweilen kamen wohl einige die ſich dazu anboten, dann aber auch wieder gar keine. Jetzt traf man eine andere Veranſtaltung; die Familien und Commiſſarien nahmen junge Indianer zu ſich, die ſie ganz beköſtigten und bekleideten. Die gute Speiſung, und die ihnen ſo ungewohnte Gemächlichkeiten, welche die Indianer hier kennen lernten, erweckte endlich in ihnen den Nachahmungsgeiſt, und ſie befolgten den Rath und den Unterricht, welchen die Agenten ihnen gaben, das Land ſelbſt zu bauen, eben ſo lernten manche junge Indianerinnen das Spinnen und Stricken, und beſuchten forthin fleißig die Schule.

Nachdem endlich die Comitté fand, daß die Indianer ſo weit gekommen waren, daß kein Rückfall zu ihren alten Gewohnheiten länger mehr zu beſorgen ſtände, und ſie zugleich wünſchten, die Indianer zu überzeugen, daß nicht der mindeſte eigene Vortheil bei dieſer ganzen Unternehmung von ihnen beabſichtigt worden ſey, ſo rieſen ſie ihre Agenten nach Philadelphia wieder zurück. Bei dem Abſchiede derſelben hielt einer der Indianer folgende merkwürdige Rede:

„B. in

„Brüder Onas! *) merket was ich ſagen will; wir wiſſen wohl, daß ihr uns ſagtet, ihr kämet nicht zu uns, um Geſchenke zu machen, welche bald wieder verſchwinden würden, ſondern um uns zu unterrichten, wie wir in einem beſſeren Wohlſtande leben könnten, durch Bebauung der Felder, ſo wie es die weißen Leute thun. Nun ihr ſo lange hier geblieben ſeid, wie es euer Vorſatz war, indem ihr unſerer Nation euer Verſprechen gehalten habt, ſo hoffen wir, das von euch gegebene Beiſpiel, werden von uns befolgt werden, indem wir einſehen, es werde für uns von immerwährendem Nutzen bleiben. Wir erkennen daher eure Güte gegen uns, da wir noch niemals von einem Volke gehört haben, daß ſo viel für die Indianer unternommen hat, ohne ſeinen Eigennutz dabei zu berückſichtigen; welches uns feſt überzeugt, daß ihr unſere aufrichtige Freunde ſeid. Wir freuen uns, daß der gute Geiſt euch in den Sinn gegeben hat, auch unſere übrige indianiſchen Brüder dieſelbe gute Art zu leben zu lehren; für welches wir euch gleichfalls danken, ſo wie auch für den guten Rath, welchen ihr uns gebt, das ſtarke Getränk betreffend, und wir wollen alles, was wir können, anwenden, um unſere junge Leuten zu bereden, ſich zu beſſern; und nun, Brüder, haben wir irgend etwas gethan, das euch mißfällt, ſo wünſchen wir, daß ihr es uns ſagt, damit unſere Freundſchaft möge ungetrübt bleiben, denn wir wiſ-

*) Onas bedeutet in der Sprache der Indianer in Nordamerika ſo viel als Vater, denn ſo nannten ſie zuerſt 1681 den Engländer William Penn, wegen ſeines gerechten und liebevollen Betragens gegen ihre Sachems oder Oberhäupter. In der Folge behielten ſie dieſe Benennung für jeden ihnen von der Regierung zugeſchickten Geſandten, bei:

ſen, daß ihr ein aufrichtiges Volk ſeid, und wir wollen das Schreiben an uns aufbewahren, und wollen unſeren jungen Leuten und Kindern jederzeit erzählen, daß ſie eure Freundſchaft allezeit im Andenken behalten, auch wünſchen wir, daß ihr oft an uns denket, und uns beſuchen möget, damit ihr ſehet, ob wir beſſer oder ſchlechter geworden ſind."

Im Jahre 1801 wurden dem zu Folge zwei Commiſſärs zu ihnen geſandt, und ein Schmidt, um ſie zu unterrichten, wie ſie ſich die eiſernen Ackergeräthſchaften ſelbſt verfertigen und ausbeſſern können; indem mit dem Gebrauch des Pfluges bei ihnen ſchon der Anfang gemacht war, und ſie bereits den großen Vortheil einſahen, welchen ihnen die Beſtellung des Feldes mit dem Pfluge, vor der mit der Hacke, deren die Indianer ſich früher bedient hatten, gewähre. Um jedoch zur völligen Gewißheit zu gelangen, wurde eine beträchliche Strecke Land gepflügt, und eine andere, von eben derſelben Größe und Güte, wurde von den Weibern wie zuvor, mit der Hacke beſtellt, und beide Grundſtücke dann mit Mais oder türkiſchem Weizen beſäet. Es ergab ſich dann, daß die gepflügten Felder, außerdem daß die Beſtellung derſelben weit weniger Arbeit machte, einen weit reichhaltigeren Gewinn an Korn und Stoppeln gaben. Gewiß würde dieſer Vortheil ſich in Surinam und vielen anderen Colonien zeigen, wenn bei der Bewirthſchaftung der dortigen Ländereien, wo es immer anginge, der Gebrauch des Pfluges eingeführt würde; doch ich komme zu den Indianern wieder zurück. Die Stoppeln von jenen Feldern bewahrten ſie auf zum Winterfutter für ihr Vieh, welches ſeit kurzem ſich ſehr vermehrt hatte, auch hatten ſie Verzäunungen angelegt, um ihre Kornfelder von den Wieſen abzuſondern, worauf ſie im Sommer ihr Vieh gehen ließen

und Heu machten für die Winterfütterung. Viele, von ihren jämmerlich ausſehenden, indianiſchen Hütten waren niedergeriſſen, und an ihre Stelle Häuſer aus Zimmerholz erbaut. Bei der Beſichtigung derſelben von den Commiſſären, rief ihnen ein Indianer zu: „Nicht mehr Hütten von Baumrinde, ſondern gute Häuſer; keine Trunkenbolde mehr, ſeit dieſen zwei Jahren.“

Im Jahre 1804 erhielt die Committe in Philadelphia von den Commiſſarien einen noch günſtigeren Bericht: Die Indianer bauten nun ſchon viele Kornfelder an, nicht allein zu ihrem eigenen Nahrungsbedarf, ſondern ſie machten noch einen anſehnlichen Ueberſchuß den ſie verkauften, und bezeugten nun ihre Freude, daß anſtatt wie vorher da ſie noch dem Trunke ſo ergeben waren, ſie ſich kaum Kleidungsſtücke anſchaffen konnten; ſich jetzt durch Fleiß ihr Wohlſtand ſehr verbeſſert hätte; auch fand man nun für gut, eine Grütz- wie auch eine Sägemühle bei Teneſſa anzulegen, deren Benützung den Indianern viel Freude machte, und wie einer von ihnen ſah, wie ſein hierher gebrachtes eignes Korn weit geſchwinder und beſſer zu Mehl zubereitet wurde, wie er bisher in ſeinem hölzernen Mörſer zu machen verſtand, rief er in voller Verwunderung aus: „ich denke, dieß will die Indianer tageshelle ſehend machen!“

Im Jahre 1806 ſandte die Comitte von Philadelphia wieder Deputirte zu den Seneca Indianern in der Gegend der beiden Flüſſe Allegani und Cataraques, wo ſie große Fortſchritte in der Induſtrie gemacht fanden, beſonders bei der Einwohnern von Tuneſſanſa, wo innerhalb der letzteren drei Jahre, beinahe hundert neue Wohnhäuſer errichtet waren, alle von gezimmerten Holze. Manche derſelben mit gut gemauerten Schornſteinen, und einige hatten ſogar Glasfenſter, noch dazu waren wenige Materialien in dieſen Häuſern, welche nicht von

den Indianern wären verfertigt worden. Müſſiggang und der Gebrauch deſtillirter Getränke nahm immer mehr bei ihnen ab.

Wie wichtig dieſer letztere Umſtand für die Indianer ſey, erſieht man aus folgender Rede, welche einer der Anführer aus der Völkerſchaft der Miami und Patowattomi 1802 bei ſeiner Ankunft in Baltimore hielt, als die daſelbſt errichtete Committe die Indianer ermahnte, ſich der Völlerei zu enthalten:

„Brüder und Freunde! wie unſere Väter zuerſt nach dieſer Inſel kamen, waren eure rothe Brüder ſehr zahlreich. Aber ſeit der Einführung deſſen, was ihr geiſtige Getränke nennt, was aber nach unſerer Meinung füglich Gift genannt werden könnte; hat unſere Anzahl immer mehr abgenommen; es hat eine groſse Anzahl eurer rothen Brüder vernichtet. Meine Brüder und Freunde! wir ſehen deutlich, daſs ihr ſehr gut das Uebel kennt, welches eure rothen Brüder zerſtöhrt hat. Es iſt nicht ein Uebel, das wir uns ſelbſt gemacht haben. Es iſt ein Uebel, unter uns gebracht von dem weiſsen Volke. Wir hoffen, daſs ſie es wieder aus unſerem Lande hinweg ſchaffen werden. Wir ſagen ihnen: Brüder, bringt uns nützliche Sachen; bringt Waaren die uns bekleiden können und unſre Weiber und Kinder; nicht dieſe ſchädlichen Getränke, das zernichtet unſere Beurtheilung, das zerſtöhrt unſere Geſundheit, das richtet unſer Leben zu Grunde. Aber alles was wir darüber ſagen können, hilft zu nichts, noch werden davon eure rothen Brüder befreiet. Meine Brüder und Freunde! ich bin froh zu finden, daſs ihr mit uns gleicher Meinung ſeyd, und einen Eifer beweiſst, uns behülflich zu ſeyn, wo möglich dieſes groſse Uebel aus unſerem Lande fortzuſchaffen. Ein Uebel, was daſelbſt ſo ausgebreitet geweſen iſt, und ſo vielen von uns das Leben

gekoſtet hat, daß unſere jungen Leute ſagen: „„Es wäre beſſer mit den weißen Leuten im Kriege zu ſeyn, da dieſes Getränke, welchen ſie nach unſerem Lande einführen, mehr zu fürchten iſt, als die Schießgewehre und die Tamahawks.““ Mehrere von uns ſtarben dadurch ſeit dem zu Greenwille geſchloſſenen Traktate, als wir in den ſechs Kriegesjahren verloren haben. Hieran iſt allein die Einführung dieſes Getränkes unter uns ſchuld. Brüder! wenn unſere junge Leute auf der Jagd geweſen ſind, und beladen mit Thierhäuten und Fellen zurückkommen, und ſie treffen auf ihrem Rückwege eine Niederlage von ſolchen Getränken, ſo ſagen die weißen Leute, welche daſſelbe verkaufen: „„Nehmt ein wenig;““ die unſerigen antworten dann: „„Nein, wir brauchen nichts,““ ſie gehen fort, kommen nach einem anderen Hauſe, wo ſie auch von dieſem Getränke finden. Es wird wieder angeboten und nicht angenommen. Dieſes geſchieht zum dritten Male. Endlich, zum vierten und fünften Male nimmt einer es an, und trinkt einen Schluck davon, nachdem er einmal genommen, verlangt er noch einen, und dann den dritten, vierten, bis ſeine Sinne ihn verlaſſen. Nachdem er wieder zu ſich gekommen, und findet wo er iſt, frägt er nach ſeinem Pelzwerke? die Antwort iſt: „„Verkauft habt ihr es.““ Wo iſt mein Jagdgewehr? „„es iſt weg;““ meine Decke? „„ſie iſt weg;““ wo iſt mein Hemde? „„verkauft habt ihr es für Brantwein!““ Nun Brüder, ſtellt euch vor, wie dieſem Manne dabei wird. Er hat Frau und Kinder zu Hauſe, welche des Erwerbes durch ſeine Jagden bedürfen, wie ſehr müſſen dieſe leiden, wenn er ſelbſt, ohne ein Hemde zu behalten, zurückkehrt.“

Der Glaube an Zauberei bei den Indianer iſt noch

immer ſehr herrſchend, und hat kürzlich noch zwei Weiber das Leben gekoſtet. So wurde 1809 eine alte Indianerin gequält, um ihr das Geſtändniß abzuzwingen, daß ſie eine Zauberin ſey, bemühte ſich der Abgeordnete, ihre Befreiung zu bewirken. Es trat ein junger Krieger, oder Tuscarora, hervor, und redete ihn mit folgenden Worten an: „Mein Freund! ich hoffe, ihr wollt wohl Achtung geben, was ich zu ſagen habe; ſie iſt meine Mutter, ſie nährte mich, wie ich Kind war; ihre Aerme waren ausgeſtreckt mich zu beſchützen, ſie beſorgte meinen Unterhalt und ein gutes Leben, wie kann ich anders, als meine Mutter lieben? Sie gab mir Bekleidung, und beſchützte mich vor allen Gefahren in kranken, ſo wie in geſunden Tagen, und ihr könnt nicht zweifeln, daß ich meine Mutter liebe; dennoch bei dieſer großen Zuneigung zu ihr, bin ich überzeugt, ſie iſt ein böſes Weib, und iſt die Urſache von dem Tode mehrerer, aus unſerem Volke, durch ihre Zauberkraft geweſen. Ich glaube, daß ſie den Tod verdiente, deshalb hoffe ich, daß ſolches zu erfüllen ihr uns nicht verhindern werdet, denn was mich betrifft und meinen Bruder, ſo haben wir beide ſie aufgegeben, zum Beſten des Volkes." Der Abgeordnete berichtete zugleich, daß, ob ſchon dieſe Worte von einem ungeübten Redner geſagt wurden, ſo waren ſie doch mit ſo vielem Ausdruck geſprochen, daß er ſich der Thränen nicht enthalten konnte, auch gelang es ihm, der bereits verurtheilten Indianerin das Leben zu retten, doch hatte ihr Körper durch alle die ausgeſtandenen Martern ſehr gelitten, und die Glieder waren ganz verzerrt, worauf ſie von ihrem Sohne erhalten und gepflegt wurde.

Die Commiſſarien kommen in ihren andern Berichten darin überein, daß der grobe Aberglaube immer mehr unter den Indianern anfange abzunehmen. Ein Götze

aus Holz geſchnitzt, welcher eine Abbildung des großen Geiſtes vorſtellen ſollte, fiel, im Jahre 1802, von dem Orte, an dem es aufgeſtellt war, herab. Nachdem man in der großen Rathsverſammlung der ſechs Nationen nicht übereinkommen konnte, auf welche Art und Weiſe derſelbe wieder aufgerichtet werden ſolle, ſo nahm einer der Hauptanführer dieſes Götzenbild, warf es in den Fluß hinein, mit der Erklärung: daß für alles was daraus entſtehen könnte, er ſelbſt verantwortlich ſeyn wolle.

Man hat mich in Philadelphia verſichert, daß die Quäcker, ſowohl die an ihre Abgeordnete gerichtete Reden der Indianer, als auch die von jenen abgeſtatteten Berichte, treu und unverfälſcht in den amerikaniſchen und engliſchen Journalen abdrucken laſſen. Aus dieſen machte ich einen Auszug, den ich hier meine Leſer mittheile. Ich ſchmeichle mir, es werde ihnen nicht unangenehm ſeyn, da ſie aus demſelben die Denkart der Indianer, ſo wie die Stufe der Cultur, auf welcher ſie ſich befinden, werden beurtheilen können.

Die in den vereinigten Staaten wohnhaften mähriſchen Brüder beſchäftigten ſich auch viel mit der Civiliſirung der dortigen Indianer, indem ſie ganze Familien aus ihrer Gemeinde ſelbſt in die entfernteſten Gegenden ſenden, und zwar ſolche, welche Landwirthſchaft oder Handwerke verſchiedener Art gut verſtehen, um die Indianer dieſe zu lehren, ſo wie die untadelhafte Aufführung der Herrnhuter Zutrauen und Achtung bei den Indianern erweckt, wodurch auch ihre Religionslehre bei dieſen ſich immer mehr cultivirenden Völkerſchaften guten Eingang findet.

Die Regierung von Großbritanien ſoll eine anſehnliche Summe für die Civiliſirung der Indianer in Canada ausgeſetzt haben, ſo wie auch zu erwarten ſteht, daß die in England für ähnliche Zwecke beſtehende Pri-

vatgeſellſchaften, zur Beförderung dieſes Unternehmens, von welchem man bereits ſo gute Folgen geſehen hat, kräftig mitwirken werden.

Ueber Dampfsböte und Schiffahrt mit Dampfsböten in Amerika.

In Nordamerika hat ſich dieſe Schiffahrt ausnehmend ausgedehnt; und man kann zu den, Seite 148, befindlichen Nachrichten noch hinzufügen, daß im Jahre 1815 bereits vier Dampfsböte auf dem Miſſiſippi fuhren, und daß man mit dem Bau von acht anderen beſchäftigt wer, auch war man vor dem Ausbruche des Krieges zwiſchen England und den vereinigten Staaten entſchloſſen, eine regelmäßige Dampfſchiffahrt zwiſchen Neuyork, Montreal und Quebeck über dem Champlain See einzurichten.

Verſuche, welche man in Europa, namentlich in England und Frankreich, gemacht hat, ſind von dem glücklichſten Erfolge begleitetet geweſen, und gewinnen täglich an größerer Erweiterung. In Frankreich will eine Geſellſchaft an verſchiedenen Stellen der Seine eine regelmäßige Fahrt mit Dampfſchiffen einrichten; ähnliche Anlagen will man auf der Loire machen, auch wollen die Herren Andriel, Pajol und Comp. zwiſchen Paris und London eine regelmäßige Schiffahrt zu der man ſich der Dampfsböte bedient, anlegen.

Die bis jetzt auf der Elbe und dem Rhein erſchienenen Dampfsböte ſind als Fremdlinge zu betrachten, welche von England aus ihre Reiſe nach dieſen entfernteren Gegenden machten. Das erſte auf deutſchem Grund und Boden erbaute Dampfſchiff iſt das von

Herrn Humphrey, welches wir im verfloſſenen Spätjahre bei Berlin ſahen, und von deſſen, in jedem Betracht zweckmäßigen, Einrichtung ſich gewiß jeder, welcher daſſelbe genauer unterſuchte, überzeugt hat.

So iſt es demnach dem Geiſte des Menſchen gelungen, ohne Ruder, ohne Segel, und mit bedeutender Erſparung an Bemannung eines der unwirthbarſten Elemente zu befahren. Vorzüglich wichtig mußte dieſe Erfindung für Nordamerika ſeyn, das von ſo bedeutenden Ströhmen durchſchnitten wird, deren Ströhmung zugleich äußerſt reißend iſt; und wo bei dem theuren Handlohne es ſehr ſchwierig ſeyn würde, durch Menſchenkräfte die Fahrzeuge Strohmaufwärts zu bewegen.

Dieſe Fahrzeuge werden mehr zu Packetboten um Paſſagiere aufzunehmen, als zur Befrachtung mit Kaufmannsgütern dienen. Der Theil eines Schiffes, welcher ſich am beſten zur Aufnahme von Kaufmannsgütern eignet, iſt der mittlere, dieſer nimmt aber der Dampfkeſſel und die übrige Maſchinerie, welche zur Bewegung des Schiffes dient, ein. Außerdem haben dieſe Theile und das zur Unterhaltung des Feuers erforderliche Brennmaterial ſchon an und für ſich ein bedeutendes Gewicht; auch nimmt letzteres einen nicht unbeträchtlichen Raum ein. Dieſer Umſtand wird zugleich ſehr weite Reiſen verhindern, wenn es nicht möglich iſt, ſich unter Weges mit neuem Brennmaterial zu verſorgen.

Man würde ſich aber auf unſeren Flüſſen der Dampfböte mit Vortheil bedienen können, um ſie gleichſam wie Menſchen, oder Pferdekräfte anderen Schiffe vorzuſpannen, und dieſe dadurch in Bewegung zu ſetzen.

Vorzüglich geeignet ſind dieſe Damfbôte in Ländern, wo ein lebhafter Verkehr iſt, um Paſſagiere von einem Orte zum andern zu fördern. Ob aber in unſerem Lande, wo man mehr gewohnt iſt, im Sande als auf dem Waſſer zu reiſen, ſich ſtets eine hinreichende Anzahl Menſchen finden werde, um dem Unternehmer die Koſten und einen billigen Gewinn zu verſchaffen, darüber muß die Erfahrung entſcheiden. *)

---

*) Seitdem der Herr Verfaſſer der Reiſen nach Surinam, des Herrn Humphrey Anſtalt zur Dampfſchiffahrt, von Berlin nach Hamburg, geſehen, ſeitdem hat ſich in Berlin eine patentirte Dampfſchiffahrt Geſellſchaft gebildet. Das Dampfſchiff, der Kutter, fährt z. B. Sonntags Morgens von der Brücke vor Spandau ab, und kommt Dienſtags Nachmittags in Hamburg an. Die Rückfahrt dauert kaum einen Tag länger. Ebenſo hat Herr Humphrey ein Dampfſchiff zu Luſtfahrten, von Berlin nach Charlottenburg einrichten laſſen. In der erſten Cajüte bezahlt die Perſon 8 Gr., in der zweiten Cajüte 4 Gr. Courant.

VI.

Ueber Philadelphia. *)

Bei meinen Streifereien durch die Stadt fand ich vieles ſehr verändert. Mehrere Gegenden, welche noch vor fünf Jahren Gärten oder Felder waren, ſind mit Häuſern bebauet. Man giebt jetzt die Zahl der Wohnhäuſer zu 8874 an; hiezu kommen noch 156 öffentliche Gebäude, 230 Manufakturen-Gebäude, 1212 Waaren-Niederlagen und 2769 Kramladen, Ställe u. ſ. w. Die Bevölkerung ſoll jetzt 47368 Seelen betragen.

Man findet folgende für den öffentlichen Gottesdienſt beſtimmte Gebäude in Philadelphia: vier lutheriſche Kirchen; ein Bethaus der Böhmiſchen Brüder für die Mitglieder dieſer Secte aus der ſchwediſchen Nation. Dieſes iſt das erſte Bethaus, welches für dieſen Ritus hier errichtet wurde; zwei reformirte Kirchen; in der ei-

*) Aus den Reiſen des Kammerherren von Sack, nach Surinam. Zweite Abtheilung Seite 139.

nen wird der Gottesdienſt in deutſcher, in der anderen in engliſcher Sprache gehalten; drei Verſammlungshäuſer der Quäker; eines der freien Quäker; vier Biſchöflichen Kirchen; eine für die zu dieſer Confeſſion übergegangenen Neger; vier Verſammlungshäuſer der Anabaptiſten, eines für die, dieſer Confeſſion zugethanenen Neger; vier Kirchen der Presbyterianer, und eine für die Neger dieſer Confeſſion, vier römiſch katholiſche Kirchen; zwei von der aſſociirten Lehre, und eine der aſſociirten reformirten (the associate doctrine and one associated reformed), ein Bethaus der Covenanter; ein Bethaus der Methodiſten; eines der Unioniſten, und zwei für die Neger von dieſer Secte, außer einem, welches man im Begriff war zu bauen; ein Bethaus der Univerſaliſten, eines der Unitarier, und eines der Independenten, und zwei Synagogen.

Dieſe verſchiedenen Religionsſecten leben, wie bereits in der erſten Abtheilung bemerkt wurde, in der größten Verträglichkeit.

Nach der letzten Zählung, im Jahre 1809, betrug die Anzahl der farbigen Leute in der Provinz Pennſylvanien 14000; von dieſen waren 1200 Sklaven, die übrigen waren Freie.

Die Anzahl der hievon in der Stadt lebenden läßt ſich nicht genau beſtimmen, weil man in der letzten Zeit keine beſondere Zählung derſelben veranſtaltet hat.

In der Biſchöflichen Kirche, an welcher Abſolon Prediger iſt, beſteht die Gemeinde der Methodiſten, be-

ren Vorſteher Richart Allen iſt, und deren Bethaus Betlehem genannt wird, gehören ſiebenhundert Mitglieder; das Bethaus der afrikaniſchen Unioniſten an dem oberen Ende der Stadt, an dem Jeffery Beuler Prediger iſt, zählt vierhundert; und ein Bethaus der Neger, welche Anabaptiſten ſind, an dem John King Prediger iſt, zählt dreihundert; und eine Kirche von Neger-Presbyterianern, deren Prediger Johann Glouceſter heißt, zählt vierhunder Glieder der Gemeinde."

Es gereicht den einwohnern von Philadelphia ſehr zur Ehre, daß ſie ſo viel zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Neger beigetragen haben; vorzüglich waren jedoch die Quäcker bemühet hiezu mitzuwirken. Noch umfaſſender iſt der Plan, welchen ſich die in London errichtete afrikaniſche Societät vorgeſezt hat. Dieſelbe will nicht bloß das Schickſal der ihrem Vaterlande entriſſenen Neger erleichtern, ſondern Aufklärung, Bildung und die Religion Chriſti in dem Mutterlande dieſer Unglücklichen verbreiten. Dieſes möchte wohl das kräftigſte Mittel ſeyn, dem Handel mit Negern ein Ende zu machen. Man ſagt, daß die Häupter der Negerſtämme, welche ſich zu der mahomedaniſchen Religion bekennen ihre Glaubensgenoſſen nicht als Sklaven verkaufen; um ſo mehr läßt ſich erwarten, daß die Chriſtliche Religion dieſe Wirkung hervorbringen werde.

Das Gebäude welches jezt die Univerſität inne hat, war urſprünglich von den Staaten zur Wohnung für den Präſidenten der vereinigten Staaten beſtimmt worden. General Washington lehnte jedoch dieſes Anerbieten, als den conſtitutionellen Grundſätzen entgegen, ab. In der Folge wurde es von den Curatoren der Univerſität gekauft.

Dieſes Gebäude hat ungefähr hundert Fuß in der Fronte, und faſt eben ſo viel in der Tiefe. Es iſt drei Stock hoch, jedoch ohne alle äußere architektoniſche Verzierungen. Vor ungefähr ſechs Jahren iſt noch ein achteckiges Gebäude hinzugefügt worden, in welchen die mediciniſchen Vorleſungen gehalten werden.

Das Gebäude für die Akademie der ſchönen Künſte, wurde im Jahre 1805 gebauet, und iſt im joniſchen Styl. Ein Zufall verhinderte mich, die im Innern aufgeſtellten Gypsabgüſſe von Antiken, welche in Paris gemacht worden, ſo wie die Zeichenzimmer u. ſ. w. zu ſehen.

Alle Jahr im Mai findet eine Ausſtellung der angefertigten Kunſtwerke ſtatt. Einer von den jetzt lebenden, vorzüglichſten Künſtlern, iſt Herr C. Leslie. Dieſer war kaum 16 Jahr alt, als er Cooke, den er in der Rolle des König Richard geſehen hatte, aus der Erinnerung treu und ähnlich abmalte. Er befindet ſich jetzt in England, um ſeine Kenntniſſe zu vermehren.

Das Gebäude, in welchem ſich die öffentliche Bibliothek befindet, iſt zwei Stockwerk hoch. In der Fronte des oberen befindet ſich die marmorne Statue von Benjamin Franklin, der ihr großer Beförderer war.

Die Bibliothek enthält jetzt mehr als zwanzigtauſend Bände, darunter ſind die vorzüglichſten Werke in allen Fächern der Wiſſenſchaften, und ich fand hier alle Schriften, welche kürzlich in England erſchienen waren.

Die Freimaurer-Loge iſt ein groſses Gebäude von zwei Stockwerk im gotiſchen Styl welches 1809 gebauet worden.

Das Theater wurde in dem Jahre 1805 bedeutend erweitert. Daſſelbe hat 90 Fuſs Fronte, die Flügel, von denen jeder 15 Fuſs hat, mitgerechnet; die gröſste Tiefe des Theaters beträgt 130 Fuſs.

In der Fronte dieſes Gebäude befindet ſich ein Säulengang von corinthiſcher Ordnung. Ueber ihm ſtehen zwei Statuen, welche die Comödie und Tragödie vorſtellen. Zwar iſt die Arbeit nicht ganz nicht ganz ſchlecht; allein die alten Meiſterwerke ſcheint der Künſtler nicht vor Augen gehabtzu haben. Das Schauſpielhaus ſoll zweitauſend Zuſchauer faſſen können.

Im Jahre 1809 wurde auch ein Circus gebauet, in dieſem zeigen Patonimen und Reiter ihre Künſte; die Einwohner von Philadelphia ſcheinen jedoch nicht ſo ſchauluſtig zu ſeyn, als die von Neuyork und anderen Städten.

Das Staatenhaus, welches im Jahre 1729 gebaut wurde, iſt ein groſses, einfaches, aber gut in die Augen fallendes Gebäude. Einer der Flügel wird neu gebauet und feuerfeſt gewölbt, er ſoll zur Aufbewahrung der Staats-Dokumente dienen.

In dieſem Gebäude verſammeln ſich die höchſten Diſtrikt-Staatsbehörden; in dem zweiten Stockwerk iſt Peale's naturhiſtoriſches Muſeum aufgeſtellt.

Unter den Naturmerkwürdigkeiten, welche hier aufbewahrt werden, giebt es mehrere, welche zum Beweiſe dienen, welche bedeutende Veränderungen unſer Erdball erlitten hat. Man zeigt z. B. Hayfiſchzähne mit Steinkohlen untermiſcht, welche in einer Tiefe von 140 Fuß unter der Erdoberfläche unweit Richmond in Virginien gefunden wurden; ferner mehrere Stücke verkohltes Holz und einen Mammuthsknochen, welcher durch die Miſſiſipy Eruption ausgeworfen worden.

Ein anderer Gegenſtand, welcher meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, waren die Manufakturen in und bei Philadelphia.

Man findet: 273 Weberſtühle; 3648 Spinnräder; 3 Oehlmühlen; 28 Seifenſieder und Lichtzieher; 17 Sattler und Wagenbauer; 14 Leimfabriken; 18 Brantweinbrenner; 10 Zuckerraffinerien; 16 Seiler; 27 Rauch- und Schnupftabackfabrikanten; 44 Kupferſchmidte, Gelbgießer und Zinngießer; 102 Hutmacherladen; 7 Papiermühlen; 5 Buchdruckereien; 28 Meſſerſchmidte; 10 Büchſenmacher; 2 Glashütten. Diejenigen Manufakturen, welche am bedeutendſten ſind, ſind die Webereien.

Die

Die Bevölkerung der vereinigten Staaten iſt nach einer officiellen Angabe vom Jahre 1810 folgende:

Virginien	965,079	Seelen, von dieſen ſind 300,000 Negerſclaven,
Neu-York	959,220	Seelen, von dieſen ſind 15,000 Negerſclaven,
Penſilvanien	810,163.	
Maſſachuſets	700,745.	
Nord-Carolina	563,745.	
Süd-Carolina	414,935.	
Kentuky	406,411.	
Maryland	280,546.	
Conecticut	264,942.	
Georgia	252,433.	
Neu-Jerſey	245,263.	
Ohio	280,860.	
Vermont	217,913.	
Neu-Hampſchire	114,414.	
Rhode Island	76,913.	
Delaware	72,674.	
Orleans	76,556.	
Miſſiſipi	40,325.	
Indiana	24,520.	
Louiſiana	20,845.	
Illinois	12,282.	
Michicnu	17,462.	
Summa	7,238,424	Seelen.

VII.

Warum hat Friedrich II. keine Chauſſeen bauen laſſen?

Es iſt in öffentlichen Blättern davon die Rede geweſen, und Friedrich II. getadelt worden, daß er keine Chauſſeen bauen laſſen, wodurch die Cultur des Landes doch ſo kräftig gehoben würde; ja man hat ſich ſogar erlaubt, die aberwitzige Bemerkung zu machen, man könne doch nicht glauben, daß Friedrich II. deßhalb den Chauſſeebau unterlaſſen hätte, damit die Reiſenden ſich deſto länger im Lande aufhalten, und mehr Geld verzehren müßten.

So wenig es an und für ſich nöthig ſeyn dürfte, Friedrich den II. wegen jenes Tadels vor denen zu vertheidigen, die ſein Regierungsſyſtem kennen, und wiſſen, was er geliefert hat, ſo dürfte es doch in Hinſicht derer nicht überflüſſig ſeyn, die erſt ſeit 1814 Preußen haben werden ſollen, und in dem feſten Glauben ſtehen, daß ſie und ihre provinziellen Einrichtungen denen des alten Landes weit vorzuziehen wären.

Wozu ſollen Chauſſeen dienen? Sie ſollen in einem Lande, wo Handel und Wandel blühen, die

Mittheilung erleichtern, die Fuhrkoſten mindern, daher die Waaren wohlfeiler liefern helfen.

Soll das Mittel ſeinen Zweck nicht tödten, dieſer in jenem nicht untergehen, ſo müſſen Chauſſeen die Koſten, welche ihre Anlage und Unterhaltung erfordern, tragen, und dieß iſt der ſicherſte Beweis, daß ſie an ihrer Stelle ſind, wo aber Fuhrleute Nebenwege fahren, um den Straßenzoll zu ſparen, da iſt der Beweis am Tage, daß Chauſſeen den Handel nicht erleichtern, ſondern nur ein Luxusartikel ſind, wie die Treibhäuſer der Reichen. Dazu werden aber keine Abgaben vom Volke gegeben. In dem, von Familienherrſchaft und Hauswirthſchaft entlehnten, Staatsſyſtem, welches Friedrich II. für das richtigſte hielt, muß das Angenehme dem Nützlichen, dieß dem Nothwendigen weichen. Will die Redaktion des d. B. dieſes Syſtem nicht gelten laſſen, ſondern eins von den entgegengeſetzten annehmen, nach welchen der Staat, entweder eine Garantie der Rechtsverhältniſſe der Einzelnen, oder die Verſchmelzung aller Einzelnwillen zu einem Geſammtwillen iſt, ſo dürfte die obige Abſtufung vom Angenehmen zum Nothwendigen demnach gelten müſſen.

Es käme alſo im vorliegenden Fall nur darauf an, zu zeigen, daß Friedrich II. nothwendigere Dinge zu betreiben hatte, als den Chauſſeebau. Dahin zähle ich drei Kriege, die um die Selbſtſtändigkeit des Staats geführt wurden, dann die Erbauung und Verſtärkung der Feſtungen, Anlegung der Land- und Kriegsmagazine, Urbarmachung der Sümpfe, Schiffbarmachung der Ströme, und Canalbaue zur Communikation der Elbe mit der Havel, Spree, Netze, Warte, Oder und Weichſel, Herſtellung und Aufbau der Städte u. ſ. w. Dieſem allen ſtanden Chauſſeen nach, weil dadurch Handel und Wandel in der Wurzel unterſtützt wurden, der aber,

als er entſtand, der Chauſſeen entbehren konnte, da er ſich der Waſſerſtraßen mit gröſſerem Vortheil bediente. Warum aber bediente ſich Friedrich nicht ſeines Schatzes zum Chauſſeebau? Jeder gute Wirth legt ein Deckungskapital für unvorhergeſehene Fälle zurück, dieß that auch Friedrich für den Krieg, für Waſſers-, Hungers- und Feuersnoth. Hätten Chauſſeen etwas rentirt, dann würde er ſie haben bauen laſſen, da dieß aber bei der leichten Waſſerkommunikation nicht möglich war, ſo that er es nicht, und fuhr lieber ſelbſt im Sande nach Potsdam und nach Charlottenburg. Für das Fortkommen der Reiſenden war auch beſonders im leichten Boden des brandenburgiſchen Landes durch ſtrenge Wegepolizei geſorgt, und man blieb hier weniger ſtecken, als auf den künſtlichen, aber vernachläſſigten Chauſſeen des ſüdlichen Deutſchlands.

Wo aber Handel und Verkehr blühten und kein Waſſertransport war, wie im ſchleſiſchen Gebirge, da fing Friedrich an, Chauſſeen bauen zu laſſen.

SOCIETÄT

SOCIETÄT

VIII.

Ueber das Turnweſen.

Es iſt eine Commiſſion niedergeſetzt, um ſeine Vortheile und Nachtheile, hier in Berlin, zu unterſuchen, ſagt die Berliner Zeitung. Dieſe Unterſuchung ſoll wohl der Uebertreibung gelten, denn von der Nützlichkeit muß die Regierung doch wohl überzeugt geweſen ſeyn, als ſie die Turnanſtalt als Staatsangelegenheit anſah, und die Lehrer beſoldete.

Was ſoll denn dadurch bewürkt werden? Der Lebenszweck iſt menſchliche, natürliche Entwickelung des Geiſtes und des Leibes, dazu ſoll die Turnkunſt, zur Vorbereitung, in der letzten Hinſicht dienen, zu weiter nichts. Durch ſie ſollen keine Soldaten, keine Jäger, keine Tanz-, Fecht-, Spring- und Stallmeiſter, oder Seiltänzer und Kunſtreiter, ſondern gewandte, kräftige,

geſunde Jünglinge gebildet, und die körperlichen Anlagen für jene Künſte, in ſo weit ſie nützlich ſind, geübt werden.

Die Turnkunſt hat es demnach:

1) bloß mit phyſiſcher, keineswegs moraliſcher, Ausbildung zu thun, und

2) mit allgemeiner Vorbereitung des Körpers in den Elementen der Ausbildung, keineswegs mit einer beſondern Kunſt, des Tanzen, Voltigiren ꝛc.

In ſofern nun das Turnweſen ein Zweig der Volkserziehung, und dieſe der Staatsaufſicht unterworfen iſt, ſo dürfte, meiner Meinung gemäß, die gedachte Commiſſion, die Grenzen feſtſtellen müſſen, worin das Turnweſen zu üben ſeyn möchte, und dieß dürfte, wohl noch eher als eine Unterſuchung von Nutzen ſeyn, ob dieſe oder jene Turnübung der Geſundheit nachtheilig ſey; dieß iſt gewiß keine, wenn Maaß gehalten wird, und daß dieß geſchehe iſt Sache des Vorſtehers.

Ob aber nicht dieſe oder jene Uebung eine Spielerei, vom Zweck des Turnens entfernend, oder nur auf Zuſchauer berechnet ſey, die Körperkraft vielleicht vorzüglich auf einen Theil des Leibes richte, die Hände auf Unkoſten der Füße, oder umgekehrt, ausbilde, vielleicht ein oder das andere Glied widernatürlich ſteif mache, ſtatt gelenkig, und den Hauptzweck alles Turnens: vollendete Gewandheit, würdevolle und anſtändige Haltung des ganzen Körpers, vernachläſſige, das wäre wohl Gegenſtand der Prüfung. Wenn man einen Turner auf der Straße wie einen Sackträger gehen ſieht, oder wie ei-

nen franzöſiſchen Tanzmeiſter, ſo muß man ſeine Bildung eben ſo wohl für verfehlt halten, als wenn er in einer geſitteten Geſellſchaft entweder alles tölpelhaft umwirft, oder ſich beſtändig auf dem Abſatz herumdreht. Vor allen andern allgemeinen Uebungen ſcheint mir daher die vorzüglichſte ſeyn zu müſſen: Wie der Jüngling gehen, ſtehen, ſich halten und tragen ſolle. Unter allen mir bekannten Völkern ſcheinen mir dieß die gebildeten Pohlen am beſten zu verſtehen, und lernen es, wie ich glaube, durch ihren Nationaltanz.

Ganz verfehlt ſcheint mir das Turnweſen zu ſeyn, und ſeinem Zweck gar nicht zu entſprechen, wenn es irgend ein Vorſtand mißbrauchen ſollte, um den ihm anvertrauten Jünglingen, eigene Anſichten des Lebens und des Staats, und politiſche Geſinnungen beizubringen, die mit den geltenden Geſetzen und Sitten im Widerſpruch ſtänden, wodurch denn im Staate eine beſondere Turnerkaſte entſtände, ſo wie wir leider ſchon andere ſolche Kaſten gehabt und noch haben, die, was andere Leute für ſchwarz halten, als weiß deuten.

Dieſe beſondere Turnerziehung dürfte, wo ſie ſtatt fände, den Vorſtänden wohl eben ſo ernſtlich zu unterſagen ſeyn, als den Predigern, die ſtatt der Bergpredigt von der Kanzel Rouſſeaus geſellſchaftlichen Vertrag erklärten; den Schulmeiſtern, die ſtatt zu unterrichten, advozirten, und den Tanzmeiſtern, die ihren Schülern das Reiten beibringen wollten, dieſe ihrer Beſtimmung widerſprechenden Dinge zu verleiden wären.

Mithin dürfte jeder Turnmeiſter ſeine Turngeſetze der Staatsbehörde zur Prüfung vorlegen, und bedenken müſſen, daß es ihm, als Einzelnen, außer dem Bereich ſeines Amtes, niemals zuſtehen könne, Geſetze zu geben, welche andere befolgen ſollen.

I. Rückblicke

I.

Rückblicke auf die neueſte politiſche Literatur.

Journale.

Europäiſche Annalen, 3s Stück.

In dieſem Heft erſcheint uns als vorzüglich intereſſant:

Unterſuchung und Würdigung der heiligen Allianz.

Es werden hier die derſelben gemachten Einwürfe widerlegt als:

1) Dieß Bündniß bedrohe die Unabhängigkeit der Völker, denn, unter dem Vorwande des allgemeinen Beſten, vermehre es die Macht eines jeden der betheiligten Monarchen, durch die ganze Macht ſeiner Bundesgenoſſen.
2) Das Bündniß ſey nur ein, von einer überſpannten Einbildungskraft erzeugtes Hirngeſpinnſt, indem es für den, der es verletze, keine Strafe habe.
3) Es könne nicht von Dauer ſeyn, und über das Leben der daſſelbe geſchaffenen Regenten, hinausgehen.

Die Rechtfertigungsgründe gegen dieſe Einwürfe beruhen ſämmtlich auf der Kraft, welche den innern Geſinnungen der Regenten beiwohnt, welche auch das Bündniß ſelbſt hervorgebracht haben.

Allgemeines Staatsverfaſſungs-Archiv. 2r Band, 4s Stück.

Dies Stück enthält eine geſchichtliche Darſtellung der Reorganiſation des Königreichs Hannover, und der Verhandlungen der Landſtände, welche unumſtößlich darthut: daß die Hau-

növerſche Regierung, wenn ſie auch vor allen andern deutſchen Regierungen ſich dadurch auszeichnet, daß ſie mehr als alle andere am Alten klebt, dennoch viel Gutes, ächt Deutſches, ſeit ihrer Wiederkehr veranlaßt hat, und beſonders thätig geweſen iſt, alle franzöſiſchen Einrichtungen und Geſetze, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wenn ſie auch auf der einen Seite die alten Lehns- und Meyerverhältniſſe wieder einführte, worauf der Adel ein wohlerworbenes Recht hatte, ſo iſt doch auf der andern Seite alle Steuer- und Kriegspflicht-Exemtion aufgehoben worden. Sind die Landſtände auch nicht von Vorurtheilen frei zu ſprechen, ſo erſcheinen ſie doch als redliche Männer, die das Wohl ihres Landes nach ihrer Einſicht am beſten wollen, und die Ruhe, welche im Lande und im Volke herrſcht, ſcheint dies ſowohl unumſtößlich, als auch das gute Vertrauen zu bewähren, welches das Volk in dieſe Stände ſetzt. Daß zu den Ständen aus freier Wahl, größtentheils alte Staatsdiener erwählt worden ſind, beweiſt auch klar und deutlich, daß das hannöveriſche Volk dieſen, wenn ſie als redlich geprüft ſind, in der Wiſſenſchaft der Geſetzgebung mehr zutraut, als anderen Eingeſeſſenen, welche aus der Werkſtelle oder dem Pfluge zur Legislation berufen werden, welche bei den heutigen verwickelten bürgerlichen Verhältniſſen, mehr Theorie und Praxis erfordert, als in jener Zeit, wo Romulus mit einer Pflugſchaar die Grenzen der Stadt Rom bezeichnete.

Schweizeriſches Muſeum. 5s und 6s Heft.

Ueber Repräſentation.

Eine neue Würdigung des Natur- und Poſitiv-Rechts, der Grundſätze: Ob der geſellſchaftliche Verein durch Vertrag der Theilnehmer unter ſich, oder durch die Gewalt Einzelner entſtanden ſey; und Aufſtellung des Grundſatzes: daß die Menſchheit durch ein höheres Welten ordnendes Weſen durch inneres Leben, zu einer Repräſentation angetrieben werde, die über allen geſellſchaftlichen Vertrag und Souveränität, über die Geſchichte und das Herkommen, über das Entwickeln zum Neuen, oder Rückſchreiten zum Alten erhaben ſey, welchem nach alſo alles was geſchiebt, nicht von der Geſellſchaft und ihren Führern, ſondern von der Allmacht über ihr abhängig ſey. Hallers Werk über Reſtauration der Staatswiſſenſchaft, wird als ein ſolches gerühmt, das die unſinnige Lehre vom geſellſchaftlichen Urverein vernichtet habe, Ancillon getadelt, der Alles was geſellſchaftlich iſt, von der Gewalt Einzelner ableite, die engliſche Verfaſſung getadelt, die den früher geweſenen geſellſchaftlichen Zuſtand feſthalten, die franzöſiſche, die eine Neue einſeitig erſchaffen, das jetzige Streben, welches beides verſchmelzen wolle.

Auf dieſe Weiſe ſcheint die Menſcheit nur die Augen gen Himmel richten, die Hände faltend in den Schooß legen, den Glauben gefangen nehmen, und erwarten zu ſollen, was Gott über ſie verhängt hat.

Politiſches Journal, 48 Stück.

1. England.

Eine Schilderung der Partheien in England, woraus klar werden ſoll, daß alle dieſe Partheien, ſo wie ſie ſich im Parlament zeigen, ſammt ihren Reden, eine leere Spiegelfechterei ſind; daß Miniſterial- und Oppoſitionsparthei mit einander ſehr freundſchaftlich umgingen, ihre Rollen im Voraus vertheilten, ſich bereicherten, und über die Welt lachten, daß ſie glaube, daß ſie uneinig wären.

2. Ueberſicht der Staatseinnahme und Ausgabe von Norwegen.

Die Einnahme iſt 542,648 Reichsthaler Silbergeld. Der Reichsthaler iſt gleich 2 Reichs Banko-Thaler. Die Staatsausgabe iſt 542,649 Thaler, darunter befindet ſich das königliche Haus mit 83,559 Thaler und das Storthing mit 37,500 Thaler.

3. Anſicht des deutſchen Bundestages in England und Frankreich.

Der Bundestag wird verſpottet, und das Streben nach Ständiſcher Verfaſſung in Deutſchland, wird ein unlebendiges genannt, welches dem Ganzen des Volks völlig fremd ſey, und nur aus Gründen der Eitelkeit, oder als Gegenſtand wiſſenſchaftlicher und Geldſpekulation von den gelehrten und politiſchen Schriftſtellern, ſo aus Eigennutz von den privilegirten Ständen vertheidigt werde.

4. Frankreich.

Eine Schilderung des franzöſiſchen Miniſterii, welche ganz zu ſeinem Vortheil gereicht.

Richelieu würde wegen ſeiner Gewandheit und wegen ſeiner Milde geſchätzt. De Cazes habe durch ausgezeichnete Klugheit den Sieg über die Ultras erhalten, und führe mit feſter Hand das Ruder des Staats. Ebenfalls Lainé, den aber leider eine unheilbare Krankheit vom Miniſterium entfernen würde.

5. Schweden.

Die dort jetzt Statt gefundene Verſchwörung ſollte am 13. März 1817 gerade auf dieſelbe Weiſe, auf einer Maskerade, zum Ausbruch kommen, wie ſie vor 25 Jahren an Guſtav III. vollzogen wurde. Man vermuthet, daß dieſer mißlungene Verſuch (bei dem eine Theilnahme oder Mitwiſſenſchaft des jungen in Lauſanne befindlichen Guſtav Adolphs, durch Vermittelung des vogelfrei erklärten Lieutenants Matt och Dag, wohl nichts weiter als eine ſchändliche Erdichtung iſt) von wichtigen Folgen für die Conſtitution ſeyn, und nebſt einer Vermehrung und Sicherung der Königlichen Gewalt, die Aufhebung aller bei dem übrigen Theil der Nation ſo verhaßten Vorrechte des Adels, auf dem bevorſtehenden Reichstage in Norköping zur

Folge haben werde; daher einige ſogar auf den ſeltſamen Wahn kamen, ſie bloß für eine Maske zu halten. Dieſer Schritt würde auch eine engere Verbindung mit Norwegen, wo man beſonders den intriganten und übermüthigen Geiſt des ſchwediſchen Adels ſcheut, erleichtern, denn das Gerücht, daß der Kronprinz ſich auf dies Königreich beſchränken wolle, iſt um ſo ungegründeter, da es immer deutlicher erhellt, Norwegen könne ſich nicht als abgeſondertes Reich erhalten. Bei dem Stocken der Bergwerke und des Handels, und dem allgemeinen Geld und Getreidemangel, ſchloß dieſe Nation ſich vertrauensvoll und dankbar immer feſter an ihre neue Regierung an, und die Klagen derſelben über den Egoismus, der im vorigen Storthing herrſchenden Parthei des Handelſtandes, und die unerſchwinglichen Abgaben- und Bank-Contingente, wurden immer lauter, während die Beſchwerden der Conſtitutionellen über die Begnadigungen Hals und Staffels, die Berufung einer Norwegiſchen Garde nach Stockholm, und einige andere Punkte, keine Theilnahme erregten, und zum Theil von der Regierung gründlich widerlegt wurden.

(Dieſe falſche Anſicht der vermeintlichen Verſchwörung, hat die ſchwediſche Regierung ſelbſt widerlegt.)

Ueberlieferungen. 4s, 5s, 6s, 7s Heft.

In dieſen Heften ſind folgende intereſſante Aufſätze:

1. Ueberblick des Zuſtands der gegenwärtigen Freimauerei in Europa.

Es wird hier die, bereits von Krauſe aufgedeckte, Geſchichte der Mauerei wiederholt, nach welcher dieſelbe nichts weiter als eine Fortſetzung der alten Baumeiſtervereine in Deutſchland iſt, unter Jakob II. in England aber eine politiſch-religiöſe Beſtimmung erhielt. Es wird die bekannte Geſchichte ihrer Verpflanzung nach Deutſchland wiederholt, wie ſie ſich mit der Groß-Kreuzerei vereinigte. Neu ſind die Aufſchlüſſe über die Mauerei in Frankreich unter Napoleons Regierung, der eine Finanzſpekulation daraus machte, und von den dortigen Logen eine Menge Geld zog. Ueber die Freimauerei in unſern Tagen ſagt der Verfaſſer ein wahres Wort, daß nämlich die Formenſpielerei dabei ganz unnütz und verwerflich ſey, das innere Weſen derſelben aber jetzt und immer Beſtand haben würde, da es in nichts anderem als darin beruhe, ſolche Wahrheiten in dem Zirkel gebildeter Menſchen aufzubewahren, welche dem Auge des großen ungebildeten Volkes Blendungen, und daher Nachtheil verurſachen würden.

2. Das Herzogthum Weimar.

Es iſt hier von dem Profeſſor Ocken die Rede, wie er in der Iſis die Ständiſche Verfaſſung des Herzogthums Weimar ſelbſt angegriffen und als die Stände ihn dafür züchtigen wollen, der Großherzog ſeine Parthei genommen, und behaup-

Digitized by Google

ſet hätte, man könne ihn nur gerichtlich deswegen verfolgen. Dem Oberappellationsrath Martin ſoll der Auftrag geworden ſeyn, einen Entwurf zu einem Geſetz über die Preßfreiheit zu machen, der aber zu beſchränkend gefunden worden ſey, welches deßhalb auffiele, da Martin Redakteur des neuen Rheiniſchen Merkurs iſt. Es wird endlich über die Kälte geklagt, womit man im Lande die neue Verfaſſung aufgenommen.

3. Charakteriſtik des jetzigen Herzogs von Orleans,

welche intereſſant iſt, und ſehr zu ſeinem Vortheil gereicht.

Die Zeiten, 4s Heft.

1. Ueber die Befreiung der Exemten von der Steuer in Hannover.

Es wird gezeigt: daß darin nur eine Täuſchung vorhanden iſt, wenn man glaube: der Adel zahle die Landesabgaben auf gleiche Weiſe, wie die übrigen Staatsbürger. Dieß ſey gar nicht der Fall, und die Beweiſe werden angeführt. Ueberhaupt wird den Landſtänden keine Lobrede gehalten, und das Volk aufgefordert, der Regierung mehr Vertrauen zu ſchenken als ihnen.

2. Das Hauptfeldlazareth Nr. 8. in Kölln. (Fortſetzung.)

Eine traurige Darſtellung des hier ſtattgefundenen Unweſens, die hoffentlich eine Unterſuchung der behaupteten Thatſachen bewirken wird, da jedem Patrioten das Herz mit Mitleiden und Unwillen erfüllt wird.

3. Nothwendige Vorarbeit zur Einführung ſtändiſcher Verfaſſung in Preußen.

Eine Wiederholung des Edikts der Regulierung der bäuerlichen Verhältniſſe.

4. Ueber Finanz- und Papiernoth, und über die öſterreichiſche Nationalbank.

Dieſe beiden Aufſätze ſind vorzüglich gegen Oeſterreich gerichtet, und ſollen die Unzulänglichkeit der daſelbſt getroffenen Maaßregeln beweiſen.

5. Ueber die Verkäuflichkeit der Heſſiſchen Domainen.

Es wird gezeigt: daß der Churfürſt recht daran gethan, die veräußerten Domainen einzuziehen, da der König von Weſtphalen ſie gegen Inhalt der Conſtitution veräußert.

6. Die deutſche Bundesverfaſſung.

Eine bittere Kritik der Schaumburgiſchen Rede, mit Hin-

weiſung auf die weit gelungenere des Fürſten Hardenberg bei Eröffnung des Staatsraths.

7. Ueberſicht der Hauptmomente der Geſchichte des Tags.

Es wird die Reduktion der Armee der Alliirten in Frankreich und die franzöſiſche Anleihe getadelt.

8. Speransky.

Ein Schreiben aus Königsberg worin die Geſchichte der Verbannung dieſes ruſſiſchen Staatsmanns dargeſtellt wird.

Minerva, 58 Heft.

1. Fouché.

Es wird behauptet, er ſey der gewandteſte, umſichtigſte Mann in Europa, der im Stande ſey, eine öffentliche Meinung eines ganzen Volks zu machen, wie er z. B. durch Zeitungen das franzöſiſche Volk von der Nothwendigkeit des Napoleoniſchen Kaiſerthums überzeugt habe.

Folgende Anführung iſt in dieſer Schilderung die anziehendſte:

Während der erſten Regierung der Bourbons, hielt es der König für unſchicklich, Fouché ins Miniſterium zu nehmen, da er für Ludwigs XVI. Tod geſtimmt hatte, er fragte ihn aber privatim oft um Rath. Als Napoleon gelandet war, ſandte der König den Prinzen Artois an Fouché, um ihm das Polizeiminiſterium zu übertragen. Er ſchlug es aus, da es zu ſpät ſey, übernahm aber die Rolle, Napoleon zu täuſchen. Demnach ſollte er zum Schein gefangen genommen werden, entfliehen, in Napoleons Dienſte gehen, deſſen Untergang er vorherſah, und ſich für die Rückkehr der Bourbons in Thätigkeit erhalten. Dies alles iſt ausgeführt. Jetzt ſoll er abſichtlich ſich die königliche Ungnade zugezogen haben, vorausſehend, die Bourbons würden ſich nicht halten, wo er alsdann wieder auf eine glänzende Weiſe zurückkehren würde.

2. La Coalition et la France.

Die Ueberſetzung dieſer berüchtigten Flugſchrift kann dazu dienen, das deutiche Volk über dasjenige aufzuklären, was es von dem franzöſiſchen zu erwarten hat, welchem der Beruf angedichtet wird, dem Seedespotismus Englands, und der Unterjochung des Continents durch Rußland die Waage zu halten. Es beruht auf folgenden Grundideen:

a) Die alliirten Mächte haben Frankreich durch die Kriegserklärung 1815 verkündigt, daß ſie nur kämen, um es von ſeinem Tyrannen zu befrein. Die Maske ſey aber bald gefallen, und die Eroberer wären zum Vorſchein gekommen.

b) Incluſive der Unterhaltungskoſten der alliirten Armee

an den Grenzen Frankreichs, koſte dieſe Befreiung Frankreich 1500 Millionen Franken.

c) Die heilige Allianz wird beſpöttelt, indem es davon heißt: Indem dieſer apoſtoliſche Bund alle Rechte der Völker unter den Schutz des Evangeliums ſtellt, hat er ohne Zweifel die Ehrſucht entwaffnet den Eroberungsgeiſt geächtet, und die Politik ſo hoch erhoben, daß ſie, um mit Boſſuet zu reden, jetzt nichts weiter iſt, als: die chriſtliche Moral, angewandt auf Regierungen der Menſchen.

Wer durfte es jetzt wagen, die hohen Alliirten in den Jahrbüchern der moraliſchen Welt jenem Tamerlan nachzuſetzen, deſſen Namen wir nur ungern anführen, weil er noch immer der Schrecken der Civiliſation und der Menſchlichkeit iſt.

Er triumphirte über Bajazet, nur um das Reich der Dynaſtie der Osmanen zurück zu geben. Eine königliche Seele, ſprach der Barbar, weiß Reiche zu erobern, und wieder zu geben.

d) Die Kriegscontribution wird Frankreich aufs äußerſte bringen, und daſſelbe im Januar 1818 im Zuſtande der Zahlungsunfähigkeit ſeyn. Die hohen Alliirten haben nach der Weiſe unſerer Vorältern gehandelt, ſie warfen das Schwerdt in die Waagſchale; ſollen wir dem römiſchen Volke nachahmen, welches, da es nicht mehr Geld genug hatte, ausrief: man müſſe Eiſen dem Eiſen entgegenſetzen?

e) Man will die Erfüllung eines Traktats, der nicht erfüllt werden kann, um dann Frankreich wie Pohlen theilen zu können, mit dem Motto: Gott will es.

f) Es beſtehen in Europa zwei große Gewalten, zur See und zu Lande. Die Seemacht England will Rußland an ſeiner Vergrößerung und Frankreich an ſeiner Wiedergeburt hindern; Preußen und Oeſterreich werden zur Klugheit und Ehrſucht gegen Rußland, und zur Beſorgniß und zum Haß gegen Frankreich bewaffnet. Damit Berlin, Wien und London erhalten werden könne, muß Paris fallen, muß Deutſchland nicht mehr den Einfällen der Turenne und Villars ausgeſetzt ſeyn, — müſſen die beiden deutſchen Monarchien ſich ſo weit vergrößern, daß ſie die andere Nachbarſchaft nicht mehr zu fürchten brauchen.

Frankreich alſo ſoll das Heil ſeines Nebenbuhlers bezahlen, Frankreich deſſen Zerſtückelung alle Wünſche des brittiſchen Kabinets erfüllen wird; denn England kann in unſeren Häfen Kolonien anlegen, ohne von den mit ihm theilenden Mächten Widerſpruch zu befürchten; es wird den Beſorgniſſen vor den Anſtrengungen eines zu Boden geworfenen Nebenbuhlers enthoben zu ſeyn glauben, und die beiden Widerſacher, die es dem Nordiſchen Rieſen entgegen ſtellt, werden mächtig genug ſeyn, die Herrſchaft des Kabinets ſtreitig zu machen; — ein langer, blutiger Krieg, der allein der Herrſchaft der Meere Frieden ſichert.

g) Das Intereſſe iſt es, welches die großen Monarchen vereinigt, nicht ihre Freundſchaft, dieſer Verein wird ſo lange

dauern, als die Monarchie der Lilien noch aufrecht ſteht. Rußland will ſie theilen, um deſto ſchneller zur Continentalmacht zu gelangen, die ihm die ungereimte Politik des Weſten zuſichert. Preußen will ſie, indem es vor den Armeen von Jena zittert, welche in Berlin die Beſchimpfungen von Paris rächen konnten.

Während Rußland allenthalben in Europa Breſche ſchießt, während die Laufgräben im Norden durch Finnland, im Süden durch die Wallachei, im Centrum durch Pohlen, eröffnet ſind, ſo iſt es ſchwer, die Verblendung der beiden Souverains zu begreifen, welche anſtatt darauf zu denken, der eine an die Düna, der andere an das ſchwarze Meer vorzurücken, anſtatt Europa mit ſich vorwärts zu ziehen, um mit allen ſeinen Kräften den Einfall Aſiens abzuwehren, vor der Gefahr fliehen, und nichts zu fürchten zu haben glauben, ſobald ſie ſich einmal an die Moſel oder an die Alpen lehnen.

h) Die entſtellte Geſchichte der Theilung Pohlens, wird als ein Beiſpiel für die Theilung Frankreichs aufgeſtellt.

i) Als Buonaparte vom Gipfel ſeiner Allgewalt herabſtürzte, da athmete aufs neue die Erde, befreit von einer ſchweren Laſt; ſie glaubte, den Geiſt der Unterdrückung vernichtet, die Billigkeit wieder in ihre Rechte eingeſetzt.

Was mußte die Folge ſeyn, wenn ihre Erwartung nicht erfüllt wurde? — daß ihr bald die Prophezeihung desjenigen erfüllt wurde, der in der Mitte des letztverfloſſenen Jahrhunderts, alle Regierungen ihrem Umſturz entgegen eilen, im Verfall gerathen, und mit nahem Dahinſterben bedroht ſah.

3. Rückblicke auf die Kriegsoperationen der Ruſſen im Jahr 1812.

Seite 242 wird geläugnet, daß der Fürſt Kutuſow die Schlacht bei Kraßnoie gewonnen; er habe ſie verloren, da die Franzoſen ihren Zweck, den Rückzug erreicht, troß ſeiner Uebermacht. Seite 247 wird der General Wittgenſtein von Wiŕor als geſchlagen angegeben. Seite 255 wird behauptet, daß der Fürſt Schwarzenberg recht wohl den Ruſſen nach Minsk hätte zuvorkommen können, wenn er gewollt hätte.

Miszellen. 58. Heft.

Enthält Ueberſetzungen von Büchern, die längſt bekannt und überſetzt ſind. Ferner eine Anſicht Südamerikas als bald eintretender freier Staat, und Mittelpunkt alles Welthandels. Der Aufſatz über Verbeſſerungen in England, iſt voll von witzigen Bemerkungen über den ſchlechten Geiſt, der jetzt die engliſche Induſtrie belebt, worin nur Schein, aber keine Solidität mehr zu finden iſt.

Journal für Deutſchland, 58. Heft.

Ueber Staatsumwälzung und Verfaſſungsurkunde.

Der Verfaſſer findet den Grund zu den erſtern in den mangelhaften organiſchen Geſetzen eines Staats, und hält jede Staatsumwälzung für ein Fieber, welches den Krankheitsſtoff auszuwerfen und ein richtiges Verhältniß des geſellſchaftlichen Syſtems wieder herzuſtellen, ſich bemüht. Er zeigt ſodann aus der engliſchen Geſchichte des Streits der rothen und weißen Roſe, aus der deutſchen Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, und aus der franzöſiſchen Geſchichte der Revolution, daß gewöhnlich ein Zeitraum von dreißig Jahren dazu gehöre, die nöthige Ruhe und die zweckmäßigſten organiſchen Geſetze hervorzubringen, und meint, daß das neueſte Wahlgeſetz in Frankreich daſelbſt die Revolution beendigt hätte. In England würde nicht eher Ruhe werden, bis die Parlamentsreform durchgeſetzt ſey. Verfaſſungsurkunden könnten an und für ſich nichts helfen, in ſofern dadurch etwas ins Leben gerufen werden ſolle, was auf einem ganz anderen Wege ſein Leben erhalten müſſe. Er empfiehlt dabei allen Staatsreformen die größte Behutſamkeit und Langſamkeit.

Erneuerte vaterländiſche Blätter. Februarheft, 1817.

Trencks-Banduren.

Als eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit verdienen die bekannten Trencks-Banduren hier eine Erwähnung. —

Franz Freiherr von der Trenck, im Jahr 1710 in Calabrien zu Regio geboren, war, wie bekannt, Soldat, und beſaß die ſchönen Herrſchaften in Slavonien: Pakracz, Welika, Platernicza, Breſtowacz und Staſchitz. — Als Grundherr unterhielt er zu ſeiner Bedienung und Beſchützung (denn dazumal ſah es in Slavonien noch ein wenig wild aus), auch die ſogenannten Banduren. So nennt man in Slavonien auch heut zutage noch die bewaffneten herrſchaftlichen Dienſtleute, welche eine beſondere Nationallivre tragen, und immer mit zwei Piſtolen und einem langen türkiſchen Meſſer (Handſchar) bewaffnet ſind. Der Banduren Corporal heißt Harambaſcha, welches Wort auch einen Räuberanführer bedeutet. Die Banduren ſind in Slavonien das, was in Ungarn die Haiducken der Herrſchaften oder der Comitate ſind, nur daß dieſe ganz anders gekleidet und bewaffnet ſind, wie die Banduren. In Slavonien bedeutet Haiduck dagegen einen Räuber.

Die Benennung der Banduren rührt am allerwahrſcheinlichſten von den ehemaligen Banderien, nicht aber, wie ich es in einem gewiſſen Converſationslexicon lächelnd las, vom Dorfe Bandur her. Wenn ein ſolches Dorf vielleicht im Monde exiſtirt, ſo habe ich gar nichts dagegen, aber in Ungern und in Slavonien exiſtirt es, ſo viel ich weiß, gewiß nicht. —

Muth, Entſchloſſenheit, Furchtloſigkeit, Ausdauer, Treue und Ergebenheit gegen ihre Herren, zeichneten ſeit jeher die ſlavoniſchen Banduren aus. Man kann auf ihnen, im eigentlichſten Sinne des Wortes, das Holz ſpalten. Freiherr Trenck hatte deren viele, weil dieſe Art Hausſoldaten, Gensdarmes, die damalige Unſicherheit in Slavonien, wovon man jetzt dort nicht einmal mehr träumt, nothwendig machte.

Einſt raubten mehrere Diebe aus benachbarter Herrſchaft vier Trenck'ſche Unterthanen aus. Dieſer ſchickte noch in derſelben Nacht dreißig ſeiner Banduren auf Kundſchaft aus, welche auch ſo glücklich waren, einen der Diebe zu erwiſchen. Trenck ließ dieſem 646 Stockſtreiche abmeſſen, bis er den Raub und die Namen ſeiner Mitgehülfen geſtand, welche am folgenden Morgen mehrentheils gefangen, und neun davon ſogleich theils gehenkt theils gerädert wurden.

Als der preußiſche König im Jahr 1741 in Schleſien einrückte, erbot ſich Trenck bei der Kaiſerin Königin Maria Thereſia eintauſend Banduren mit Gewehr und Montur auf ſeine eigenen Koſten in das Feld zu ſtellen, und hatte ſie in drei Wochen richtig beiſammen. Am 1. April brach er, als Oberſtwachtmeiſter, mit ſeinem Bandurencorps auf, und marſchirte durch Wien, wo auch die Kaiſerin das ſonderbare Bataillon in Augenſchein nahm. Alles bewunderte die von der gewöhnlichen Soldaten-Montur ſehr abſtechende Kleidung, die Waffen und das gute Ausſehen der Mannſchaft. Sie hatten rothe Capuzen, wie die Janitſcharen, und wurden deswegen ſpäter von Franzoſen rothe Capuziner genannt. Die bekannte, nunmehr bei allen Regimentern, und auch bei den Truppen fremder Länder eingeführte türkiſche Muſik rührt von den Banduren her, die die erſten waren, die damit in das Feld rückten.

Am 15. May waren ſie ſchon in Schleſien und plünderten unterweges fleißig, hielten ſich aber auch vor dem Feinde auf das tapferſte; und wenn Voltaire an den König von Preußen im Jahre 1742 ſchrieb:

> „Et les Hongrais, et les Pandours
> Vont au diable au son de vos tambours."

ſo muß man das nur ſo nehmen, daß er dem Könige etwas Schönes dadurch ſagen wollte.

Im Jahre 1744 erhielt Trenck vom Hofe den Auftrag, ſich abermals nach Slavonien zu begeben und ſein Bandurencorps nicht nur zu rekrutiren, ſondern auch zu verſtärken. Zu dieſem Behufe wurden ihm von der Hofkammer für einen jeden Mann 80 Gulden ausbezahlt, wofür er auch die Montur und die Rüſtung verſchaffen ſollte. Er entledigte ſich dieſes Auftrages auf das beſte, und warb in kurzer Zeit 2500 Mann zu Fuß und 130 Huſaren an. Die erſteren bekamen grüne Montur mit rothen und gelben Capuzen.

Statt Standarten gab er ihnen türkiſche Roßſchweife mit dem Halbmond.

Am 6. April war ſein neues Corps ſchon in Wien, und

wurde daſelbſt mit Bewunderung empfangen und neugierig beſchaut. Am 24. Juni traf er damit im Hauptlager bei Waldorf ein, und ſeinen Banduren blieb die Ehre, den Rheinübergang bei Schreck zu eröffnen. Am 30. Juni Abends hatte man in aller Stille die nöthigen Pontons beigeſchafft; um 11 Uhr in der Nacht ſetzte Trenck in 30 Schiffen ſeine 1300 Banduren über den Rhein. Die Carlſtädter- und Waraſdiner-Gränzer folgten ihm nach. Beim Ausſteigen erhoben die Banduren ein entſetzliches Mordgeſchrei mit ihrem gewöhnlichen Allah! Allah! trieben die ausgeſtellten feindlichen Poſten in ihr Lager zurück, welches etwa eine halbe Stunde entfernt war, griffen die daſelbſt befindlichen drei Cavallerieregimenter mit ſolcher Heftigkeit und Schnelligkeit an, daß dieſe nicht einmal ſo viel Zeit hatten, um ihre Zelte abzubrechen, ſondern das ganze Lager den Banduren zur Beute überlaſſen mußten, welche es denn auch in der größten Geſchwindigkeit reinlich ausräumten, und durch dieſen erſten ſo glücklich gelungenen Streich in der Folge nur deſto beherzter und beutebegieriger wurden. Auch die übrigen Banduren, welche man bei andern Corps vertheilt hatte, bewieſen ſich ſehr eifrig, ſo, daß ſie nicht einmal erwarten konnten, bis die für die Armee geſchlagenen Brücken fertig waren, ſondern, da man noch die letzten Pontons befeſtigte, viele derſelben aus Ungeduld in das Waſſer ſprangen, und hinüber ſchwammen.

Als es am 30. Juli auf Lauterburg zugehen ſollte, beſchloß Trenck Tags vorher, alle ſeine Banduren an ſich zu ziehen. Man vermißte mehrere Hunderte; auch konnte man ſie die ganze Nacht hindurch nirgends auftreiben. Zeitlich in der Frühe kamen ſie hernach truppweiſe mit Gänſen, Enten, Schafen, Hühnern, Hausgeräthe, Geld und andern Sachen daher geſchlichen. — Die erſten, die ihm in den Wurf kamen, ließ er weidlich abprügeln, damit ſie in der Zukunft dergleichen Spekulationen nicht zur unrechten Zeit unternähmen.

Auch ſonſt ſchenkte Trenck ſeinen Banduren nichts, und beſtrafte jedes Vergehen mit aller Strenge. So geſchah es, als ſie über den Rhein ſetzten, und in einige pfälziſche Dörfer einfielen, und ſolche zu plündern anfingen, weil ſie glaubten, alles ſey Feindesland, was über dem Rhein liegt. Trenck ließ einige ſogleich vor die Köpfe ſchießen, einige aufhenken, und ſo wurden die übrigen von Exceſſen abgehalten.

Die Einwohner ſahen mit Verwunderung zu, wie gelaſſen und unerſchrocken ſich die Banduren beim Henken bezeigten, da ſie bis auf den letzten Augenblick, wo ihnen der Strick ſchon um den Hals lag, die Tabackspfeifen nicht aus dem Munde nahmen.

Deſſen ungeachtet aber verbreiteten ſie allenthalben, wo ſie ſich blicken ließen, Angſt und Schrecken. Ueberall, wo man ſie erblickte, ſchrie man halb todt: „Rettet euch Kinder, es ſind Banduren da! Gott ſey uns gnädig!"

Den Banduren gefiel es auf franzöſiſchem Grund und Boden ſo gut, daß ſie ihn bei der nachherigen Retirade nur mit Mißmuth verließen.

Die Franzoſen beſchwerten ſich mehr als einmal, daß ihnen ſo wilde Völker, ſolche Heiden, wie die Banduren wären, auf den Hals geſchickt werden, da es doch gar nicht Mode ſey, mit dergleichen groben Leute zu fechten. Allein Trenck gab ihnen zur Antwort: er wiſſe wohl, daß ſeine Leute noch ein wenig ungehobelt wären, und deßwegen hätte er ſie auch mitgebracht, um ſie in Frankreich ein wenig Mores und Galanterien lehren zu laſſen.

Die geſchwätzige Fama machte die Banduren überall, wo ſie hinkamen, ſchwärzer und wilder, als ſie es in der That waren. Es verbreiteten ſich von ihnen abentheuerliche Sagen und Gerüchte; daß ſie z. B. den Leuten nicht wie die Huſaren, die Köpfe abhieben, ſondern ſie bei den Haaren ergriffen, und ihnen alsdann, wie die Fleiſchhacker, mit dem Meſſer die Kehle abſchnitten. — Daß ſie bei Landau eine Mühle plündern wollten, und den Müller, welcher ſich wehren wollte, auf den Kopf ſtellten, und wie ein Stück Holz mitten von einander ſpalteten. Aber es war, wie uns Trenck erzählt, nicht das Zehnte wahr.

In Slavonien ſind die Trenck'ſchen Banduren noch bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen. Ja, was noch mehr, das gemeine Volk nennt da auch heut zu Tage noch alle Rekruten, welche vom Lande geſtellt werden, Paronowacz; welches ſo viel ſagen will, als: Baron's Leute. Man nannte nämlich einſt die Trencks Banduren ſo, und nun blieb die Benennung auch den ausgehobenen Rekruten, welche auch Baron's Leute ſeyn müſſen. Wer die Geſchichte nicht weiß, für die wäre die Etymologie dieſes Wortes keine leichte Aufgabe. Uebrigens heißt es: usatili ga meggyu Soldati; man hat ihn zum Soldaten genommen; die herrſchaftlichen Huſaren nennt man Katana, von dem ungriſchen Katona, Soldat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Flugſchriften.

Ueber den Einfluß des Abgaben-Syſtems auf den Handel und den Staat.

Dieſe kleine Schrift zeigt den Nachtheil, welchen das Zwangshandels-Syſtem, und der Druck indirekter Abgaben auf Induſtrie und Handel in Preußen, in Verhältniß zu benachbarten Staaten, als z. B. Sachſen, geäußert haben, und dringt auf gänzliche Handelsfreiheit.

Digitized by Google

Archiv für den thieriſchen Magnetismus.
1. Bandes 1s Heft.

Merkwürdige und eingetroffene Vorherſagung zweier Sommambülen auf das Ende des Oktobers 1816, von dem Profeſſor Dr. C. A. v. Eſchenmayer.

Vorerinnerung.

Nichts iſt wahrer, als was Hufeland am Schluſſe ſeiner Rezenſion und Reflexion über die, den thieriſchen Magnetismus betreffende, Schrift von Stieglitz ſagt:

„Das Factum, und wieder das Factum! — Gebt uns nur einmal das Factum, daß über allen Schein, Betrug, Selbſttäuſchung und Begünſtigung des Zufalls erhaben iſt." Hufeland hat Recht. Wir verſuchen eine höhere Erklärungsweiſe, in der Vorausſetzung, daß unſere Facta über allen Zweifel erhaben ſeyen. Er hingegen fordert die Beſtätigung des Factums zuerſt, und dann mag es Zeit ſeyn, ſich um eine höhere Erklärungsmethode umzuſehen. Es bleibt daher dem Freunde des Magnetismus durchaus nichts übrig, als auf die Reinheit des Factums zu dringen, und wenn er auch zeigen könnte, daß die bisher geglaubte höhern Phänomene nicht außerhalb des Wirkungskreiſes einer menſchlichen Seele liegen, ſo kann dies doch nur die Möglichkeit derſelben ſetzen, aber die Zweifel über ihre Wichtigkeit nicht zerſtreuen.

Ein Factum außer Zweifel ſetzen, heißt freilich viel gefordert, und wenn es ſchon im gewöhnlichen Leben eine ſchwierige Aufgabe wird, ſo wird man uns zugeben, daß für außergewöhnlichen Fälle dieſe Schwierigkeiten ſich leicht verdoppeln können. Von der Art ſind die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus; ſie ziehen ſchnell vorüber, wie die Meteore des Himmels, und laſſen uns nicht nur keine data zurück, um ihre Bahn berechnen zu können, ſondern machen uns ſelbſt oft zweifelhaft, ob das Geſehene eine Viſion oder eine Realität war.

Was uns jetzt Noth thut, iſt, wie Hufeland ſagt, weit mehr die Kritik der Facta, als die Kritik ihrer wiſſenſchaftlichen Anſicht, und dann erſt kann das Motto in ein volles Recht eingeſetzt werden: „factum infectum fieri nequit." Die Kritik eines Factums geben, heißt an die Quelle der Beobachtung zurück gehen, die urſprünglichen Augen- und Ohrenzeugen vernehmen, ihre Ausſagen vergleichen, ihr Dunkles aufhellen, und ihre Widerſprüche löſen, zugleich aber auch die begleitenden Umſtände, Zeit und Ort in Anſchlag bringen und den Charakter der handelnden und beobachtenden Perſonen berückſichtigen.

Je mehr dieſe Forderungen erfüllt ſind, deſto reiner wird das Factum, und deſto mehr Glauben verdient es. Billig müſſen wir auch die Ausnahmen gelten laſſen. Entweder ſind Phänomene von der Art, daß ſie ſich theils in ihren Folgen und Wirkungen nicht mehr nachweiſen laſſen, theils auch von Viſionen,

Phantasmen und Selbſttäuſchungen nicht genau unterſchieden werden können; oder der Glaube an ihr Daſeyn beruht nur auf dem Zeugniß eines Beobachters. Manche Geſchichten leiden keine öffentliche Ausſtellung, und die Zeugniſſe werden oft verweigert, weil andere Rückſichten Stillſchweigen gebieten. Das größte Hinderniß aber ſuche ich, wie ich frei geſtehe, theils in der Indolenz, theils in der Syſtemſucht der Aerzte. Beides erzeugt eine Scheu der Prüfung auch da, wo ſie leicht wäre, dieſes Schickſal trifft die meiſten Geſchichten von Somnambülen, die bis jetzt bekannt ſind. Die Thatſachen werden ohne Prüfung verworfen, bloß darum, weil ſie unſere Erklärung überſteigen und unſeren Syſtemen den Umſturz drohen. Nicht derjenige, der an das Phänomen glaubt, ſoll prüfen, ſondern der, welcher nicht daran glaubt; dieſem gehört der Beweis des Gegentheils, und dieſen Beweis fordert die Wiſſenſchaft und die Wahrheit von Jedem, der ihr öffentlicher Bekenner iſt. Und dieſe Prüfung iſt es, die ich mir, ehemals gleichfalls Zweifler, bei Erzählung der folgenden faſt unglaublich ſcheinenden Thatſache, zur ſtrengſten Pflicht gemacht habe.

Es iſt kein Geheimniß und darf auch der Wiſſenſchaft, und ich möchte ſagen der höhern Beſtimmung des Menſchen wegen, keines bleiben, daß zwei Somnambülen vom höchſten Grade den Tod einer hohen Perſon auf die gleiche Zeit vorher verkündigten, der nun auch wirklich eingetroffen iſt.

Ehe ich an die ſpeciellen Angaben, und an die Quellen zurück gehe, will ich vorerſt von dem Verlaufe der Vorherſagung wie ſie ins Publikum emanirte, etwas bemerken.

Die Divination der erſten Somnambüle war unter wenige Freunde vertheilt, und blieb lange verſchwiegen, theils weil die äußern Umſtände Verſchwiegenheit geboten, theils, weil die Somnambüle ſelbſt mit ihrer Vorherſagung ſtarke Warnungen verknüpfte, theils, weil die Zeit der Erfüllung noch fern war, und das Intereſſe der Freunde des Magnetismus in keine Spannung ſetzte. Als dunkle Sage wußte ich es ſchon vor Jahren, hatte aber, da ich einer ſolchen Divinationsgabe dazumal keinen Glauben beimaß, keine Luſt, mich nach den nähern Umſtänden zu erkundigen. In dieſem Falle mögen wohl die meiſten geweſen ſeyn, welche durch Zufall oder Mittheilung von dieſer Vorherverkündigung etwas hörten. Man ließ das Gerücht gleichgültig an ſich vorübergehen und bald waren die Spuren davon verwiſcht.

So verſtrichen drei Jahre, als die Divination der zweiten Somnambüle hinzukam, und nicht nur Jahr und Monat, wie die Erſte, ſondern auch den Tag des Ereigniſſes genau beſtimmte. Dieſe Einſtimmigkeit zweier Somnambülen für ein und daſſelbe Ereigniß, machte natürlich große Senſation für diejenigen, die in dieſes Geheimniß eingeweiht waren, und beſtärkte ſie in dem Glauben an das Phänomen.

Jetzt erſt erfuhr ich, es war im 1816, von einem Freunde die nähern Umſtände der erſten und der zweiten Vorherverkündigung, konnte aber den Zweifel an ſolche außerordentliche Phänomene nicht unterdrücken.

Digitized by Google

Ich hatte zwar dazumal meine Abhandlung über den thieriſchen Magnetismus geſchrieben, und darin geſucht, auch die univerſellen Erſcheinungen der Seele, die uns eine Unabhängigkeit von Zeit und Raum zu erkennen geben, durch pſychiſche Erklärungen aufzuhellen, aber einer ſolchen Höhe von Divination, die, ohne eine Einwirkung einer höhern Welt, anzunehmen, unbegreiflich ſcheint, konnte und mochte ich damals keinen vollen Glauben ſchenken. Denn — wenn auch das Leben eines Menſchen nach organiſchen Geſetzen verläuft, und dieſe Geſetze auf innere Weiſe wahrgenommen werden können, ſo, daß der nach ihnen auf individuelle Weiſe ſich richtende Typus organiſcher Veränderungen, welchen die innerlich anſchauende Einbildungskraft ohne Zwiſchenkunft der Begriffe in ſich darſtellt, auch durch erhöhte Sympathie von einem Zweiten, Dritten in die Somnambüle aufgenommen werden kann, ſo iſt doch das Leben und die Geſundheit eines Menſchen zu ſehr vom Gebrauche der Willkühr, von Einwirkung der Leidenſchaften von äußeren Zufällen abhängig, als daß jener geſetzmäßig fortſchreitende Typus einer Berechnung fähig wäre. Wir müſſen daher jedenfalls bei ſolchen Divinationen ein höheres Schauen, welchem das Buch der Zeiten aufgeſchlagen da liegt, oder eine Inſpiration aus einem höheren Geiſterbunde zu Hülfe nehmen.

Von der Zeit der zweiten Vorherſagung an gewann das leiſe Gerücht von dem bevorſtehenden Ereigniß ein volleres Leben, und ſetzte jedem Eingeweihten, je mehr die Zeit der Erfüllung heran rückte, in geſpanntere Erwartung. Das Geheimniß ging aus ſeinem engen verſchloſſenen Kreiſe gleichſam überquellend heraus, der Freund vertraute es dem Freunde, und ſo zog es leiſe flüſternd durch eine ganze Kette von Gliedern, bis es zuletzt in vollen Zirkeln ſich ausſprach und unverholen in dreiſterer Darſtellung von Mund zu Munde ging. Es blieb nicht mehr an ſeinem Geburtsorte ſtehen, ſondern wanderte ſelbſt in auswärtige Regionen, ſo daß zuletzt ein großer Theil des Publikums in dunkler Sprache und unbewußt der ächten Quellen und Umſtände es vernahm. Mehrere Monate vor dem Ereigniß wurden verſiegelte Zettel zur Bewahrheitung in die Hände der Bekannten niedergelegt. Von mehreren Freunden des Magnetismus wurden Wetten auf dieſe Begebenheit angeboten, und, wie ich nachher angeben werde, zwei förmliche Wetten gewonnen. Endlich kam die Zeit der Erfüllung ohne bedeutende Vorboten; verſchüchtert ſahen die Eingeweihten ſich an, und mißtrauend dem Glauben an ſolche Divinationen, als auf einmal, nach vorausgegangener Unpäßlichkeit von wenigen Tagen, der verkündete Tod ſich wirklich ereignete. Hier ſteht das Fragzeichen für eine höhere Welt. — Lernt es begreifen! —

Specielle Geſchichte.

Kaum war das erſte Erſtaunen über die Macht des Somnambulismus, der mir jetzt in einem höheren Lichte erſchien, vorüber, als immer mehr eine innere Aufforderung mich er-

füllte, dieſes Factum, dem ich kein Aehnliches an die Seite zu ſtellen wußte, nicht unbenutzt zu laſſen. Ich hatte zwar mehrere Data, aber bei weitem noch nicht alle, um das Factum kritiſch zu ſichten, in ſeine Quellen zu verfolgen, und in den Ausſagen der urſprünglichen Zeugen darzuſtellen. Ich begab mich daher ſelbſt nach St . . . ., ſobald ich konnte, um die warme Theilnahme nicht erkalten und das friſche Andenken nicht verwiſchen zu laſſen. Im Zirkel einiger Freunde die zugleich Augen- und Ohrenzeugen waren, und im Beſprechen des Factums, fanden ſich beſonders in Hinſicht der erſten Divination bald einige Dunkelheiten, ſelbſt Widerſprüche, die ſich bis an die Quelle zurückzogen. Dem Papier war von dieſer Vorherverkündigung nichts anvertraut, und das Blatt, worauf ſein Freund Kl . . . ſich eine Notiz gemacht hatte, war verlegt. Es blieb daher nichts übrig, als mich an das Haus, in welchem die erſte Somnambüle eine ſo großmüthige und wohlthätige Unterſtützung fand, ſelbſt zu wenden, und um Aufklärung zu bitten. Ich erhielt ſie auch vollſtändig, und bin jetzt im Stande, das Factum in ſeiner wahren Geſtalt dem Publikum darzuſtellen.

Ich bemerke zugleich hier, daß ich die hohe Perſon, deren Tod der Inhalt der Divinationen war, mit S., und die Perſonen nur mit einigen Buchſtaben andeute. Derjenige dem es um genauere Prüfung zu thun iſt, wird nicht die mindeſte Schwierigkeit haben, die bloß angedeuteten Perſonen und Zeugen in ihren vollſtändigen Namen aufzufinden.

Erſte Vorherſagung.

Die Somnambüle iſt die durch die im Hufelandiſchen Journal abgedruckte Geſchichte von Hofmedicus Klein bekannte Mademoiſelle W . . . .

Die Vorherſagung dieſer Somnambüle enthält, wenn man alles, was ſich auf dieſen Gegenſtand bezieht, in Verbindung ſetzt, mehrere Differenzen, die jedoch verſchwinden, wenn man das Ganze in 3 Perioden abtheilt. Die Erzählung davon gebe ich aus dem Munde einer Frau, die nur genannt zu werden braucht, um das Siegel der Wahrhaftigkeit in ihren Worten zu finden, — einer Frau, die ſelbſt in den Annalen Würtembergs durch einen patriotiſchen Zug ſich auszeichnet, der durch Stärke und Adel der Seele jedes Gemüth anſpricht. Dieſe Frau und ihre liebenswürdige Tochter waren die wohlthätigen Pflegerinnen von Mademoiſelle W . . . .; ſie beobachteten zugleich alle jene Erſcheinungen, und waren von den ſonderbarſten Scenen Zeuginnen. Von ihnen erhielt ich mit der freundſchaftlichſten Offenheit alle Aufklärungen, deren ich bedurfte.

Erſte Periode.

Die erſte Vorherſagung geſchah im Jahre 1812, wahrſcheinlich am 12. Juli, in Gegenwart vom Hofmedikus Kl . . ., Ober-Finanzrath St . . . ., deſſen Frau und Tochter. Sie lautete: „Sie ſtirbt im Jahre 1816 zwiſchen dem 18. und 20. April auf ungewöhnliche Weiſe, (zu Kl . . . .) zu dir wird noch vorher geſchickt werden, und eine andere Perſon (die ſie nannte) wird

wird vorangehen." Die Somnambüle verpflichtete hiebei Alle zu ſtrengem Stillſchweigen, weil die geringſte Unvorſichtigkeit ihnen, und beſonders ihr ſelbſt, unausbleibliche Nachtheile zuziehen würde. Sie würde, ſagte ſie, für eine Irrin erklärt werden.

Zweite Periode.

Oft ſagte W . . . ., daß die Anweſenden nur das von ihren Divinationen als wahr annehmen dürften, was ſie in den nachfolgenden Kriſen beſtätigen würde. Dies war der Grund, warum man ihre erſte Ausſagen immer wieder als Fragen in den folgenden Kriſen ihr vorlegte. Auf die gleiche Frage in einer ſolchen Kriſe, deren Datum bekannt iſt, antwortete ſie: „Das Jahr des Todes ſey zuverläſſig, aber in dem Monat könne ſie ſich irren."

Dritte Periode.

Frau St . . . ſetzte in ihrer Erzählung zu dem Vorigen beſtimmt hinzu, daß nachmals ihr Mann ihr geſagt hätte: „er habe noch beſonders herausgebracht, daß der Monat der Oktober ſeyn könne." St . . . ſtand, wie ſich aus der Geſchichte von Kl . . . ergiebt, in einem ſehr ſtarken Rapport mit der Somnambüle, und konnte daher jeden Augenblick ſich Fragen beantworten laſſen. Was es mit der letzten Aeußerung: „daß es der Monat Oktober ſeyn könne" für eine Bewandtniß habe, konnte ich nicht weiter erfahren, weil St . . . nicht zu Hauſe war. So viel iſt aber gewiß, daß St . . . das Ende des Monats Oktober vom Jahr 1816, mit einer ſolchen Zuverläſſigkeit als den wahren Termin der Erfüllung annahm, daß Er ſich gegen Mehrere meiner Bekannten äußerte: „Er biete ſeinen ganzen Weinvorrath als Wette auf dieſes Ereigniß an."

Wenn man dieſe verſchiedenen Perioden der Vorherſagung zuſammenhält und annimmt, daß immer die Letztere die Erſtere rektificirt, ſo löſen ſich die anfänglichen Differenzen, welche ich in den Ausſagen von Kl . . . und St . . . fand, gänzlich auf, und geben uns ein reineres Reſultat in dem Termine des letzten Drittels vom Oktober des Jahrs 1816.

* * *

Zweite Vorherſagung.

Dieſe Somnambüle iſt die durch Dr. R . . behandelte Kr . . . ., deren merkwürdige Geſchichte noch auf ihre Vollendung wartet. Dieſes Mädchen ſah ich ſelbſt in der letzten Periode ihrer Anfälle, nach deren Beendigung ſie in ihren natürlichen Zuſtand zurücktrat, und wiederhole hier nicht, was ich von ihr in dem Kapitel über Magnetismus in meiner Pſychologie erwähnte. Alle merkwürdigen Erſcheinungen hatten ſich in den letzten Tagen zuſammengedrängt und ſowohl die körperlichen Zufälle, wie die Convulſionen, als auch die geiſtigen Phänomene, wie die Ektaſen, erreichten eine ungemeine

Digitized by Google

Höhe. In dieſe Periode fällt auch die Divination, die ſie über das gleiche Ereigniß von ſich gab.

Den Freunden des Magnetismus mußte alles daran gelegen ſeyn, Bekräftigung von Thatſachen zu erhalten, denn, iſt etwas Wahres an der Sache des Somnambulismus, ſo müſſen auch die Ausſagen zweier Somnambülen über gleiche künftige Ereigniſſe völlig mit einander übereinſtimmen, und an dieſer Probe fehlt es bisher im Felde der magnetiſchen Erſcheinungen. Dies erwogen, faßten die drei Freunde, die häufig an dem Bette der Kr . . . . zuſammenkamen, den Entſchluß, die für die höhere Anſicht des Magnetismus entſcheidende Probe mit ihr zu machen. Alle drei wußten die frühere Divination der W . . . . und dieſe legten ſie jetzt zum Grunde, um zu ſehen, ob ſich gleiche Reſultate ergeben würden. Dieſem Entſchluſſe verdanken wir ein Factum, das, wie ich glaube, die Krone des Magnetismus ſeyn wird. Ich gebe die Vorherſagung mit den nämlichen Worten, mit welchen die Somnambüle nach der Verſicherung jener Freunde ſie ausſprach.

Die Verkündigung geſchah am 17. April des Jahrs 1816 in Gegenwart des Hofmedikus Kl . . . ., Dr. R . . und Profeſſors L . . . . l.

Sie.

Sm. ſtirbt in dieſem Jahr im Monat Oktober.

Er.

Iſt es der Anfang, die Mitte, oder das Ende des Oktobers?

Sie.

Das Ende des Oktobers.

Er.

Du kannſt wohl den Tag beſtimmen. Iſt es etwa der 26.?

Sie.

Nein.

Er.

Aber der 28. Oktober?

Sie.

Da trifft ihn ein Kopf- und Bruſtſchlag.

Dies iſt die Vorherſagung der zweiten Somnambüle, wobei zu bemerken iſt, daß ſie nicht den eigentlichen Todestag beſtimmte, was jene Freunde fälſchlich dafür hielten, ſondern daß ſie nur den tödlichen Anfall auf dieſen Tag angab, was mit der ins Publikum gekommenen Krankheitsgeſchichte aufs beſte harmonirt. Gewiß hätte die Somnambüle, wenn ſie fort gefragt worden wäre, nicht nur den Tag, ſondern ſelbſt die Stunde und die Minute des Todes angegeben.

Wie genau alles das am Ende des Oktobers 1816 eintraf, was von der erſten Somnambüle vier Jahre, und von der zweiten ſieben Monate früher prophezeiet wurde, bedarf für denjenigen, der um das Ereigniß weiß, keiner weiteren Verſicherung.

Vergleichung.

Wenn wir die beiden Divinationen mit einander vergle-
chen, ſo finden wir leicht, daß die leztere aufs beſtimmteſte
ſich ausſpricht, während die erſtere in einem gewiſſen
Schwanken begriffen iſt. In der erſten iſt zwar das
Jahr mit Beſtimmtheit, der Moment aber nach einer beſon-
deren Rectifikation, über welche eigentlich St . . . noch Aus-
kunft zu geben hätte, nur mit Wahrſcheinlichkeit angegeben.
Wie es nun kam; daß St . . . gegen Jeden, der ihn darum
fragte, mit der beſtimmteſten Zuverſicht auf den Oktober Wet-
ten anbot, bleibt hier allerdings im Dunkel. Jene Somnam-
büle ſagte zu Kl . . .: „Man wird vor dem Tod zu dir ſchi-
cken" und dies geſchah auch wirklich. Kl . . . der am 28. Ok-
tober von Augsburg zurück kam, war kaum zu Hauſe, als ein
K. Laufer auf Geheiß der Aerzte ein Inſtrument bei im ab-
holte. Wie Blitzesſchlag erinnerte ſich Kl . . . an dieſen Vor-
boten, der den Tod verkündige. Das Einzige aber, was nicht
eingetroffen iſt, iſt die Nebenbeſtimmung, daß eine gewiſſe Per-
ſon vorangehen werde. Nur kann wohl die Frage gemacht
werden, obwohl dieſe Nebenbeſtimmung in der nachfolgenden
Kriſen der W . . . wieder zur Sprache gekommen, und be-
kräftigt worden ſey? Was in dieſer Vorherſagung noch
ſchwankend iſt, das iſt dagegen in der zweiten aufs beſtimm-
teſte ausgedrückt. Nicht nur Jahr und Monat, ſondern
auch der Tag iſt angegeben, der bei der erſten Divination
nur in eine beſtimmte Gränze eingeſchloſſen iſt. Jahre liegen
freilich entfernter als Monate, ſollte dies wohl einen Unter-
ſchied machen.

Zeugniſſe.

Facta wollen, um beſtätigt zu ſeyn, Zeugen haben.

Ich habe zwar ſchon ſieben urſprüngliche Zeugen angege-
ben, und habe auch von den drei Zeugen der zweiten Divina-
tion die Erlaubniß, das Publikum zu verſichern, daß ſie ihre
Ausſagen nicht nur mit ihrer Ehre verbürgen, ſondern auch
eidlich erhärten können, aber dies iſt denn doch für diejenige
Skeptiker, die überall im Somnambulismus nur Spukgeiſter,
Viſionen, Chimären, Lerm- und Schreckgeſtalten wittern, noch
nicht hinreichend. Dieſe werden ſagen, alle jene Perſonen hät-
ten ja ſelbſt eine Rolle dabei übernommen, und wären zulezt
Parthei geworden, ſo, daß ihr Sehen und Hören, und das
darauf gegründete Urtheil, nie ganz unbefangen erſcheinen kön-
nen. Auch für dieſe Ausreden iſt geſorgt und wir dürfen, um
das Factum zu beſtätigen, nur auf die Mittheilungen überge-
hen, welche längſt vor dem Ereigniß in das Publikum gekom-
men ſind. Ich berühre hier nur theils ſolche Zeugen, mit wel-
chen ich mich während meines kurzen Aufenthals in St . . .
beſprechen konnte, und welche unmittelbare Mittheilungen von
meinen Freunden erhielten, theils ſolche, welchen ich ſelbſt frü-
her über dieſe Geſchichte einige Aufſchlüſſe gab.

Doktor Chriſtian R . . ß. Dieſem übergab Profeſſor L . . . t mehrere Monate vorher einen verſiegelten Zettel, auf welchem die vorhergeſagte Begebenheit ſtand, mit der Bemerkung, denſelben nach Ablauf der Zeit zu erbrechen. Da aber ſpäterhin durch die allmählige Verbreitung des Gerüchts dieſe Vorſorge unnütz wurde, ſo ließ L . . . t durch R . . . ß den Zettel eröffnen. Mit dem Inhalt und den Umſtänden vertraut, bekam Doktor R . . . ß ſelbſt Glauben an die Geſchichte, wettete darauf und gewann zwei förmliche Wetten. Einer der Wettenden iſt der Major E . . . .; der andere blieb mir ungenannt.

Miniſter v. W . . . . ., ein thätiger Beſchützer des Magnetismus, ſprach ſelbſt in Geſellſchaften von dieſer ſonderbaren Vorherſagung, um die Möglichkeit ſolcher Phänomene in wiſſenſchaftlicher Hinſicht zu beleuchten. Thatſache iſt es, daß er mit Graf G . . . z eine Wette eingehen wollte.

Geheimerath v. St . . . . iſt Zeuge, daß St . . . . drei bis vier Monate vorher auf das letzte Drittel des Oktobers mit Einſchluß bis zum 11 November ſeinen ganzen Weinvorrath als Wette anbot.

Graf G . . . z erhielt die Mittheilung ziemlich früh vom Profeſſor L . . . t.

Baron v. G . . . n — auf gleiche Weiſe.

Legationsrath K . . . e ſprach längſt vorher mit mir von dieſer merkwürdigen Prophezeihung.

Madame v. W . . . . theilte ich ſelbſt, etwa drei Monate vorher, auf beſondere Veranlaſſung dieſe Vorherſagung mit. Sie bekam ſpäter Gelegenheit, mit St . . . . darüber zu ſprechen, der ihr gleichfalls äußerte, daß er jede Wette darauf eingehe.

Fräulein Sch . . . erfuhr es ebenfalls von mir. Bald nach dem Ereigniß ſchrieb ſie mir: „Sie hatten wohl Recht auf die Prophezeihung zu bauen. Nun glaube ich alles, was dieſe Perſonen ſagen.“

Doch! es wäre ermüdend, dieſes Zeugenverhör noch länger fortzuſetzen. Wollten wir die Mittheilungen bis ins dritte und vierte Glied verfolgen, ſo würden leicht zweihundert Zeugen aufzufinden ſeyn.

Bemerkung.

Hier ſteht das Factum, und wieder das Factum und kein Raiſonnement. Mögen Jene nur ihren kalten Skepticismus oder ihre Frivolitäten daran üben, es liegt an beidem nicht viel, ich entgegne ihnen mit dem Motto von Hufeland und Stieglitz:

„Factum infectum fieri nequit.“

Doch noch eine Ausflucht! Alles war Zufall. — Nichtiges Wort der Erbärmlichkeit!

* * *

Dieſe Erzählung wird unſtreitig unter den Gläubigen den Glauben an den Magnetismus befeſtigen, den Ungläubigen aber Stoff zur Satyre geben, und ſie werden troz dem Bannfluch des Verfaſſers, wenn ſie auch die Zeugniſſe nicht angreifen, ſagen:

Es ſey nichts als Zufall geweſen.

Wir leugnen die verborgene Kraft des Magnetismus keinesweges, und ehren das Streben ihm auf den Grund zu kommen, halten aber dafür, daß er bis zu dieſer Stunde mehr das Mittel geweſen ſey, alte Weiber, kindiſche Greiſe und verliebte Mädchen zu bethören, als wirklich Nervenkranke zu heilen, und ſind diejenigen, welche ihn üben, auch nicht abſichtliche Betrüger, ſo werden ſie doch zu oft von ihrer eigenen Phantaſie bethört.

Praktiſche Beiträge zur neuen Staatsverfaſſungslehre deutſcher Staaten.

Es ſind folgende Gegenſtände in dieſem kleinen Büchlein abgehandelt: Ueber das Entſtehen, Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit der Landſtände. Müſſen die alten Landſtände wieder hergeſtellt werden, oder hängt es vom Regenten ab, eine neue Verfaſſung zu ertheilen, und welche Grenzen ſind den Landſtänden zu ſetzen. Wer iſt dazu zu wählen, und iſt es redlich den Landſtänden die Verwaltung der Steuer zu überlaſſen.

Der Verfaſſer entwickelt aus der Geſchichte die Entſtehung der Landſtände, und zeigt, daß nicht das Recht, ſondern die Gewalt, ſolche dem Landesherrn ſo wie dem übrigen Volke aufgebürdet, und daß ſelbſt in Würtemberg, wo ſo viel Aufhebens von der alten Verfaſſung gemacht werde, ſolche unter der Regierung Ludwigs, Sohn des berühmten Chriſtophs, gar nichts getaugt hätte, und es in keinem Lande toller zugegangen ſey, als damals hier. Dieſe Landſtände hätten immer nur ihr Intereſſe beſorgt, und das Intereſſe des Volks vernachläſſigt. Staatskollegia, die aus geprüften Beamten beſtänden, und einem Erhaltungsrath, der die vom Fürſten ausgegangene Verfaſſung bildete, erſetzten alle alte und neue Landſtände. Wo aber einmal Landſtände vorhanden wären, und man ſie nicht entfernen könne, müſſe man ihnen niemals einen Zweig der höchſten Gewalt, am wenigſtens die Geſetzgebung und die Steuerbewilligung überlaſſen. Sie könnten nur dazu dienen guten Rath zu ertheilen. Die deutſchen Fürſten wären auch gar nicht an ihre frühere Verbindlichkeit gegen ihre Landſtände gebunden, da ſie, vermöge des Rheinbundes, Souveraine geworden wären. Die Wahlfähigkeit knüpft der Verfaſſer an, an das Einkommen.

Preußen über alles wenn es will.

Dieſes Buch enthält ſehr viele richtige Anſichten, und

Google

ſcheint von einem alten Staatsbeamten geſchrieben zu ſeyn, der zwar mitunter ſehr alterthümliche Ideen vorträgt, und Vorſchläge macht, die aber jedoch zu beherzigen und zu berichtigen ſeyn dürfen, auch dann, wenn man anderer Meinung wäre, indem man hier alle Gründe aufgeſtellt findet, die für die Erhaltung des Alten nur geſagt werden konnen. Der Verfaſſer behandelt folgende Gegenſtände:

1. Die Nothwendigkeit der Militärpflicht für ſämmtliche Staatsbürger.

Er verlangt, daß nur erſt nach dem zwanzigſten Jahre, ſämmtliche Jünglinge dem Militär, jedoch nur auf ein Jahr einverleibt werden ſollen, dann meint er, hätten ſie alles gelernt, was ſie künftig zu dem bürgerlichen Leben gebrauchten, und diejenigen, welche ausgezeichnetes Talent für die Kriegskunſt hätten, könnten ſich in dieſem Alter über ihre Wahl entſcheiden. Er hält eine ſtehende Armee für nöthig, und theilt ſie ein, in die Garde des Königs, von welchem der Generalſtab das Centrum iſt; in die Artillerie, und alle ſolche Theile des Heeres, welche beſondere Kenntniſſe und Kunſtfertigkeiten beſitzen müſſen; in den Stamm der großen Armee, welchen er wieder in zwei Theile theilt, in Landwehr und Landſturm, jene ſollen diejenigen enthalten, die weniger für Künſte, Wiſſenſchaften und bürgerliches Gewerbe im Innern enthalten ſind. Die Regimenter ſollen nicht nach Nummern ſondern nach den Provinzen und Diſtrikten benannt werden. Ueber die Turnübungen bricht er den Stab, hält ihre Zweckmäßigkeit, wenn ſie in ihren gehörigen Schranken bleiben, zwar für wichtig, glaubt aber, daß ſie jetzt übertrieben, und daher ſchädlich wären.

2. Geiſtige Ausbildung.

Dieſe ſey es, worauf in Preußen eigentlich alles beruhe. Der Verfaſſer behandelt ſodann unſere Univerſitäten und Schulen und zeigt mit treffenden Gründen die Unzweckmäßigkeit der Erſtern in großen Städten.

3. Preßfreiheit und Cenſur.

Hier ſagt der Verfaſſer ſehr viel wahres über die Unzweckmäßigkeit der bisher ſtattgefundenen Cenſur, die keine andere Norm als die Perſönlichkeit des Cenſors hätte.

4. Fähigkeit für den Staatsdienſt.

Es wird hierin der §. 35. Tit. 9. Thl. 2. des Landrechts gerügt, worin dem Edelmann der Vorzug in der Gelangung zum Staatsdienſt bei gleicher Fähigkeit zuerkannt wird. Bei dieſer Gelegenheit ſagt der Verfaſſer ſeine Meinung über den preußiſchen Adel im Allgemeinen, und zeigt ſehr treffend, wie ungünſtig das Streben dieſes Standes ſeit dreißig Jahren, ſeine Güter mobil zu machen, und daran ein Stück Geld zu gewinnen, auf ihn ſelbſt gewirkt habe. Er verwirft dagegen die Idee des Adels nicht, und erklärt ſich mehr für die Un-

Digitized by Google

theilbarkeit der Grundgüter, als für das planloſe Dismembriren derſelben.

5. Bürgerliches Gewerbe, Handwerker, Geſinde, Tagelöhner, Fabriken, Maſchinen, Juden ꝛc.

Hier geht der Verfaſſer ganz in den alten Zuſtand der Dinge zurück, er will eine gemäßigte Erbuntertthänigkeit in Geſindedienſtzwang wieder eingeführt, die Gewerbefreiheit vernichtet, und das Maſchinenweſen nicht begünſtigt wiſſen, die Juden aber nur dann, wenn ſie moraliſch beſſer geworden ſind, in den Staatsverband aufnehmen.

6. Finanzen.

Hier geht er von dem Grundſatze aus, jede alte eingeführte Abgabe ſey beſſer als eine neue, darnach will er auch in Preußen die Acciſe erhalten, aber modifizirt wiſſen, in den neuen Provinzen aber, wo ſie nicht ſtatt findet, ſoll ſie auch nicht eingeführt werden. Er verlangt ein der Nation vorzulegendes Finanzbudjet, und eine große Vereinfachung der Finanzverwaltung.

7. Juſtiz.

Hier will er nur das, was vorhanden iſt, tüchtiger ausgeführt, und nicht ſo viel neues eingemiſcht ſehen, jedoch verlangt er ein ſtrengeres Strafrecht.

8. Deutſchland ſoll aus Preußen hervorgehen, welchem der Beruf obliege ein deutſches Reich zu ſchaffen.

Die Gefangenſchaft Ludwig des XVI. und ſeiner Familie.

(Aus dem Tagebuche einer erlauchten Mitgefangenen.)

Wer dieſe, ganz einfach, ohne Schmuck und Phraſen erzählte traurige Begebenheit lieſt, muß dadurch auf das tiefſte ergriffen und erſchüttert werden, und die herzlichſte Verachtung gegen die Franzoſen und das ganze Zeitalter des Wahnſinns der Jahre 1792 und 1793 empfinden, wo nichts mehr heilig war und geehrt wurde als das Verbrechen, der Allerlaſterhafteſte und Frechſte der Mächtigſte war, und man gleich unſinnig über die Allmacht Gottes, wie über die Unverletzbarkeit eines Königs ſpottete.

Das Gemeine und Nichtswürdige ſiegte allenthalben, und ſo ſehr war man geſunken, daß, wenn es Affen und Waldteufel in Frankreich gegeben hätte, man ſie zu Präſidenten des Wohlfahrtsausſchuſſes erhoben haben würde.

Mit dem Könige wurden am 13. Auguſt 1792 zugleich in dem Tempel eingeſperrt: die Königin, Madame Eliſabeth, des Königs Schweſter, Madame royale (die jetzige Herzogin Angouleme), der Dauphin, die Prinzeſſin Lamballe, Frau von Tourzel nebſt Tochter, und das männliche und weibliche Bedienten-

perſonal, unter denen ſich des Königs Kammerdiener Cleri befand, der über die Gefangenſchaft des Königs ein Buch geſchrieben hat. Dieſes Perſonal wurde bald verringert, zuletzt gänzlich entfernt.

Zuerſt war die ganze Familie vereinigt, dann wurde der König und die Königin iſolirt; die letztere behielt ihre Kinder bei ſich. Nach der Hinrichtung des Königs wurde die Königin in einen furchtbaren Kerker der Conciergerie allein eingeſperrt, der Dauphin dem Schuſter Simon zur Erziehung, in einem Gefängniß des Tempels, übergeben.

Nun blieben die Prinzeſſin Eliſabeth und die jetzige Herzogin Angouleme zuſammen vereinigt, bis jene auch gemordet war, unter dem Vorwande, ſie hätte Kronjuwelen auf die Seite geſchafft. So oft wie ein Kopf der königlichen Familie gefallen war, wurde es unter den Fenſtern der noch Lebenden laut verkündigt. Wenn die Familie anfangs im Garten ſpazieren ging, war ſie Beſchimpfungen des Pöbels ausgeſetzt.

Nur von den letzten Stunden dieſer unglücklichen Familie ſey hier die Rede. Als Maleſherbes, der Vertheidiger Ludwigs XVI., zu ihm in Gefängniß trat, fand er ihn im Tacitus leſend. er wendete ſich mit Thränen in den Augen zu Herrn von Maleſherbes, und ſagte:

„das Opfer das Sie mir bringen, iſt doppelt verdienſtlich, Sie ſetzen Ihr Leben aufs Spiel, das Meinige werden Sie nicht retten.“

Als Maleſherbes dieſen Gedanken aus des Königs Seele zu verſcheuchen ſuchte, ſagte er:

„Ich weiß es beſſer, ſie nehmen mir das Leben, ſie haben die Macht und den Willen dazu.“

Als er nach ſeinem Verhör in den Tempel zurückfuhr, in welchem durch ſeine Vertheidiger an das Volk appellirt worden war, hatte ein großer Volkshaufen ſich verſammelt, der ausrief: der König ſoll nicht ſterben! Als Ludwig dieß gehört, trug er Herrn von Maleſherbes auf, dieſen Leuten ihren Vorſatz auszureden. „denn“ ſetzte er hinzu: „Ich habe ja nicht gewollt, daß Blut floſſe, als es mir noch den Thron und das Leben hätte retten können, und es gereut mich bis auf dieſen Augenblick nicht.“

Als Maleſherbes ihm das Todesurtheil zu allererſt bekannt machte, ſtand er auf und ſprach:

„Seit zwei Tagen beſchäftigt ſich mein Geiſt mit der Frage und der Forſchung, ob Ich im Laufe meiner ganzen Regierung von meinen Unterthanen den leiſeſten Vorwurf verdiene. Nun, ſehen Sie, Ich ſchwöre es Ihnen, der Ich bald vor Gott ſtehen werde, Ich habe ſtets das Beſte meines Volks gewollt.“

Seine letzten Worte, kurz vor ſeinem Todesgang, waren: „der Tod macht mich nicht zittern, ich ſetze mein ganzes Vertrauen in Gottes Barmherzigkeit.“

Der Königin wurden in ihrem Verhör von dem Kannibalen Hübert Fragen vorgelegt, welche die weibliche Schaam verletzten; ſie gab folgende Antwort:

„Die Natur ſträubt ſich, auf eine ſolche, einer Mutter gemachte, Anſchuldigung zu antworten.“

Tief gerührt fügte ſie hinzu:

„Ich appellire an alle in dieſer Verſammlung befindlichen Mütter.“

Sie gewann dem Volke Rührung und Achtung ab, ſo daß man mit ihrer Hinrichtung eilen mußte, und Robespierre ſagte ſeinen Freunden:

„Wie kann Hübert ſo dumm ſeyn? Wie kann er aus Antionette eine Agrippina machen wollen? Sie ſollte dem Abſcheu Preis gegeben, nicht dem Volke als achtungswerther Gegenſtand aufgeſtellt werden.“

Auf dem Blutgerüſte zeigte ſie, daß ſie eine Königin, die Tochter einer Maria Thereſia war.

Statiſtik der preußiſchen Rheinprovinzen.

Lage und Größe.

I. Das Roer-Departement. Beſteht aus den Kreiſen Achen, Cölln, Crefeld, Cleve und Malmedy . . .	139 □M.	85 □M.
II. Das Rhein- und Moſel-Departement	59 —	166 —
III. Das Saar-Departement . .	79 —	144 —
IV. Herzogthum Berg . . .	71 —	— —
V. Abtretungen von Naſſau . .	32 —	209 —
Summa	380 $\frac{824}{1000}$ □M.	

Bevölkerung.

a) Auf dem linken Rheinufer	1,185,250 Seel.	pro □M. 4279.
b) Auf dem rechten Rheinufer	488,402 Seel.	= = 4743.
Summa	1,673,652 Seel.	

Weinbau.

Er iſt auf 2800 Ohm pro 1815 berechnet.

Beſteurung. Direkte Steuern.

Das Roer-Departement . .	5,422,312 Fr.	32 Cent.
Das Rhein- und Moſel-Departement	1,604,370 —	63 —
Das Saar-Departement . .	1,501,324 —	59 —
Das Herzogthum Berg . . .	2,486,007 —	35 —
Die Naſſauiſchen Abtretungen .	323,027 —	82 —
Summa	11,337,042 Fr.	8 Cent.

Bei der Schilderung des Charakters der Wallonen, hat der Verfaſſer ein Volkslied ins Franzöſiſche überſetzt, welches ein Spottlied auf die preußiſchen Soldaten iſt.

Digitized by Google

Ueber Sicherung gegen Unglücksfälle ꝛc. Vom Dr. Zimmermann. Berlin bei Flittner.

Der Verfaſſer will eine allgemeine Vermögensverſicherungsanſtalt, durch die Regierung begründet wiſſen, gegen ein für allemal feſtgeſetzte Prämie, weil dieß die wohlfeilſte Art und Weiſe ſey, weil ſie dem Staat viel einbringe, (in Preußen werden 1000 Millionen Sicherungswerth nach Krug, à 5 pro Cent 5 Millionen Beitrag, 3,600,000 Thaler Gewinn angenommen) weil die Staatsbürger lieber ein für allemal einen beſtimmten Beitrag als einen ſchwankenden erlegten, der Staat keinem Verluſt ausgeſetzt ſey, und jetzt viele Einſatzprämien ins Ausland gingen.

Es iſt gegen dieſen Vorſchlag nur das Einzige einzuwenden, daß, wenn der Staat mit Krieg überzogen und erobert wird, der Sieger (wie wir es erlebten) die Sicherungskaſſe für gute Priſe erklärt.

Die Wünſche und Hoffnungen der neupreußiſchen Staatsbürger in dem Großherzogthum Niederrhein ꝛc. Von einem Rheinländer.

Nachdem der Verfaſſer ſich feierlichſt gegen den ſeinen Landsleuten gemachten Vorwurf verwahrt hat: daß ſie franzöſiſch geſinnt wären, trägt er die Klagen vor, welche ſie auszuſprechen berechtigt wären, worunter die Beſetzung der dortigen Staatsdienerſtellen mit Altpreußen die vorzüglichſte iſt, und gebt dann zu ſehr gemäßigten vernünftigen Vorſchlägen über, wie die dort beſtehende provinzielle Verfaſſung mit der altpreußiſchen Geſetzgebung zu verſchmelzen ſey.

Ständiſche Verfaſſung, ihr Begriff u. ſ. w. Von Chr. Fr. Schloſſer.

Dieß ſcheint uns das Beſte, Klarſte, für den Gebrauch am Zweckmäßigſten, und das Verſtändigſte zu ſeyn, was über dieſen Gegenſtand in neueren Zeiten geſchrieben worden iſt.

Der Verfaſſer fängt damit an, auf die weſentlichen, in der Geſchichte begründeten, eigenthümlichen Grundzüge des deutſchen Weſens aufmerkſam zu machen, die man in dem ſtändiſchen Verfaſſungswerk hoch verehren, und es nicht wie die Franzoſen machen ſolle, die in ihrer unſinnigen Revolution dies nicht thaten, ſondern ſolche geſchichtliche organiſche Einrichtungen nebſt allen Zwiſchenwänden einriſſen, und aus einer wahrhaften Nation, eine, jeder geſetzlichen Aeußerung unfähige, Menge bildeten.

Zu jenen Grundzügen deutſchen Charakters zählt der Verfaſſer feſtes Halten an dem Geſetz und inniges Anhängen an

dem väterlichen Boden, auch waren die Deutſchen eine in gewiſſe Stämme und Ordnungen gegliederte und untergeordnete, keine rechtloſe verwirrte Menge.

Indem die Franzoſen eine konſtituirende Nationalverſammlung erſchufen, gingen ſie von jenen, das deutſche Weſen charakteriſirenden Grundzügen ab, da jene die Beſtimmung hatte, alles neu zu bilden und die ganze Vergangenheit zu vernichten. Ueber den Trümmern rammelte die Menge unter Triumphliedern, und begrub alle ſolche naturgemäße alte Einrichtungen, die ſie zu Menſchen und Staatsbürgern gemacht hatten.

Dennoch würde dies Zerſtören alles Vorhandenen nicht gelungen ſeyn, wenn diejenigen, denen die Regierung oblag, nicht geſchlafen hätten.

Das was damals und noch heute die Welt bewegt, wollte Befriedigung, es war nichts anderes als das Bedürfniß der Scheidung des Zufälligem vom Weſentlichen im Herkömmlichen. Es fehlte 1789 an den Scheidekünſtlern. Dieß Bedürfniß iſt lobenswerth, dann aber bitter zu tadeln, wenn man das Herkömmliche völlig vernichtet, und eigne Einfalt an die Stelle ſetzt. Der Menſch hat Jahrhunderte und Jahrtauſende hindurch ſich nicht in ſolcher Nacktheit von allen Staats und bürgerlichen Einrichtungen befunden, daß es der jetzigen Generation allein vorbehalten ſey ihn zu kleiden. Und dies, ſo wie der der Geſchichte gebotene Hohn iſt es, was die franzöſiſche Revolution verderblich, zerſtörend und verabſcheuungswürdig gemacht hat.

Der deutſche Geiſt hat ſich mit dieſer fremden Verruchtheit nicht befleckt. Das Wort ſtändiſche Verfaſſung ſagt ſchon das Gegentheil, es ſetzt ſeinem Begriff nach, beſtehendes Recht, beſtehende Einrichtung voraus, und da wo einzelne Familienhäupter ſich verbinden, vertragsweiſe ihre Sicherheit nach Innen und Außen bedingen, und wie ſie ſolche wahren wollen, da iſt ſtändiſche Verfaſſung vorhanden.

Ständiſche Verfaſſung will keinen verwirrten Haufen, eine keine willen- und verſtandsloſe Menge, ſondern geſonderte gegliederte, einander bei-, über- und untergeordnete Stände, deren Verhältniſſe auf Verträgen beruhen, die jedem Stande ein Recht gewähren.

Es muß alſo in Deutſchland Grundadel, Geiſtlichkeit (beide Stände auf Grundbeſitz begründet) einen dritten Stand der ſich auf bewegliches Eigenthum baſirt, geben, und alle müſſen vertreten werden.

Das Geſetz, welches zwar aus dem Willen Aller hervorgeht, iſt darum nicht Willkühr der Menge, ſondern Reſultat freier Uebereinſtimmung der verſchiedenen Stände, deren Grundvertrag da anfängt, wo ſie nebeneinander rechtsfähig zu wohnen anfingen.

Die franzöſiſche Revolution ſuchte hinter allem wahren vorhandenen Recht ein idealiſches Recht, welches aufgefunden, erſt die vorhandenen Vertragsrechte heiligen ſollte. Deßhalb ſchuf man durch dieſe Vertragsrechte und Einrichtungen das Volk in einen verworrenen Haufen um, der nun die Geſetze

geben ſollte, da er doch ſogar unfähig war gegebene zu begreifen, und nur dazu diente, alle Geſetzgebung unmöglich zu machen.

Niemals iſt die Menge Geſetzgeber geweſen, zu allen Zeiten waren es aus der Menge hervorragende einzelne Köpfe. Die Menge fühlt nur das Bedürfniß, einem aus ihr iſt es beſchieden, den Begriff, das Wort und die Form aufzufinden, um ihm abzuhelfen.

An den Begriff des Geſetzes iſt die Lehre der Heiligkeit der Majeſtät geknüpft, und man hat auch dieſe in neueren Zeiten gemißdeutet indem man ſie dem Volke zugetheilt. Nur demjenigen Heiligen und Höchſten (nicht irgend einem Menſchen) durch deſſen Einwirkung der Menſch über die natürliche Ordnung des Lebens zu einer ſittlichen Ordnung erhoben wird, gebührt die Majeſtät, ſo wie ſie denjenigen umſtrahlt, der jene Ordnung vertritt.

Das Geſetz hat Majeſtät, und aus dieſer Quelle der Fürſt. Der Fürſt iſt Ausdruck — Darſteller der Geſammtheit aller Ordnungen der Geſellſchaft, die mit dem Begriff Nation als eins bezeichnet wird. Er hat die Vollziehung des Geſammtwillens von jeher und zu allen Zeiten gehabt, wie es geſchehen ſoll beruht auf Verträgen. Er iſt im Volk was der Wille im beſeelten Körper iſt. So wie dieſer nicht unabhängig von den Sinnen und Organen wollen kann, was er will, ſondern, wenn ſchon unter gewiſſen Geſichtspunkten für ſich allein zu betrachten im Ganzen doch als das Geſammtgefühl angeſehen werden muß, daß die Sinne unter ſich verbindet und leitet, ſo iſt der Fürſt im Staate. Der Fürſt hat den Beruf zu einigen, zu ſammeln, zu kräftigen, was getrennt, verwirrt und dadurch geſchwächt iſt, darum neigen alle neuere Staaten zur Monarchie.

Die dem Fürſten gegenüber ſtehenden geſelligen Ordnungen beruhen auf Grund- und Dienſtadel, Geiſtlichkeit und dem dritten Stand.

Da wo der Grund und Boden in ſeinem Werth verſtanden worden, da finden wir auch den Grundadel, da wo das Eigenthum deſſelben ſchwankend geworden, Dienſt- — Lehnsadel Wo am mehrſten beſeſſen, wird auch am mehrſten getragen und vertheidigt, da muß alſo auch am mehrſten zu ſagen ſeyn. Darum war der Grundadel in Germanien der erſte Stand mit Recht. Der Dienſtadel entſprang aus dem Gefolge deutſcher Fürſten, ſeine Baſis iſt das Verdienſt, und möge es bleiben als ein perſönliches, im Grundadel das Erbrecht als ein reales. Beide ſind verwirrt worden, mögen aber ſorgfältig geſchieden werden. Der Grundadel ſey der Dauer menſchlicher Satzungen, ein Stütze, wie die Erde, an der er durch Beſitz hängt. Der Dienſtadel diene der Beweglichkeit und dem Fortſchreiten menſchlicher Satzungen, damit ſie nicht verſteinern. Wie verkehrt ſich beide bisher genommen und ihre Beſtimmung verkannt haben, iſt nur zu bekannt, ſchließt aber als Mißbrauch ihren Nutzen nicht aus.

In dem dritten Stande beruht allerdings die wahre Kraft

des Staates, man hat aber in neueren Zeiten ihn über die Gebühr und zu ſeinem eigenen Nachtheil von ſeiner Stelle im Staate gerückt, beſonders verwandelten die Franzoſen alle andere Stände in einen dritten Stand, und alle Franzoſen in einen Franzoſen, wodurch alle geſellige Ordnung, welche Stände und ihre verſchiedenen Rechte will, vernichtet wurde.

Der dritte Stand ſoll derjenige ſeyn, deſſen Rechte an kein Geſchlecht noch an ausgezeichnete Perſönlichkeit, ſondern an eigenthümliche Lebensweiſe und die Ausübung derſelben geknüpft iſt; auch dieſer Stand hat ſeine Ordnung und ſeine, auf Verträge begründeten, Rechte. Dahin ſind die Innungen zu rechnen. Sie hatten einen hohen Werth, in ihnen entwickelte ſich die Solidität der Erzeugniſſe, da das Handwerk den Luxus nicht liebt, es bleibt an der Grenze des Bedürfniſſes und legt in die Dauer den Werth. Mit ihrer Vernichtung iſt Glanz und Vergänglichkeit an die Stelle der Dauerhaftigkeit getreten, und der Handwerker hat den feſten Charakter und alle Zucht verloren.

Freilich wirft man dem Innungsweſen nicht mit Unrecht vor, daß ſich mancher Mißbrauch darin eingeſchlichen, um dieſen los zu werden bedurfte es der Vernichtung des Gebrauchs nicht.

Die Zünfte waren oft Kaſten, die mit Eigenſinn ſich dem Neueren — Beſſeren entgegenſtemmten, die Kleinen von ihnen erregten Stürme, drohten aber dem Schiffe keine Gefahr, ſondern fielen nur dem Steuermann beſchwerlich, waren aber nicht mit jenem Orkan auf dem hohen Meere allgemeiner Gleichheit zu vergleichen, der Frankreich und dann bald Europa erſchütterte.

Regieren ſollen Wenige, Verwalten Viele, dadurch wird wahre bürgerliche Freiheit errungen. Der vorzuzeichnende Kreis für die Verwaltung erſtrecke ſich auf Privatſtände und Gemeindeeigenthum.

In dem dritten Stande liegt der natürliche Gegenſatz des Adels, inſofern dieſer das Vorhandene, Stätige erhaltend repräſentirt, ſtellt jener das Bewegliche, Erneuernde fortſchreitend dar. Für die Vertretung des dritten Standes iſt freie Wahl das Grundprinzip.

Will man, daß religiös ſittliche und geiſtige Ausbildung in der ſtändiſchen Verſammlung Beſchützer und Beförderer haben ſoll, ſo findet hier die Geiſtlichkeit ihren gebührenden Platz.

Wenn der Fürſt das Ganze darſtellt und vertritt, und als höchſtes, ordnendes ſchirmendes Weſen in der Geſetzgebung erſcheinen muß, ſo ſtellen die Stände, dem Fürſten gegenüber, nur ihr eignes Bedürfniß im Einzelnen dar, keineswegs aber vertreten auch ſie das Ganze, wie Neuerer behaupten wollen.

Stände vertreten nur was da iſt, nicht was werden ſoll, ſie ſollen erhalten, nicht einreißen; auf dem Vorhandenen beruhen iſt Kraft, annehmen, ablehnen, das Vorgeſchlagene geſtalten, auf das Stockende weiſen, den Grund der Stockung bezeichnen, ihr Werk.

Es wird in Deutſchland mehr Kraft und Gedeihen brin-

Digitized by Google

gen Provinzialſtände beſtehen zu laſſen, als mit derbem Schnitt die Verfaſſung aus dem Neuen zu ſchneiden.

Vor drei Klippen hüte man ſich ja: vor dem ſchaalen Metaphyſiziren, vor dem eigenſinnigen Beharren am Alten, und blinden Ergreifen des Neuen.

Die Wehr- und Schirm-Anſtalt. Von Teutbold Schmidt. Leipzig bei Weygand.

Inſofern es eine volksthümliche Untugend des Deutſchen iſt, das Fremde und Ausländiſche dem Einheimiſchen vorzuziehen, ſelbſt dann wenn dieſes beſſer als jenes iſt, ſo mag es löblich ſeyn, und es iſt es, dieſe Nachäffung die ſich im verfloſſenen Jahrhundert auch beſonders in der Sprachmengerei zeigte, auszumerzen und unvolksthümlich zu machen. Dieſes Streben muß nur nicht in Uebertreibung, die geprieſene Volksthümlichkeit, welche die andrerſeits übertriebene Weltbürgerei verdrängt hat, in unchriſtliche unmenſchliche Volksegoiſterei und Barbarei ſo wenig ausarten, als die Sprachreinigungsſucht und Wuth in Abgeſchmacktheit. Alle gebildeten Sprachen ſind in der Wurzel verwandt, eine hilft der anderen aus, paſſende, wohlklingende, dem Sprachgebrauch nicht widerſprechende Worte mögen eingebürgert, andere bereits eingebürgerte fremde Worte es bleiben, wenn ſie ſchlecht ergänzt werden ſollen. Zu dieſen zählen wir z. B. Religion, Kirche, Natur, Subjekt, Objekt, General ꝛc. Dagegen dürfte anderen wie national ſtatt volksthümlich, wohl das Bürgerrecht genommen werden, aber dieſe Sprachvervollkommnung ſollte man billig, der Zeit und den erſten ſich immer mehr ausbildenden Schriftſtellern, keineswegs aber unſeren ex professo ſich aufdringenden Sprachmachern überlaſſen. Das deutſche Volk hängt zu ſehr an Freiheit, der Meinung und am Poteſtantismus, als daß man ihm eine neue unverſtändliche Sprache und eine geſchmackloſe zweckwidrige Tracht aufreden könnte. Nur nach und nach und langſam kann volksthümlich werden, was an ſich gut und paſſend iſt, wie dieſes Wort ſelbſt; wer uns aber mit einem dicken Wörterbuch neuer Zeichen für alte Begriffe überſchüttet, der wird wahrſcheinlich ausgelacht. So möchte es auch wohl dem Verfaſſer dieſes Buches gehen, ſo gut wie er es immerhin meint, und ſo lobenswerthe Vorſchläge im Weſentlichen auch [illegible] mitunter enthalten ſind, denn er überſetzt:

Naturforſcher in Allwiſtforſcher,
Apotheker in Arzneier,
Feldgeiſtlicher in Ewart, von Eh und Warten,
Adjutant in Haſtulf, von Eilen und Helfen,
Student in Kunder,
Profeſſor in Künder,
General in Urbanner,
Diplomatik in Teidingsweſen,
Trompeter in Tromper,
Poſtweſen in Verſtältweſen,

Baierns Regierungsgemälde. Gegenſtück zu Licht und Schatten über Baierns Staatsverwaltung.

Eine Apologie baieriſcher Staatsverwaltung unter Maximilian I. mit dem Grafen Montgelas, unter folgenden Rubriken.

Charakter der Baiern. Baierns größter Umfang. Politik der baieriſchen Regierung.

Was den letzten Punkt betrifft, ſo wird Baierns Abfall von der deutſchen Sache 1805 und 1809 mit alten bekannten Gründen entſchuldigt: daß es nur ſeine Erhaltung als ſelbſtſtändiger Staat gewollt habe.

Die Aufklärungsparthei unter der Regierung des letzten Churfürſten Karl Theodor. Perſönliche Eigenſchaften des Königs Maximilian und deſſen Regierungsgrundſätze.

Der Verfaſſer widerlegt den Vorwurf, daß der Zutritt zu dem König ſehr ſchwer zu erlangen ſey, durch die Behauptung der Thatſache: daß der König alle Sonnabend auf dem Münchner Getreidemarkte erſcheine, ſich durch den dicken Haufen dränge, mit vielen über den Getreidepreis und häusliche Verhältniſſe wahrhaft väterlich ſpreche.

Der Staatsminiſter Graf Montgelas.

Auf die Vorwürfe, er vereinige drei Miniſterien in ſeiner Perſon, ſey prachtliebend und herrſchſüchtig, müſſe beweiſen: daß er ſein Vermögen dem König verdanke, ſein früherer Hang zum Partheiweſen hindere ſeinen oft guten Willen das Gemeinbeſte zu bewirken, nur die auswärtigen Geſchäfte ſolle er leiten, er despotiſire, ſtehe unter dem Einfluß ſeiner Referendairs, wird geantwortet: Es ſey in Baiern wie in Preußen Einheit an der Spitze der Verwaltung nöthig, er ſey für vielfache Verdienſte nur mit dem Grafentitel belohnt, und in allen wichtigen Sachen entſcheide der König, nicht der Miniſter; an Gehalt bezöge er 100,000 Franken, und habe als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten bei manchem Anlaß und bei auswärtigen Traktaten, wie es üblich ſey, Geſchenke erhalten, daher ſein Reichthum, der etwa 10,000 Thaler rentire; da er endlich nicht alles allein bearbeiten könne, bedürfe er der Hülfe von Referendairs, die aber keinen Einfluß, ſondern nur die collegialiſchen Beſchlüſſe der Miniſterialconferenzen zu expediren hätten.

Organiſation der königlich baieriſchen General-Kreiskommiſſariate — Finanzdirektion ꝛc.

Das Viel-Regieren.

Es wird der baieriſchen Regierung vorgeworfen, daß ſie einer Maſchine gleich, von einem Centralpunkt aus, der das Miniſterium ſey, am Drath geleitet werden ſolle ꝛc.

Digitized by Google

Dagegen verweiſt der Verfaſſer den Tadler auf die den Unterbehörden ertheilte Inſtruktion, woraus hervorging, daß ſie in ihren Bezirken in ſehr vielen Dingen und innerhalb gewiſſer Gränzen, nach Maaßgabe der Geſetze ſelbſtſtändig und unbeſchränkt verfügen könnten.

Uebrigens würde in Baiern die Adminiſtration collegialiſch betrieben, und die Vorſtände hätten nur zwei Stimmen.

Polizei- und Kulturgeſetze, Mautverfaſſung — Poſtweſen — Salz- und Bergwerke, Forſtweſen.

Hier ſind das Auflauern, daß Paßweſen, die Heirathsbeſchränkungen, Auswanderungsverbote, zu häufiges Zerſchlagen der Bauergüter, wobei die Juden gewönnen, Mangel an Getreidemagazinen, das Frohnweſen, gefallene Güterpreiſe, das beſchränkende Mautweſen, der Regierung zum Vorwurf geſtellt.

Es wird darauf erwiedert: Gegen geheime Verbindungen wären in jedem Staate ſtrenge Geſetze erlaſſen und nöthig; das Poſtweſen würde in Baiern nicht übertrieben, und es ſey thöricht, fremden Vagabonden und Gaunern die Thore des Landes zu öffnen. Auswanderungsverbote beſtänden nur als Repreſſalien; die Heirathsbeſchränkungen fänden nur Statt bei Staatsdienern, welche die Erlaubniß ihrer Vorgeſetzten beibringen müßten, und bei jedem Staatsbürger vor erfüllter Militärpflicht, und wenn er keine Subſiſtenz nachweiſen könne. Das Dismembriren wird als ſchädlich anerkannt, aber nicht zugegeben, daß die Juden dabei die Hand im Spiele hätten, ſondern es wird geſagt: es ſeyen Geſetze vorhanden, die dies erböten. — Getreidemagazine wären überflüſſig, da das ganze Land nur ein Getreidemagazin ſey, beſonders hätten die königlichen Speicher auf den Fall der gänzlichen Mißerndte den Erſatz im Beſtande. Die Frohnen wären vermindert und allenthalben in gemeſſene umgeſchaffen worden, und auch dieſe ſollten durch Geldabgaben abgelöſt werden, das Fallen der Güterpreiſe hätte der Krieg bewirkt.

Die Juſtizverwaltung. Das Sportulweſen.

Es wird der Mangel eines allgemeinen Geſetzbuchs gerügt, ferner daß Prozeſſe contra Fiscum gehemmt würden, übertriebene Sporteln die als Finanzquelle dienten.

Auf den erſten Vorwurf wird erwiedert: es werde an einem neuen Geſetzbuch gearbeitet, wobei man ſich nicht übereilen dürfe. Bei dieſer Gelegenheit läßt der baierſche Verfaſſer ſeinen Haß gegen Preußen laut werden, indem er Seite 67 ſagt:

„das weit über Verdienſt geprieſene preußiſche Geſetzbuch, wird dem baieriſchen nicht als Grundlage dienen, ſondern Kreitmayers Codex civilis, der, wenn gleich älter als das preußiſche Landrecht, doch keine ſo auffallenden Beleidigungen für unſere gegenwärtige Zeit enthält, wie dieſes, welches unter andern dem Adligen in der Beförderung zum Staatsdienſt den Vorzug giebt, Beleidigungen eines Edelmanns gegen einen Bauer gelinder beſtraft als umgekehrt, und deſſen

diſ-

offizielle Ausgabe, die in den früheren Ausgaben (es war der Entwurf) befindliche gerechte Beſtimmung: „„daß der König und Juſtizminiſter den Lauf der Juſtiz nicht hemmen ſollen,““ gänzlich weggelaſſen hat.“

Hierauf iſt zu bemerken: daß der Apologiſt bairiſcher Verfaſſung und Regierung, nicht in den Fehler ſeines Gegners hätte verfallen, und etwas tadeln und entſtellen ſollen, wovon er keine Kenntniß hat.

Das preußiſche Landrecht wurde vor 25 Jahren publizirt und zehn bis dreizehn Jahre früher ausgearbeitet, wo man noch anders vom Adel urtheilte wie ſpäterhin, und jene gerügte Stelle iſt längſt durch das entgegengeſetzte Herkommen abolirt worden; die Beleidigungen welche der Ungebildete dem Gebildeten zufügt, werden allerdings härter als umgekehrt, nach dem Grundſatz beſtraft, daß die Beleidigung empfindlicher und ſchmerzhafter ſey. Was die Hemmung der Juſtiz durch Kabinetsordres betrifft, ſo iſt darüber ein ſpäteres Geſetz vorhanden, nach welchem eine ſolche Kabinetsordre als ungültig angeſehen werden ſoll.

Die letztern der baierſchen Regierung gemachten Vorwürfe werden von dem Verfaſſer abgeleugnet.

Erziehungsanſtalten.

Hier hat der Tadler ſich in einen Lobredner verwandelt, aber auch dies iſt dem Berichtiger nicht Recht, und er ſagt: jener ſey geblendet. Er tadelt dann ſelbſt, daß bei dem allgemeinen Sturm gegen alle Stiftungen, die wiſſenſchaftlichen Inſtitute nicht genug geſchont worden wären.

Kriegsweſen. Die baierſche Armee. Feldmarſchall Wrede. Nationalgarden.

Dem Fürſten Wrede iſt vorgeworfen worden, er ſey ein ſchlechter Diplomatiker, worauf eigentlich nichts Rechtfertigendes geſagt wird.

Die baierſche Armee findet der Tadler unverhältnißmäßig zur Volkszahl zu groß, der Berichtiger aber findet ſie nothig, um die baierſche Selbſtſtändigkeit zu vertheidigen.

Die Straßen-, Waſſer- und Brückenbaudirektion.

Hier hat der Tadler gelobt, und der Berichtiger meint, jener ſey vielleicht ein Verwandter des Geheimenrath Wibeking — der dann — wahrſcheinlich weil er ein Ausländer iſt, mitgenommen wird.

Die Finanzen.

Zu deren Verſchlechterung ſollen folgende Dinge beſonders gewirkt und beigetragen haben.

1) die Einziehung der geiſtlichen Güter,
2) Verkauf der Domainen,
3) das Kreditweſen,
4) die gezwungenen Anleihen,

5) die Veräußerung der Privatſtiftungsgüter,
6) die Erhöhung der Auflagen.

ad 1. Was den erſtern Punkt betrifft, ſo werden viele Klöſter aufgezählt, die zu Schulen und milden Stiftungen verwendet worden, und die Kaufſummen ſeyen zur Deckung von Staatsſchulden angewendet worden.

ad 2. Der König bedürfe keiner Domainen, das Vermögen ſeines Volkes ſtehe ihm zur Dispoſition, und die Domainen wären gegen immerwährenden Zins veräußert.

ad 3. Sind die baieriſchen Staatsſchulden von ihrer Entſtehung an entwickelt. Sie betrugen 1805 17 bis 18 Millionen Gulden, ſeitdem ſind ſolche noch vermehrt, aber es iſt ein Tilgungsfond erſchaffen worden.

ad 4. Wird zur Entſchuldigung der Krieg und ſeine Folgen vorgeſchützt, aber verſichert: der Staat würde ſeine Verbindlichkeiten erfüllen.

ad 5. Werden Aenderungen verſprochen. Sie ſind auch ſchon zum Theil erfolgt, die Communen haben ihr Vermögen wieder erhalten, wenn es noch vorhanden geweſen.

ad 6. Beweiſt, daß Baiern alle nur erdenkbare bekannte Auflagen trägt, direkte und indirekte.

Ständiſche Verfaſſung.

Hier werden die Nachtheile grell herausgehoben, welche die ſtändiſche ehemalige Verfaſſung für Baiern 1488 hatte, und wird behauptet: das was von vielen deutſchen Schriftſtellern für repräſentative Verfaſſungen geſagt worden, ſey meiſtens gehaltloſes Geſchwätz und nicht anwendbar; es könne nicht oft genug wiederholt werden, daß Landſtände keine Oppoſition bilden, ſondern nur Räthe der Fürſten, und Stimmführer der öffentlichen Meinung ſeyn dürften.

Deutſchlands und Europens Staats- und National-Intereſſe. Von Crome.

Der Verfaſſer hält einen beſſern Zuſtand von Europa, nach dem letzten Befreiungskriege vom franzöſiſchen Joch, für wahrſcheinlich, und ſetzt ſeine Hoffnung auf die heilige Allianz, welche einen dauerhaften Frieden hervorbringen müſſe. Er glaubt ſogar, England werde ſich zu einem allgemeinen Seerecht verſtehen, welches auf dem Grundſatz beruhen werde: freies Schiff, freies Gut. Damit ſoll die Vernichtung der Afrikaniſchen Raubſtaaten vereinigt werden. Er wünſcht eine beſſere Behandlung der Kriegsgefangenen, in welcher noch oft das Völkerrecht verletzt werde. Das politiſche Gleichgewicht hält er durch die heilige Allianz für geſichert. Er hofft, daß daraus die Verminderung der ſtehenden Heere erwachſen, und die Einführung der Landwehr nach Preußens Beiſpiel allgemeiner werden wird. Insbeſondere will er Deutſchland zu einem ſelbſtſtändigen Föderativ-Staat erhoben, die franzöſiſche Geſetzgebung daraus verbannt, und eine geſchmackvolle National-

tracht eingeführt wiſſen, welche die deutſchen Frauen erfinden ſollen, und wozu Madame Sendtner in München bereits Vorſchläge gemacht habe. Deutſchland ſoll Reichs- und Landſtändiſche Verfaſſungen erhalten; die Regenten, wie Kaiſer Alexander und Friedrich Wilhelm III., erſetzten zwar alle Verfaſſungen, wären aber doch nicht für die Ewigkeit geſchaffen. Die Selbſtſtändigkeit kann nur erhalten werden, durch Eintracht der verbündeten Staaten, da an die Ernennung eines deutſchen Oberhauptes, ſeit dem Wiener Congreß nicht mehr zu denken wäre. Unter dieſer Bedingung ſey der künftige deutſche Bundesſtaat im Stande, incluſive der Schweiz, der Niederlande und Dännemark, 2 Millionen ſtreitbare Männer, und 600,000 Mann Linientruppen aufzuſtellen. Zu den Vortheilen welche der Germaniſche Staatenbund künftig gewähren dürfe, werden gezählt:

1) die Freiheit gegen Außen, durch allgemeine Eintracht.
2) Einheit der Geſetzgebung im Innern durch: ein allgemein abzufaſſendes Geſetzbuch, einen allgemein gleichmäßigen Steuerfuß, gleiche Münze, Maaß und Gewicht, eine allgemeine Reichspoſt, unter Aufſicht des Fürſtlichen Thurn- und Taxiſchen Hauſes, allgemeine Handelsfreiheit, allgemeine Culturanſtalten, bei welcher Gelegenheit Seite 116. 117. getadelt wird, daß in Rußland ſolche von Oben nach Unten bewirkt werden ſollten.

Die Freiheit der Preſſe will der Verfaſſer durch ein vernünftiges Cenſurcollegium einſchränken.

Der Bücher-Nachdruck ſoll dagegen verboten werden.

Es ſoll dem Fürſten eine Civilliſte durch die Stände feſtgeſetzt, und die Staatsdienerſchaft beſchränkt werden.

Die einzuführenden Landſtände ſollen nicht in zwei, ſondern in einer Kammer durch die Wahl des Volks conſtituirt werden, ſie ſollen das Steuerbewilligungs- und Bewaffnungsrecht der Nation erhalten, und die Fürſten darin beſchränkt werden. Bei dieſer Gelegenheit führt der Verfaſſer Seite 153 an, was der Kaiſer Alexander im Jahr 1812 der Frau von Stael geſagt haben ſolle:

„Je dois respecter les droits, comme si nous avions une constitution, qui malheureusement n'existe pas," und dieſe geiſtreiche Frau ihm antwortete: „Sire, votre caractère est une constitution," ſo ſagte der edelmüthige Kaiſer darauf: je n'en plains ma patrie, que plus vivement; je ne suis donc, qu'un heureux accident pour elle." — Auch Friedrich II. ſchrieb: les bons rois meurent, mais les bonnes loix et constitutions subsistent"

Deutſchland bedarf keine Schutzgarantie von Außen, Oeſterreich ſoll es ſchirmen, und es ſey eine heilloſe Idee, die de Pradt in ſeinem Werk „du Congres de Vienne" ausgeſprochen habe (Seite 213): daß der deutſche Staatenbund ſich unter die Schutzgarantie von Rußland oder Frankreich begeben ſolle: zwei Mächte, welche künftig einmal wenn kein menſchenfreundlicher und edelmüthiger Kaiſer Alexander mehr exiſtiren ſollte, um Rußlands Glück und Europens Ruhe zu befördern

— oder, wenn Frankreich je wiederum einen energiſchen und kriegeriſch geſinnten König erhalten würde — gerade die gefährlichſten Feinde für Deutſchland werden können.

Manuscrit venu de St. Héléne.

Von dieſem, bereits durch alle deutſche Zeitungen bekannten, Schriftlein, welches in England bereits neunmal aufgelegt, und dahin auf indirektem Wege gekommen ſeyn ſoll von vielen aber als untergeſchoben angeſehen wird, wollen wir hier nur einen gedrängten Auszug, mit des Verfaſſers eigenen Worten wiedergeben.

Buonaparte's Kindheit.

Die Welt hat geglaubt, daß meine Kindheit ſchon den großen Mann verkündigt hätte, der ich geworden bin. Sie hat ſich geirrt. Ich war bloß ein eigenſinniges, lebhaftes und wißbegieriges Kind. Späterhin, als ich zum Jüngling heranreiſte, glückte mir ſehr oft etwas weil ich es unternahm, und weil ich es einmal durchſetzen wollte. Ich hatte einen feſten Willen, und einen beſtimmten Charakter. Ich unternahm alles, wodurch ich beſtändig ein Uebergewicht über Andere erhielt. Mein Geiſt verabſcheute die Täuſchung allemal, und ich blickte ſtets der Wahrheit auf den Grund. Ich achtete ſtets nur die That, niemals das Recht. Niemals habe ich begriffen, welchen Nutzen ich aus den Wiſſenſchaften ziehen könnte, außer von der Mathematik, alles andere hat mir zu nichts geholfen, und ich lernte nur etwas aus Eigenliebe. Mein Geiſt ging ſeinen eigenen Weg, und beſtand vorzüglich nur aus der großen Beweglichkeit der Nerven meines Gehirns, weshalb ich auch weit ſchneller dachte als alle andere.

Buonaparte als Soldat.

Ich habe niemals einen Titel erhalten, der mir angenehmer geweſen wäre, als der eines Lieutenants, und der höchſte Zweck, das letzte Ziel meines Ehrgeizes war, zwei Epaulets zu tragen, und Artillerie-Oberſter zu werden. Ich war durch die in meiner Jugend, über mein Vaterland waltende Revolution gar nicht erſchrocken, und ſchwamm mit dem Strom. Ich wurde in der Armee der Alpen angeſtellt, und bemerkte hier bald, daß nicht das Talent, ſondern nur Zungendreſcherei Anſehen in der Armee erwarb. Die Gunſt des großen Haufen erhielt man hier nur durch derbe Flüche. Für dieſe Redekunſt war ich nicht geſchaffen, drum machte ich hier auch kein Glück. Ich ſtudirte hier den Krieg nicht auf dem Papiere ſondern auf dem Terrain. Als ich einſt einem kleinen Vorpoſtengefechte beiwohnte, bemerkte ich bald, daß man ſich nur zum Spaß einige Kugeln zuſandte; dieſes Spiel langweilte mich, ich ergriff ein Gewehr, und beredete einen einfältigen Kapitän, der uns kommandirte, ſein Feuern zu unterhalten, unterdeß ich mit einer Hand voll Soldaten dem Feinde in den Rücken mar-

Digitized by Google

ſchierte, um ihm den Rückzug abzuſchneiden. Es ſchien mir leicht, einen Höhe zu gewinnen, welche die feindliche Stellung beherrſchte, indem ich ein kleines Gebüſch paſſirte, an welches ſich unſer Flügel anlehnte. Alles glückte. Dies mein erſte Waffenthat die mich in das Geheimniß des Kriegs einweihete, und mir lehrte, daß es leichter ſey, den Feind zu ſchlagen, als man es zu glauben pflegte und daß dieſe große Kunſt in nichts weiter beſtände, als im Gefecht nicht zu ſchwanken, um beſtändig entſcheidende Bewegungen zu wagen, wodurch man ſich des Soldaten bemächtigt. Da ich hier keine Bücher über den Krieg hatte, erinnerte ich mich des Wenigen, was ich in der Geſchichte darüber geleſen, verglich es mit meinen jetzigen Erfahrungen, und ſchuf mir daraus meine eigene Theorie der Kriegswiſſenſchaft, die ich ſtets befolgt habe, und die mir geglückt iſt. Vor Toulon ſuchte ich als Artillerieoffizier den beſten Punkt des Angriffs, welchen das Terrain gewährte; erfahrene Offiziere verwarfen dieſe Stellung als zu ſehr bedroht; Barras, der hinzu kam, war meiner Meinung, die Batterie ward errichtet, und that Wunder. Nachdem Toulon über war, wurde ich Brigadegeneral, dann aber kam ich durch die Intrigue der Jacobiner in den Kerker. Nach deren Ende ging ich nach Paris, Robespiere war todt, und Barras ſpielte eine Rolle, an die ich mich anſchloß. So kam ich als General an die Spitze der Truppen, welche die Sectionen bekämpften, vertheidigte den Saal der Rennbahn, wo mich eine Colonne angriff, welche ich mit einer Batterie zuſammenſchoß. Das Ganze währte zehn Minuten. Ich hatte geſiegt, weil die Meinung, die Mehrheit und die Kühnheit auf meiner Seite waren. Ich wurde Diviſionsgeneral, blieb aber ohne Thätigkeit auf dem Steinpflaſter von Paris, die Ehrſucht trieb mich aber ins Feldlager.

Buonaparte heirathet.

Ich war zwar nicht gleichgültig gegen die Reize der Weiber, ſie hatten mich aber bis jetzt nicht ſehr angezogen. Madame de Beauharnais war die erſte die mich feſſelte, und ehe ich's wagte, ihr etwas von Liebe zu ſagen, war die Geſellſchaft, in der wir uns ſahen, ſchon davon unterrichtet. Barras ſprach mit mir darüber, und als ich es nicht läugnete, ſagte er mir: „ſie müſſen Madame de Beauharnais heirathen; ſie haben einen Grad und Talente, die ſie geltend machen wollen; ſie ſind aber iſolirt, ohne Verbindungen und ohne Vermögen, ſie müſſen heirathen, dann erhalten ſie eine feſte Beſtimmung.“ Die Sache wurde gemacht.

Der erſte italiäniſche Feldzug.

Nachdem ſich unter dem Direktorium eine Art von feſtem Regiment des Staats gebildet hatte, worin ich einen bedeutenden Platz behauptete, ſo änderte ſich nach meiner Heirath mein Wirkungskreis, ich konnte nach Allem trachten, wozu mich mein Ehrgeiz antrieb. Ich ſtrebte nach einer Feldherrnſtelle, denn der Menſch iſt nichts, wenn der militäriſche Ruf ihm nicht

voran geht. Die italiäniſche Armee war im Verfall, ich dachte mit ihr Oeſterreich anzugreifen, wo ſich dieſe Macht am ſicherſten glaubte, nämlich in Italien. Oeſterreich, beſoldet von England, bot uns die Spitze am Rhein, wir mußten ihm eine Diverſion in Italien machen, um ſeine Kraft zu theilen, die kleinen italiäniſchen Fürſten zu ſtrafen, die ſich gegen uns verbunden hatten, und um endlich dem Kriege ein ernſtes und beſtimmtes Anſehen zu geben, das es bisher nicht gehabt hatte. Dem Directorium gefiel dieſer ſehr einfache Plan, weil es der glänzenden Erfolge bedurfte, um ſich das öffentliche Vertrauen zu erhalten, und es ernannte mich zum Feldherrn der italiäniſchen Armee. Ich reiſte dahin. In einigen Tagen entſchied ich durch einige glückliche Gefechte den Krieg gegen Piemont, und zwang den König zum Frieden, und ich ſah mich von dieſem Augenblick nicht bloß für einen General, ſondern für ein Weſen an, das vom Schickſal auserſehen ſey, das Loos der Nationen zu beſtimmen. Ich ſchlug nun die Oeſterreicher dreimal hintereinander, und um Italien zu erobern, benutzte ich das revolutionäre Syſtem, nämlich die Vernichtung der alten Verfaſſungen, und Einführung der Gleichheit. So ſtiftete ich die Ciſalpiniſche Republik, an welcher ich Frankreich einen treuen Bundesgenoſſen erwarb, denn Italiener und Franzoſen haben einerlei Geſinnung und Beweglichkeit. Nun drang ich bis in die Nähe von Wien, und machte den für Frankreich rühmlichen Frieden von Campoformio.

Egypten.

Frankreich war mit aller Welt in Frieden, England ausgenommen, mit welchem es kein Schlachtfeld gab. Ich bedurfte des Kriegs, um nicht ſowohl mich bemerkbar, als berühmt zu machen. Außerordentliches, Unbegreifliches mußte ich vollbringen. Ich erſann daher die Ueberziehung Egyptens. Ich ſchiffte hin, landete, und verlor bei Abukir die Flotte, und nun begriff ich ſogleich, daß dieſe Expedition mir unglücklich enden könne, indem jede Armee, die ſich nicht ergänzen kann, zuletzt gefangen wird. Ich mußte aber da bleiben, weil ich nicht fort konnte, ich ſchickte mich in die Zeit, eroberte Egypten, um mit meiner ſchönen Armee nicht Langeweile zu haben. Als ich damit fertig war, wurde meine Neugierde rege, Paläſtina zu beſuchen, und es zu erobern; dieſer Plan hatte etwas Romantiſches, ich ließ mich dazu verleiten, war von den Hinderniſſen nicht gehörig unterrichtet, und hatte eine zu kleine Armee. Nachdem ich durch die Wüſte gekommen war, hörte ich, daß St. Jean d'Acre beſetzt ſey, ich durfte dieſen feſten Platz nicht hinter mir laſſen, und marſchirte darauf los. Die Belagerung mißglückte, ich kehrte nach Egypten um, kämpfte mit allen Elementen, unterlag aber nicht.

Ich erhielt über Tunis franzöſiſche Zeitſchriften, die mich von dem traurigen Zuſtande Frankreichs in Kenntniß ſetzten. Ich glaubte dort meine Dienſte geltend machen zu können, und es hielt mich Nichts in Egypten zurück, hier war nur eine unglücklich begonnene Unternehmung zu beſchließen, und jeder

andere General war gut genug eine Capitulation zu unterzeichnen. Ich reiſte ab, und kam glücklich in Frankreich an.

Das erſte Conſulat.

Im Triumph zog ich von Fregus nach Paris, ganz Frankreich huldigte meinem Ruhm, und alle die da fürchteten beſiegt zu werden, hofften auf meine neuen Siege. Die Schwäche der Regierung hatte ſie bis an den Rand des Abgrunds geführt. Ich fand die Anarchie, und da alle Welt den Staat retten wollte, ſo machte ich auch einige Vorſchläge. Man ſchenkte mir Zutrauen, ich wurde der Brennpunkt aller Verſchworung, aber kein Menſch befand ſich an der Spitze derſelben, der ſie zu vollbringen verſtanden hätte. Alle zählten auf mich, weil ſie des Generals bedurften. Ich zählte auf Niemand, und blieb Herr des Entwurfs, den ich zu meinem Vortheil erſchuf.

Das Schickſal ſetzte mich an die Spitze des Staats. Ich wurde Herr der Revolution, und wollte nicht bloß ihr Führer ſeyn. Dieſe Rolle gefiel mir nicht. Ich war berufen, Frankreichs Zukunft, und vielleicht das der Welt, zu beſtimmen. Aber zuvor mußte ich den Krieg erneueren, dann Friede ſchließen, die Faktionen entkräften, mein Anſehen feſtgründen, und die große Maſchine, Regierung genannt, von der Stelle bewegen. Ich erkannte das Gewicht des Widerſtandes, und ich zog damals das Kriegführen vor, denn ich liebte die Autorität des Hauptquartiers, die Beweglichkeit und das Leben des Schlachtfeldes, und ich fühlte in mir mehr Geſchick, um das militäriſche Uebergewicht Frankreichs empor zu bringen, als es zu regieren. Ich hatte keine Wahl meines Geſchicks. Die Gewalt des Direktoriums neigte ſich zu Ende, und es mußte eine höhere Macht an ſeine Stelle treten, um Frankreich zu retten. Dazu konnte mir der militäriſche Ruhm dienen. Ich oder die Anarchie konnten das Direktorium nur erſetzen. Die Wahl war nicht zweifelhaft, die öffentliche Meinung kam der meinigen zu Hülfe. Ich ſchlug das Conſulat vor, und war damals noch von dem Gedanken an Souveränität weit entfernt. Die Republikaner verlangten zwei Conſule; ich ſchlug drei vor, unter denen ich der erſte ſeyn wollte. Die Republikaner ſahen darin die Diktatur und waffneten ſich gegen mich. Selbſt ihr Sieyes konnte ſie nicht beruhigen, der eine Conſtitution machte, ſie fürchteten mehr meinen Degen, als ſie ſeiner Feder vertrauten. In zwei Partheien theilten ſich alle: in Republikaner, die mir entgegen waren, ihnen gegenüber ganz Frankreich, welches mich forderte, und es war ſiegreich. Die Republikaner hatten ihr Hauptquartier im Rath der Fünfhundert aufgeſchlagen, hier vertheidigten ſie ſich ruhmvoll. Ich mußte die Schlacht von St. Cloud gewinnen, um dieſe Revolution zu enden.

Der Wunſch des Volks hatte mir den erſten Platz verſchafft, der Widerſtand beunruhigte mich nicht, denn er kam von Männern, die in der öffentlichen Meinung gefallen waren. Die Royaliſten waren gar nicht zum Vorſchein gekommen.

Das Volk ſetzte Zutrauen in mich, da die Revolution keinen beſſern Bürgen haben konnte als mich. Ich hatte nur Gewalt, wenn ich ihre Intereſſen ſchützte, hätte ich ſie vernachläſſigt, befand ich mich in der Bahn der Bourbons. Alles mußte in meiner Bahn neu ſein, damit aller Ehrgeiz darin ſeine Nahrung fand, aber es gab in ihr nichts Abgeſchloſſenes, und darin lag ihr Fehlerhaftes.

Durch die Conſtitution war ich nur der erſte Staatsdiener, aber mein Degen diente mir zum Szepter. Es war Widerſpruch zwiſchen meinen conſtitutionellen Rechten, und dem Uebergewicht meines Charakters und meiner Handlungen. Das Publikum urtheilte wie ich, ſo konnte es nicht bleiben, und jeder nahm hiernach ſeine Maaßregeln. An einem Gefolge von Höflingen fehlte es mir nicht, aber wohl an materiellen Staatskräften.

Die Schlacht von Marengo.

Frankreich war geſchlagen, Oeſterreich in Beſitz von Italien, mein Werk hier vernichtet; wir hatten keine Armee für den Angriffskrieg, die Kaſſen waren leer, die Conſcription geſchah nach Gefallen der Maires, Sieyes Conſtitution lähmte Alles (!!!!) Was die Kraft des Staats ausmachte, war nicht da, aber alles was ihn ſchwächte.

Unter dieſen Umſtänden verlangte ich den Frieden. Pitt ſchlug ihn aus. Der größte Staatsfehler. Er machte mein Glück, und verbreitete die Revolution über Europa, welche mein Fall nicht aufhalten wird. (!!!) Sie würde in Frankreichs Grenzen geblieben ſeyn, hätte man es ſich ſelbſt überlaſſen. So wurde ich zum Kriege gezwungen. Ich erzwang eine neue Armee, erweckte das Nationalehrgefühl, die Armee trug zur Hälfte Bauernkittel, Europa verachtete ſie, und bezahlte ſehr theuer ſeinen Spott. Ich überſtieg die Alpen, ihre Klüfte wiederhallten das Freudengeſchrei meiner Soldaten, für mich die Ahnung des nahen Siegs. Ich und ſie waren jung, wir alle wollten ein Glück machen, die Beſchwerden waren uns ein Vergnügen, alles war uns gleichgültig, außer dem Ruhm, den man auf Schlachtfeldern erwirbt. Marengo wurde das Grab der Oeſterreicher, und der Tod Deſſaix entſchied für Frankreich den Sieg, Melas kapitulirte, und Oeſterreichs alte Krieger ſtreckten die Waffen vor unſern Conſcribirten. Italien war erobert, und der Tag des Friedens war für mich der glücklichſte Tag meines Lebens, indem er für Frankreich der glänzendſte war. Alles war für daſſelbe verändert, es genoß eines Friedens, den es erobert hatte, es wurde aus ihm ein ſchaffender Löwe, und begründete ſein Glück, weil es groß geworden war. Die Faktionen verſtummten, ſo viel Glanz erſtickte ſie, die Vendée beruhigte ſich, die Jakobiner waren genöthigt ſich bei mir für den Sieg zu bedanken, da er ihnen vortheilhaft war.

Das zweite Conſulat.

Ich verjagte die ränkeſüchtigen Tribunen, und durch dieſe unbedeutende Begebenheit ward die Conſtitution Frankreichs

umgeſtaltet. Ich übte factiſch, wenn auch nicht rechtlich, di höchſte Gewalt aus, und um einmal die Revolution zu beendigen, ſuchte ich ihre Grundſätze feſtzuſtellen, die Geſetzgebung darnach einzurichten, und jedes Uebermaaß zu vermeiden.

Wenige Menſchen haben ſo viel bewirkt als ich damals, und alles in ſo kurzer Zeit. Die Geſchichte wird es würdigen.

Stets verabſcheute die ich Willkühr. Alles ging nach Wunſche, aber die Beendigung der Revolution war wegen der verſchiedenſten Intereſſen äußerſt ſchwierig. Jede Vereinigung war unmöglich, und nun verließ ich mich auf das Recht der Stärkern, das allein zwiſchen den Völkern gebietet.

Das lebenslängliche Conſulat war eine vorübergehende Unumſchränktheit. Ich brauchte ſie nicht zu benutzen, um die revolutionairen Intereſſen feſtzuſtellen: Auslöſchung der Kaſten und deren Begünſtigung. Ich habe die Uebertreibung durch Herſtellung des Cultus, Beſchwichtigung der Factionen, Zurückberufung der Ausgewanderten, gemäßigt, eine tüchtige Adminiſtration eingeführt, die Finanzen ergiebig, und die Regierung ſtark gemacht, indem ich die Zügel mächtig ergriff. Ich liebte geſetzmäßige Ordnung, ich machte ſie ſtreng und entſcheidend, aber gerecht, da ein Geſetz das keine Ausnahme duldet, ſtets gerecht iſt. Ich ließ die Geſetze pünktlich befolgen, denn das iſt die Pflicht des Throns, und habe ſie ſtets in Ehren gehalten (!!!) Sie werden mich überleben, dieß iſt der Lohn meiner Mühen.

Alles ſchien ſich zu einem guten Ende zu neigen, aber ich fühlte das etwas fehlte: das Ende (der Revolution?). Ein ewiger Streit ergab ſich zwiſchen Alt und Neu, zwiſchen altem Staatsrecht und neuen Revolutionsintereſſen, jene ſahen ſich durch dieſe bedroht, dieſe hatten keinen Beſtand, wenn ſie ſich nicht mit jenen ausglichen, oder ſie vernichteten. Dieſer Kampf des Geiſtes, der ein Kind der Revolution war, mit dem grauen feſtgewurzelten, auf den Trümmern des Römerthums ſeit Jahrhunderten errichteten, europäiſchen Staatsbau, mußte die Ordnung der Welt umkehren, und ich befand mich an der Spitze der Parthei, welche das Neue wollte, und ſo war ich der Gegenſtand des Haſſes aller Verehrer jenes gothiſchen Staatsbaues. Ein weniger beſtimmter Charakter hätte manches der Zeit überlaſſen, indem er lavirte. Da ich aber dem Zeitgeiſt auf den Grund geſehen, und wußte, wie er die Welt entzweite, eben ſo wie zur Zeit der Reformation, ſo begriff ich bald, daß an keinen Vergleich zu denken war, weil die Intereſſen zu ſehr im Widerſpruch wären, und ich urtheilte, je kürzer die Criſe, je glücklicher würden die Völker ſeyn. Frankreich mußte das Uebergewicht in Europa haben, um das revolutionäre Intereſſe ſiegen zu machen, und hier mußte ich Herr des Rechts der Stärkeren werden, welches allein unter den Völkern einen Werth hat.

So war ich ſtets das Geſchöpf der Nothwendigkeit, und der Geiſt der Zeit hat mich gezwungen, ſo zu handeln, wie es Frankreich diente. Um dies zu bewirken, und dieſen Staat

Digitized by Google

ſtets oben und herrſchend zu erhalten, bedurfte es der Einheit an ſeiner Spitze, um ſtark zu ſeyn, und Vertrauen im Volke zu dieſer Einheit, nur die nöthigen Machtmittel zu gewähren. In dem Conſulat war aber alles ſchwankend und zufällig, nichts war am rechten Ort, es gab eine Republik dem Namen nach, und in der That eine Souveränität. Eine ſchwache Nationalrepräſentation und eine ſtarke Regierung, unterwürfige Behörden, und eine überwiegende Armee.

Es giebt nur noch ein Geheimniß, wie man am ſicherſten die Welt regiert, dies iſt nichts anders, als ſehr mächtig zu ſeyn.

Ich begriff daher die Schwäche meiner Stellung, das Lächerliche des Conſulats, es mußte etwas Feſteres an die Stelle treten. Ich wurde Conſul auf Lebenszeit, und das war für den Moment genügend.

Die Höllenmaſchine.

Als jeder Tag meine Sicherheit zu mehren ſchien, unterrichtete die Höllenmaſchine mich, daß ich auf einem Vulkan umhergegangen war. Dieſe Erſcheinung war unerwartet, dem Auge der Polizei entgangen. Ich entging ihr wie durch ein Wunder, die Theilnahme des Publikums entſchädigte mich. Der Augenblick war ſchlecht gewählt, nichts war in Frankreich für die Bourbons vorbereitet. Die Royaliſten hatten das Wageſtück unternommen, ſie merkten, daß ich das Königthum herſtelle. Dies hieß auf ihrem Revier jagen. Sie wußten wohl, daß meine Monarchie mit der ihrigen nicht zu vergleichen war, jene beruhte auf der That, die ihrige auf dem Recht und auf Herkommen, deſſen ſich die meinige entſchlug, indem ſie mit dem Zeitgeiſt (!!!) Schritt hielt, welchen Jene am Gängelbande lenken wollte.

Die Republikaner erſchraken vor der Höhe, auf die das Schickſal mich gehoben hatte, und ſie mißtrauten dem Gebrauch, den ich davon machen würde, ſie fürchteten, daß ich die alte Monarchie mit Hülfe der Armee herſtellen würde. Die Royaliſten verbreiteten dies Gerücht, und ſuchten mich als den Affen der alten franzöſiſchen Könige darzuſtellen, andere, Geſchicktere, dieſer Parthei verbreiteten: ich würde die Rolle eines Monk ſpielen. Beſchränkte Köpfe die meine Macht nicht erwogen hatten, glaubten an dieſes Gerücht, und verſchrien mich im Lande.

Das Kaiſerthum.

Jetzt mußte ich um jeden Preis Frankreich, Europa und den Royaliſten klaren Wein einſchenken, damit ſie alle wußten, wie ſie mit mir daran wären.

Unglücklicher Weiſe für mich, entdeckte gerade um dieſe Zeit ſich mir ein kleiner royaliſtiſcher Komplott am Rhein, worin der Duc d'Enghien verwickelt war; in dieſer Begebenheit, welche gerade eintrat, als ich eine große Maaßregel zu nehmen entſchloſſen war, entſchied der Tod des Herzogs die

Frage, welche Frankreich bewegte. Er entſchied über mich ohne Rückkehr.

Ein großer Geiſt hat geſagt: das ſey mehr als Verbrechen, es ſey ein Staatsfehler geweſen. Es war aber ein Verbrechen, kein Fehler. Ich kenne ſehr wohl das Gewicht der Worte. Der Herzog ſpielte ſeine Intrigue mit einigen alten Weibern, das Ganze war beobachtet, und drohte meiner Sicherheit nicht. Er ſtarb aber als ein Opfer der Politik und der Umſtände. Sein Tod war kein Fehler, denn alle Folgen die er haben mußte und ſollte, trafen, von mir vorhergeſehen, ein: der Krieg mit England, der ihm nothwendig iſt. Meine projektirte Landung war eine Komödie, beſchäftigte und erhielt in England eine ſtarke Armee. Man rächte ſich auch, und machte eine Verſchwörung gegen mich, ſie war ächt königlich, und die Ehre davon trugen die emigrirten Prinzen; man hatte eine ganze Armee von Verſchwörern in Bewegung geſetzt, ſo waren wir in 24 Stunden davon unterrichtet, Pichegrü war an der Spitze, er, der mehr Muth als Talent hatte, wollte die Rolle eines Monk ſpielen. Auch Moreau war darin verwickelt, und in ſofern war dieſe Sache zarter Natur, weil er die gewaltige Volksſtimme für ſich hatte. Er hatte einen zu guten Ruf, als daß wir hätten gute Nachbarn ſeyn können. Ich konnte nicht alles, und er zugleich nichts ſeyn, wir mußten uns auf eine gute Art zu trennen ſuchen, und dieſe fand ſich bald. Ich ſoll auf ihn eiferſüchtig geweſen ſeyn, er war es mehr auf mich, und dazu hatte er Urſach. Ich ſchätzte ihn als einen guten General. Alle diejenigen waren ſeine Freunde, die mich nicht liebten, und das waren ſehr viele. Sie würden aus ihm einen Helden gemacht haben, ich wollte nur aus ihm machen, was er war, d. h. ſo viel als nichts. Es iſt mir geglückt, er iſt in ſeiner Entfernung untergegangen, ſeine Freunde ſind vergeſſen, und es iſt nicht mehr an ihn gedacht worden. Pichegrü iſt in ſeinem Bette erdroſſelt gefunden worden, dieß hat man mir zugeſchrieben, obgleich ich unſchuldig daran war, warum hätte ich einen Schuldigen ſeinem Strafurtheil entziehen ſollen, er war nicht beſſer als ein anderer, und ich hatte Macht ihn zu richten, und Soldaten, um ihn erſchießen zu laſſen. Nie habe ich im Leben etwas Zweckloſes gethan.

Mein Anſehen wuchs, Frankreich wollte, daß ich es regiere. König konnte ich nicht werden, dieß war ein verbrauchter Titel, mein Titel mußte ſo neu ſeyn wie meine Macht, ich war der Bourbons Erbe nicht, um ſich auf ihren Thron zu ſetzen, dazu gehörte weit mehr. Ich wählte den Titel des Kaiſers, weil er umfaſſender, und weniger beſtimmt war.

(Wir überſchlagen die Kriege von 1805, 1806, 1807, wo der Verfaſſer hiſtoriſche Unrichtigkeiten einfließen läßt, wie die: daß B. unmittelbar nach der Schlacht von Auſterlitz, nach Eylau und Friedland marſchiert, wir nehmen den Faden wieder da auf, wo er das Continentalſyſtem rechtfertigt.)

Das Continentalſyſtem.

Der Continent war jetzt (1808) in Frieden. Meine Macht

dehnte ſich vom Adriatiſchen Meer bis an die Weſer aus, die Furcht vor derſelben hatte Europa ergriffen, aber es begriff gleich mir, daß der Friedenszuſtand proviſoriſch war, weil ſich noch zu viel Widerſtandsſtoff vorfand, den ich, ſtatt mit ihm zu unterhandeln, gleich hätte vernichten ſollen.

Seine Hauptſtütze war England, und wenn ich nicht die Geldquellen hier austrocknete, welche ſtets die Koſten zu den Coalitionskriegen hergab, hörten dieſe nicht auf. Dazu ſollte nur das Continentalſyſtem mir dienen. Wenige haben es begriffen (dazu gehörte wenig). Es ſollte den engliſchen Handel vernichten, erreichte dieſen Zweck aber nicht, weil jedes Verbot nur eine Vertheuerung der Waare zur Folge hat, welches dem Handel vortheilhaft iſt, und weil es niemals vollſtändig in der nöthigen Strenge ausgeführt wird.

Das Continentalſyſtem hatte aber für Frankreich die wohlthätige Folge, daß es ſeine laue Betriebſamkeit belebte, indem ſein Seehandel, ſeine Colonien und Flotten zerſtört waren. Hierin that es Wunder.

Der Krieg in Spanien.

Um das Continentalſyſtem zu vollenden, mußten Portugall und Spanien darin aufgenommen werden. Der politiſche Zuſtand dieſes Reichs war ſehr beunruhigend. Es hatte den unfähigſten Monarchen, der Günſtling deſſelben war mir zwar ergeben, indem er es bequem fand im Schutz meiner Macht den Staat zu regieren. Er hatte dies aber ſo ſchlecht gemacht, daß er das Vertrauen der Nation verlor. So wurde mir ſeine Anhänglichkeit unnütz, da ihm niemand mehr gehorchte. Die Maſſe des Volks in Spanien iſt noch in der Kindheit und dem Geiſt der Aufklärung entgegen, der das übrige Europa beherrſcht, das Licht hat nur in der höheren Klaſſe Eingang gefunden, dieſe (die Liberalen) fühlten tief die Erniedrigung ihres Vaterlands, ſie ſtürzten den alten König und ſeinen Günſtling, gewannen aber nichts durch die Krönung des jungen Königs, da er nichts mehr werth war, wie der alte. Die Geiſtlichkeit billigte dieſen Schritt, als geſetzwidrig, nicht, ich eben ſo wenig, aus andern Gründen.

Dieſe ſpaniſche Revolution war anderer Natur wie die franzöſiſche, weil ſie andere Elemente hatte. Sie hatte keinen Chef, keine Richtung, und enthielt nur eine Suspenſion der beſtehenden Autorität. Bei der Roheit des Volks mußte ſie ſehr blutig werden. Ich konnte dieſe Revolution zu ihrem Zweck führen, indem ich ihr eine Dynaſtie gab, welche nur daher ſtark, weil ſie aufgeklärt, d. h. frei von Vorurtheilen, war. Indem eine gewaltſame Thronrevolution in Spanien erfolgte, war mir in die Hände gearbeitet worden, und es ſchien, daß die Spanier mit Freuden einen Souverain annehmen würden, der die Anarchie unterdrücken könnte, welche ſie bedrohete.

Ich ging nach Bayonne, um an der Grenze zu ſeyn, wohin ich den alten und den neuen Spaniſchen Hof einlud. Den erſten erwartete ich, weil er nichts beſſers thun konnte, den andern keineswegs, weil er zu Hauſe viel zu thun hatte. Sie

kamen beide, und dies machte mir ſchon einen ſchlechte Begriff von ihnen, da der neue König ſich entweder an die Spitze der Revolution ſetzen, oder nach Amerika überſchiffen mußte. Ich hatte kaum in Bayonne mich mit den Chefs der Empörung beſprochen, welche der neue König mitbrachte, als ich ihre große Unwiſſenheit über ihre eigenen Verhältniſſe bemerkte; ich hatte kaum den neuen König geſehen, als ich auch überzeugt war, daß man Spanien nicht in ſolchen Händen laſſen müſſe. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt, ich ließ beide Könige von der Höhe des Throns herabtreten, welchen ſie bisher eingenommen hatten, und ſchob meinen Bruder Joſeph an ihre Stelle. Ich hatte Unrecht, den jungen König von Spanien in Valencay unſchädlich zu machen, ich hätte ſeine Unfähigkeit auf dem Thron aller Welt ſehen laſſen müſſen, und indem ich dem alten König ein Aſyl bei mir gab, dann erregte ich die Verachtung der Nation bei den erſtern, ſtatt daß jetzt ihr Mitleiden gegen ihn erregt wurde, da er gefangen war. Er würde es mit den Engländern gehalten, und mir die ſchönſte Gelegenheit zum Angriffskrieg gegeben haben, ſo fiel mir Spanien als eine Eroberung in die Hände. Ich hatte ſehr Unrecht, in Spanien alle Kaſten und Behörden zu vernichten, ſtatt ſie in ihren Würden zu erhalten. Ich mußte nun den Krieg mit der ganzen Nation führen, den ich ſonſt nur mit der Autorität geführt haben würde.

Der Oeſterreichiſche Krieg 1809.

Oeſterreich hatte diesmal ſeine Maaßregeln vortrefflich genommen, es überraſchte mich. Meine Streitkräfte waren zerſtreut, unterdeß die Oeſterreichiſchen concentrirt waren, und ich bemerkte endlich zu ſpät, daß die Oeſterreichiſche Regierung auf einer Hand voll Edelleute beruht, und das Kabinet nur ihren Maaßregeln das Kaiſerliche Siegel aufdrückt. Dieſe Oligarchie ändert niemals ihr Syſtem, ſie erhält ſelten einen günſtigen Erfolg von ihren kriegeriſchen Unternehmungen, aber ſie erträgt jeden Unglücksfall, weil er ſie gemeinſchaftlich trifft. Sie entſchied auch diesmal über den Krieg gegen mich. Ich eilte was ich konnte, und ſammelte ſo viel Truppen als mir möglich war, jedoch nicht ſo viel, als ich deren brauchte, um früher nach Wien zu kommen, als der Erzherzog. Dieſer Plan war unklug, weil es mir an Truppen fehlte, aber das Glück begünſtigte mich. Der Erzherzog hatte mich errathen, er kam mir zuvor, das ſchönſte Manöver was je die Oeſterreicher gemacht haben. Zu meinem Glück ließ ſich der Erzherzog Johann von dem Prinzen Eugen ſchlagen, ſo, daß dieſer ſich mit mir vereinigen konnte. Die Schlacht bei Aspern mißglückte durch die Elemente, die Oeſterreicher benützten ihren Sieg ſchlecht, und mir gelang der Sieg bei Wagram vollkommen, und nun diktirte ich den Frieden.

Gefangennehmung des Pabſtes.

Ich wünſchte den Frieden, da der Krieg das revolutionäre Syſtem verhaßt gemacht hatte, und die Völker, ſtatt ſeine

Vortheile zu genießen, den Kriegsdrangſalen erlagen. Oeſterreich verſuchte die Vermittelung mit England, aber dieſe Macht ſchlug den Frieden aus. Ich mußte daher, ſtatt meine Armee zu entlaſſen, ſie auf dem Kriegsfuße erhalten, wodurch Europa ermüdet wurde. Dieß verdroß mich um ſo mehr, als die Feinde ſtets die Ehre des Kampfs hatten, wenn mir auch der Sieg geblieben war, denn ſie hatten beſtändig den Schein der Schuldloſigkeit für ſich, welche die Vertheidigung der Dinge giebt, die man legitime nennt, weil ſie alt ſind. Ich war im Gegentheil in den Augen aller Welt der Erobrer und Zerſtörer des alten Staatsſyſtems, indem ich ein neues begründen wollte. Auf dieſe Weiſe mußte ich die Laſt des Haſſes allein tragen, der das allgemeine Ungemach auf mich wälzte. Dennoch war der Krieg der Revolution nichts anders, als die nothwendige Folge der Stellung, in welcher Europa ſich befand, es war die Kriſe, welche ſeine Sitten und Gebräuche änderte, ein unausweichbares Uebel des Uebergangs des einen geſellſchaftlichen Syſtems zu dem andern. Wäre ich der Urheber dieſes Syſtems geweſen, ſo hätte man mir die Schuld ſeiner üblen Folgen geben können. Dies Syſtem hat niemand erfunden, es iſt die Frucht des Geiſtes der Zeit, es iſt die zweite Auflage der Reformation, und man kann nur ſeinen Urheber in dem Schöpfer des Menſchengeſchlechts erblicken. England führte ſeinen Krieg fort, ohne Hülfstruppen, aber nicht ohne Alliirte. Im Norden war wenig zu machen, deſto mehr im Süden, es ſuchte einen Aufſtand in Italien, wie in Spanien gleich hervorzubringen. Die Geiſtlichen, und alle die ihnen anhingen, haßten mich, und ſie hatten ihren Brennpunkt in Rom und im heiligen Stuhl, darum blieb mir nichts übrig, als mich des Pabſtes zu bemächtigen, und mit einem Schlage das Ganze zu vernichten, welches mir auch zuerſt gelang. Da ich aber den heiligen Vater ſtatt nach Fontainebleau in meiner Nähe, nach Savona bringen ließ; ſo ſchadete mir ſeine Gefangenſchaft mehr, als ſie mir nützte, denn ſie gab mir das Anſehen der Verfolgung, und hinderte die Communikation mit dem heiligen Vater nicht.

Die Verheirathung mit der öſterreichiſchen Prinzeſſin.

Ich mußte mich von einer Gemahlin trennen, die unfruchtbar war, ich that es ungern, denn ich liebte ſie, aber ſie ſelbſt, von der Nothwendigkeit dieſes Schrittes überzeugt, kam meinem Wunſch entgegen. Die klarſte und begreiflichſte Politik, ſchrieb mir eine Verbindung mit der öſterreichiſchen Dynaſtie vor. Dieſes Haus war ſeines Unglücks müde, indem es ohne Rückkehr ſich mit mir verband, erhielt es die Bürgſchaft ſeiner Sicherheit durch mich, und wurde Theilnehmer meiner Macht, und ich legte nur die Pflicht auf, es zu ſchützen, ſtatt es ferner zu bekämpfen. So machten wir beide eine unüberwindliche Macht aus. Auf dem Continent blieben außer uns, Rußland und die Ueberreſte von Preußen, nur noch übrig, alles übrige gehorchte uns. Ich glaubte meine Macht durch

dieſe Verbindung vor jedem Unfall geſichert zu haben. Meine Dynaſtie kam dadurch in die Reihe der übrigen, und ich konnte hoffen, daß meinem Sohn der Thron nicht mehr ſtreitig gemacht werden würde, den eine Kaiſerin aus Habsburgs Geſchlecht mir gebähren würde. Dieſe Verbindung kam zu Stande.

Der Krieg mit Rußland 1812.

Meine Pflicht das Continentalſyſtem durchzuſetzen, dem Rußlands Handel mit England im Wege war, zwang mich, dieſen Staat aufzufordern, mit mir gemeinſchaftliche Sache zu machen. Rußland konnte von ſeiner Verbindung mit England nicht abgehen, und wollte es nicht. Wir kamen ſo an einander, das Schwerdt mußte zwiſchen uns entſcheiden. Ich vertraute dem glücklichen Ausgang dieſes Kriegs, denn mein Plan war von der Art, daß er zum Ende des großen Krieges führen mußte, der Europa bis jetzt bewegt hatte. Ich glaubte die europäiſchen alten Dynaſtien würden darin einſtimmen, da ſie dadurch geſichert wurden, und ich (ſeit meiner Verbindung mit Oeſterreich) zu ihnen gehörte, und ſie durch meine Allianz über alle Unfälle des Kriegs erhob, und vor inneren Revolutionen ſchützte. Ich glaubte, ſie würden dies einſehen, und begreifen, daß wenn perſönlicher Haß ſie ferner von mir entfernte, ſie die Heiligkeit des Throns in Gefahr, und zuerſt die Revolution in ihr Gebiet brächten, worin ſie früh oder ſpät untergehen würden.

Ich glaubte daß Rußland viel zu groß ſey, um in das europäiſche Staatsſyſtem aufgenommen werden zu können, von dem Frankreich der Mittelpunkt war. Es mußte daher aus Europa nach Aſien verſetzt werden. Um dies durchzuſetzen, mußte Pohlen hergeſtellt werden. Ich wollte in Dresden das öſterreichiſche Kabinet bewegen, ſeinen Theil von Pohlen zurückzugeben. Indem es ſich weigerte, und ich ihm nachgab, zerſtörte es zu allererſt meinen Plan, und ich beging einen Fehler, der meine Ideen untergrub.

Ich hoffte in einem Feldzug zum Ziele zu kommen, ſo drang ich nach Moskau vor, wo ich die Grenze meines Glücks fand.

Im Beſitz dieſer verbrannten Hauptſtadt, wähnte ich, Rußland würde ſich für beſiegt halten, und den von mir ihm gebotenen Frieden annehmen. Aber ich irrte.

England hat Rußland mit der Pforte ausgeſöhnt, und dadurch eine neue Armee gegen mich ins Feld geſtellt.

Eine auf den ſchwediſchen Thron zufällig gerathener Franzoſe, verrieth ſein Vaterland, und alliirte ſich mit meinen

Feinden. Er machte den ruſſiſchen Vertheidigungsplan, und England wahrte den Frieden mit mir.

Ich erſchrak zuletzt über den Verzug, und über den heran-nahenden Winter. Ich ſah nun, daß der Friede nicht zu Stande kommen würde, und befahl den Rückzug.

(Der Beſchluß folgt.)

SOCIETAT

Freimüthige Blätter
für
Deutſche.

I.
Ideen
über das Preußenthum,

in abhandelnden, geſchichtlichen, dramatiſchen, romantiſchen und auch ſatyriſchen Formen ausgeſprochen.

Von

Julius von Voß.

(Fortſetzung.)

Aber gegen das Ende von Friedrichs Regierung wurde ſchon die mittelbare Aufmunterung in etwas geſchwächt, indem Friedrichs Theilnahme an wiſſenſchaftlichen Dingen, mit ſeinem hohen Alter ſich etwas zum Hinſinken neigte. Bärenhorſt ſagt mit Recht: Er hätte, hinter ſeinen Karyatiden im Sansſouci, nicht

mehr geahnt, was der menſchliche Geiſt dermalen erringe und ſchaffe.

Dieß hätte aber der Sache nicht viel gethan, es gab hingegen nun auswärtig in Deutſchland, mittelbare und unmittelbare Aufmunterungen von Gewicht. Man ahmte uns da und dort nach, hob auch den Preßzwang auf. Anbau deutſcher Wiſſenſchaft, Vorliebe für Schöpfungen der Heimath wurden allgemeiner. In Städten, wie Leipzig, Dresden, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg u. ſ. w. fand der gelehrte Mann, als Individuum, mehr Achtung und Anſehn, wie in den preußiſchen Staaten, wo ein altes Vorurtheil noch zu ſehr für den Krieger, gegen den Alles übrige im Schatten ſtände, ſprach. In Weimar, Mannheim, Gotha fanden ausgezeichnete Köpfe eine ausgezeichnet ehrenvolle Aufnahme, drängten ſich an ſolchen Orten zuſammen, wirkten vereint, und ſahen oft ſich in den Stand geſetzt, ihre ganze Zeit der Wiſſenſchaftspflege zu heiligen, wogegen ſie bei uns häufig Nebenbeſchäftigungen — oft heterogene — verwalteten, z. B. Ramler, Hippel, Göcking, Hermes und andere. In Weimar gab man das nie geſehene Beiſpiel von Achtung des Genies, daß ein Dichter zum erſten Staatsmann erhoben wurde. Und als ſolcher konnte er nun auf die Lehrſtühle einer im Lande befindlichen Univerſität, auf eine dort entſtandene kunſtrichterliche Zeitung — die, wie ihre Schweſtern, nur auf die Schultern unſerer allgemeinen deutſchen Bibliothek getreten war — dergeſtalt einwirken: daß ſeinen Meinungen und Begriffen, ſeinen Anſichten und Erzeugniſſen, vor allen übrigen das Wort geredet wurde.

Einen ſolchen Wettkampf auszuhalten, hätte es nun bei uns auch unmittelbarer Aufmunterungen bedurft, und der preußiſche Staat konnte ſie wohl leichter ge-

ben, als kleine Fürſten. Dies geſchah nicht, vielmehr huckte ſie unter der Regierung Friedrich Wilhelms II.

Die Natur giebt Anlagen, doch in verſchiedenen Abſtufungen allerdings. Daß Anlagen, wie die Schiller, Wieland u. ſ. w. ſie hatten, zu den erſten Stufen gehören, verſteht ſich wohl, ihrer glücklichen Entwicklung mußten aber auch freundliche, zuträgliche Umſtände begegnen. Es iſt vernünftigerweiſe nicht glaublich, daß in dem weiten Umfang der preußiſchen Staaten, — wo es ja auch herrlich anſprechende ſchöne Natur giebt, an den Sudeten, am Harz, am Rhein, an der majeſtätiſchen, zum Theil höchſt romantiſchen Weichſel, ſelbſt in den Marken an der Oder und Elbe, wo die Gegenden einen Vergleich mit dem geprieſenen Weimar doch mindeſten wohl aushalten, man könnte ſelbſt ſagen: ihn auslachen — es iſt nicht glaublich, daß nicht auch hier Anlagen vom erſten Rang geboren werden. Doch weil der kritiſche Unfug, die abſprechende Partheiwuth, das Schwören auf Meiſters Worte ſo lange ſchon überhand nahmen — ſie vermanieriren ſich, ſtatt ihre Eigenthümlichkeit zu entwickeln. Einer will Shakeſpear, Einer Cervantes, Einer Sophokles, die meiſten aber wollen Göthe ſeyn. Das läßt ſich nun einmal nicht thun, in die Natur eines Andern iſt nicht überzutreten. Der kritiſche Unfug lobt jedoch ein ſolches Streben bereits, wie jede Offenbarung von Eigenthümlichkeit meiſtens eine harte kunſtrichterliche Geißel empfinden muß. Dieſe ſcheuen ſie, jenes Lob behagt. Da nun aber ein Streben, etwas Anderes zu ſeyn als man iſt, *) zum Ver-

*) Das eigentliche Bilden nach Muſtern, die den Begriff der Vollkommenheit erhöhen und veredeln, iſt ganz etwas An-

fehlen und Mißlingen führen muß, ſo kann es auch nicht befremden, wenn man ſo viele Halbheiten, und ein Ganzes nimmer ſieht.

Der alte Nicolai, obwohl es ihm nicht darum zu thun war, eine Literatur der preußiſchen Staaten abzuhegen, abzuſondern, widerſtrebte doch manchen paradoxen Abweichungen, von dem allgemeinen Gang deutſcher, um ächten Fortgang bemühter, Literatur, und in ſofern die wichtigſten Schritte auf dieſer Bahn bei uns geſchehn waren, hielt er auch patriotiſch darauf, gab Mittel an, das Gebäude weiter zur Höhe zu führen. Vor Allem wollte er: man ſollte bei uns immer am äußerſten ſich aufklären, am unbeſtochenſten ſich erhalten gegen vorgefaßte Meinung und Partheiwuth, folglich an dem was die Fichte oder Schelling philoſophirten, die Göthe oder Schlegel poeſirten, genau prüfen. Genauheit mußte dann auch zu einem richtigen Erkennen alles Gelungenen und Schönen daran führen, eben aber auch den Blick für das Mangelhafte und im Zweck vergriffene umnebeln. Und ſolche Kritik iſt von hohem Nutzen, kann das begeiſternde Vorbild rein geben, und mithin das Genie weit eher zum Nachflug, zum Uebertreffen eignen, als abgöttiſcher Wahn, wo der Glanz des Götzen mehr blendet, als man bei ſeinem Lichte ſehen lernt.

Es ging dem Kämpfer übel. Sein Ton war etwas verſteift, wenn ein Feld durch gar viele Hände angebaut wird, trägt es natürlich um ſo mehr Früchte, man mußte auch in ſo manchen Kunſtanſichten im Jahre 1790 oder 1800 weiter gekommen ſeyn, als etwa

---

deres. Nur am blinden Nachahmen verderben ſich oft die beſſeren Köpfe.

1770, das verſtand ſich von ſelbſt, eben aber auch, daß es nicht ſelten iſt, in Deutſchland Irrwege einſchlagen zu ſehn.

Es wurde nun jedoch Nicolais Weg für den Irrweg erklärt, und dies war für das Preußenthum ein mächtiges Uebel. Man ſah, man empfand das gar nicht, es gefiel den meiſten Berlinern, die Bildung zeigen wollten, ſo recht, ſie lachten aus Herzensgrunde, wenn der, um die ganze deutſche Literatur einſt ſo hoch verdiente Greis, von den Göthe, Fichte, Schlegel u. ſ. w. auf die unedelſte, namhaften Männern gar nicht ziemende Art, wie ein elender Tropf gehöhnt, verſpottet, mit Schimpf und Schmach beſudelt wurde. Statt er im Vaterlande Vertheidiger hätte finden ſollen, mied ihn faſt Alles, und ging zur feindlichen Fahne über. Man bewies, daß es keinen Sinn für Litteratur im Vaterlande gab. Sachen wie Göthens Muſen und Grazien der Mark, Fichtens Lebensbeſchreibung von Schlegel herausgegeben, ergötzten die äſthetiſchen Berliner weidlich. Nicolai hatte ſeine Schwächen und Mängel, wie ſeine Feinde deren hatten, wie kam es aber, daß man das Gute an Nicolai nicht, und die Schwächen und Mängel an Jenen nicht ſah? Nun eben weil man keinen Sinn für die vaterländiſche Literatur hatte, in dieſem Betracht lieber dem Modewechſel huldigen, als einigen Patriotismus zeigen wollte.

Damals war die Zeit, wo ein Sinn dafür hätte aufblühen, vielmehr neu erblühen — einmal beſtand er doch ſchon — ſich befeſtigen, wo es ſich deutlicher und ſchärfer hätte beſtimmen können: welchen Charakter die Literatur im preußiſchen Staate hätte, haben müſſe, um in dem beſtmöglichen Verhältniß zum Gemeinweſen zu ſtehn. Denn ein Anderes die allgemeine Republik der Wiſſenſchaften, ein Anderes die eigen gebildete im Va-

terlande. Sah dieſe das Beſte eben in Weimar, mußte ſie nicht ruhen, bis es übertroffen war — Uebertreffen iſt überhaupt der Geiſt des Preußenthums — und nicht ſtatt deſſen Alles in der Heimath nun ſchmähn. Sie mußte aber auch ſcharf unterſuchen: wie, warum, und ob es auch wirklich das Beſte war, nicht vorgefaßten Meinungen unbedingt huldigen, einer blinden Partheinahme ſich ohne Weiteres in die Arme werfen.

Dennoch geſchah dies, man ließ das gleichgültig fallen, was vom alten Charakter unſerer Literatur noch übrig war, und nur wer nie einen Sinn dafür gehabt, oder ihn abgelegt hatte, ſah die üblen Folgen nicht. Man wurde nun geneigt, Wahn zu umfaſſen, und doch kann nur die Hauptkraft des preußiſchen Staates im ewigen Ringen nach Wahrheit, im Vorausflug nach dem Heiligthum der Göttin, im früheren Bemächtigen ihrer mannichfachen Lehren beſtehn. Nun, wir haben denn Wahn allerlei Art umfaßt, aber auch Uebel aller Art genug davon getragen. Nun kam das Wanken und Schwanken in den Meinungen recht auf, die offne Zugänglichkeit für literariſche Modelaunen, ein Geiſt des Philoſophirens der ſich mehr ins Gemüth denn nach der oberen Fakultät richtete, und — was unſere Staatstendenz nicht mit genug Scheue fliehen kann — dem Fanatismus wurde die ihm längſt verſchloſſene Bahn wieder geöffnet. Daneben entſtand Ausländerei ohne Maas und Ziel.

In ſofern das Götzenthum Göthethum hier vorzüglich eindrang, ſey nur ein Zweig derjenigen Literatur, die ein Volk gar wohl eigenthümlich haben kann, und zum Behuf der Selbſtheit haben muß, hier flüchtig betrachtet, ein Zweig, auf den wieder das Göthethum ſo mächtig einfließt. Nämlich, die dramatiſche. Sollen wir einen ſolchen Zweig nicht für uns einpflanzen, hegen und pflegen? Ohne

zu Griechenland und Rom zu denken, erwäge man nur das Naheliegende, ſehe hin auf die ſpaniſchen, engliſchen, franzöſiſchen Bühnen, und ihr ſchaffendes, erhaltendes, erhöhendes Wirken auf den Volksgeiſt. In England haben ſie beim Gemeinſinn, in Frankreich beim Ausbilden einer gewiſſen raſchen leichten Verſtändigkeit, die eine leicht erglühende Fantaſie demungeachtet nicht ausſchloß, gleichſam Wunder gethan.

Da iſt immer gleich der Einwurf zu ahnen: die gemeinſame Hauptſtadt eines Volkes derſelben Sprache giebt das nur zu. Berlin iſt auch die Hauptſtadt des preußiſchen Volkes, und es giebt manche Städte im Lande, wo man Bühnen ſieht. Gehörte Athen ſchon dem griechiſchen Föderalismus an, hatte es ſein Wirken auf ſein Volk ſich doch beſonders ausgebildet. Und was will man denn? Oeſterreich beſitzt ja ſchon lange etwas von einer eigenthümlichen dramatiſchen Literatur. Sey es, äſthetiſch genommen, wie es wolle, es iſt da, und wirkt auf ſein Volk. Wer ſich einige Zeit in Wien aufhielt, muß das kennen. Und es ſind hier durchaus nicht jene Guckkaſtenopern und ſogenannte Kasperlpoſſen gemeint, obwohl man den vielbeſpotteten Hafner, Schikaneder, Perinet, Hensler, Stegmaier u. ſ. w. viele Einſicht in das Weſen der Theaterwirkung nicht abſprechen kann, und ſie vielen unſrer Göthethümler zu wünſchen hätte. Aber das Vaterland kömmt in Wien auf die Bühne, und man hat einen ſehr richtigen Takt das ſo zu behandeln, daß es dortige Denk- und Gefühlsweiſe, keine fremde, in der Idee und im Empfinden ergreift. Und es ſcheint doch vernunftangemeſſener, von einer Wiener Bühne zu den Wienern zu reden, als — wie es in ſolchen Fällen in Berlin meiſtens zu geſchehen pflegt — zu den hie und da zerſtreuten Rezenſenten an der Jenaiſchen Literaturzeitung, wenigſtens

daß ihnen ja die Formen behagen, wo über den Formen nur zu leicht das Weſen verloren geht, und man der Menge in allegoriſchen und myſtiſchen Tendenzen unverſtändlich wird. Will man hier vom Anregen der Gemüthlichkeit reden, ſo war ja ſchon 1809, 1805 und früher in Oeſterreich vorhanden, was man erſt 1813 bei uns ſah, und wovon wir nicht anders zum Volke ſprechen zu können glauben, als wenn zugleich der Weihrauch ſo zur Höhe ſteigt, wie nur je die Dämpfe aus dem Schornſtein einer Kalkſcheune. Bereits damals hatte man in Oeſterreich Landwehren und Landſturm, freiwillige Gaben, gebildete Frauenvereine u. ſ. w. aber das Volk mußte auch noch allgemein und lange tragen, was bei uns nur auf den wohlhabenden Theil, und meiſtens vorübergehend, fiel, nämlich das furchtbare Uebel der Papiergeldüberſchwemmung. Daß Oeſterreichs Volk ſo willig that und trug, dahin halfen wahrlich die Bühnen um ſo mehr wirken, als nicht allein in der Hauptſtadt, ſondern in allen nahmhaften der Monarchie, die niederen Stände, weit mehr als bei uns, das Theatervergnügen lieben, eben weil es eine dramatiſche, das Volk anziehende, Litteratur giebt. Und das iſt für Geiſt und Geſundheit des kleinen Bürgers wohl mehr heilſam, als wenn er in Berlin nur auf Tanzböden und in Trinkladen ſich erholen zu können glaubt, wenn in Breslau und Danzig nur die gerühmten Liköre beider Städte die Hauptpanazee des Volkes ſind u. ſ. w.

Sollten wir denn nicht auch eine eigenthümliche, auf unſer Volk berechnete dramatiſche Literatur zu wünſchen haben? Es ſcheint doch wohl, und in ſofern das Preußenthum Coerzitive, das ernſte Anwenden aller Mittel zum höchſten Zweck empfiehlt, muß es jene Literatur auch dringend verlangen. Wir müſſen ſtreben mit

ihr nicht allein ſo viel auszurichten, wie in Wien, Paris, London, Madrit, nein noch mehr, wo möglich noch mehr, wie in Rom und Athen. Denn das Höchſte will ja Alles Andere unter ſich laſſen, und wie ſpät dieſe Stufe auch nur abzureichen iſt, ſo kann man doch nur ein Steigen, das zu ihr hinanſieht, ein ächtes und rüſtiges nennen.

Hätten wir etwa ſchon etwas der Art? O ja, es fing damit an, hörte aber bald wieder auf, konnte auch neben den fremdhaften Manierirungen nicht beſtehn, mußte ſeine Eigenthümlichkeit darin verlaufen, da ein Preußiſches nicht zugleich ein Spaniſches oder Engliſches, oder Griechiſches ſeyn kann. Minna von Barnhelm iſt ein ächt preußiſches Nationalſtück, der Edelknabe und dankbare Sohn ſind es gewiſſermaßen. Derlei müßte es jedoch weit mehr geben, auf die neueſten Zeitumſtände bezogen, und auch wieder auf die Vorzeit, um Nationalſinn mannichfach hervorzubilden.

Kann das aber wohl geſchehn, ſo lange das Göthethum — worunter nicht allein der Mann, ſondern jene durch ihn, und ſeinetwillen, geſchaffene Kunſtanſicht verſtanden wird — Herrſcherthum bleiben will, und man auch willig ſeine Ketten trägt? Nimmermehr.

Denn im kunſtſinnigen Wahn befangen, und einem hier ganz falſchen Stolz, glauben unſere beſſeren Köpfe auf der Bühne nicht zur Menge hinabſteigen, ſondern ſie zu ſich herauf ziehn zu müſſen. Wer nicht einſieht, daß letzteres nur nach und nach geſchehn könne, greift zur Stelle auch fehl. Gemeinlich giebt er dann auch einem zweiten Wahn ſich hin, nach welchem es unrühmlich iſt der Menge anzuſprechen, den Gebildeten, Rezenſenten der Schlegelſchen Schule, ſogenannten äſthetiſchen Cotterien will er gefallen. Dann iſt er jedoch, und möchten ſonſt auch Sophokles und Shakeſpears

Geiſt zugleich auf ihm ruhen, und in ihm wehen, zum preußiſchen Volksdichter rein verdorben, wie am Tage liegt.

Das Göthethum möchte auch die Bühne zur Schule des höheren Kunſtſinns machen, was ſie — in den nächſten hundert Jahren wenigſtens — bei uns nicht werden kann. Wer anders hierüber denkt, von dem heißt es: er will nicht vorwärts, da er doch vielmehr den Rückgang vom Weſentlichen nicht theilen mag. Gut, nutzlich, rühmlich, dieſen höheren Kunſtſinn immer weiter auszubilden — und dazu eignen Göthens Vorbild und Lehre ſich allerdings — das gehört aber in die Leſewelt der ſchon gebildeten Welt, aufs Theater nur ſo bedingt, daß über den Kunſtſinn nicht der Volksſinn umgangen bleibt. Des Epimenides Erwachen von Göthe iſt ein gar herrlich kunſtſinnig Werk, nur Schade, daß über lauter Griechenthümlichkeit, Allegorie und Myſtizismus der preußiſche Voksſinn ſo unbeachtet, daß — bei allem ungeheuren Prachtaufwand — den Kunſtſinn die Menge doch nicht empfinden wollte, ſondern nur eine geweihte Schaar. Und was hätte auch das preußiſche Gemeinweſen für einen Gewinn daran, wenn man die Menge dahin brächte: das Schöne im Taſſo, Fauſt, Jon u. ſ. w. recht kunſtſinnig empfinden zu lernen.

Auch wird das Göthethum ſeine Stoffe für höhere idealiſche Dichtung nicht leicht im Vaterlande wählen, ſondern wo Zeit und Heimath lieblicher poetiſch und romantiſch anziehn, das verſteht ſich von ſelbſt.

Außer ſo einem idealen Fach kömmt hier — und weſentlich — das bürgerliche Schauſpiel in Beachtung, in ſofern hieſig eigenthümliche Sittengemälde rühren und erheben, oder auch an hier übliche, eingewohnte und aus der Fremde einſtrömende, Thorheit und Unbill

mahnen, ſie rügend auf ihr Ablegen und Entfernen wirken helfen können. Das iſt denn eine gar verdienſt⸗liche Seite des Theaters überhaupt, ſie auch bisher von allen Nationen ſo anerkannt worden. Weshalb auch nicht? Die Anſchaulichkeit der Bühne läßt Wahr⸗heiten mehr eindringen als moraliſche Lehrſchriften und kirchliche Predigten.

Nun fehlt es bei uns an eingewohnter und ein⸗ſtrömender Thorheit und Unbill ganz und gar nicht, um deſto mehr hingegen an den hier gemeinten Rügen und Gemitteln. Wie könnte es auch anders ſeyn, wenn uns hier die Nationalität nichts gilt, und wie ſie, un⸗ſre Augen und Ohren, unſern geſunden Verſtand unter dem Göthethum gefangen nehmen.

Ueber die ernſten Dramen Ifflands und Kotzebues liegt ſein Staab lange ſchon gebrochen. Es läugnet moraliſche Wirkungen ab, will ſie mindeſtens von der Bühne verbannt. Auch im Luſtſpiel Kotzebues ſieht es ein platt elend Machwerk. Unſre Augen, Ohren und geſunder Verſtand ſprechen da allenthalben anders, die Erfahrung obenein, doch Alle ſollen nicht gelten, nur die Autorität des Göthethums.

Wer mag ſich nun dazu hingeben: ein Drama oder Luſtſpiel, für hieſige Dinge — oder für das lau⸗fende Jahrzehend, da man drüben pathetiſch auf Ewig⸗keiten dringt, aber auch manche Ewigkeit ſchuf, die nach Jahr und Tag ſchon vergeſſen war — zu dichten. Ge⸗linge es ihm auch, man nennt ihm platt philiſterhaft, gemein. Nehme er einen griechiſchen, ſpaniſchen, oder anderen fremden Stoff — wo Handlung und Charak⸗tere ſchon da ſind, die er, was ohne Zweifel ſchwerer iſt, im bürgerlichen Schauſpiel ſelbſt bilden und dem Leben abſehen muß — haſche er nach beliebten Mode⸗formen, um ein hohes Kunſtwerk ins Leben zu rufen.

Gelinge es ihm nicht, man wird den hohen Sinn doch erkennen, ſein Verfehlen hat immer noch mehr kritiſches Lob zu hoffen, als das Gelingen dort. Die Folgen ſpringen in die Augen.

Vor all dem Irrthum bleibt uns die Wahrheit nun fern: daß einem Volke die Bühne erſprießlich ſeyn könne, es wird daher auch kein Schritt dazu gethan. Das Uebel muß um ſo höher ſteigen, wenn das Göthethum etwa auch die hohen Staatsbeamten — wenigſtens Perſonen, die auf ſie einfließen — ergreift; dann werden gewiß Niemanden, der Sinn für heimathliche dramatiſche Literatur in ſich fühlt, Wirkungen darauf zugeſtanden Die Bühnen weiſen ihn um ſo mehr ab, als das Göthethum auch bei ihnen ſpukt u. ſ. w. u. ſ. w.

Von den Klötzchenthümlern nur ein Wort. Eine im Wochenblatt des Herrn Profeſſor Wadzeck geleſene Fabel führt mich auf die ſeltſame Benennung. Ohne Zweifel wird ſich der Urheber dieſer Fabel etwas auf ſeine Dichtung zu Gute thun, und ſeinen Sinn theilen gar Viele.

Ein Hausvater beſaß einen Schrank, der ſeine Koſtbarkeiten enthielt. An den Schlüſſel hatte er ein Klötzchen gebunden, um ihn gleich zu finden. Klügler nahmen es ab; bei einer Feuersbrunſt ſuchte man denn vergeblich, und das Köſtliche ward ein Raub der Flammen.

Die Koſtbarkeiten ſind der Himmel, der Schlüſſel die Religion, das Klötzchen die Theologie. Nun weiß man ſchon Alles.

Das Preußenthum will Vernunft, und indem ſie der Religion unmöglich ſich widerſetzen kann, muß das auch vom Preußenthum ewig fern bleiben. Nur ſchlimm, wenn Gewiſſe das Klötzchen immer größer an-

bilden — ſiehe des heiligen Peter Hauptſchlüſſel — daß es kaum noch zu tragen iſt. Ein Klotz widerſtrebt dem Preußenthum.

Es ließen noch andere Thümler ſich nennen, die — armes Preußenthum! — ihm mächtig widerſtreben, unter andern die heutigen Weihrauchthümler mit ihrem beliebt erfundenen Thun und Walten. Man könnte ſie an jenen ernſten deutſchen Sinn mahnen, den ſie anderweitig doch rein halten und wiederbringen möchten, und in den ſie doch allerlei Italieniſches, Franzöſiſches und Polniſches zu tragen ſuchen. Man könnte ihnen darthun, wie man die Geruchsorgane auf eine wohlthätige, ja ſublime, Weiſe zu reizen, ſie aber auch unwohlthätig abzuſtumpfen vermag. Doch ſey es hiemit genug.

Einiges vom neuen Heergeiſt.

Ohne Zweifel ſind viele treffliche neue Einrichtungen auf die Bahn gekommen, man konnte dem eiligen Verbeſſern auch nicht mehr entfliehen. Wenn nun ein Heer aus ſiegreichen Feldzügen eben heimkehrte, tragen ſeine Einrichtungen den Stempel des Bewährten in den Folgen an ſich, und wecken zugleich den Glauben an Beſtmöglichkeit. Für das Vergangne blieb freilich auch nichts zu wünſchen übrig, wenn man erlangt hat, was man erlangen wollte. Doch ein Anderes mit Gegenwart und Zukunft.

Gegenwart ſoll für die Zukunft bauen, und Alles hienieden iſt ewiger Entwicklungen fähig. Unſere Staatstendenz bedingt hier jeden möglichen Eifer.

Auf das hier Preußenthum Genannte bezogen, iſt es nicht genug an den trefflichſten Einrichtungen, ſobald dieſe irgendwo auch zu finden ſind. Wir müſſen voran,

überbieten, wie es im Jahre 1756 der Fall war, ja noch mehr. Die günſtigen Umſtände von 1813, 1814 1815 ſind nicht leicht wieder zu hoffen.

Eine genaue, von keinen Scheinerfahrungen beſtochene, Prüfung der gegenwärtigen Zuſtände im Heer, deſſen was die Eile noch unvollkommen, oder auch übereilend gutes Alte mit dem ſchlimmen hinwerfend, neu ſchuf, würde vorangehn müſſen. Demnächſt etwas folgen, was in guten Staatsverfaſſungen das erhaltende Organ iſt, damit nicht dem Guten in langer Ruhe widerfahre, was ihm einſt bei uns geſchah. Nicht minder aber auch ein Organ, in welchem der Geiſt des Erneuens, Fortgehens, Voranfliegens zum Ideal thätig und mächtig waltete. Das nöthige Streben deutet auf den genievollſten Generalſtab in Europa, die kunſtgerechteſte, andere weit übertreffende Artillerie, eine Reiterei, wo Mann und Roß in ihrem Weſen Alles der Art tief unter ſich laſſen, ein Fußvolk turngeübt und waffengeübt über griechiſche Phalangen und römiſche Legionen hinaus, den beſten Heergeiſt aus dem beſten Volkgeiſt geſchöpft u. ſ. w. u. ſ. w.

Bei einem ſolchen Streben einen wahrhaft raſchen, und dennoch feſten Gang zu gewinnen, müßte aber nothwendig bei uns die Erfindung in einem anderen Lichte ſtehn. Der Gegenſtand iſt wichtig, man folge uns in ein mythiſches Traumgebiet, um hernach das Wirkliche heller zu beleuchten.

Das Künſtlergeſchlecht im tiefen Alterthum.

(Ein mythiſcher Traum.)

Ehedem, als es noch keine Schiffahrt, wenigſtens eine nur ſehr unvollkommene gab, die Völker ſich von

einander ſehr getrennt und abgeſchloſſen hielten, man kaum noch ſchrieb, viel weniger das Vervielfältigen des Gedankens in Druckſchriften kannte, wurden demungeachtet ſchon Künſte und Wiſſenſchaften getrieben, und ſicherlich manche, die rein wieder verloren gegangen ſind. Noth, Bedürfniß, oft allein der Zufall, nicht ſelten das ſich ſelbſt anregende Streben des menſchlichen Geiſtes, führten darauf. Bei geringeren Hülfsmitteln galt es, eine deſto emſigere Mühe aufzuwenden, ſie belohnte ſich jedoch weit höher, als jetzt. Wer mit einer nie geſehenen, Ungeweihten nicht begreiflichen Kunſt zu einem Volke, in eine Stadt kam, wo Niemand ſich um Einſichten ſolcher Art beworben hatte, galt ein Wunderthäter, ein Weſen höherer Art, konnte von dem nun gewonnenen Anſehn ungemeine Vortheile ziehn, es ungeſtraft und weitgetrieben mißbrauchen. Darum hielt man ſeine Entdeckungen auch klüglich geheim, ſie blieben das fremden Augen verborgene Eigenthum in künſtleriſchen Familien, wo man einander in dem Nöthigen unterwies, es weiter übte und vervollkommnete. Die erſten Prieſter in Aethiopien, Aſſyrien, Egypten, die Bewahrer der Geheimniſſe zu Eleuſis, die Orakel u. ſ. w. gehören dahin, je weiter ſie durch wiſſenſchaftliche Ausbildung über dem Volke ſtanden, je mehr Achtung, Verehrung, Gaben und andere Vortheile ſtanden ihnen zu Gebote, Künſte worüber die Menge nur ſtaunte, natürlichen Hergang dabei nicht einmal ahnte, machten in ihren Augen zu Vertrauten der Götter. Die Wunder, von den egyptiſchen Magiern und Moſes an Pharaos Thron vollzogen, waren ein Wetteifer in allerhand chemiſchen Prozeſſen, wo Moſes, tiefer als Jene eingeweiht, ſiegte. Einige davon würde man jetzt — der verlornen Entdeckung willen — nicht nachahmen können, dagegen würden aber unſre Philadelphia, Pinetti, der

unverbrennliche Spanier, vor Allem unſre Luftſchiffer Dinge haben vollziehn können, über die jene Magier ſelbſt höhere Weſen in ihnen hätten ahnen müſſen. Demungeachtet kann vieles von dem, was unſere Zeiten durch Phyſik (Naturlehre) und Chemie (Scheidekunſt) an dem nicht in die Sinne fallenden Zuſtand und dem Wirken der Naturſtoffe, ausmittelten, gar leicht nur Wiederentdeckung ſeyn, und es mag vor Jahrtauſenden Leute gegeben haben, die eben ſo gut, oft ſogar noch beſſer, darin unterrichtet waren. Mit ſolchen Zerſtörungs- und Vertilgungskriegen, wie ſie das Alterthum ſah, ging nicht ſelten ein ganzes Volk, mit allem ſeinen, in Jahrhunderten erworbnen Wiſſen unter. Bedenkt man die ungeheuren Trümmern von Theben, Perſepolis, Palmyra u. ſ. w. ſo deuten ſich in ihnen eine Menge von Wiſſenſchaften und Künſte — Mathematik, Mechanik, Hydraulik, Steinmetzerei, Bildhauerei, Malerei u. ſ. w. — an, neben welchen die Abweſenheit anderer wichtigen nicht vorauszuſetzen iſt, wenn auch die Geſchichte davon ſchweigt. Und manche alte griechiſche, arabiſche, perſiſche, indiſche Mythen, Fabeln, Sagen, Allegorien deuten wohl dahin. Oft haben ſpätere Zeiten vielleicht auch nur auf Allegorie (Sinnbildthum) geſchloſſen, wo mehr Wahrheit zum Grunde gelegen hat, als man vermuthen ſollte.

Manche Erfindung in neuen Jahrhunderten hängt ja an ſo einfachen Naturgeſetzen, oder Stoffemengungen, daß man ſich nicht genug wundern kann, ſo ſpät ſie wahrgenommen zu ſehn. Dahin gehört das Schießpulver. Sollte denn in der That Barthold Schwarz zum Erſtenmal entdeckt haben, daß Schwefel, Kohle und Salpeter, vermengt und entzündet, eine ſo gewaltige Kraftäußerung darthun? Man behauptet wenigſtens von den Chineſen, das Pulver ſey ihnen ſchon

weit

weit früher bekannt geweſen. Es gehörte doch nur ſehr wenig dazu, und dies Wenige konnten Vertrautheit mit Stoffen und Zufall auch um Jahrtauſende früher zuſammenſtellen.

Die Luftſchiffahrt konnte durch einen Gedanken herbeigeleitet werden, der Jedem täglich nahe lag, ſeitdem Menſchen ſich des Feuers bedienen. Es wäre zum Erſtaunen, wenn ihn der Franzoſe Montgolfier wirklich zuerſt, und allein, ſollte ergriffen haben. Im Anblick von jedem Rauch, jedem Wölkchen, hatte man ja die Wahrnehmung, daß leichte Dünſte aufſtiegen, im Luftraum ſchwebten. Das Einfangen eines leichten Dunſtes — oder einer ſolchen Luftgattung — in eine leichte Hülle, die Vermuthung: die ſo gefüllte Hülle werde nicht allein ſteigen, ſondern noch einige Laſt mit ſich emporнehmen können — wie bald ließ ſich auf das Alles nicht kommen, da, im Alterthum, der menſchliche Verſtand bei weitem tiefer liegenden Vorwürfen nachdachte, und Erſtaunenwerthes ausmittelte.

Wer gleichwohl eine Entdeckung gemacht, darauf irgend eine Abſicht gebaut, mühſame, endlich gelungene Verſuche angeſtellt hatte, trat ohne Zweifel nicht ſo leicht damit hervor, als jetzt, wo Berühmtheit, die ſich nach vielen Seiten, durch mannichfache Nationen bequem fortpflanzen kann; Geldgewinn und dergleichen, dazu einladen, ſchwer dagegen mit einer, auch wichtigen, Erfindung etwas recht Bedeutendes abzureichen iſt. Zu Gewalten über ganze Völker, in Prieſterthum, Prophetenthum, wohl gar Königsthum und Vergötterung nach dem Tode, war in jenen Zeiten mit etwas zu gelangen, das Andere nicht kannten, nicht durchzuſehen vermochten.

Und weßhalb ſollte die Möglichkeit einer ſolchen

früheren Entdeckung nicht einleuchten? Es iſt kein Grund da.

Wage der Verfaſſer eine mythiſche — oder mythiſch-natürliche — Träumerei. Sie heißt: die griechiſchen Götter und Göttinnen haben wirklich gelebt, eine Meinung, auf die ſchon Andere auch fielen.

Sie haben jedoch nicht nur gelebt — und mit irgend Ausgezeichnetem, das nicht erheblich war — poetiſchen Andichtungen ſpäterer Zeiten den Namen geliehen — nein Jupiter iſt in der That auf Wolken niedergeſtiegen, und hat Giganten mit ſeinem Donner zerſchmettert, Juno fuhr im Pfauenwagen in Lüften, Venus ließ ſich von Tauben ziehen, Merkur trug Botſchaften über Thal und Berg hin, Iris machte einen Regenbogen u. ſ. w. von dem Allen iſt nichts erdichtet.

Es gab irgendwo eine künſtleriſche Familie, beſtehend aus vielen Mitgliedern, die ſich irgendwo, lange und heimlich, mit Studien beſchäftigte, die unſern chemiſchen, mechaniſchen u. ſ. w. nahe kamen. Man war emſig und glücklich, hatte ſich in den Stand geſetzt, mit allerhand Trug und Gaukelei vielen Gewinn zu ernten. Endlich aber entdeckte man gar eine Art Schießpulver — wenn ſchon weit unvollkommener als das heutige — und die Luftſchiffahrt — in der man es hingegen vielleicht weiter brachte als jetzt.

Nun begab ſich die erfinderiſche Innung nach Griechenland, ſchlug, um ſeine Geheimniſſe fremden Augen zu entziehn, den Wohnplatz auf dem Gipfel des Olymp auf. Oben waren die Laboratorien, Unten, weit umher, gab es ein noch unwiſſendes, demungeachtet ziemlich wohlhabendes Volk. Der ſchlaue Plan, ihm in Göttergeſtalt zu erſcheinen, konnte — nach damaliger Zeit — ein wahrhaft ſeliges Leben auf dieſem Olymp herbeifüh-

ren. An Gaben und Opfern, von Heerden und Früchten, aus Allem das Beſte — Ambroſia und Nektar — fehlte es nicht, ſobald man Unten glaubte: Oben wohne das Göttergeſchlecht. Und wie konnten Hirten, Jäger, Ackerleute, Fiſcher ihren Glauben verſagen, wo man Weſen auf Wolken daherſchweben ſah. Wer von ihnen hätte nicht Zeus Donnerkeil bebend fürchten ſollen.

Nicht unmöglich, daß man fliegende Thiere, vor die, Wolken ähnlich gebildeten, Luftbälle geſpannt hatte, es würde immer die natürlichſte Art ſeyn, ſie nach Willen zu leiten, man dachte gegenwärtig noch an ſo eine Abrichtung fliegender Thiere nicht. Doch konnten das auch Scheingeſtalten ſeyn, und überließ ſich günſtigen Winden.

Was dies Geſchlecht noch mehr wie ein ächt künſtleriſches beglaubigt, iſt, daß bei ihm ſo manches — comme chez nous ſich offenbart. Man hatte Genie, war zu Zeiten fleißig, ſtrebte, dann ging es aber auch wieder toll und voll auf dem Olymp zu. Man hatte allerhand Eiſengeräthſchaften, Waffen u. ſ. w. nöthig, Vulkan und ſeine Schmiedeknechte ſorgten. Indem man ſich auch gegen Entdeckung vorſehn, gegen Angriffe vertheidigen mußte, war die Aufſicht dem Mars übergeben. Vulkans Frau ſah ihn lieber als den hinkenden Mann, doch befriedigte ſie auch der rüſtige Kriegsgeſell noch nicht, ſie ſchlich bisweilen hinab ins Thal und verführte ſchöne Hirten. Diana machte Oben die keuſche und ſpröde, Unten aber nahm ſie Jagdluſt zum Vorwand, um Liebesluſt zu üben. Ein Paar lüderliche junge Burſche, wovon Apoll die Leyer, Pan die Flöte gar lieblich ſpielte, ſuchten junge Mädchen. Es war höchſt bequem, als Gott zu erſcheinen — wozu ein Schein am Haupte oder eine andere Gaukelei noch diente — keine Schöne leiſtete Widerſtand, fühlte noch

ſich hoch geehrt, Niobe ausgenommen, da gabs aber auch Pfeilſchüſſe, Götter verſtanden keinen Scherz. Der Oberfamilienvater — Direktor des himmliſchen Theaters, wobei Minerva, ſchon alt und deßhalb weiſe, Dekorationen, Colophonium u. ſ. w. beſorgte — machte es auch nicht beſſer, manchen Hahnrei im Thal, und gaukelte allerhand Geſtalten. Einmal mußte er bei Danae nichts deſtoweniger Gold entrichten, der große Künſtler war ſchon ein wenig betagt, wie das geht — comme chez nous. Nach Künſtlerweiſe — comme chez nous — verlief er ſich auch nach Abwegen in der Liebe. Ganymed war ſo ſchön, doch im Thal Unten Aergerniß zu vermeiden. Ein Luftball, wie ein Adler anzuſehn, holte ihn zum hohen Olymp ab. Wie auch Juno zankte, ſie mußte das Künſtlerweſen dulden.

Eitel — comme chez nous — waren die jungen Künſtlerinnen, denen weibliche Gottheiten als Rollen zufielen, auch nicht wenig, zeigten ſich einem Jüngling Unten, ließen ſich betrachten, fragten: welche die ſchönſte ſey u. ſ. w.

Demungeachtet, und wie auch die geheime Kunſt imponirte, (verblüffte) gab es nach und nach Leute, welche die Göttlichkeit in einigen Zweifel ſtellten. Daherfahren auf Wolken, Blitz und Donner, Regenbogen, Strahlen um das Haupt ſind freilich Anzeigen übermenſchlicher Gewalt, gebieten Opfer, Anbetung, Furcht und Schrecken; allein dieſe Götter und Göttinnen ſind wieder doch auch uns anderen Menſchen ähnlich, oft noch viel ſchlimmer, verführen uns die Weiber, die Jugend, ſchwelgen auf unſre Koſten, beſtehlen uns (Merkur) noch. Wie, wenn ſie am Ende doch nur Menſchen, und wir arg gröblich betrogen wären. Es ſoll Länder, geben, wo man ſich auf gar ſeltſame Künſte ver-

ſteht, ſie könnten von da hergekommen, was ſie thun, Künſte, oder Zauberthat, ſeyn. Niemand darf auf ihren Berg, er iſt heilig, bei Todesſtrafe das Hinanſteigen unterſagt. Gleichwohl könnte man da Oben am Erſten die Wahrheit erfahren. Laßt uns eine Zahl tüchtiger Burſche ſammeln, gute Steine in die Schleudertaſchen, es ſey gewagt.

Sie ſchritten zur That, und die poetiſche Lizenz machte hernach Giganten aus ihnen, aus ihren Steinen Athos, Oſſa, Pelion, aus dem Berg Olymp den Himmel Olymp.

Man war jedoch Oben auf Skeptiker und vorwitzige Aufklärung ſo gut angeſchickt, wie Rom ſpäterhin. Statt Bannſtrahlen hatte man Blitzſtrahlen, auch Schildwachen, Spione, einen klugverwahrten Eingang, und Felsſtücke zum Hinabrollen. Kanonen und derlei wollen wir nicht annehmen, mochte nur eine Art Pulver Blitz und Donner ſchreckhaft nachahmen, eine Art Mine hätte da noch mehr gethan. Doch reichte ſchon allenfalls ein Colophonium aus, um das Geſchrei im Lande zu verbreiten: Zeus hätte die Verwegnen mit ſeinem Blitz geſtraft. Steine konnten es eigentlich immer gethan haben.

Genug, die Götter ſiegten, ein leicht Spiel war es diesmal geweſen, konnte aber zu ſchwereren übergehn, dies Volk begann ſchon zu grübeln. Lieber auf und davon.

Nicht lange, und das Völkchen war verſchwunden, Niemand hatte geſehn wie, oder auch die hochſteigenden Luftbälle, nun ſo wohnten ſie jetzt im Himmel.

Die Griechenreligion war geſtiftet, von Betrügern. Warum gingen aber ihre Künſte verloren? Das ließe wohl ſich mannichfach deuten. Vielleicht waren ſie ruhmſinnig, zogen die Vergötterung allem anderen Ru-

tzen für die Nachkommen vor, und überlieferten die Künſte nicht. Vielleicht kamen ſie in ein anderes Land, wo man ſie tödtete, oder ertranken auf einer Seefahrt, ihre Kinder waren zu unbeholfen, zu reich geworden, um länger Gaukeleien treiben zu dürfen u. ſ. w. —

Aber was ſoll die weithergeholte Hypotheſe hier? Nun, man holt oft etwas aus der Ferne, um es in der Nähe zu gebrauchen. Wäre dem ſo — ähnliche Dinge ſind ohne allen Zweifel im Alterthum geſchehn — ſo hätten zwei Erfindungen etlichen Perſonen eine Gewalt über ein Volk gegeben, wogegen die höchſte Despotie wahrlich nur ein Schatten heiſſen kann. So wichtig iſt es um — verſteht ſich — wichtige Erfindungen.

Was damals geſchehen iſt, kann nicht ſo wieder geſchehn, wer würde es auch hoffen, wünſchen. Es iſt auch nicht zu erwarten — obſchon das Reich der Möglichkeiten über alle Rechnung hinausliegt — daß je eine neue Erfindung wenige Abentheurer ſo zu Herren von Millionen Menſchen wieder ſollte machen können, wie jene Spanier das Schießgewehr bei ihren erſten Landungen in Amerika. Doch braucht eine Erfindung auch eben nicht von ſo hohem Gewicht zu ſeyn, und ſie bringt dennoch eine Nation — wenigſtens für einige Zeit — leicht den übrigen, um ein Gutes, Erhebliches, voraus. Kriegskünſtliche von einigem Belang, führten oft Schlachtengewinn herbei. Sie können das allenfalls an ſich, faſt nothwendig, mögen drüben auch Truppenübung, Mannszucht, die geprieſene Gemüthlichkeit u. ſ. w. beſſer ſtehn. Schlacht auf Schlacht gewannen die republikaniſchen Franzoſen mit einem bunten Gemenge von Leuten, die zuvor nie eine Waffe in die Hand genommen hatten, gegen die kunſt-

reichſten Phalangen. Jene ſtanden aber an Erfindungen voraus, wiewohl meiſtens nur an negativen. *)

Weil dem ſo iſt, empfiehlt auch die preußiſche Staatstendenz, ſich, nach Möglichkeit, um neue gute Erfindungen zu bemühen, damit man, in Fehden der Zukunft, den Gegnern in irgend einer Waffe, Kunſtfertigkeit u. ſ. w. vorangekommen ſey. Ein Streben dieſer Art wäre von unabſehlicher Bedeutung. Nur wird bloßer Zufall ſie nicht geben, darauf könnte man Jahrhunderte lang umſonſt warten. Man ſinnt hier nicht auf Erfindungen, ſondern erlernt das Gewohnte, oder empfiehlt, dafern man bis zum Recht des Rathens gelangte, Nachahmungen.

Perſonen von Diſtinction machen ſelten wichtige Erfindungen, die mit Anſtrengung, langem Nachdenken, ausgeſonnen, bearbeitet, verſucht, dargeſtellt werden müſſen. Hätten ſie auch Genie dazu — ohne Genie iſt es unmöglich Erfindungen ans Licht zu bringen, ſie müßten denn etymologiſch als ſolche ſich geben, d. h. ganz zufällig gefunden werden — hätten ſie es, würde ihnen die Zeit für jede Arbeit daran nicht.

Aber, könnte man ſagen, ſind das nicht gewagte, unrichtige Ausſprüche?

Gewagt freilich, den nur holde Verbindlichkeit ſagenden Schriftſtellern kömmt ein ſolcher Muth nicht ins Gemüth, unrichtig aber ſind ſie darum nicht.

Sind denn nicht Behörden eigens angewieſen, Erfindungen zu prüfen, iſt bei ihnen nicht alle Sachkenntniß billig vorauszuſetzen, ſtellen nicht Männer von Erziehung und Bildung ſie zuſammen, iſt bei ſolchen un-

*) Hier ſind nicht blos technische Erfindungen zu verſtehn, auch neue vortheilhafte Bewegungsmethoden u. ſ. w.

freundliche Aufnahme des Erfinders zu beſorgen, ſollten ſie den patriotiſchen guten Willen nicht achtend erkennen, auch wenn ſie den Vorſchlag nicht zur Einführung angemeſſen halten könnten?

Auf das Alles möge ſo oft Ja zu Antwort dienen, wie man es nur verlangt, demungeachtet nehmen wir von unſern Behauptungen nichts zurück.

Ohne Genie iſt nicht zu erfinden, der unbefangne Privatmann gelangt am erſten dazu. Nun hat der Mann von Genie leicht etwas in Antlitz, Haltung freimüthiger Sprache, das Männern in einem Staatsbureau, die an Förmlichkeiten, Gefangennehmung eigner Einſicht unter höhere, zartes Zurückhalten der Aeußerungen gewöhnt ſind, mißfällt, und ein Vorurtheil gegen ihn weckt. Sie blicken mit Ehrerbietung und hoher Meinung zum Rang empor. Hat der Erfinder keinen, glauben ſie mit Nachläſſigkeit auf ihn herab blicken zu dürfen. Sie ſchließen heimlich übel von ihm, aus dem Umſtand, daß er nicht in Amt und Rang ſteht, was ihnen über Alles gilt. Und er ſollte wiſſen, was hohen Staatsmännern fremd geblieben wäre? Taugte der Vorſchlag, würden Jene ihn nicht lange zur Sprache gebracht haben? Auch bei reinem guten Willen verfangen ſie dann ſich in vorgefaßte Meinung, ſehen die Wahrheit nicht mehr, und empfehlen die Erfindung nicht. Ließe ſich ja noch daran ein Widerſpruch mit den Meinungen eines vornehmen Staatsmannes ahnen, räth ihnen ſchon die Klugheit, ſich dagegen zu erklären.

Mit der Sachkenntniß iſt es ein eigner Umſtand. Die Behörde hat ſie bei dem Gewohnten, bei den Erfahrungen, nun gilt es aber eine neue Theorie.

Der Urheber — es müßte denn ein luftiger Projektant ſeyn — hat ihre künftigen Erfahrungen vorzuempfinden, überzurechnen geſucht, zu einem ſo weit-

läuftigen Geſchäft hat die eilende Behörde nicht Zeit. Bisweilen ſpricht der Schein gegen eine Sache, eine genaue Erörterung wird ihn entfernen, die Behörde iſt aber geneigt, den Schein zu faſſen, um ſo mehr, als bei entſtandenen Meinungsfehden ſie um jeden Preis ſiegen zu müſſen glaubt. Iſt ſie doch eine Königliche Behörde, und ſollte von dem Mann da — ohne Titel *) — lernen? Er ſollte zu dem Einfluß gelangen, wichtige Veränderungen nach ſeinem Kopf durchzutreiben? Wie könnte ſie an den Entſchluß gehn, dahin mitzuwirken. Einſt gab ein Offizier, der ſeinen Abſchied genommen hatte, eine Erfindung ein, die viele Generale, Oberſten u. ſ. w. als einleuchtend und bedeutend nützlich erkannten, auch der Monarch ſelbſt in höchſter Perſon. Ein vornehmer General verwandte ſich mit eifrigem Antheil für den Gegenſtand. Doch hing die Einführung noch am Vortrag im Cabinet. Da konnte ſich der Mann, welchem ſie oblag, nicht entſchließen, ſie zu empfehlen. Man beſchied den Erfinder — dem man erſt möglichſt nachtheilige Seiten an dem Vorwurf darzuthun geſucht, wovon er aber das Gegentheil bewieſen, und der vornehme General ſich auch davon überzeugt hatte —; es wäre im Heer bereits Alles nach guten Grundſätzen eingerichtet, deshalb könne man den Vorſchlag nicht aufnehmen. Der Erfinder begab ſich nun zu dem General, der anfänglich Eifer gezeigt, deutete ihm an: vom Guten wäre doch Beſſerm entgegen zu gehn, hoffte ſeine Verwendung. Nun gab der vornehme Mann ihm jedoch zu verſtehn: er müſſe den Gedanken an ſeine Erfindung aufgeben, dann wolle man ihm auch zu ei-

*) Kotzebue hatte Unrecht, dem armen Krähwinkel die Titelſucht allein aufzuhängen.

ner Wiederanſtellung helfen. Er hatte aber dem Staate nützen wollen, nicht ſich, und die Sache war aus.

Wie abſchreckend iſt das Alles! Man könnte einwenden: Wie es ehedem war, iſt es nicht mehr, man hat ſeit 1807 ja ſo viel geneuert, ſelbſt gänzliche Umſchaffungen vorgenommen. Das wohl, nach fremden Muſtern, nach Rath gewichtiger Männer von Einfluß und Rang, und vor Allem laut Geheiß drängender Noth. Ein Anderes würde es bei Eigenthümlichkeit ſeyn, bei Erfindungen von Männern ohne Rang empfohlen, und bei Gegenſtänden, die eine Noth, die vielleicht erſt nach zwanzig Jahren preſſen könnte, zeitig abwenden ſollten. In den Jahren 1813 und 1815 machte wenigſtens ein anderer Erfinder darüber noch ungemein niederſchlagende Erfahrungen.

Es thun ihm die Perſonen nicht ſowohl, die Dinge widerſtreben in den Perſonen, die Dinge, in dieſem Betracht nicht ſo geſtellt wie in Frankreich und England, wie heiß auch ſich wünſchen ließe: ſie wären es eben ſo, vielmehr beſſer. Im geſammten Bureaugeiſt, der ſeine Verwalter beinah unwiderſtehlich anzieht, wohnt das. Erörterungen wären von hoher Wichtigkeit. Auch in dem — unglücklichen — Umſtande: daß gegen die inländiſche Idee — wenn ſchon nicht gegen den gemüthlichen Sinn — Mißtrauen einſchlich, weil den Hauptimpuls auf die Ideen, auch in neueren Zeiten, meiſtens Ausländer überkamen. Es könnte Leuten, die nicht tief eindringen mögen, paradox und lächerlich erſcheinen, wenn man behauptete: Göthethum, Fichtelthum und derlei hätten da auch ihren ſchlimm wirkenden Antheil, und doch wäre viel Wahres daran. Iſt der inländiſche Geiſt auf eine und die andere Weiſe herabgeſetzt, führt das leicht zur Allgemeinheit.

Nichts aber läuft dem Urſtaatsgeiſt, dem heiligen

Preußenthum — deſſen ehrwürdige Trümmer ſo um Wiederaufbau flehn, ſo ſchnurſtracks entgegen, als die Tendenz gegen die Erfindung. Denn ſie kann ein raſtloſes Streben im Reich des Gewohnten, nach zwanzig Jahren endlich, wie einen geſchäftigen Müſſiggang darthun, wie es 1806 mit dem Streben ſeit 1786 her geſchehen iſt.

Daher thäte ein eignes Erfindungsbureau Noth, nach ganz eigner Einrichtung von unbefangnen genievollen und wiſſenſchaftlich erfahrnen Männern zuſammengeſtellt, das alles Entmuthigen entfernte, und billige Aufmunterung an die Stelle ſetzte. Muntert man doch in Nebendingen auf, warum nicht im Wichtigen.

Hierüber kühn — doch redlich meinend — einige Wahrheit ausgeſprochen zu haben, das freut uns mehr, und würde auch — dafern ſie einige Anerkennung hoffen ließe — erſprießlicher ſeyn, als ob wir Hundert neualtdeutſche Worte gemacht, Hundert Verslein des zwölften Jahunderts in einer ſtaubigen Bibliothek entdeckt, oder den Leuten noch hundertmal geſagt hätten, was ſie ſchon tauſend und tauſendmal über Göthe hörten. Gleichwohl hätte uns derlei kritiſches Lob in Jena, und dann wohl gar Anſehn im Vaterlande wuchern können.

Doch nachdem wir ſo manches Gedachte abhandelten, mag auch die Phantaſie des — wohl übrigens ſchwerlich geneigten — Leſers beſchäftigt werden. In einem Verſuch eines preußiſchen Nationalſchauſpiels, die Handlung aus den Zeiten, wo das Preußenthum im erſten Morgenaufgang ſtrahlte.

II.

Napoleon und die Pariſer

nach ſeinem Rückzuge über den Rhein bis zum Traktat von Fontainebleau.

(Eine Fortſetzung der Auszüge aus Alphonse de Beauchamp Histoire des campagnes de 1814 et 1815.)

(Fortſetzung.)

Neuntes Buch. Th. 1. S. 325. ff.

Den Tag nach dem Treffen von Montereau ließen die Verbündeten durch den öſterreichiſchen General Grafen von Paar bei Napoleon auf einen Waffenſtillſtand antragen.

Am Abend deſſelben Tages langte der Kabinetsſekretär de Rumigny von dem Kongreß zu Chatillon an, und überbrachte den Entwurf eines Präliminar-Traktats. Dieſer an Napoleon durch ſeinen bevollmächtigten Miniſter bei den Konferenzen überſandte Entwurf, ſchloß alle zur Wiederherſtellung des politiſchen Gleichgewichts für nöthig erachtete Grundlagen in ſich, Grundlagen, welche Napoleon ſelbſt wenig Tage vorher angeboten

hatte, als er glaubte, daß ſeine Herrſchaft auf dem Spiele ſtände.

Obgleich die Geheimniſſe dieſer berühmten Unterhandlung noch nicht alle enthüllt ſind, ſo ſcheint es doch gewiß, daß man Buonaparte anbot, Frankreich noch größer zu laſſen, als es unter ſeinen Königen war, und mit Ausdehnungen, welche ſo viele Jahre von Ruhm und Glück ihm geſichert hatten. Doch beſtanden die Verbündeten auf der Rückgabe (remise) der Feſtungen Antwerpen, Mainz und Alexandrien, als der Schutzwehren Deutſchlands und Italiens. Sie fanden es aber auch billig, daß Frankreich mit Europa die Wohlthaten ſeiner Freiheit, der Nationalunabhängigkeit und des Friedens theile. Napoleon konnte den Leiden der franzöſiſchen Nation ein Ziel ſetzen; er konnte ihr, mit dem Frieden, ihren Handel, ihre Kolonien, und die freie Ausübung ihres Gewerbfleißes wieder geben. Wollte Napoleon noch mehr?

Nachdem ſich der Verfaſſer über die Annehmbarkeit des Entwurfs verbreitet hat, fährt er alſo fort:

Man verſicherte damals, daß der Entwurf eine Klauſel enthielt, empfindlicher (epineuse) und ſchwieriger in der Vollziehung, als der Traktat ſelbſt, nämlich die Beſetzung von Paris durch die verbündeten Mächte bis zur Unterzeichnung des Hauptfriedensſchluſſes, in einer beſtimmten Friſt. Napoleon war, wie man ſagt, über eine für ſeinen Stolz ſo erniedrigende Zumuthung empört. War er denn aber nicht in die Hauptſtädte mehrerer Souveraine als Feind eingerückt, (envahi), nachdem er ihre Staaten mit ſeinen Truppen überſchwemmt hatte? Hatte er nicht verlangt, daß die meiſten Könige Europens ſchimpfliche Bedingungen unterſchrieben, die in ihren eignen Palläſten diktirt waren?

Hier war es doch nur eine gerechte Repreſſalle, eine nothwendige Garantie.

Wie dem auch ſeyn mag, Napoleon konnte auf ehrenvolle Grundlagen Frieden ſchließen. Allein ſo vermeſſen waren damals ſeine Hoffnungen, daß er, ſagt man, berauſcht von den ſo eben theilweiſe erlangten Vortheilen, zornig das Papier, welches den Traktatsentwurf enthielt, ergriff, und es mit dem Ausruf: „Ich bin jetzt Wien näher, als ſie Paris ſind,“ zerriß.

---

§. 333.

Den 22. Februar verließ die (franzöſiſche) Armee Nogent, und verfolgte ihren Marſch bis nach dem Flecken Chatres. Dort überredete ſich Napoleon, dem der Rückzug der Feinde und die Einhelligkeit der ihm zukommenden Berichte auffiel, daß die Koalition, ſey es in Folge der Unfälle, ſey es wegen Verſchiedenheit des Intereſſe, im Begriff ſtand, ſich aufzulöſen. Durch ſeine eigene Unwiſſenheit in Anſehung des wahren Intereſſe der Völker irre geführt, glaubte er Oeſterreich von dem europäiſchen Bündniß abwendig machen zu können, und ſchrieb in dieſem Sinne einen Brief an den Kaiſer Franz, in welchem er förmlich erklärte, daß er keinen Traktat auf die von der Koalition diktirten Bedingungen unterſchreiben würde; zu gleicher Zeit erließ er an den Obergeneral, Fürſt Schwarzenberg, eine noch ſchneidendere Depeſche, worin er, ſagt man, die Hoffnung kund that, welche die Idee, die Verbündeten über den Rhein zurückzuwerfen, ihm einflößte.

S. 343. Die Alliirten ſehen ſich genöthigt Troyes zu verlaſſen.

Die verbündeten Generale ſenden einen Parlementär an Napoleon mit dem Auftrage, zu begehren, daß man ihnen die Nacht zur Räumung der Sadt frei laſſen ſolle, und dagegen zu verſprechen, daß den andern Morgen um 6 Uhr die Thore geöffnet ſeyn würden. Einige verſichern, daß anfänglich ein Waffenſtillſtand verabredet worden ſey; andere behaupten mit mehr Wahrſcheinlichkeit, daß Napoleon ein Verlangen, welches darauf abzweckte die Stadt zu ſchonen, verwarf. In der That ließ er alsbald ein ſchreckliches Feuer gegen die Vorſtädte eröffnen, und rief aus: „Wir wollen ſehen!“ (Nous allons voir.) —

Troyes wurde noch den ganzen Tag und die folgende Nacht vertheidigt, wobei zwei Vorſtädte in Brand geriethen.

Mit Tagesanbruch erſchien der Fürſt Wenzel (von Lichtenſtein), welcher den Abend vorher von den verbündeten Monarchen zurückgekehrt war, an den franzöſiſchen Vorpoſten; er ward zu Napoleon geführt, und bat ihn angelegentlich ſeinen Einzug einige Stunden aufzuſchieben, um die Stadt zu ſchonen; zugleich offenbarte der öſterreichiſche General von Seiten des Kaiſers Franz das lebhafte Verlangen nach einer baldigen Annäherung. Napoleon verſprach, daß er erſt zu Mittag in Troyes einrücken werde. Aber kaum hat der öſterreichiſche Abgeſandte den Rückweg nach ſeinem Hauptquartier angetreten, als Buonaparte durch ein Thor, welches die Einwohner ihm überliefern, eindringt, ſeine Truppen vorrücken läßt, ſich des Innern der Stadt bemächtigt, und dort mit Enthuſiasm empfangen wird. Der feindliche Nachtrab wird, indem er ſich gegen das St. Jakobsthor zurückzieht, mit Flintenſchüſſen angefal-

len, welche aus den Häuſern des untern Stadtquartiers kamen. Es beginnt ein Gewehrfeuer; der Pöbel, mit Meſſern, Beilen und Heugabeln bewaffnet, fällt über die letzten Rotten der Verbündeten her, und metzelt in den Straßen mehrere baierſche Soldaten nieder.

Unter dieſen blutigen Vorbedeutungen hält der Sieger um 8 Uhr ſeinen Einzug in Troyes; ſeine Augen athmeten Rache. Er war noch zu Pferde, als er, einen Polizeikommiſſär in Uniform bemerkend, an ihn dieſe drohenden Worte richtete: „Es giebt hier fünf Perſonen, welche das Ludwigskreuz genommen haben." — Ihro Majeſtät ſind unrecht berichtet, antwortete der Kommiſſär, es ſind deren nur zwei. — „Welche ſind es?" — Herr von Widranges und Herr von Gouault. — „Welches iſt ihre ſittliche Aufführung?" — Sire, ich habe niemals anders als Gutes davon ſprechen hören. — „Man verhafte ſie auf der Stelle."

Widranges war auf einer Reiſe zum Grafen von Artois begriffen; der unglückliche Gouault aber, (welcher früher, als er die Verhaftung des Herzogs von Enghien erfuhr, den Muth gehabt hatte ſeinen Kopf anzubieten, um des Prinzen Haupt zu retten), war anweſend, weil er bei Annäherung der Gefahr es nicht hatte über ſich erhalten können, ſich von ſeiner zärtlich geliebten Gattin zu trennen. Man ergreift ihn, man führt ihn nach dem Stadthauſe vor eine Militärkommiſſion, welche zum Ausſpruch über ihn (son jugement) oder vielmehr zu ſeiner Verurtheilung ſchreitet. Kaum iſt eine Stunde verfloſſen, als unvermuthet ein Offizier erſcheint (survient), ſich die Thüren öffnen läßt und fragt, ob das Urthel ausgeſprochen ſey. „Die Richter gehen eben zum Abſtimmen," ſagt man ihm. — „Er ſoll auf der Stelle erſchoſſen werden," erwiedert der Offizier, „der Kaiſer befiehlt es." Herr von Gouault wird ver-

verurtheilt; die Trauer in der Stadt iſt allgemein. Der Eigenthümer des Hauſes, welches Buonaparte gewählt hatte, um darin ſein Hauptquartier aufzuſchlagen, wagt es, bloß auf den Antrieb einer großmüthigen Seele hörend, um eine Audienz anzuhalten: er erlangt ſie. „Sire, ſagt Herr Düchatel, ein Tag des Triumphs muß ein Tag der Milde ſeyn; ich komme Ew. Majeſtät anzuflehen, der ganzen Stadt Troyes die Begnadigung eines unſerer unglücklichen Mitbürger zu bewilligen, der ſo eben zum Tode verurtheilt worden iſt.“ — „Gehen Sie, (sortez) ruft Napoleon mit wilder Geberde: Sie vergeſſen, daß Sie bei mir ſind!“

Zu gleicher Zeit war Herr Bourgeois, bei welchem der Kaiſer von Rußland logirt hatte, vor ihn gefordert worden. Napoleon, wie er ihn erblickt, überhäuft ihn mit Schmähungen, und giebt ihm die beleidigendſten Stichelreden über ſeine Frau, welche ſich bei der Annäherung der franzöſiſchen Armee nach Langres zurückgezogen hatte. „Sie ſind ſehr glücklich,“ fügt er, indem er ihn entläßt, hinzu, „weder ein Adlicher, noch ein Ausgewanderter zu ſeyn: ich würde Sie zur Stunde erſchießen laſſen, wie ich ſo eben den Befehl dazu in Anſehung Gouault's gegeben habe.“ Die Fürſprache des Maire hatte Napoleon nicht erweichen können.

Gouault wird hingerichtet.

Betäubung und Schauder herrſchten auf allen Geſichtern; der Pöbel allein ließ eine wilde Fröhlichkeit ausbrechen, als er ſeinen Henker und Gebieter wiederſah.

Zehntes Buch.

S. 350. Schnell in ſeinen Entſchlüſſen, und immer thätig in ſeinen Bewegungen, aber zwiſchen zwei auf dem Rückzuge begriffene Heere geſtellt, war vielleicht Buonaparte über die Wahl der Verfolgung verlegen. Troyes zog ihn an. Vielleicht auch täuſchte er ſich ſelbſt über die Unterhandlungen, welche damals eine friedlichere Wendung zu nehmen ſchienen. Um ſie zu beſchleunigen, wurden zu Lüſigny Konferenzen angeſtellt, welche zum Zweck hatten, über die Bedingungen eines vierzehntägigen Waffenſtillſtandes zu unterhandeln.

Dieſer Anſchein zum Frieden, ſagt der Verfaſſer S. 351, kann allein die Unthätigkeit Napoleons zu Troyes vom 24. bis zum 27. Februar, und die ſonderbare Stellung der Armee erklären, welche damals eine bis Bar-ſur-Aube verlängerte Spitze bildete, während der Feind nach Belieben auf der einen oder auf der andern ihrer Flanken manövriren konnte. — — —

Die gemeine Meinung des Heeres ſtellte die Verbündeten immer als in völliger Zerrüttung dar, die bloß noch Ueberreſte hätten, mit welchen es ihnen ſchwer fallen würde, über den Rhein zurückzukommen. Auch war man dort überzeugt, daß die Normandie, die Bretagne, Paris und die Armee in Spanien 200,000 Mann Verſtärkungen ſenden würden, und daß ganz Frankreich unter den Waffen ſtände.

Der Verfaſſer ſchildert die nachtheilige Wirkung der Ausſchweifungen der verbündeten Heere, die er indeſſen bei einer aus ſo verſchiedenen Völkern zuſammengeſetzten, ohne Magazine marſchirenden Armee als unvermeidlich anſieht. Sie hatten, ſagt er, die Landbewohner erbittert, und in den vom Feinde überzogenen Departementern die öffentliche Meinung an Napoleon gekettet.

Man ſah in ihm nicht mehr die Grundurſache der Unfälle Frankreichs, ſondern den Feldherrn, welcher allein es von der Rachſucht der Fremden befreien könne. — — — Die Ueberſpannung wurde durch lügenhafte Gerüchte, durch offizielle Berichte unterhalten, welche unſere Stärke und die Verluſte des Feindes übertrieben. Ueberall auf dem Lande war man überzeugt, daß eine Anſtrengung der Hauptſtadt und der Provinzen Napoleon ein zahlloſes Heer verſchafft habe; als man aber die feindliche Armee nur auf dem Rückzuge und nicht in Zerrüttung ſah, ſtärker, und minder abgemattet, als die franzöſiſche Armee, welche es verfolgte; als man die Sieger ſelbſt an der Dauerhaftigkeit ihrer Erfolge zweifeln ſah, wurde das Vertrauen geſchwächt, und man ahnete bald, daß das Schickſal des Feldzuges noch nicht entſchieden ſey.

S. 378. ff. Durch das Vordringen der Blücherſchen Armee längs der Marne bis Meaux hin, in deſſen auf dem linken Ufer gelegenen Vorſtädten ſich ſchon der Vortrab des Sackenſchen Corps befand, war Paris zum dritten Male ernſtlich bedroht. Man ſah dort Verwundete und Flüchtlinge ſchaarenweiſe eintreffen; eine dumpfe Unruhe bewegte von neuem die Gemüther, und die verhärtetſten Hofleute erheuchelten nur noch eine anſcheinende Sicherheit.

Von der Rückkehr der Gefahr durch die ſchleunige Ankunft mehrerer von Meaux und Paris abgefertigten Kouriere unterrichtet, faßt Napoleon am 27. Februar, den Entſchluß Troyes zu verlaſſen, und ſich ſchnell der Blücherſchen Armee in den Rücken zu werfen, um, wenn es möglich wäre, die Manöver von Champaubert und

Montmirail zu erneuern. Neue Siege wurden um ſo mehr erfordert, als die Konferenzen zu Lüſigny wegen eines Waffenſtillſtandes ſich ſo eben zerſchlagen hatten. Das Vertrauen Napoleons und ſeiner Günſtlinge auf den Ausgang des Krieges war ſo groß, daß der Generaladjutant Flahaut in einer der Konferenzen zu dem öſterreichiſchen General Ducca ſagte: „Noch eine ſolche Niederlage wie bei Montereau, und ich wette, General, daß Sie bis über den Rhein zurückgeworfen werden." — — —

Als Buonaparte mit ſeiner Garde von Troyes abging, ſtellte er die Corps des Herzog von Reggio und des Generals Gerard zur Dispoſition des Marſchalls Macdonald, welcher mit dieſen Truppen, in Verbindung mit ſeinen eigenen, die große öſterreichiſch-ruſſiſche Armee in Zaume halten ſollte, während Napoleon von neuem die ſchleſiſche Armee angreifen würde. Vorzüglich wurde dem Marſchall empfohlen, dem Fürſten von Schwarzenberg die Kunde von der Bewegung Napoleons zu entziehen, und man erfand zu dieſem Endzweck die Liſt, auf der ganzen franzöſiſchen Linie „Es lebe der Kaiſer!" rufen zu laſſen, als ob er gegenwärtig wäre.

Der nämliche Ungeſtüm, welcher Buonaparte's erſten Zug gegen die Marne ausgezeichnet hatte, begleitete ihn beim Beginnen des dermaligen; aber welcher Unterſchied in den Reſultaten! Hier ſollte Napoleon ſelbſt ſeinen Untergang beſchleunigen.

S. 386 ff. Napoleon rechnete vorzüglich auf die Behauptung von Soiſſons. Er ſah in dieſer Stadt eine Vormauer, die fähig wäre, den Marſch der Feinde, die er verfolgte, und zu erreichen vor Begierde brannte, aufzuhalten, oder doch zu verzögern. Als der Herzog von Treviſo zu Ende Februar Soiſſons von Neuem be-

ſetzte, hatte er öffentlich auf dem Stadthauſe geſagt: „Nicht mehr zu Chatillon, ſondern am Rheine iſt's, wo wir die Friedensbedingungen diktiren werden."

Buonaparte konnte aber die verbündete Armee nur noch an den Ufern der Aisne einholen. Soiſſons öffnete den Corps von Bülow und Winzingerode die Thore, in Folge einer Kapitulation, zu welcher ſich der Kommandant durch die zum Sturm getroffenen Anſtalten bewogen gefunden hatte.

Ueber dieſe Kapitulation, welche dem Feldmarſchall Blücher den Uebergang über die Aisne wieder öffnete, gerieth Napoleon in eine ſolche Wuth, daß er den Kommandanten, (welchen übrigens der Verfaſſer zu rechtfertigen ſucht), ſamt allen Mitgliedern des über die Vertheidigung gehaltenen Kriegsrathes, vor ein Kriegsgericht ſtellen ließ. Vergebens ſuchten Marmont und Mortier am 5. März Soiſſons wiederzunehmen.

Obgleich die Uebergabe jener Stadt den weſentlichſten Theil ſeines Planes zu Schanden gemacht hatte, ſo beſtand doch Buonaparte nichtsdeſtoweniger auf ſeinem Entſchluſſe, auf die Flanke der feindlichen Armee loszuarbeiten. Er zieht demzufolge die abgeſonderten Corps der Herzoge von Raguſa und Treviſo wieder an ſich, die am 6. Morgens den Angriff auf die Stadt aufgeben, um an der Aisne, auf ihrem rechten Ufer heraufzugehen. Die verbündete Armee verläßt hierauf ſogleich die gerade Straße nach Laon, dem Stützpunkt ihres linken Flügels, um ſich den Fortſchritten der Franzoſen zu widerſetzen, und Laon in dieſer Richtung zu decken.

Napoleon bewirkt bei Bery-au-Bac den Uebergang über die Aisne. Alles kündigt eine Hauptſchlacht zwiſchen Laon und dieſem Fluße an. Damals war es, daß der Feldmarſchall Blücher ein Manöver entwarf,

das, ohne die Geſammtheit ſeiner Steitkräfte aufs Spiel zu ſetzen, das entſcheidendſte Reſultat haben ſollte. Dieſes kühne Manöver zweckte darauf ab, Napoleon gerade in dem Augenblicke zu umgehen, wo er den Angriff auf die Stellung von Craonne begonnen haben würde. *) Das Mißlingen dieſes Manövers, (durch unerwartete Schwierigkeiten verurſacht), hatte die Folge, daß in dem blutigen Treffen bei Craonne (März 7.) der Vortheil ſich auf Seiten der Franzoſen neigte. Doch bewirkten die Ruſſen ihren Rückzug gegen Laon mit bewunderungswürdiger Ordnung und kaltem Blute, und ließen keine einzige Kanone, keinen einzigen Wagen im Stiche. Die Gefangenen beliefen ſich kaum auf 60. Die Behauptung des Schlachtfeldes, welches dem franzöſiſchen Heere überlaſſen wurde, war der einzige Preis, ſo wie das einzige Merkmal des Sieges. Napoleon ſchauderte darüber; und man ſagt, daß er nach dem Gefecht ausrief: „Ich ſehe wohl, daß dieſer Krieg ein Abgrund iſt, aber ich werde mich nur zu allerletzt darin begraben (m'y en gloutirai)."

Den 8. März des Abends beſchloß Napoleon ſein Hauptquartier nach Chavignon zu verlegen.

Er hatte bis dahin nur unvollſtändige Begriffe von den Unbequemlichkeiten (accidens) und Schwierigkeiten des Terrains eingeſammelt. Auf einmal erinnerte ihn ſein Gedächtniß, daß Herr Büſſy de Beſſy, ſein ehemaliger Kamerad in Brienne und im Königlichen Artillerie-

---

*) Das Nähere verdient beim Verfaſſer nachgeleſen zu werden, und der Ueberſetzer hat bei den vorhergehenden Vorfällen mit Fleiß etwas länger verweilt, um die Leſer auf die Beſchreibung jenes Manövers beim Verfaſſer im Voraus aufmerkſam zu machen.

corps, ein Landhaus bei Laon bewohnt. Er hat ihn bis dahin vernachläſſigt; auſſerdem hatte Herr von Belly den Ehrenſtellen und Reichthümern ſeinen beſcheidenen Ruheſitz und eine Mutter, welche er liebt, vorgezogen. Aber Napoleon iſt ſeines alten Mitſchülers benöthigt; er verlangt ihn; die Ordonnanzen gehen ab, und alsbald ſteht Herr von Belly vor ſeinem Schulkameraden, dem Kaiſer gewordenen. Er antwortet mit Beſtimmtheit auf ſeine raſchen Fragen über die örtliche Beſchaffenheit des Aisne-Departements und über die Stellung von Laon. „Ich mache Sie zum Generaladjutanten," ſagt Napoleon, befriedigt, zu ihm. Herr von Belly beobachtet ein Stillſchweigen, weil er es nicht wagt eine abſchlägliche Antwort zu geben. „Ich mache Sie zum Oberſten." Er ſchlägt die Augen nieder. „Ich mache Sie zu meinem Generaladjutanten." — „Sire," erwiedert er hierauf, „ich fühle mich durch eine ſolche Gunſtbezeugung zu ſehr geehrt....." Vergebens bringt er, mit aller Schonung, welche der Wille eines Gebieters befiehlt, ſeine zärtliche Liebe zu ſeiner Mutter, und das Bedürfniß für ſein Herz, ihr den Beiſtand zu leiſten, welchen ihr hohes Alter fordert, in Erwähnung. „Sie müſſen Ihre Einſamkeit verlaſſen," ſagt Napoleon in einem gebieteriſchen Tone zu ihm, „ich gebe Ihnen 30,000 Franken Gehalt; 20,000 Franken Gratifikation, und 500 Louis zu Ihrer Equipirung; gehen Sie; treffen Sie Ihre Einrichtungen." Das war es, was er einen Menſchen erkaufen nannte.

Eilftes Buch. S. 417. ff.

Die große Armee der Verbündeten ergreift unmittelbar nach Napoleons Entfernung von Troyes, von

Neuem die Offenſive. Wrede und Wittgenſtein ſiegen den 28. Februar in dem zweiten Treffen von Bar-ſur-Aube; den 3. März werden die Franzoſen bei Laubrecelle geſchlagen, und müſſen hierauf Troyes wieder den Verbündeten überlaſſen; der Kronprinz von Würtemberg beſetzt Sens, der General Seslawin mit ſeinen Coſaken Tonnerre; Hettmann Platow bemächtigt ſich Arcis-ſur-Aube, nimmt Sézanne weg, und reinigt in der Richtung von Montmirall das ganze Gebiet zwiſchen der Marne, Seine und Yonne.

So war, heißt es S. 437., in vierzehn Tagen die ganze Frucht der glänzenden Vortheile, welche Buonaparte über die beiden verbündeten Heere davon getragen hatte, verloren; ſo war alles Gebiet verloren, was er bis Troyes und jenſeits wieder erobert hatte. —

Dieſe Reſultate beſchämten alle Verſtellungskünſte. Der Krieg ſchien von nun an endlos. Die Höflinge ſahen alle ihre Träume vernichtet, und wagten es nicht mehr weder den Abfall Oeſterreichs, noch die ſchimpfliche Flucht der Verbündeten über den Rhein zu verkünden, ſie waren von Neuem in Schrecken geſetzt, und hatten keine andere Hoffnung mehr, als in dem Abſchluſſe eines Friedenstraktats; aber auch dieſer letzte, für die Ruhe der Anhänger Napoleons ſo nothwendige Schimmer, wurde ihnen bald entrückt.

Es folgen beim Verfaſſer S. 438. ff. intereſſante Bemerkungen über den Gang der Unterhandlungen zu Chatillon, welche mit der Vermuthung ſchließen, daß Napoleon vor dem Bruch des Kongreſſes von dem erneuerten Allianztraktat von Chaumont (März 1.) keine Kenntniß gehabt habe.

S. 444. Es war den 7. März, zwei Tage vor dem fruchtloſen Angriffe auf Laon, und unmittelbar nach der Schlacht von Craonne, daß Napoleon den Kourier

abgehen ließ, welcher ſein Ultimatum überbrachte.

Es ſchien, daß das Glück ſich ein Spiel daraus machte, ſeine Täuſchungen zu verlängern: denn gerade in dem Augenblicke, wo ſeine Anmaßungen den Kongreß empören ſollten, ſparte es ihm bei Rheims ſeine letzten Gunſtbezeugungen auf.

Napoleon konnte es dieſer Stadt nicht verzeihen, daß ſie — nach ſeinen eigenen Ausdrücken — die Schwäche gehabt hatte, 150 Coſaken ihre Thore zu öffnen, und ihnen 8 Tage lang Artigkeiten zu erzeigen (les complimenter) und ſie gut zu bewirthen. „Unſere Annalen," hatte er hinzugefügt, „werden das Andenken der Einwohnerſchaften (populations) aufbewahren, die vergeſſen haben, was ſie ſich ſelbſt und der Ehre ſchuldig waren." Man kann aus dieſen Worten urtheilen, daß er nur den Augenblick der Rache erwartete.

S. 448. Als Napoleon am 13. März Nachmittags um 4 Uhr vor Rheims ankommt, und, vom Windmühlenberge aus, ſeine Blicke auf die Stadt ſenkt, entſchlüpft ſeinen Lippen ein grauſames Lächeln; und damals war es, daß er, ſich die Hände reibend, die Worte ſagte: „In einer Stunde ſollen die Damen von Rheims große Furcht haben!"

Bekanntlich erlitt das ruſſiſche Corps unter St. Prieſt bei Rheims, zu welchem eine Abtheilung preußiſcher Reſerve unter Jagow geſtoßen war, an jenem Tage einen beträchtlichen Verluſt, und jener General bezahlte die Unvorſichtigkeit ſich in einen ſo ungleichen Kampf — 15,000 Mann gegen ein ganzes Heer! — eingelaſſen zu haben, mit ſeinem Leben. Rheims wurde indeſſen noch immer von einer Abtheilung Infanterie mit der größten Tapferkeit vertheidigt, ſo daß endlich Buona-

parte Abends um 9 Uhr jener kleinen Anzahl feindlicher Krieger eine Kapitulation anbieten ließ; und erſt am folgenden Morgen früh um 3 Uhr hielt er ſeinen Einzug. Das war ſein letzter Triumph.

S. 452. Der geringſte Erfolg ſchwellte noch immer den Stolz Napoleons, und die Wiedereinnahme von Rheims bot ihm eine Gelegenheit dar, eine Art von frevelhafter Berufung an die ewige Gerechtigkeit zu ergreifen, die er ſo oft verhöhnte, und deren ganze Macht er ſelbſt zu erfahren auf dem Punkte ſtand. Mittelſt einer neuen Probe von Aufſchneiderei verkündigte ſein von Rheims datirter Armeebericht, daß der Kanonenſchuß, welcher nur eben den General Saint-Prieſt getroffen, von der nämlichen Batterie hergerührt habe, welche den unglücklichen Moreau bei Dresden getödtet hätte. —

So wurde das Geſchütz zur Vorſehung Buonaparte's, um die Franzoſen zu züchtigen, die ſeiner Sache feind waren.

S. 454. ff. Schon den 10. März hatte Caulaincourt dem Congreß zu Chatillon das Ultimat oder den Gegenentwurf ſeines Herrn übergeben ſollen. In der beſtändigen Hoffnung auf einen Sieg, der dieſen in eine günſtigere Lage verſetzen möchte, vielleicht auch, weil er nicht aufhörte, die beſondere Vermittelung Oeſterreichs anzurufen, oder endlich, weil er, was kaum zu vermuthen iſt, das Ultimat noch nicht erhalten hatte, verlangte er einen neuen Aufſchub, der ihm auch bis zum 15. bewilligt wurde. Allein der vergebliche Marſch der franzöſiſchen Armee auf Laon, und ihre vergeblichen Verſuche, dieſe furchtbare Stellung weg zunehmen, hatten

den betrübteſten Einfluß gehabt, nicht nur auf den Geiſt (le moral) der franzöſiſchen Truppen, ſondern auch auf den Gang der Unterhandlungen. *)

Das öſterreichiſche Kabinet erwartete nur, ſagt man, den Ausgang der Sache bei Laon, um ſich für den Frieden zu beſtimmen; und es würde ihn vielleicht abgeſchloſſen haben, **) wenn, den Tag nach der Schlacht bei Craonne, Napoleon, als er ſeine Armee gegen Soiſſons wandte, dort den Erfolg ſeiner letzten Vorſchläge abgewartet hätte. Allein die bei Laon erfahrenen Unfälle vernichteten, in den Augen der Verbündeten, die Vortheile von dem Treffen bei Craonne, und fingen ſogar an, ſie über die der That nach gerin-gen Streitkräfte (le peu de forces reelles) der franzöſiſchen Armee aufzuklären, Streitkräfte, die ſie bis dahin noch nicht recht gekannt hatten.

Man verſichert, daß der Kaiſer von Oeſterreich,

---

*) Wenn der Verfaſſer richtig geurtheilt hat, ſo verdankt Europa den Dispoſitionen des Helden Blücher, dem es ſo unendlich viel verdankt, auch die beſchloſſene Abſetzung Napoleons, an welche vor dem Abbruch der Friedensunterhandlungen noch wenig gedacht worden war.

**) Daß Oeſterreich den Frieden gewünſcht habe, iſt wohl zu glauben; daß es aber, wie hier angedeutet wird, nur den Erfolg bei Laon erwartet habe, um einen Separatfrieden zu ſchließen, widerſpricht der von dem hochherzigen Kaiſer Franz gezeigten Standhaftigkeit nicht minder, als der Verfaſſer ſich dadurch ſelbſt widerſpricht, da, ſeiner Verſicherung zufolge, die Fortſchritte der großen Armee zwiſchen dem 28. Februar und 7. März, alſo noch vor der Schlacht bei Laon, ſchon die Folge hatten, daß ſelbſt Buonaparte's Höflinge ſich nicht mehr getraueten, von einem Abfall Oeſterreichs zu ſprechen.

Anm. des Ueberſ.

über dieſe vergebliche Expedition und die ſchwierige Lage ſeines Eidams betroffen, ſandte von Neuem den Fürſt Wenzel Lichtenſtein an ihn ab, in der Meinung, daß der Augenblick, ihn zum Frieden zu leiten, endlich gekommen ſey; man fügt hinzu, daß der Fürſt Wenzel Napoleon zu Bery-au-Bac antraf, und daß er, im Namen des Kaiſers, ſeines Herrn, ihm dringend anlag, die Hand zu einer ausführbaren Ausgleichung (arrangement tractable) zu bieten, in Betracht, daß eine hartnäckige Weigerung den Kaiſer zwingen würde, ihn der Willkühr der verbündeten Mächte zu überlaſſen, welche, um einen Nationalkrieg zu vermeiden, die Prinzen des Hauſes Bourbon nach Frankreich zurückrufen würden. Bei dieſen Worten beobachtete Napoleon ein augenblickliches Stillſchweigen; dann aber, ſagt man, rief er in einem Zuſtande gereizter Empfindlichkeit aus: „Ich fürchte dieſes eitle Schreckbild nicht!...... Ihr werdet mich vielleicht zu einem nachtheiligen Frieden zwingen; aber es würde Oeſterreichs Intereſſe angemeſſener (plus de l'interêt) ſeyn, mir ihn ſo zuzugeſtehen, wie ich ihn will; denn, wenn er anders ausfiele (s'il en etoit autrement), würde ich gezwungen ſeyn, in 18 Monaten wieder über den Rhein zu gehen.“ Damit endigte die Konferenz. Der nämlichen Ueberlieferung (version) zufolge, rief der Kaiſer von Oeſterreich, unwillig darüber, auf dieſe Weiſe alle Hoffnung zum Frieden durch die Unbiegſamkeit ſeines Schwiegerſohnes vereitelt zu ſehen, aus: „Nun wohl, er ſoll aufhören zu herrſchen!“

Der Verfaſſer will dieſe einzelnen Umſtände nicht geradezu verbürgen; glaubt aber, daß er ſie habe aufnehmen müſſen, weil ſie wahrſcheinlich wären, und weil ſie in der öffentlichen Meinung eine gewiſſe Haltbarkeit gewonnen hätten.

Den 15. März legte endlich der franzöſiſche Be-

vollmächtigte das Gegenprojekt ſeines Herrn dem Kongreſſe vor. Die unverſchämten Forderungen deſſelben ſind zu bekannt, als daß ſie hier wiederholt zu werden brauchten. Die Folge davon war, daß der Kongreß ſich trennte, und die verbündeten Monarchen die feierliche Verpflichtung erneuerten, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis ſie den großen Zweck ihres Bundes erreicht hätten.

Dergeſtalt, fährt der Verfaſſer S. 460 fort, konnte ſich die franzöſiſche Nation, wegen der Uebel, die ſie erduldete, nur noch an Napoleon halten. Den 15. März ſtand es noch in ſeiner Gewalt, die Souverainität über das alte Frankreich, durch mehrere angrenzende Provinzen vergrößert, anzunehmen; aber mit Widerwillen alle auf vernünftige Grundlagen gegründete Vorſchläge verwerfend, geruhete er nicht einmal ſeine Weigerungen in den Augen der betrogenen Nation zu rechtfertigen.

Was wollte er dem unwiderruflich gegen ihn verſchwornen Europa entgegen ſetzen? Ein unbezweifelt tapferes, aber auf einen Kern von 40 bis 50,000 Streitern geſchmolzenes Heer. Auch ſahen ſeine Feinde in der Abbrechung der Konferenzen, nur den Vorboten ſeines Endſchickſals; aber ſeine Partheigänger und er ſelbſt träumten noch von Triumphen. Sie erwarteten vorzüglich ihr Heil von jenem Vertilgungskriege, welcher durch blutgierige Dekrete herbeigerufen wurde. Alles ward angewendet, um die Bevölkerung der Städte und auf dem Lande zu bewaffnen. After-Koſaken, heimlich in Rotten von Plünderern organiſirt, begingen, unter dem äußern Anſehn von Feinden, (sous les couleurs ennemies) alle Ausſchweifungen, welche fähig waren, die Franzoſen zur Verzweiflung und Rache zu bewegen. Zu dieſem abſcheulichen Mittel geſellten ſich alle andere Ränke der Betrügerei. Die Behörden der Städte und

Dörfer, welche für einen Augenblick der Schauplatz des Krieges geworden waren, würden nach Paris vor die Miniſter Napoleons gefordert, welche ihnen Berichte voll Uebertreibungen über die Verwüſtungen und Grauſamkeiten des Feindes in den Mund legten (suggérerent) und ſogar vorſchrieben. Die Oeffentlichkeit dieſer Schrecken erregenden Erzählungen zweckte darauf ab, die Ruſſen und Preußen für Kannibalen gelten zu laſſen. Die Unverſchämtheit ging ſo weit, daß man zu verſichern wagte, daß die Koſaken über die wohlbeleibteſten (les plus charnus) Kinder herfielen, um ſie an den Spieß zu ſtecken, und ſie nachher bei Abſcheu erregenden Gaſtmälern verzehrten. *)

Während ſeiner Expedition jenſeits der Marne gab Napoleon ſeine Politik bloß. Von ſeinem Hauptquartier zu Fismes aus, ſchleuderte er mehrere revolutionäre Dekrete, welche zum Zweck hatten, nicht nur die Bevölkerung zum Aufſtande zu bringen, (soulever les peuples) ſondern einen Vertilgungskrieg zu erregen. So erklärte er, als er ſah, daß die Verbündeten jene ſchrecklichen Verordnungen, die er in den Ländern, wohin er ſeine Waffen trug, gegeben hatte, gegenſeitig geltend machten, er werde auf der Stelle Repreſſalien gebrauchen und ihre Gefangene erſchießen laſſen. Dieſes Dekret ließ er anſchlagen und in das Bülletin der Geſetze einrücken, um gleichſam der Nachwelt den glaubwürdigen Beweis der Verurtheilung ſeines eigenen Benehmens zu geben.

*) So unglaublich dies ſcheinen mag, ſo gewiß kann der Ueberſetzer verſichern, daß man damals in Paris ſogar-Zerrbilder feil hatte, auf welchen die Coſaken vorgeſtellt waren, wie ſie Kinder aufſpießten.

Durch ein anderes Dekret erklärte er alle Maires, öffentliche Beamten und Einwohner, welche, anſtatt das Volk aufzufordern, ſich zu bewaffnen, ihm abrathen würden, ſich zu vertheidigen, für Vaterlandsverräther. Die ſchreckliche Ausdehnung der Ausdrücke dieſes Dekrets, und die allgemeine, gegen die öffentlichen Beamten gerichtete Beſchuldigung des Mangels an Bürgerſinn, zeugten zugleich von dem unverſöhnlichen Charakter Napoleons, und von dem verzweifelten Zuſtande, zu welchem er herabgeſunken war. Er ſtellte das Volk und die obrigkeitlichen Behörden zwiſchen die Rache des Feindes und ſeine Hinrichtungsdekrete. Was verlangte er? Daß die Franzoſen, hinführo ohne Hülfsmittel, keine andere Parthei zu ergreifen haben möchten, als ſich an ſeine Armee anzuſchließen. Er bedurfte Soldaten, und glaubte ſich leichter welche verſchaffen zu können, wenn er das Volk auf den äußerſten Punkt der Verzweiflung, Wuth und Rache brächte. — — — —

Folgender Zug iſt hinreichend die unſelige Verderbtheit ſeines Herzens zu beweiſen: „Sire,“ ſagte ein General (der ihm zu dem Siege von Montmirail Glück wünſchte) zu ihm: „welch' ein ſchöner Tag! wenn wir um uns her nicht ſo viel verwüſtete Städte und Landſchaften ſähen!“ — „Deſto beſſer,“ erwiedert Napoleon, „das verſchafft mir Soldaten!“

(Der Beſchluß folgt.)

III.

Ueber die ehelichen Verbindungen unter Katholiken und Proteſtanten, und die Beſchränkung der letzteren bei deren Eingehung in den Niederrheiniſchen Provinzen.

Im Widerſtreit mit dem in den mehrſten Europäiſchen Staaten herrſchenden Duldungsgeiſte und dem, beſonders auch in dem Preußiſchen Staate adoptirten Grundſatze vollkommener Religionsgleichheit iſt das Verfahren, welches die römiſch-katholiſche Kirche in einem großen Theile der jenſeits des Rheines belegenen Provinzen bei Schließung ehelicher Verbindungen unter Katholiken und Proteſtanten (bei den ſogenannten gemiſchten Ehen) beobachtet.

Es ſollen hier zuerſt zwei ſich neuerlich ereignete Fälle in treuer Erzählung dargeſtellt werden, ehe wir erörtern, was die katholiſchen Geiſtlichen zur Rechtfertigung eines ſolchen Verfahrens anführen können, und welches Recht dagegen den Proteſtanten wider ſolche Beeinträchtigungen zur Seite ſteht.

1. Ein Proteſtant, deſſen Verbindung mit einer Katholikin nach Vorſchrift der bis jetzt geltenden franzöſi-

zöſiſchen Geſetze durch die bürgerliche Behörde vollzogen war, wendet ſich mit Uebergebung des bürgerlichen Trauſcheines an den katholiſchen Pfarrer der Gemeinde und bittet um die prieſterliche Einſegnung. Dieſer ſucht ihn zuerſt zum Uebertritt in die katholiſche Kirche zu bewegen; als er dieſe Abſicht nicht erreichen kann, verlangt er von ihm die Erklärung, daß er ſich anheiſchig mache, ſämmtliche Kinder dieſer Ehe in der Religion der Mutter erziehen zu laſſen. Als er ſich auch dazu nicht verſtehen will, verweigert er die prieſterliche Einſegnung.

Der Proteſtant, in der Hoffnung anderwärts tolerantere Geſinnungen zu finden, verändert ſeinen Wohnort. Er fordert von dem Prieſter den bürgerlichen Trauſchein zurück; allein umſonſt. Dieſer Schein wird ihm auf die widerrechtlichſte Weiſe vorenthalten. Er wendet ſich nun an den Geiſtlichen ſeines neuen Wohnortes; allein auch dieſer begehrt, daß er ſich zuvor verpflichten ſolle, alle Kinder, welche in dieſer Ehe gezeugt werden könnten, in der katholiſchen Religion erziehen zu laſſen. Da er nicht zu bewegen iſt, einen Schritt zu thun, der wider ſeine Ueberzeugung ſeyn würde; da er zweifeln muß, ſelbſt wenn er ſich den Aufopferungen eines neuen Umzugs unterwerfen wollte, tolerantere Geſinnungen zu finden, die eingetretene Schwangerſchaft ſeiner Gattin, und die Anfeindungen ſeiner Nachbarn überdies ſeine Unruhe noch vermehren — ſo bleibt ihm nichts übrig, als darum nachzuſuchen, daß ein benachbarter proteſtantiſcher Geiſtlicher authoriſirt werden möge, den geſchloſſenen ehelichen Bund durch den prieſterlichen Segen zu bekräftigen. Es iſt indeß noch immer die Frage: ob nicht ein nur zu ſehr herrſchendes Vorurtheil ſeine Gattin hindert in dieſer von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen vollzogenen Handlung in

dem Grade Beruhigung zu finden, wie er ſie darin erblicken wird.

2. Ein anderer Proteſtant gleichfalls im Begriff ſich mit einer Katholikin zu verbinden, begiebt ſich mit der Mutter der Braut zu dem katholiſchen Pfarrer des Kirchſpiels. Dieſer erklärt ihm, daß er zu dieſer Heirath die Dispenſation von der oberen geiſtlichen Behörde einholen müſſe, aber auch dieſe nur dann erhalten könne, wenn er zuvor das Verſprechen ablegen wolle, daß die in dieſer Ehe erzeugten Kinder, beiderlei Geſchlechts, in der römiſch-katholiſchen Religion erzogen werden ſollten.

Vergeblich ſtellt er vor, daß dieſer Punkt erſt dann beſeitigt werden könne, wenn der Himmel ſeine Ehe wirklich mit Kindern ſegne; der Prieſter behärrt bei ſeinem Begehren.

Der Verlobte, aus Rückſichten gegen die Familie ſeiner Braut, macht von der ihm durch die obere weltliche Behörde ertheilten Befugniß, ſeine Ehe nach proteſtantiſchem Ritus ſchließen zu laſſen, keinen Gebrauch, und hat ſich alſo wahrſcheinlich der läſtigen Bedingung unterworfen — ein Fall, welcher zum Nachtheil der toleranteren evangeliſchen Kirche beinahe immer ſtatt findet, ſo oft dieſer Gegenſtand zur Sprache kömmt.

Es fragt ſich: was können die katholiſchen Geiſtlichen zur Rechtfertigung eines ſo intoleranten Verfahrens anführen, und welches Recht ſteht den Proteſtanten zur Seite? —

Von denjenigen Niederrheiniſchen Provinzen, in welchen nicht wie in Cleve, Jülich und Berg beſondere Religionsrecesse angewandt wurden, wurde vor der franzöſiſchen Occupation ein mißbräuchlicher und intoleran-

ter Anſpruch dieſer Art geltend gemacht, und durch das Recht des Stärkeren gehandhabt. Es fanden unter der franzöſiſchen Regierung deshalb Discuſſionen ſtatt, aber das Concordat, welches auch über dieſen Punkt die endliche Entſcheidung hätte geben ſollen, überging denſelben mit Stillſchweigen, und gerade dieſes Stillſchweigen iſt die Urſache, daß man bei dieſen Anſprüchen noch jetzt beharrt.

Als in der Folge das Bisthum zu Aachen errichtet wurde, ertheilte man anfangs dem Biſchofe keine Gewalt die obgedachte Dispenſation zu ertheilen, ſondern der päbſtliche Legat Caprara hatte ſich dieſes Recht ausſchließlich vorbehalten, und ertheilte die Dispenſation nur unter der ausdrücklichen Bedingung: daß alle Kinder in der katholiſchen Religion erzogen werden ſollten. Seit dem Jahre 1805 ließ der Cardinal der obgedachten geiſtlichen Behörde nach, ſelbſt zu dispenſiren, aber mit dem Zuſatze: praevia promissione educandi prolem utriusque sexus in catholica religione. Eine noch nicht längſt von dem römiſchen Stuhle ſelbſt ausgegangene Erklärung beſagt wiederum, daß dieſe Dispenſationen demſelben vorbehalten wären.

Von Seiten der Proteſtanten wurde zwar mehrere Male bei dem franzöſiſchen Miniſterium des Cultus über jene Forderung geklagt. Aber immer erhielt man zur Antwort: „es ſey ein Disciplinargeſetz der katholiſchen Kirche, den Wunſch (le voeu) der Kirche auszuſprechen, daß alle Kinder katholiſch werden möchten, und dieſer Wunſch (voeu) ſey für den andern Theil nicht bindend.“ So evaſoriſch auch jene Antwort lautete, ſo ging doch daraus hervor, daß von Seiten des Staates nie eine Forderung jener Art zugeſtanden worden war.

Für die Länder Jülich, Cleve und Berg exiſtiren, wie wir bereits erwähnt haben, beſondere Religionsre-ceſſe, welche alſo, da das Concordat über dieſen Punkt ſchwieg, als ſubſidiäre Norm hätten zur Anwendung kommen müſſen, und von Churpfälziſcher Seite erging noch unterem 24. April 1784 eine Verordnung, welche den Geiſtlichen beider Confeſſionen ihre Pflichten aufs Neue einſchärfte. Sie lautet folgendermaßen: „Sei-ner Churfürſtlichen Durchlaucht iſt mißfälligſt angezeigt worden, daß einige katholiſche Pfarrer, auch proteſtan-tiſche Prediger, die Verlobte verſchiedener Religionen zur Eingehung vorläufiger Ehepacten, wegen Erziehung der Kinder, mit Verweigerung der Eheverkündigungen, Ein-ſegnungen und Entlaſſungsſcheine wider den Inhalt des Religionsreceſſes Art. 10. §. 5. aufgehalten haben; um den daher entſtandenen unangenehmen Folgen vor-zubeugen, verordnen Höchſtdieſelben gnädigſt, daß ge-meldete Pfarrer und Prediger ſolchen Zwangs bei 25 Thl. Strafe ſich hinführo enthalten, dergleichen Verlobten keine Behinderungen einlegen, ſondern ſich be-gnügen ſollen, ihre Religionsgenoſſen mit tragender Schuldigkeit wegen Erziehung der Kinder nachdrücklichſt zu erinnern, daß ſodann, wenn keine Eheberedungen ge-macht ſind, es bei der Landesverfaſſung zu belaſſen, mithin die Söhne dem Vater, und die Töchter der Mutter, ſo lange beide leben, folgen, endlich, daß bei vorhandenen Ehepacten es nach Vorſchrift g. Edikts Jahres 1697 gehalten werden ſolle u. ſ. w.

Düſſeldorf den 24. April 1784.

Auf ꝛc. Graf von Neſſelrodt.

Um ſo ungerechter iſt es, wenn auch katholiſche Prieſter dieſes Landes auf jener Forderung beſtehen,

wie es neuerdings geſchehen iſt. Wenn aber hier die Lage der ſich verheirathenden Proteſtanten das Günſtige hat, daß ſie den Schutz des Staats gegen etwanige Beeinträchtigungen der Prieſter in Anſpruch nehmen können, indem ihnen die kaum erwähnten Geſetze zur Seite ſtehen, ſo iſt ſie in andern Provinzen um ſo ungünſtiger. Hier tritt für den Proteſtanten, welcher eine Katholikin heirathen will, die traurige Alternative ein, entweder gegen Gewiſſen und Ueberzeugung alle ſeine künftigen Kinder in dem katholiſchen Glauben erziehen zu laſſen, oder aber ſeine Braut zu bereden, ſich ohne Dispenſation von einem proteſtantiſchen Pfarrer trauen zu laſſen, folglich den Bann ihrer Kirche nicht zu achten. Es iſt leicht einzuſehen, daß ein ſolcher Schritt ſelten zu einem dauernd glücklichen Verhältniß führen und daß er, früher oder ſpäter, den einen Theil der Gewiſſensunruhe Preis geben wird.

In einem Zeitpunkte, wie der unſrige iſt, wo die aus harter Bedrängniß zum Frieden zurückgekehrten Gemüther bloß daran denken müſſen, dieſen Frieden durch unauflösliche Bande der Eintracht zu befeſtigen; wo es noch in ſo lebhaftem Andenken ſeyn muß, daß Katholiken und Proteſtanten in einem glorreichen Kampfe gemeinſchaftlich für die heiligſten Wahrheiten der Religion und des Rechts gerungen haben; wo man am wenigſten wünſchen muß, in der Verſchiedenheit der Glaubensbekenntniſſe einen Grund zu Anfeindungen fortdauren zu ſehen, wo vielmehr der Grundſatz unantaſtbar ſeyn ſollte, daß jede Kirche auf eine gleiche Achtung und einen gleichen Schutz des Staats Anſpruch machen kann, die ihm tugendhafte Menſchen und gute Bürger bildet — iſt es ſchmerzlich, ſolche Beſchränkungen der prote-

ſtantiſchen Religion fortdauern zu ſehen. Eine Regierung mag weiſe handeln, welche die unter großen Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft verbreiteten Anſichten, ſelbſt wenn ſie durch ein Vorurtheil erzeugt wurden, in Ehren hält, ſo lange ſie nicht in Mißbräuche ausarten; wenn ſie es vorzieht, tief eingewurzelte Vorurtheile des Volkes mehr durch Verbreitung der Aufklärung und durch überzeugendes Räſonnement als durch Ausſprüche der Macht zu beſiegen; wenn ſie ſich endlich begnügt, dasjenige nur zu mäßigen, was ſie nicht ohne fühlbare Gewalt würde aufheben können. — Aber ſie wird nie ohne Schwäche die Rechte des einen Theils ihrer Unterthanen, denen des andern zum Opfer bringen dürfen. Am wenigſten iſt es rathſam, da bloß Nachgiebigkeit zu zeigen, wo der andere Theil, ohne die Wünſche und Bedürfniſſe der Zeit genugſam zu berückſichtigen, das einmal geſteckte Ziel mit Beharrlichkeit verfolgt. Muß nicht der Chef der römiſchen Kirche es dankbar anerkennen, wie kräftig proteſtantiſche Mächte zur Wiederherſtellung ſeiner geiſtlichen und Territorial-Macht mitgewirkt haben; wird ſich die Dankbarkeit, die er ihnen ſchuldig iſt, mit der Fortſetzung ſolcher Mißbräuche vertragen; wird er es nicht ſelbſt als billig anerkennen, daß man mit Nachdruck jeder Beſchränkung der den Proteſtanten durch die Ausſprüche des Weſtphäliſchen Friedens zugeſicherten Rechte begegnet? —

Will man nun mit Anwendung auf den vorliegenden Gegenſtand, die Rechte der Proteſtanten bei Eingehung der Ehen mit Katholikinnen handhaben, ſo iſt ſo viel klar, daß

1) in den mit Frankreich vereinigt geweſenen Rhein-Provinzen, in welchen dieſe Angelegenheit, wie in

Cleve, Jülich und Berg, durch beſondere Religions-receſſe entſchieden worden iſt — dieſe ſtreng beob-achtet werden, und nicht die etwanigen kirchlichen Obſervanzen oder Kirchenreglements der Katholi-ſchen, die in andern Ländern gelten, dieſen Ge-genden durch die bloße Willkühr eines päbſtlichen Legaten, oder des Pabſtes ſelbſt, aufgedrungen wer-den. — Eben ſo gerecht und den Ausſprüchen des Weſtphäliſchen Friedenstraktats gemäß, aber ſcheint es zu ſeyn, daß

2) auch für diejenigen Gegenden, in welchen ſolche Receſſe nicht vorhanden ſind, der Grundſatz gel-tend gemacht werden müſſe: quoad effectus (judi-ciales et civiles) ſeyen die Confeſſionen der Ka-tholiken, Lutheraner und Reformirten ſämmtlich als orthodoxae et fideles anzuſehen, und jede der Partheien ſey daher von Seiten des Staats (ſelbſt ohne daß der Staat von einem Concordate ſeine Berechtigung dazu entlehnen könne) gegen die Ein-griffe der einen Kirche in die Gerechtſame der an-dern, mit Nachdruck zu ſchützen, wozu weſentlich auch das gehört, daß es keiner Parthei geſtattet werden dürfe, beſtimmte Verſprechen in Anſehung der Confeſſionen der in einer Ehe zu erzeugenden Kinder zu fordern.

Ein ſchlimmeres Verhältniß in Anſehung der ge-miſchten Ehen aber konnte es der Wirkung nach nicht geben, als die Connivenz der franzöſiſchen Regie-rung zu den Anmaßungen der katholiſchen Geiſtlich-keit, *) und ein förmliches, vom Staate ſanctionirtes

*) Derjenige, der eines Beweiſes bedarf, wie wenig die neuerlich bei Gelegenheit einer im Engliſchen Parlamente

Verbot ſolcher Ehen würde bei weitem zuträglicher, als dies, geweſen ſeyn, ſo erwünſcht auch unſerem Zeitalter eine liebevolle Annäherung beider Partheien und die allgemeine Verbreitung der Ueberzeugung ſeyn muß, daß die Trennung der einen Parthei, welche einſt durch die ſtrafbarſten Mißbräuche, deren Größe ſelbſt aufgeklärte Päbſte der folgenden Zeiten anerkannt haben, herbeigeführt wurde (man vergleiche Clemens XIV. Schriften) gegenwärtig keinen Grund mehr zu irgend einer feindſeligen Regung abgeben kann, und daß beide, wenn ſie die Lehren ihres Glaubens, der in den weſent-

---

über die Verfolgung der Proteſtanten im ſüdlichen Frankreich Statt gefundenen Motion, geäußerte Meinung, daß die Proteſtanten durch die ihnen unter Buonaparte's Regierung zugeſtandenen Vorrechte zu Anmaßungen verleitet worden wären, durch die Erfahrung ſich bewährt hat, dem kann dieſes Beiſpiel dazu dienen. In der That, es leidet keinen Zweifel, daß einer Regierung, die durch Eroberungs- und Uſurpationsgeiſt geleitet wurde, in Frankreich es wenig um die Verbreitung und Handhabung toleranter Grundſätze Ernſt ſeyn konnte. Es mußte ihrer Politik entſprechender ſeyn, da ſie Katholiken und Proteſtanten zu gleichem Zwecke benutzte, und die Zahl der letzteren mit der der erſteren in keinem Verhältniß ſtand, die Rechte der Proteſtanten denen der Katholiken nachzuſetzen, wenn ſie dadurch die Meinung der letzteren für ſich zu gewinnen hoffen konnte. Wenn dies, einzelne weniger bekannt gewordene Vorfälle, wie der hier erwähnte, abgerechnet, nicht ſehr ſichtbar geworden iſt, ſo kömmt dies daher, daß man bei dem Mangel an religiöſem Sinn, den man ſeit der Revolution bei dem größten Theile der franzöſiſchen Nation bemerkte, hierdurch auf die öffentliche Meinung weniger wirken konnte, als wenn man den Charakter des Volks von anderen Seiten berührte, wo man ihn empfänglicher fand.

lichſten Punkten übereinſtimmt, gleich heilig beobachten, auch ihr geiſtiges Wohl in gleichem Grade befördern.

Die Wiedervereinigung der Rheiniſchen Provinzen mit dem deutſchen Vaterlande berechtigt zu der Hoffnung, daß aus ihnen der aus der älteren Verfaſſung nach herrührende Mangel an Duldungsgeiſt immer mehr verſchwinden, und daß beſonders auch die obige Angelegenheit bald auf eine billige, dem in den mehrſten deutſchen Staaten herrſchenden Grundſatze vollkommener Religionsgleichheit entſprechende Weiſe entſchieden werden wird. — — —

IV.

Auszug

aus der noch ungedruckten Reiſebeſchreibung der Frei- Frau von der Recke.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Vierter Theil. S. 267.

Mailand den 3. Juli Abends.

Früh gegen 9 Uhr holte der Graf Dugniani, nebſt ſeiner Gemahlin, uns ab, um uns zu den vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Stadt zu führen. Den berühmten Dom ſahen wir zuerſt. Der oben genannte Johann Galeazzo Visconti fing 1386 den Bau an, und nach mehr als 400 Jahren iſt er noch nicht vollendet. Die Peterskirche ausgenommen, ſtellt dieſe Kirche ohne Zweifel in Italien das größte chriſtliche Heiligthum dar. Sie liegt mitten in der Stadt auf einem groſſen ſchönen Platze, um eben mit andern ſchönen Gebäuden, unter denen der ſehr geräumige Erzbiſchöfliche Pallaſt ſich beſonders auszeichnet. Dieſe, den heiligen Frauen Maria und Thekla gewidmete Hauptkirche, hat zu den übri-

gen Prachtgebäuden dieſes herrlichen Platzes eine ſolche Stellung und ein ſolches Verhältniß, daß ihre eigene Größe ungehindert hervortreten kann. Von dieſem hohen, Ehrfurcht gebietenden chriſtlichen Tempel, geht beim erſten Anblick eine ſo ergreifende Wirkung aus, daß der fremde Beſchauer in Erſtaunen gleichſam verloren davor ſteht. Was aber dieſen mächtigen Eindruck zerſtreuend unterbricht, iſt die Ueberladung mit Basrelieſen und Statüen von allen Seiten. Die Zahl der Bildſäulen innerhalb und außerhalb der Kirche beläuft ſich, wie man mir ſagte, auf viertauſend. Das Gebäude iſt von einer ſolchen Höhe, daß die auf dem Dache ſtehenden Bildſäulen, von unten geſehen, in einer ſolchen Verworrenheit erſcheinen, daß der ſchärfſte Blick ihre Umriſſe nicht wahrnehmen kann. Der innere Raum der Kirche iſt in fünf Schiffe getheilt. Die Pfeiler, welche die Wölbung tragen, ſind mit Mailändiſchem Marmor bekleidet. Die Säulen hingegen, auf denen die Kuppeln der verſchiedenen Altäre ruhen, beſtehn ſämmtlich aus den ſchönſten griechiſchen Marmorgattungen. Der Eintritt in dieſen chriſtlichen Tempel macht ſogleich einen ergreifenden Eindruck, der ein erhabenes Heiligthum ankündigt, und das Gemüth zur Andacht ſtimmt. Es iſt eine wunderbar geiſtige Beleuchtung, welche ſich durch die, mit ſehr lebhaften Farben bemalten, Fenſterſcheiben ergießt, und den Eintretenden, wie mit beginnender Verklärung, umgiebt. —

Hierauf beſuchten wir die, einem ſchönen Ciſterzienſer-Kloſter gehörende Kirche des heiligen Ambroſius.

Das Kloſter iſt durch eine vortreffliche Bibliothek, und durch einen bedeutenden botaniſchen Garten berühmt. In dieſer Kirche empfingen vormals die deutſchen Kaiſer, welche zugleich Könige von Italien waren, die eiſerne Krone, die Napoleon ſpäterhin, mit

dem nach allen Seiten hin drohenden Spruch —: gare qui y touche — an ſich geriſſen hatte. Außer dieſer ehemaligen Kronenweihe, welche in dieſer Kirche geſchah, ſind Kirche und Kloſter mit zwei entgegengeſetzten Stiftungen verſehen, welche wie Licht und Mitternacht hier gleichſam in Einem Raume zuſammentreffen. Das Kloſter unterhält nämlich eine Lehranſtalt, worin bei der Unterſtützung, die der botaniſche Garten darbietet, beſonders die naturhiſtoriſche Wiſſenſchaft gepflegt wird. Der Erleuchtung die etwa von hier ausgehen mögte, ſteht in dem jährlichen Ablaßverkehr, womit die Kloſterkirche bevorrechtet iſt, ein tüchtiges Verfinſterungsbeſtreben zur Seite.

Von hieraus begaben wir uns zu der, den Olivetanern gehörigen Kirche St. Viktor, ſie wird wie jene, zu den vier Hauptkirchen oder Baſiliken gezählt; der innere Raum iſt mit Vergoldung und Pracht überladen; heller aber als dieſer Punk, glänzet in ihr das Andenken eines hochverdienten Mannes, der den Muth gehabt hat, einen mächtigen Fürſten, deſſen Hände mit Blutverguß befleckt waren, von der Gemeinſchaft mit den Anbetern Gottes zurückzuweiſen. Theodoſius, den die Geſchichte auch den Großen nennt, hatte im Jahre 390 zu Theſſalonich, wo in einem Aufruhr ſein Statthalter Botherius umgekommen war, aus Rache 7000 Einwohner niedermetzeln laſſen. Dem Manne, der ſich einer ſolchen barbariſchen Grauſamkeit ſchuldig gemacht, glaubte der fromme Eiferer das Heiligthum der göttlichen Barmherzigkeit verſchließen zu müſſen. Er legte ihm als Bedingung der Wiederaufnahme in die Kirche eine demüthigende Buße auf, welcher ſich Theodoſius reuevoll unterwarf.

Es war wohl ſehr überflüſſig, das unbezweifelte Verdienſt des hochbegabten Ambroſius mit dem bekann-

ten Heiligenſchein angeblicher Wunderthaten zu umhangen. Denn ſchon der erhabene und erhebende Hymnus: — Herr Gott dich loben wir (Te Deum laudamus) würde ihm, wenn er auch nichts weiter geſchrieben hätte, ein verehrendes Andenken in der Chriſtenheit zuſichern.

Von hier gingen wir zu der Kloſterkirche der Dominikaner, Marie delle Grazie. In dem zerſtörten Kloſter befindet ſich eins der ſchönſten Freskogemälde von Leonardo da Vinci, welches eine ganze Wand des ehemaligen Speiſeſaals der Mönche einnimmt. Es iſt die berühmte Einſetzung der Abendmahlsfeier. Hätte der treffliche Kupferſtecher Morghen durch ſeinen Grabſtichel nicht wenigſtens den Geiſt dieſes Meiſterwerkes gerettet: ſo würde es ſchwerlich dem gänzlichen Untergange entronnen ſeyn. Das Kloſter haben die Franzoſen zu einer Soldatenwohnung eingerichtet. Die rohen Krieger waren wohl nicht geeignet, dieſem Bilde die verdiente Achtung zu beweiſen. Das ſchöne Kolorit, welches einſt ſo berühmt war, iſt durch Lampenqualm und Tabaksrauch ſchon ſehr verunreiniget und täglich verliert es mehr an ſeiner Herrlichkeit.

Endlich beſuchten wir noch die, auf der Stelle und aus den Trümmern eines alten Herkulestempels erbaute, Kirche St. Lorenzo. Den Eingang ſchmücken ſechs antike Säulen von weißem Marmor. An einem der Kapitäle lieſet man den Namen Lucius Verus, Mark Aurels Mitregenten. Die Kirche ſelbſt bildet ein Achteck, ſteht aber der Stephans-Rotunde in Rom mit der ſie verglichen wird, ſehr weit nach. In jener römiſchen Kirche ſind es die ſchönſten Marmorſäulen, worauf die Wölbung ruht, in der hieſigen ſind die tragenden Säulen im Innern von unbekleideten Backſteinen aufgeführt. Die einzige Aehnlichkeit zwiſchen beiden

iſt die: daß hier wie dort, das Licht von oben herein fällt. Die außerhalb ſtehenden Säulen ſind übrigens die einzigen Reſte des Alterthums in Mailand! In allen hier angeführten Kirchen befinden ſich gute Gemälde; die mehrſten aber tragen die Spuren der nagenden Zeit. Von dieſen heiligen Umgebungen kamen wir zu einer geweihten Stätte, welche die fromme Menſchenliebe älternloſen Kindern weiblichen Geſchlechts gewidmet hat. Es iſt eine der beſten Waiſenanſtalten die ich kenne. Den Grund dazu legte eine Mailändiſche Familie, und mehrere Wohlthäter, die hinzutraten, brachten dieſe Stiftung ſo weit, daß darin 270 Mädchen erzogen und in allen den Kenntniſſen unterrichtet werden, die den Bedürfniſſen ihrer künftigen Beſtimmung angemeſſen ſind. Es war mir eine Herzensfreude, dieſe Schaar an Leib und Seele wohlgepflegter Kinder zu ſehen, unter denen ſchon ziemlich erwachſene ſich befanden. Auf ihren Geſichtern blühete Geſundheit, und in ihren Beſchäftigungen herrſchten Fleiß und Ordnung! Man zeigte mir Proben ihrer Arbeiten, und ich fand ſehr gelungene darunter. —

Auf Reinlichkeit in den Zimmern, Betten und Anzuge wird ſtreng gehalten. Ueberhaupt fand ich die Grundſätze der Reinlichkeit, Ordnung und Einfachheit hier in der vollſtändigſten Anwendung.

V.

Nachtrag

zu dem Aufſatze:

über die Dampfſchiffahrt in Amerika. *)

(Siehe Freimüthige Blätter S. 1126)

Die Eiſengießerei von Olivier Evans hat einen ſehr großen Umfang. Die Gebäude haben in der Fronte 180 Fuß, und mehr als dreißig Arbeiter ſind ununterbrochen mit Anfertigung aller Arten von Eiſenwaaren, ſowohl aus Guß- als Schmiedeeiſen, beſchäftigt.

Herr Evans hat zu Pittsburg eine Dampfmaſchine gebauet, welche eine Mahlmühle mit drei Gängen in Bewegung ſetzt. Die Dampfmaſchine ſoll in ihrer Wirkung der Kraft von 24 Pferden gleich ſeyn, und in 24 Stunden ſo viel als 72 Pferde leiſten.

Eben dieſer Künſtler hat den Ruf, daß er am beſten die Maſchinerie der Dampfböte einzurichten verſtehe.

---

*) Aus den Reiſen nach Surinam vom Herrn Baron von Sack. Zweite Abtheilung, die bei Haude und Spener in Berlin erſcheinen wird.

In dieſem Lande bedient man ſich dieſer Fahrzeuge zum Transport der Kaufmannsgüter ſehr häufig.

Das Boot, welches von Neu-York nach Albanien und wieder zurückfährt, iſt 160 Fuß lang und für Paſſagiere eingerichtet. Die Kraft der Dampfmaſchine iſt der von 24 Pferden gleich. Es macht den Weg von 150 engliſchen Meilen regelmäßig zweimal in der Woche, und legt ihn, wenn der Wind günſtig iſt, in 32 Stunden zurück. Dieſes Fahrzeug iſt mit leichten, viereckigen Segeln verſehen, um ſeine Geſchwindigkeit zu vermehren.

Zwei als Fähren dienende Dampfboote gehen jetzt von Philadelphia über den Delaware nach Jerſey; das Dampfboot Phönix fährt von Philadelphia nach Neu-York; eines fährt von Philadelphia nach Wilmington; ein anderes von Philadelphia nach Newcaſtle. Dieſe ſind bloß für Paſſagiere eingerichtet, mit Ausnahme der nach Wilmington und Newcaſtle fahrenden Boote, welche außer Paſſagieren, auch Frachtgüter mitnehmen.

Ein anderes Dampfboot, von 400 Tonnen, geht auf dem Miſſiſippi von Neu-Orleans nach den Natches. Ein anderes, faſt von derſelben Größe, fährt auf dem Ohio. Verſchiedene große Dampfboote fahren von Neu-York nach Albanien und der Hudſonsbay, mehrere kleinere, welche als Fähren zu betrachten ſind, fahren von der Stadt Neu-York nach Brooklyk.

VI.

VI.

Ueber das gelbe Fieber. *)

Als Urſachen des gelben Fiebers überhaupt führt Dr. Rush folgendes an: „Dieſe Krankheit wird in allen Ländern durch die Ausdünſtung faulender, animaliſcher und vegetabiliſcher Stoffe veranlaßt. Sie herrſcht nur unter heißen Himmelsſtrichen und während der heißen Jahreszeit.“

In Philadelphia wird das gelbe Fieber durch folgende Urſachen veranlaßt:

1) Durch die Docks. Dieſe enthalten eine große Menge Unreinigkeiten in einem höchſt conzentrirten Zuſtande; 2) durch die verdorbene Luft der Schiffe; 3) durch die öffentlichen Abzugsgräben. In Calcutta wurde das gelbe Fieber durch einen großen Abzugsgraben veranlaßt. Man hemmte es dadurch, daß man denſelben verſchloß und den Unrath auf einem anderen Wege aus der Stadt ſchaffte; 4) durch die Rinnſteine; 5) durch ſchmutzige Keller und Höfe. Es erzeugt ſich oft in Kellern eine verdorbene Luft, welche zu allen Jahreszeiten ſporadiſche Fieber veranlaſſen kann.

*) Aus des Herrn Baron von Sack Beſchreibung einer Reiſe nach Surinam. Zweite Abtheilung.

„Am 30. Januar 1799 ſtarb Schwen Watner am gelben Fieber, welches er ſich durch Einathmen der Luſt eines Kellers, der mehrere Monate verſchloſſen geweſen war, zugezogen hatte.“

„Zu den dieſes Fieber veranlaſſenden Urſachen, gehören ferner 6) die heimlichen Gemächer. Eine epidemiſche Krankheit, welche in Frankfurt am Main vor längerer Zeit herrſchte, wurde durch dieſen Umſtand veranlaßt; 7) die faulenden Subſtanzen, welche in der Nachbarſchaft von Philadelphia angehäuft ſind; endlich 8) das unreine Brunnenwaſſer.“

„Alle Aerzte unſerer Stadt ſind darin einverſtanden, daß das gewöhnliche Gallenfieber und die Diſſenterie durch dieſe Urſachen veranlaßt werden; da nun dieſe Krankheiten, wie uns das Collegium der Aerzte verſichert, ſeit kurzem ſich ſehr vermindert haben und da die fauligten Ausdünſtungen noch fortdauern, ſo kann man mit Grund annehmen, daß ſie das gelbe Fieber veranlaſſen, welches ein höherer Grad des Gallenfiebers iſt.“

Beſonders ſtark iſt die Sterblichkeit unter den Mauleſeltreibern, welche großen Anſtrengungen in den Gebirgsgegenden ausgeſetzt ſind, ſo wie unter der Garniſon von Vera-Cruz.

Umſonſt ließ man letztere einige Wochen in Xalapa, um ſich an das Klima nach und nach zu gewöhnen, ließ ſie nur des Nachts marſchieren, und quartierte ſie in luftige Zimmer ein; ſie ſtarben darum nicht minder ſchnell. Vor wenigen Jahren ſtarben von 300 mexikaniſchen Rekruten, welche 18 bis 20 Jahre alt waren, binnen drei Monaten in Vera-Cruz 272; man war daher auch Willens Neger und acclimatiſirte Menſchen als Garniſon nach Vera-Cruz zu legen.

Die meiſten Europäer, welche während der Zeit des gelben Fiebers nach Neu-Spanien kommen, ſpüren ge-

wöhnlich während ihres Aufenthaltes in Vera-Cruz die erſten Symptome der Krankheit, nämlich Schmerzen in der Gegend der Lenden, Congeſtionen des Blutes nach dem Kopfe, und Gelbwerden des Weißen im Auge.

Der völlige Ausbruch der Krankheit erfolgt gewöhnlich erſt wenn ſie Xalapa oder la Pileta erreicht haben, welches 5000 bis 5500 Fuß über der Meeresoberfläche liegt.

Einer der mexikaniſchen Bekannten des Herrn von Humboldt hatte ſich bei ſeiner erſten Ankunft aus Europa nur ſehr kurze Zeit in Vera-Cruz aufgehalten, kam in Xalapa ohne alles Uebelbefinden an, und ließ ſich dort raſiren. „Sie werden noch heute das ſchwarze Erbrechen bekommen," ſagte ihm beim Einſeifen der Barbierer, ein Amerikaner, „die Seife trocknet, indem ich ſie über das Geſicht verbreite, und dieſes iſt ein Zeichen welches niemals trügt. Ich raſire die ankommenden Europäer, die durch dieſe Stadt reiſen, nun ſchon ſeit zwanzig Jahren, von fünf ſtarben in der Regel drei." In der That brach auch das gelbe Fieber nach einigen Stunden aus, als der Reiſende auf dem Wege nach Perote war, er mußte ſich nach Xalapa bringen laſſen und entging mit genauer Noth dem Tode.

SOCIETÄT

VII.

Erinnerungs-Blätter

aus dem Feldzuge der ſchleſiſchen Armee im Jahre 1814.

Geſammelt

aus den Papieren eines preußiſchen Lieutenants.

Vorerinnerung.

Die Bemerkungen eines Subaltern-Offizieres über die Ereigniſſe eines Feldzuges können und dürfen, der Natur ſeiner Lage gemäß, wenn ſie frei von Anmaßung ſeyn ſollen, ſich nie auf das Ganze der Operationen erſtrecken. Denn auf welchem Platze er ſich auch während eines Marſches, während eines Gefechts oder einer Schlacht, befinden mag, immer wird er nur im Stande ſeyn, einen kleinen Theil der Anordnungen des kommandirenden Feldherrn zu überſehen. Selbſt die bei dem Generalſtabe angeſtellten Offiziere, inſofern ſie nicht im Büreau der oberſten Heerführer ſelbſt arbeiten, (und dann fordern Pflicht und Diskretion von ihnen die

ſtrengſte Verſchwiegenheit) hängen, was das Ganze der Operationen betrifft, großentheils vom Hörenſagen oder gar von bloßen Muthmaßungen ab.

Demungeachtet ſind die individuellen Beobachtungen ſogar untergeordneter Offiziere für die ſpeziellere Geſchichte der Feldzüge ſchon aus dem Grunde nicht ohne Nutzen, weil — in den urſprünglich zur Kenntniß des Publikums beſtimmten Armeeberichten — nicht ſelten ein Theil des Vorgefallenen, bald aus dieſem, bald aus jenem Grunde, übergangen, oder doch nur kurz berührt wird.

Wie manche beifallswerthe Dispoſition des Feldherrn bleibt wegen zufälligen Mislingens, wie manche ſchöne That aus Beſcheidenheit, *) wie mancher Fehler der Unterbefehlshaber aus Schonung unerwähnt.

Ueberdieſes vermag zuweilen der unbefangene Beobachter, wie eingeſchränkt der Umfang ſeiner militäriſchen Einſichten auch immer ſeyn möge, die Urſachen mancher unter ſeinen Augen vorfallenden Ereigniſſe ohne Mühe zu erforſchen, oder wenigſtens zu errathen, während ſolche ſelbſt dem Einſichtsvollern, dem in die Taktik Eingeweihten entgehen, eben weil dieſer ſie in den Regeln der Kriegskunſt, in den Tiefen der Strategetik, und nicht in zufälligen Umſtänden aufzuſuchen gewohnt iſt.

Aus dieſem Geſichtspunkte möge der Leſer die in

---

*) So z. B. haben zwar öffentliche Blätter den hochachtungswerthen Grafen von Noſtiz, des Feldmarſchalls Fürſten Blücher unzertrennlichen Gefährten, als ſeinen Lebensretter in der Schlacht bei Ligny genannt; in dem Armeeberichte aber iſt ſein Name, um ſeine Beſcheidenheit zu ſchonen, verſchwiegen worden.

dieſer Zeitſchrift mitzutheilenden „Erinnerungsblätter eines preußiſchen Offiziers" betrachten.

Der Verfaſſer hat ſie — nachdem ein großer Theil ſeines Tagebuchs in feindliche Hände gefallen war — meiſtens aus dem Gedächtniſſe aufgezeichnet, und — ohne auf Scharfſinn und Neuheit Anſpruch zu machen — ſich begnügt, der Wahrheit zu huldigen. — Gedächtnißfehler können daher wohl untergelaufen ſeyn, möglich auch, daß ſeine Anſichten hie und da mangelhaft ſind. Um ſo mehr aber wird es der ſpeziellen Geſchichte der letzten Feldzüge Gewinn bringen, wenn beſſer Unterrichtete die ihnen aufſtoßenden Irrthümer verbeſſern und berichtigen wollen.

Wenn eine Darſtellung des Feldzuges der ſchleſiſchen Armee unter den Befehlen des Feldmarſchalls Blücher im Jahre 1814 pragmatiſch behandelt werden ſoll, ſo kann ſie, nach Maßgabe des natürlichen Zuſammenhanges der Kriegsvorfälle und der Verſchiedenheit der Operationsweiſe, aus welcher dieſe hervorgegangen ſind, nicht anders als in folgende fünf Zeitabſchnitte zerfallen.

Der erſte Zeitabſchnitt erſtreckt ſich nämlich vom Rheinübergange (Jan. 1.) bis zur Schlacht von la Rothiere (Febr. 1.) und der Einnahme von Chalons-ſur-Marne (Febr. 4. — 6.). Raſches Vordringen, glückliche Erfolge, durch das Zuſammenwirken der großen verbündeten Armee mit der ſchleſiſchen erzeugt, zeichnen dieſen Zeitabſchnitt aus.

Die zweite Periode jenes Feldzuges hebt mit der ſeit jener Schlacht erfolgten gänzlichen Iſolirung der verſchiedenen Armeecorps an, und geht bis zu deren

Wiedervereinigung bei Chalons-ſur-Marne (Febr. 17. 18). — Dieſe Periode umfaßt den erſten — fehlgeſchlagenen Verſuch, gegen Paris vorzudringen, und folglich die verſchiedenen Niederlagen (des kleinen ruſſiſchen Corps unter Aſulieczef, (Olſuwief) bei Baye unweit Etoges den 9. Februar; des Sackenſchen und eines Theils des Yorkſchen Corps bei Montmirail, den 11.; ſo wie des Kleiſtiſchen Corps und der ruſſiſchen Diviſion Kapzlewicz zwiſchen Janvilliers und Champaubert den 14. Februar, durch welche jener Verſuch vereitelt wurde.

Der dritte Zeitraum beginnt mit dem Vorrücken der ſchleſiſchen Armee von Chalons und der Herſtellung ihrer unmittelbaren Verbindung mit der großen Armee, und endigt mit ihrem Rückzuge auf Soiſſons und ihrer Vereinigung mit den beiden Armeecorps von Bülow und Winzingerode (März 3.).

Dieſer Zeitraum umſchließt das zweite Vordringen der ſchleſiſchen Armee gegen die Hauptſtadt Frankreichs, und deſſen Mißlingen, als eine Folge der bei der großen Armee, nach ihrer erneuerten Trennung von der ſchleſiſchen, vorgefallenen nachtheiligen Gefechte.

Der vierte Zeitabſchnitt fängt an mit Verlaſſung der Aisne bei Soiſſons, (März, 5.) und ſchließt mit der Widerannäherung des Blücherſchen Heeres an die große Armee unter Schwarzenberg (März, 24.). — Dieſe Periode iſt die des abwechſelnden Kriegsglücks, merkwürdig durch die zweitägige Schlacht bei Laon.

Die fünfte und letzte Abtheilung endlich faßt in ſich das erneuerte Vorrücken der ſchleſiſchen Armee von Chalons-ſur-Marne (März, 25.), bis zur Einnahme von Paris (oder eigentlicher bis zum Abſchluß des Traktats von Fontainebleau). Es iſt mithin von allen die kürzeſte, aber auch zugleich die wichtigſte, von ununterbrochenen, durch die Vereinigung der Geſammtkraft der

verbündeten Heere herbeigeführten Erfolgen begleitete Periode.

Nach den oben vorausgeſchickten Bemerkungen wird der Leſer in dieſen „Erinnerungsblättern" keine vollſtändige Geſchichte des Feldzuges der ſchleſiſchen Armee vom Jahre 1814 erwarten.

Was wir unter dieſer Aufſchrift liefern ſind nichts, und ſollen nichts weiter ſeyn, als einzelne Materialien, deren vorzüglichſtes Intereſſe darin beſtehen ſoll, ſpezielle — für offizielle Armeeberichte nicht geeignete, und daher in Berichten dieſer Art übergangene, dennoch aber zur pragmatiſchen Kenntniß jenes Kriegszuges dienende Umſtände zu enthalten.

In den Zeiten günſtiger Erfolge pflegen die offiziellen Berichte eben ſo häufig, als umſtändlich zu ſeyn. Daher können wir die erſte Periode des Feldzuges von 1814 unſerm Zwecke gemäß hier füglich ganz übergehen. — Zu einer ſpeziellen Geſchichte der zweiten oder Unglücksperiode dürfte — aus leicht zu erachtenden Gründen — der Zeitpunkt noch nicht gekommen ſeyn.

Wir ſchränken uns daher gegenwärtig auf Beiträge zur Geſchichte der letzten drei Zeitabſchnitte ein, und machen bei dem dritten Zeitraume den Anfang.

So wenig ſich dieſer Zeitraum durch Schlachten und Gefechte auszeichnet — im Gegentheil iſt während deſſelben nicht eine bedeutende Aktion vorgefallen, — ſo iſt doch derſelbe in einer doppelten Hinſicht merkwürdig: theils nämlich durch die Zweckmäßigkeit der ausgeführten Bewegungen, inſofern ſie auf das Zuſammenbleiben in Maſſen berechnet waren, theils aber durch den, in Folge der vorhergegangenen Unglücksperiode

und anderer Urſachen, immer höher geſtiegenen Verfall der Disziplin.

Der Inhalt nachſtehender Blätter erſtreckt ſich bis zur Ankunft der ſchleſiſchen Armee an der Marne bei la Ferté ſous Jouarre; die Fortſetzung derſelben wird in einem der nächſten Stücke dieſer Zeitſchrift erfolgen.

Inhalt.

Stimmung des Heeres. — Aufbruch von Chalons ſur Marne. — Ankunft einer Abtheilung des Langeronſchen Corps. — Annäherung an die große Armee. — Anſtalt zur Offenſive. — Vorpoſtengefecht. — Brand von Mery. — Entſtehungsurſachen deſſelben. — Räumung der Stadt. — Vertheidigung der Brücke über die Seine. — Mißlungener Uebergang einiger feindlichen Bataillons oberhalb Mery. — Leichte Verwundung des Feldmarſchalls Blücher im Bivouak vor Mery. — Der Feind defilirt jenſeits der Seine auf Troyes. — Geheimnißvoller Nachtmarſch. — Uebergang der ſchleſiſchen Armee über die Aube bei Baudemont. — Rückzug des Feindes von Sezanne. — Fehler des ruſſiſchen Generals * * r *. — Marſch nach der Nieder-Marne.

Stimmung des Heeres. — Aufbruch von Chalons ſur Marne.

Chalons ſur Marne, den 18. Februar.

Welch ein herrlicher Geiſt unter dieſen Truppen! — „Sind das die nämlichen, welche in den letzten zehn

Tagen bei Baye, bei Montmirail, bei Champeaubert geſchlagen, in ihren Hoffnungen auf den nahen Beſitz von Paris getäuſcht, auf ihrem Rückzuge mit allen Unannehmlichkeiten der rauhen Jahreszeit, mit dem Schlammboden der Champagne, ſogar mit dem Mangel an Lebensmitteln zu kämpfen gehabt haben? — Hat denn nichts von allem dem ihren Muth niederſchlagen, ihre Kampfluſt dämpfen, das Vertrauen auf ihre Heerführer ſchwächen können?" — So ungefähr würden ſich die Feinde fragen, wenn ſie die Bivouaks unſerer Krieger durchwandern, ihre Unverzagtheit, ihr munteres, allen Strapazen trotzendes Weſen beobachten; wenn ſie den jubelnden Hurrahruf hören könnten, welcher den Feldmarſchall überall, wo er ſich vor den Reihen ſeiner Tapfern blicken läßt, empfängt. — Ihr, die ihr ſie auf dem Rückzuge nach der Schlacht von Wurſchen bewundert habt, wiſſet: daß es noch die nämlichen ſind; daß noch derſelbe Geiſt ſie beſeelt; daß vorübergehende Unglücksfälle das Vertrauen nicht erſchüttern können, welches der Sieger an der Katzbach, von Leipzig, von la Rothiere ihnen eingeflößt hat; daß im Gegentheil ſein perſönliches Beiſpiel, daß das Beiſpiel aller ihrer Heerführer die Gefahren theilend, ſie anfeuert, auch im Unglück ſtandhaft zu ſeyn. Hier, wie dort, erwartet ſie nur das Zauberwort „Vorwärts" um ihre Niederlagen durch wichtigere Siege zu rächen. — Schon iſt dieſes Zauberwort von Neuem erſchollen. Morgen brechen wir auf, Euch aufzuſuchen, die ihr nach den errungenen augenblicklichen Vortheilen es kaum gewagt habt, uns auf unſerm Rückzuge zu beunruhigen.

Chalons hat furchtbar gelitten. — Es iſt durch Kontributionen und Requiſitionen aller Art ſo erſchöpft, daß ſelbſt unſer General-Kriegskommiſſariat Bedenken trägt, weitere Forderungen an die Stadt zu machen.

Man ſchätzt das, was ſie an Geld und Geldeswerth bereits für die Bedürfniſſe unſerer Armee aufgebracht hat, auf wenigſtens 300,000 Thlr.

Sommeſous, den 19. Februar.

Wir haben heute den größten Theil unſerer Armee, die im Marſch begriffen war, paſſirt. Viele meiner Kameraden möchten ſich überreden, daß ſie wenigſtens 70,000 Mann ſtark ſey. Ich ſchätze ſie um beinahe 20,000 Mann geringer; nichtsdeſtoweniger aber bin ich überzeugt, daß ſie es unbedenklich mit einer 70,000 Mann ſtarken feindlichen Armee würde aufnehmen können.

Schade, daß die Mannszucht der Armee *) nicht ihrem Muthe gleicht. Was man auch zur Entſchuldigung dieſer Unordnungen anführen mag, es kann am Ende nichts Gutes daraus entſtehen. — Jener Greis und ſein Mütterchen, welche, niedergebeugt von Gram, um ihre eingeäſcherten Wohnungen ſchleichen, was haben ſie uns gethan, daß wir ihr friedliches Eigenthum zerſtören? — Einige der Einwohner ſollen auf durchziehende einzelne Soldaten unſerer Armee geſchoſſen,

*) Dieſe Indiszivlin iſt eine Folge der gebietenden Nothwendigkeit, welche Jahrszeit, Hunger, Durſt, Feldlager und Strapazen hervorbringen. Möchte ein militäriſcher Rumford erſcheinen, und die einfachſte Art vorſchlagen, Truppen mit einem Proviantbeſtand zu verſehen, den ſie im Torniſter trügen, und der ſich in einem Verhältniß von 1 zu 30 hinſichtlich des Nahrungsſtoffs, des Volumens und Gewichts zu dem bisherigen Proviant befände: Suppentafeln, Zwieback, Spiritus.

durcheilende Kouriere angefallen haben. Wenn es geſchehen iſt, ſo ſind wenigſtens die Strafbaren mit dem größten Theil der übrigen Einwohner geflüchtet. Und warum giebt man nicht ihre Wohnungen der Vernichtung Preis? — Selbſt dann aber, wenn nach der unerbittlichen Strenge der Kriegsſitte der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden ſoll, werden die unglücklichen Individuen, welche hier noch zurückblieben, uns Glauben beimeſſen, daß dieſe Ruinen bloß von der Strafbarkeit ihrer Mitbewohner zeugen ſollen, wenn ſie erfahren (was ich ſo eben vernommen habe,) daß mehrere Ruſſen, unbeſorgt um die Zerſtörungsluſt ihrer Kameraden, die über ihren Häuptern wüthete, durch herabſtürzende Balken getödtet und beſchädigt worden ſind. *) -- Und wo? — in einem Orte, wo mehrere Oberbefehlshaber ihr Hauptquartier aufgeſchlagen haben!

*) Beinahe wäre es mir ſelbſt nicht beſſer ergangen. Wir lagen 13 Offiziere in einer Bauerhütte beiſammen. Ueber uns wirthſchafteten die Ruſſen mit Einreißung des Daches ſo ſchonungslos, daß wir, um uns ihrer zu erwehren, und unſers Lebens ſicher zu ſeyn, wechſelsweiſe, von einer halben Stunde zur andern, uns ſelbſt als Schildwache vor das Haus ſtellen mußten. Unſere Burſchen mußten vor der Scheune, wo unſere Pferde ſtanden, und welche ohnehin ſchon einer Laterne glich, das Nehmliche thun. Und dicht neben unſerm Gemach, wo ebenfalls mehrere von unſern Pferden aufgeſtellt waren, würden drei derſelben erſchlagen oder doch ſtark beſchädigt worden ſeyn, wenn nicht unſere Burſchen die herabfallende Balken aufgehalten und geſtützt hätten.

Ankunft einer Abtheilung des Langeronſchen Corps. — Annäherung an die große Armee.

Arcis ſur Aube, den 20. Februar.

Ein ſiegreiches Heer kann nach einer gewonnenen Schlacht nicht vergnügter ſeyn, als die Truppen einer Armee, welche nach erlittenen Verluſten neue Verſtärkungen ankommen ſehen. Dieſes war heute der Fall, als eine Abtheilung des Langeronſchen Corps, von Vitry kommend, *) welche (vielleicht zu hoch) auf 9000 Mann geſchätzt wird, zwiſchen Sommeſous und Arcis zu unſerm Heere ſtieß. Ein allgemeiner Jubel empfing ſie. — Nicht minder groß war die Freude, als wir dicht vor Arcis einge Baierſche Schwadronen antrafen. Auch von allen andern Rückſichten abgeſehen, muß man ſich an dem Anblicke dieſer eben ſo wackern, als durch ihr kriegeriſches — und doch geſchmackvolles Aeußere imponirenden Krieger, welche früher gegen uns und jetzt mit uns vereint gleich brav gefochten haben, ergötzen. Allein was den Eindruck erhöhete, war die durch ihren Anblick erregte Ueberzeugung, daß wir nunmehr wieder mit der groſſen Armee, zu welcher ſie gehörten, in unmittelbare Verbindung getreten waren und in Gemeinſchaft mit ihr nicht nur unüberwindlich, ſondern ſiegreich ſeyn müßten. Denn, ſo unvollſtändig wir auch ſeither die Stärke des Feindes kannten, ſo hatte er uns wenigſtens noch in keiner Schlacht, in keinem Gefechte, ſolche Maſſen entgegengeſtellt, daß wir ihn nicht

---

*) Dieſes Corps hatte bekanntlich nach dem Rheinübergange Mainz blokirt, und war dort durch die Bundestruppen unter den Befehlen des Herzogs von Sachſen-Koburg abgelöſt worden. — Die Diviſion Kapzlowicz war ſchon früher bei Vertuſe zu uns geſtoßen. (Febr. 9.)

mit vereinten Kräften zum Rückzuge hätte zwingen können.

Arcis hat ebenfalls bedeutend gelitten; doch ſind die Bewohner zum größten Theil in ihren Wohnungen geblieben: ein wichtiger Vorzug der Städter vor den Bewohnern des platten Landes! *)

Anſtalten zur Offenſive.

Mery, den 21. Februar.

Alle Umſtände kündigen ein nahes Gefecht an. Faſt trennt uns nur noch die Seine von dem, eine Lieue von der Stadt entfernten Feinde, die Brücke über den Fluß iſt in unſerer Gewalt. Diesſeits der Stadt (auf dem rechten Seineufer) unſer ganzes Heer gelagert. Ein impoſanter Anblick, da die allmälig anſteigende Ebene eine faſt amphitheatraliſche Stellung darbietet.

*) Mein Quartier bot beim Eintritt einen komiſchen Anblick dar. Ungefähr ein Dutzend junger Weiber und Mädchen — es waren deren recht hübſche darunter — hatten ſich in das Haus meines Wirthes geflüchtet und dort in einem Zimmer verborgen gehalten, aus welchem ſie durch unſere Ankunft um ſo mehr aufgeſchreckt wurden, da ſie ſich faſt alle im tiefſten Negligee befanden.

Die Furcht der armen Geſchöpfe vor den feindlichen Gäſten iſt in der That übertrieben. Soviel man gegen die Aufführung unſerer Truppen einzuwenden haben mag, ſo wenig verſündigen ſie ſich, einzelne Ausnahmen, beſonders unter den Ruſſen, abgerechnet, gegen das andere Geſchlecht. — Die Gegenwart dreier Offiziere machte die ſchüchternen Mädchen und Frauen etwas beherzter. Auch haben wir ihnen, ihr Vertrauen ehrend, gern ein ruhiges Nachtlager neben unſerm Zimmer gegönnt.

Für unſere zahlreiche Reiterei kann kaum ein vortheilhafteres Terrain gefunden werden.

Die Stadt ſelbſt, von dem größten Theil der Einwohner verlaſſen, iſt nichts als ein großes Bivouak. Alle Höfe und Gärten ſind mit Wachtfeuern angefüllt, deren Wiederſchein dem Orte von Ferne das Anſehen einer allgemeinen Erleuchtung giebt, und vom Nahen — die bleichen Geſichter der zurückgebliebenen Einwohner noch bleicher erſcheinen läßt.

Das Hauptquartier der großen Armee iſt in Troyes.

Vorpoſtengefecht. — Brand von Mery.

Ebendaſelbſt, den 22. Februar. Früh Morgens.

Die Truppen ſind ausgerückt. Ein Theil unſers Vortrabes — beiläufig 5000 Mann an der Zahl — befindet ſich auf dem linken Seineufer, und iſt jenſeits der Stadt mit dem Feinde handgemein.

Der Feldmarſchall ſelbſt hat ſich mit einem kleinen Gefolge ebenfalls auf die linke Seite des Fluſſes begeben, um die Stellung des Feindes zu rekognosziren. In dieſem Augenblicke bricht das ganze Hauptquartier auf.

Eine Viertelſtunde ſpäter.

Der Feldmarſchall iſt zurück; das Hauptquartier bleibt hier; die Truppen werden ſämmtlich auf das rechte Ufer zurückgezogen, weil das Terrain jenſeits zur Entwickelung unſerer Streitkräfte nicht günſtig iſt. —

Die Stadt und der Fluß ſollen vertheidigt werden.

Welch' ein Lärm auf den Straßen! — Eine Feuersbrunſt in der Stadt! Lichte Flammen brechen aus einem Hauſe in der nächſten Straße, meinen Fenſtern gegenüber, hervor. — Eine Strecke davon entzündet ſich ein zweites; da noch eines; dort noch ein anderes. — Gräßlich peitſcht der Sturmwind die Flammen. Im nächſten Augenblick ſind ſie von dichten Rauchwolken verhüllt. — In das Heulen des Sturmes, in das Klaggeſchrei der mit ihren letzten Habſeligkeiten flüchtenden Bewohner, in das Wirbeln der Trommeln, in das Schmettern der Hörner und Trompeten, welche zum Abmarſch rufen, miſchen ſich die donnernden Flüche unſerer ruſſiſchen und preußiſchen Krieger. Offiziere und Gemeine ſchrien über Verrath. „Der Feind — heißt es — unterhält Einverſtändniſſe in der Stadt; ſeine Helfershelfer ſind es, welche ſie an mehrern Orten zugleich angezündet haben, um uns zum Rückzuge zu nöthigen."

Das Feuer nimmt mit Macht überhand; wir müſſen die Stadt räumen.

Entſtehungsurſachen des Brandes. — Räumung der Stadt.

Dros St. Basle, den 22 Februar. Nachts.

Wir verließen Mery, beinahe vor Rauch erſtickend, keiner den Andern auf eine Entfernung von fünf Schritten erkennend.

Auf dem Ausmarſche hatte ich mit zwei meiner Waffengefährten einen ziemlich heftigen Streit über die Entſtehungsurſache des Feuers. Sie waren der Meinung des großen Haufens, daß der Feind es habe anlegen laſſen, und ſtützten dieſe Meinung auf den Umſtand

ſtand, daß es auf mehreren Stellen zugleich gebrannt habe. —

Ich behaupte: daß höchſt wahrſcheinlich die Unvorſichtigkeit unſerer eigenen Leute den Brand verurſacht habe. Denn, abgeſehen von ihrer gewöhnlichen Unachtſamkeit, haben wohl die wenigſten beim plötzlichen Ausrücken am Morgen daran gedacht, das Stoh ihres Nachtlagers von den Wacht- und Kaminfeuern zu entfernen, geſchweige denn Thüren und Fenſter ſorgfältig zu verſchließen. Leicht hat daher ein Zugwind Funken in das Stroh treiben und nach und nach zur Flamme anfachen können. Nachdem aber das Feuer erſt einmal zum Ausbruch gekommen war, fanden die vom Sturm umhergeſchleuderten Brände in den mit Stroh und Holz angefüllten Gärten und Gehöften mehr als überflüſſigen Brennſtoff, um das Unglück augenblicklich weiter zu verbreiten. Freilich ſtanden auf dieſe Art in wenig Minuten mehrere Gebäude in verſchiedenen Gegenden der Stadt in Flammen. Daß aber das Feuer auf mehrern Stellen zugleich ausgebrochen ſey, ſolches kann ich als Augenzeuge widerlegen, da ich aus meinen Fenſtern den erſten Ausbruch deſſelben deutlich habe beobachten können. Endlich konnte dieſer Brand dem Feinde ſelbſt wenig Vortheil bringen, da er die brennende Stadt ſo wenig wie wir beſetzt halten konnte.

Alle dieſe Gründe vermochten indeſſen nichts über die vorgefaßte Meinung, daß Einverſtandene des Feindes das Feuer angelegt hätten, *) weil — das Gehäſſigſte ſo

*) Wie ich aus ſpätern mündlichen und gedruckten Nachrichten weiß, hat der Feind ſeiner Seits uns Schuld gegeben, Mery in Brand geſteckt zu haben. Wie unſinnig! da wir

gern geglaubt wird, wie folgendes ganz neue Beiſpiel beweiſet.

In mehrern Häuſern der Stadt, d. h. in ſolchen, wo es nicht ſchon früher geſchehen war, wurde geplündert. — Lieutenant von — ch —, vom Generalſtabe, welcher in einem dieſer Häuſer den Plünderern Einhalt thun wollte, wurde von einem — Huſaren am rechten Auge dergeſtalt verwundet, daß er Gefahr läuft, dieſes Auge zu verlieren. Und welches war der Vorwand zur Plünderung? Dieſer, daß ein Bewohner des Hauſes auf unſere ausrückenden Truppen habe ſchießen wollen, während man bei näherer Unterſuchung in dem ganzen Hauſe kein Gewehr fand, und einer meiner Freunde, als Augenzeuge, mir verſicherte, daß der Angeſchuldigte blos einen Knittel in der Hand gehabt habe, um der Plünderung abzuwehren. — Wenn man aber der unter den Truppen eingeriſſenen Rohheit und Indisziplin das Wort reden will, ſo muß man doch wenigſtens eine Entſchuldigung hervorſuchen.

Vertheidigung der Brücke.

Ein ruſſiſches Bataillon blieb mit einer Abtheilung Tirailleurs in Mery zurück, um den Uebergang über

---

an gar keinen Rückzuge dachten, der eine ſolche Maaßregel nöthig gemacht hätte, ſondern den Feind ſtehenden Fußes erwarteten. Uebrigens haben es die daſigen Abgebrannten wahrſcheinlich jener unſinnigen Beſchuldigung zu danken, daß ihnen die berühmte Catalani, den Ertrag der erſten Oper, in welcher ſie zu Paris auf dem Théatre de l'Odeon debutirte, beſtimmte. Die Einnahme davon hat, öffentlichen Blättern zufolge, an 25,000 Franken betragen.

den Fluß zu vertheidigen. Der Generalſtab ſelbſt hielt im Angeſicht der brennenden Stadt, während der Reſt unſerer jenſeits befindlichen Truppen über den Fluß zurückging und ſich an die Armee anſchloß, welche auf der herrlichen Ebene in Schlachtordnung ſtand.

Der Feldmarſchall hätte Befehl gegeben, die Brücke abzubrennen. Allein Berichte über Berichte meldeten, daß ſie, troz aller Pechkränze, Reißbünder und anderer angewandten Mittel, nicht in Brand gerathen wolle. Dieſer widrige Umſtand, welcher wahrſcheinlich dem heftigen Stürmwinde zugeſchrieben werden muß, erſchwerte gar ſehr die Lage unſerer Tirailleurs, welche in den Brandſtätten, hinter nackten Feuereſſen verſteckt, über den Fluß feuerten, und dem Einſturze der Ruinen mehr als dem feindlichen Feuer ausgeſetzt waren. Man rechnet, daß an dreißig Mann von herabſtürzendem Gebälk und Mauerwerk getödtet worden ſind. —

Mißlungener Uebergang einiger feindlichen Bataillons über die Seine, oberhalb Mery.

Nichts deſto weniger waren die bereits bis auf die Brücke vorgedrungenen Feinde durch unſer Gewehrfeuer zurückgeworfen worden. Zwar hatten hierauf einige feindliche Bataillons es verſucht, den Fluß oberhalb der Stadt, an einer ſchmalen Stelle, auf einem Uebergang von Balken zu paſſiren. *)

*) So wurde, wenigſtens damals, verſichert. In ſpäteren Berichten wird geſagt, daß der Uebergang auf den Balken der nur theilweiſe abgebrannten Brücke erfolgt ſey, was ich aber kaum glauben kann, da der Feldmarſchall ſogar noch zu Mittag ſich in die dieſſeitige Vorſtadt begeben wollte, was unmöglich ſein Wille hätte ſeyn können, wenn die Brücke nicht noch in unſern Händen geweſen wäre.

Die vom Feldmarſchall gegen ſie abgeſchickten zwei Schwadronen und eine halbe reitende Batterie jagte ſie jedoch in ſolcher Eil zurück, daß kaum die Hälfte von ihnen über den Fluß zurückgekommen iſt: denn was von der andern Hälfte nicht getödtet, verwundet oder gefangen worden iſt, hat in dem Fluſſe ſein Grab gefunden, da der Uebergang zu ſchmal war, als daß die gedrängten Flüchtlinge neben einander Platz gehabt hätten. —

Leichte Verwundung des Feldmarſchalls Blücher.

Dennoch wäre uns die Verwegenheit jener feindlichen Bataillons bald theuer zu ſtehen gekommen, da ihre Tirailleurs uns ſo nahe gekommen waren, daß unſer Feldmarſchall, welcher von mehrern Offizieren ſeines Gefolges umgeben, an einem Bivouakfeuer Platz genommen hatte, und mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen und dem General von Gneiſenau im Geſpräch begriffen war, von einer matten Gewehrkugel an dem Knöchel des rechten Fußes getroffen wurde, und eine Quetſchung erhielt, welche ihm nicht erlaubte, zu Pferde zu ſitzen, ſondern ihn nöthigte, ſich des Wagens zu bedienen.

Uebrigens hatte jener erſte mißlungene Verſuch dem Feinde wahrſcheinlich die Luſt benommen, über den Fluß zu gehen und uns anzugreifen.

Unſere Armee blieb, den Angriff vergebens erwartend, bis zum Einbruch der Nacht in ihrer Stellung.

Da ſich in der Nähe der Chauſſee keine Dörfer befinden, ſo verlegte der Feldmarſchall am Abend ſein Hauptquartier nach Dros St. Basle, während York auf unſerm linken Flügel das ſeinige in Dros St. Mary nahm, und Sacken auf dem rechten Flügel jenſeits (nördlich) der Chauſſee bivouakirte.

Gleichſam als ob der Brand von Mery der Schreckniſſe an dieſem Tage noch nicht genug dargeboten hätte,

ſtanden am Abend vier Dörfer in Flammen. Dros St. Mary brannte noch, als wir vorüberzogen, und in Dros St. Basle wüthete bei der Ankunft des Hauptquartiers das Feuer noch ſo ſtark, daß der Generalſtab nicht eher durfte abſatteln laſſen, bis den Flammen Einhalt geſchehen war. — Hatte der Feind etwa dieſe Dörfer auch anzünden laſſen? —

Die Franzoſen defiliren auf der Straße von Mery nach Troyes.

Dros St. Basle, den 23. Februar. Nachmittags.

Das Hauptquartier der großen Armee befindet ſich fortwährend in Troyes. — Adjutanten fliegen hin und her. — So eben haben wir das feindliche Corps, welches uns bei Mery gegenüber ſtand, in einer Entfernung von höchſtens 1½ Lieue, auf der Straße nach Troyes (jenſeits der Seine) vorüberziehen ſehen. Durch gute Fernröhre entdeckte man vom hieſigen Schloſſe aus, daß ſie ohne Gewehre marſchierten, und daß ihnen dieſe auf Wagen nachgeführt wurden, wahrſcheinlich, um ſich beſſer gegen die Kälte ſchützen zu können; denn man konnte deutlich erkennen, wie ſie, im Geſchwindſchritt marſchierend, mit den Armen arbeiteten, um ſich der — allerdings empfindlichen Kälte zu erwehren.

Dem Vernehmen nach werden wir heute Abend aufbrechen, um dem Feinde im Rücken zu operiren, — oder gar auf Paris los zu gehen, während die große Armee unter Schwarzenberg Troyes und das rechte Seineufer vertheidigen wird.

Geheimnißvoller Nachtmarſch. — Die ſchleſiſche Armee bewegt ſich nach der Aube. —

St. Juſt, den 24. Februar. Früh um 9 Uhr.

Nach einem höchſt beſchwerlichen Nachtmarſche ſind wir dieſen Morgen hier angelangt. Der Feldmarſchall brach geſtern gegen Abend mit dem Hauptquartiere von Dros St. Basle auf, verweilte beinah einige Stunden in Dros St. Mary bei dem ruſſiſchen General W..... um ihm die nöthigen Ordres in Bezug auf die neuentworfenen Operationen zu ertheilen, und begab ſich dann in gleicher Abſicht nach dem Bivouak des Generals von Sacken.

Es war die kälteſte Nacht, welche wir noch in dieſem Winter gehabt haben. Ein ſchneidender Wind machte die Kälte noch empfindlicher, und verurſachte, daß man es an den Wachtfeuern vor Rauch kaum aushalten konnte. *)

Unſer Marſch war übrigens in das tiefſte Geheimniß gehüllt; und hätten wir nicht im Vorüberziehen die rauchenden Trümmern von Mery zu unſerer Linken erblickt, ſo würden wir kaum einmal die Richtung, in

*) Indeſſen muß man es den Ruſſen zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſich in ihren Bivouaks gewöhnlich weit beſſer gegen die Kälte zu ſchützen wiſſen, als unſere Preußen. Das kommt aber daher, weil ſie (wenigſtens in Herbeiſchaffung der Brennmaterialien) weit unverdroſſener ſind, als dieſe. Wie oft ſchon habe ich zwei, drei Ruſſen einen großen Balken, deſſen Ueberlaſt ſie alle 150 bis 200 Schritte auszuruhen nöthigte, Viertelſtunden weit ins Bivouak ſchleppen ſehen, während ſich unſere Soldaten begnügten, einige Aeſte zuſammenzuraffen, oder da Nachleſe zu halten, wo die Ruſſen ſchon ihren Bedarf geſucht und gefunden, und folglich wenig oder nichts übrig gelaſſen hatten.

welcher wir uns bewegten, wahrgenommen haben, zumal da die zerſtreueten Wachtfeuer das Auge täuſchten. — Wir marſchierten ſogar ohne Führer, wahrſcheinlich um jede Möglichkeit zu entfernen, daß der Feind von unſerer Bewegung Nachricht erhielte. Erſt als wir heute gegen Tagesanbruch in dem Dorfe Cleſle anlangten, erhielten wir über das nächtliche Räthſel Aufſchluß. Unſer Feldmarſchall hatte nämlich geſtern in größter Stille ruſſiſche Pontons nach der Aube abgeſandt und zwiſchen Baudemont und Anglures Brücken über dieſen Fluß ſchlagen laſſen.

Dieſe ſind während der Nacht beendigt worden, und unſere Truppen gehen dort bereits ſeit zwei Stunden über die Aube.

Uebergang über die Aube bei Baudemont.

Anglures. Einige Stunden ſpäter.

Der Uebergang über die Aube hat uns nicht einen Mann gekoſtet. Die ziemlich ſteilen Anhöhen von Baudemont, welche den Uebergangspunkt beherrſchen, hätten uns genug zu ſchaffen machen können, wenn der Feind das Unternehmen nur im mindeſten geahndet hätte. Selbſt der kleine Poſten von etwa dreißig Pferden, welchen der Feind hier in Anglures, ½ Lieue oberhalb des Ueberganges gehabt hat, iſt nicht eher etwas davon gewahr worden, als heute früh um 7 Uhr, und hat ſich in aller Eil auf der Straße von Mailly entfernt. Ein mißlicher Umſtand indeſſen für die Bagage des Hauptquartiers, welche nach Mailly zurückgeſchickt worden iſt. *)

---

*) Als wir in Anglures angelangt waren, ſuchte ich, meiner

Rückzug des Feindes von Sezanne. — Fehler des Generals * * r *.

Esternay, den 25. Februar.

Der geſtrige Tag wird mir unvergeßlich bleiben, theils deswegen, weil wir uns den Feind haben entwi-

---

Gewohnheit nach, über die Anzahl der abgezogenen feindlichen Truppen und die Richtung, nach welcher ſie ihren Rückzug genommen, Erkundigung einzuziehen. Die Erfahrung, daß man in ſolchen Fällen am beſten von den Damen etwas herauslockt, bewährte ſich auch hier. Die Gattin des Maire ſelbſt war ſo gefällig, mich zu berichten, daß jenes Detaſchement die Straße nach Mailly eingeſchlagen habe. — Da in dieſem Falle die zahlreiche Bagage des Hauptquartiers in Gefahr war, genommen oder wenigſtens geplündert zu werden, ſo machte ich jene Nachricht auf der Stelle dem eben anweſenden Major, Grafen — ſt — bekannt, welcher ſie auch wichtig genug fand, um ſie ungeſäumt dem Generalmajor von — l — mitzutheilen. Dieſer aber fand ſie ganz unglaublich, und behauptete, daß ſich jenes Detaſchement bloß auf Sezanne gezogen haben könne. Um ſich noch mehr von der Wahrheit dieſer Vorausſetzung zu überzeugen, wandte er ſich an einen im Vorhauſe befindlichen Ortsbewohner mit folgender Frage: „Nicht wahr, das hier geſtandene Detaſchement hat den Weg auf Sezanne genommen?" — „Ich glaube, ja!" war die Antwort; und nun war nichts gewiſſer, als daß jene Nachricht leeres Weibergeſchwätz geweſen ſey. — Freilich erfuhr ich in meinem Quartiere, welches an der Straße nach Mailly lag, daß meine Berichterſtatterin Recht gehabt hatte. Natürlich fand ich es aber nicht für gut, noch einmal — anzurennen. (Hatte ich doch bei einer frühern Gelegenheit ſogar ſchon auf die Wache geſetzt werden ſollen, weil ich, der erſte, die unglaubliche Nachricht von der Ankunft der Franzoſen in — b — überbrachte, eine Nachricht, die dennoch zehn Minuten ſpäter durch die Ankunft eines ruſſiſchen Ordonnanz-Offiziers offiziell beſtätigt wurde.)

In der That hatte die Gattin des Maire nur zu ſehr

ſchen laſſen, theils wegen des Aergers, welchen unſer Feldmarſchall darüber empfunden hat.

Die Franzoſen, 9000 Mann ſtark, verließen, unſre Uebermacht nicht verkennend, Sezanne geſtern früh, und zogen ſich auf der Pariſer Straße zurück, von der ſie aber bald ablenkten, um ſich nach dem Walde von Traconne, dem Anſcheine nach auf Provins oder Nogent, zu wenden. Sobald der Feldmarſchall von ihrem Abzuge unterrichtet war, ſandte er dem ruſſiſchen General * * r * Befehl zu, mit ſeiner Reiterei im Trabe vorzugehen, dem Feinde in die Flanke zu fallen, und ihn bis zur Ankunft unſerer Infanterie zu beſchäftigen.

Er ſelbſt eilte mit dem Generalſtabe, den Feind anſichtig zu werden und Augenzeuge der Ausführung jenes Befehls zu ſeyn. — Allein wie ſehr war er bei ſeiner Annäherung an die Avantgarde (zwiſchen Eſternay und Chatillon) erſtaunt, als er nirgends, ſo weit das Auge reichte, die * * r *ſche Reiterei zu entdecken vermochte, ſondern bloß zwei Bataillons vorfand,

---

Recht gehabt; jenes Detaſchement traf wirklich in Mailly ein, und ohne die Wachſamkeit und Thätigkeit des die Bagage kommandirenden Herrn von — k — welcher durch ausgeſtellte Poſten von der Ankunft des Feindes unterrichtet, dieſelbe, vermittelſt eines neunzehnſtündigen, ununterbrochenen Marſches, in Sicherheit brachte, wäre ſolche verloren geweſen.

Die Vermuthung, welche den Generalmajor — l — irre führte, hatte dem unbeſchadet einen ſehr vernünftigen Grund, nämlich den, daß die kleine feindliche Macht bei Sezanne ſtand. Allerdings hätte man glauben ſollen, daß jener Poſten ſich auf dieſelbe zurückgezogen haben werde. — Konnte denn aber jenes Detaſchement nicht eben ſo gut befürchtet haben, daß ihm der Weg dahin ſchon abgeſchnitten ſey, und daher einen Seitenweg vorgezogen haben? —

welche ihrer ſchwachen Anzahl ungeachtet, dem Feinde unermüdet auf dem Fuße gefolgt waren, und ſeinen Rückzug beunruhigt hatten, ohne ihm jedoch großen Abbruch thun zu können, da der Feind jede Anhöhe, jeden vortheilhaften Punkt benutzte, ſich immer von Neuem zu ſetzen.

Von gerechtem Unwillen ergriffen, äußerte der würdige Greis laut ſeine Unzufriedenheit über das Zurückbleiben der Kavallerie.

„Die beiden Bataillone" — ſprach er — „welche unaufhörlich die Avantgarde gemacht und den Feind auf dem Fuße verfolgt haben, beſchämen unſere ganze Kavallerie. General * * r * läßt mir ſagen, daß er nicht mehr als 1000 Pferde bei ſich habe. Ei! 1000 Pferde ſind bei mir keine taube Nuß. — Allein, wenn die Pferde einmal 24 Stunden lang nicht ihre volle Rationen gehabt haben, ſo denkt man gleich, der T..... wird ſie holen, wenn ſie ein Paar Stunden traben ſollen. In den Futterkaſten möchte man ſie ſetzen. — — Wenn wir ſo fort manövriren wollen, ſo können ſich die Franzoſen bis Konſtantinopel zurückziehen, ohne daß wir ihnen einen Mann abnehmen. — Der heutige Tag hätte ein Tag des Ruhmes für uns werden können, und er iſt ein Tag der Schande geworden. Nicht ein Mann hätte vom Feinde entkommen müſſen, wenn meine Dispoſitionen befolgt worden wären."*)

---

*) So wenig der General * * r * zu entſchuldigen ſeyn mag, daß er dem Befehl des Feldmarſchalls nicht ſtrenge Folge leiſtete, ſo muß doch hier zur Steuer der Wahrheit im Voraus angeführt worden, daß er ſeinen Fehler in dem glorreichen Kavalleriegefechte vom 25. März 1814 auszutilgen gewußt hat, indem er an dieſem Tage an der Spitze ſeiner Reiterei vier glänzende Angriffe auf den Feind je-

(Dann ſich an den Grafen — o — wendend:) „Welches ſind die beiden ruſſiſchen Bataillone, welche den Feind ſo brav verfolgt haben?“ Es erfolgte die Antwort: „Das 35. ruſſiſche Jäger-Bataillon und das Brandenburgiſche Füſelier-Bataillon.“ — „Sind Preuſſen dabei?“ — erwiederte der Feldmarſchall — „das iſt mir lieb. — Jedes dieſer beiden Bataillone ſoll morgen 200 Thlr. Douceur ausgezahlt erhalten.“

Der Feldmarſchall und die unter ihm kommandirenden Generale haben ihr Hauptquartier in Esternay genommen.

Ebendaſelbſt, den 26. Februar. Früh.

Die Indiszipliu der Truppen, nimmt zu. Die Ruſſen beſtehlen uns in unſern eigenen Quartieren. Meinem Freunde — b — haben ſie dieſe Nacht ein Paar Stiefeln neben ſeinem Nachtlager weggeſtohlen, und das in dem nämlichen Hauſe, in welchem ſich die Kommandantur des Hauptquartiers befindet. Der Kommandant des Hauptquartiers ſelbſt, Major von Unruh, iſt genöthigt geweſen, die Ruſſen, welche ſeine Wohnung plündern wollten, mit dem Säbel in der Fauſt zurückzutreiben.

Kaum ſind noch die Generale in ihren Wohnungen ſicher. Auch laſſen die ruſſiſchen Generale und Oberſten die ihrigen durch zahlreiche Ordonnanzen bewachen. Der geehrte und gefürchtete Name „Blücher“ iſt faſt noch der einzige, welcher die Meuterer abhält; und das

---

desmal mit glücklichem Erfolg ausgeführt, und eine Menge Gefangene gemacht hat.

iſt auch wohl der Grund, warum er von den Ausſchweifungen, welche in ſeiner Nähe vorgehen, keine Ahndung hat.

Marſch nach der Nieder-Marne.

Rebais, den 26. Februar. Abends.

Der Feind iſt weder auf Provins, noch auf Nogent gegangen, ſondern hat ſich auf La Ferté (Gaucher) gezogen und den Weg nach Coulommiers genommen, während unſere Truppen, auf Jouy vorrückend, längs dem rechten Ufer des kleinen Flußes Morin, ſeiner Bewegung folgten und mit ihm eine unbedeutende Kanonade unterhielten.

Als wir in Rebais eintrafen, waren mehrere Ruſſen beſchäftigt, in dem für den Feldmarſchall beſtimmten Quartiere ein wenig — aufzuräumen, ohne ſich an die Ermahnungen und Drohungen der vorausgegangenen Quartiermacher zu kehren, bis ſie der Feldmarſchall bei ſeiner Ankunft in Perſon mit gehörigem Nachdruck daraus vertrieb. Die unſchuldigen Leute hatten bloß Lebensmittel und Fourage dort geſucht! —

Der Mangel und die Strapazen, welchen die Truppen bei der fortdauernden Kälte ausgeſetzt ſind, mögen manches entſchuldigen. Dann werden wir aber auch die Bewohner des Landes entſchuldigen müſſen, wenn ſie ſich gegen uns bewaffnen, die wir ihnen die Sicherheit des Eigenthums verſprochen, die wir erklärt haben, daß wir nicht gegen ſie, ſondern bloß gegen ihren Beherrſcher Krieg führen, um Europa und ſie ſelbſt zu beglücken! —

Wenigſtens kann es bei einer ſolchen Aufführung nicht befremden, wenn der größte Theil der Einwohner

vor einer Armee, welcher der Schrecken vorangeht, ſich flüchtet, und wenn wir faſt überall verſchloſſene, leerſtehende Häuſer finden.

Hat doch heute ſelbſt der Generalmajor von —l— die Thüre des für ihn ausgewählten Quartiers müſſen einſchlagen laſſen, um ein Obdach zu finden.

La Ferté ſous Jouarre, den 27. Februar.

Hier liegen wir in der Vorſtadt, welche durch die Marne von der eigentlichen Stadt abgeſondert iſt, und lauern mit Ungeduld auf die Ankunft der Pontons von der Aube, um Schiffbrücken zu ſchlagen, da die Brücke, welche die Stadt mit der Vorſtadt verbindet, (ſchon früher) geſprengt iſt. Der Generalſtab wird auf Kähnen nach der Stadt überſetzen, ſobald die Ueberfahrt hergeſtellt ſeyn wird.

Wenn die Schiffbrücken nicht bald zu Stande kommen, ſo kann der Feind, welcher ſich auf Meaux zurückgezogen und bereits einen Vorſprung gewonnen hat, unangefochten ſeinen Rückzug auf Paris fortſetzen, und von dort aus Verſtärkungen an ſich ziehen.

In der Gegend von Meaux müſſen wir ohnehin den Fluß noch einmal paſſiren. Wir haben in der That gar zu wenig Pontons, und überall können doch die ruſſiſchen unmöglich aushelfen.

Major von Oppen macht bei Wartenburg vier und zwanzig feindliche Tirailleurs und einen Offizier ganz allein zu Gefangenen.

Fortes fortuna juvat.

Durch Herzensgüte, militäriſche Talente und perſönliche Tapferkeit in gleichem Grade ausgezeichnet, gehörte der Major von Oppen zu den achtungswertheſten Offizieren der Armee. Er hatte früher den Herzog Wilhelm von Braunſchweig auf ſeinem ritterlichen Zuge durch Deutſchland begleitet, war ihm nach England gefolgt, hierauf nach Spanien übergegangen und in engliſch-ſpaniſchen Dienſten bis zum Oberſten geſtiegen. Nach dem Erwachen des deutſchen Volks aber kam er, von Vaterlandsliebe getrieben, von dort zurück, um auf die Dauer des Krieges unter den Fahnen ſeines Königs zu dienen, und wurde im Blücherſchen Generalſtabe als Major angeſtellt.

Am 3. Oktober 1813 beim Uebergange über die Elbe, zwiſchen Elſter und Schloß Wartenburg, ſandte der Feldmarſchall, deſſen beſonderes Vertrauen er beſaß, den Major von Oppen zu dem Prinzen Karl von Meklenburg, welcher an jenem Tage bekanntlich mit ſeiner Brigade das Gefecht eröffnete, um ihm mit ſeinen Talenten nützlich zu werden.

Die franzöſiſchen Verſchanzungen waren bereits erſtürmt, der Feind aus ſeinen Poſitionen vertrieben und zum Rückzuge genöthigt; noch fehlte es uns aber, um ihn lebhaft verfolgen zu können, an Kavallerie; (ſonſt würden auch ganz gewiß mehrere Tauſend Gefangene die Trophäen jenes glorreichen Tages vermehrt haben.)

Unſer Oppen, welcher ſich an der Seite des Prinzen auf dem linken Flügel befand, mußte mit Verdruß

wahrnehmen, daß feindliche Tirailleurs unſern Truppen fortwährend Schaden zufügten, und ſah daher mit Sehnſucht der Ankunft einiger Reiterei entgegen, um jenen Neckereien ein Ende zu machen. Je länger dieſe ausblieb, deſto höher ſtieg ſeine Ungeduld. Endlich wurde es ihm unmöglich, dem Spiele länger müſſig zuzuſehen. Von Niemanden begleitet, (wer würde ihm auch zu dem Wagſtücke haben folgen wollen!) ſprengt er allein, ganz allein, gegen die feindliche Tirailleurlinie an, und ruft den nächſten feindlichen Tirailleurs, vier oder fünf an der Zahl, die Worte zu: „Vous êtes mes prisonniers!" — Zu ſeiner eigenen Verwunderung ſetzen ihm dieſe nicht nur keinen Widerſtand entgegen, ſondern folgen ihm ganz geduldig, wohin er ſie führt. So bringt er ſie bis auf Schußweite an die Fronte der Brigade heran, und überliefert ſie dann als Gefangene. — Von dieſem erſten glücklichen Erfolge aufgemuntert, verſucht der Major von Oppen das nämliche Manöver noch ein- zwei- drei- und mehrere Male, bis er, auf eine und dieſelbe Weiſe, nicht weniger als 24 feindliche Tirailleurs, je vier, fünf bis ſechs auf einmal, zu Gefangenen gemacht hatte. — Als er aber eben auf dem Wege war, ſich deren noch mehrere zu holen, ſieht er einen feindlichen Offizier angeritten kommen. Im Augenblick iſt ſein Plan gemacht, auch dieſen gefangen zu nehmen. — Oppen fängt damit an, gemächlichen Schritt zu reiten, ſo wie ihm aber der feindliche Offizier nahe genug iſt, wirft er ſein Pferd links, ſetzt es in Galopp, und verrennt jenem den Weg nach den Tirailleurs, ſprengt ſodann an ihn heran, faßt ihn mit kräftiger Fauſt hinten am Schopf und erklärt ihn zu ſeinem Gefangenen. Jener will ſeinen Säbel ziehen; Oppen hat den ſeinigen ſchon am Arme hängen, und verſetzt ſeinem Gefangenen, um ihm die unzeitige

Gegenwehr zu verleiden, mit der flachen Klinge einige Hiebe über den Rücken. Que voulés vous! — ruft der erſtaunte Franzoſe — je suis officier français! Et moi — antwortet Oppen ſehr kaltblütig — officier prussien. Hienächſt giebt er jenem zu erkennen, daß, wenn er ſich ohne Umſtände in ſein Schickſal füge, mit Ausnahme ſeines Pferdes, er alles, was er bei ſich führe, behalten, und eine anſtändige Behandlung erfahren ſolle. Dieſe Erklärung bekräftigt er durch ſein Ehrenwort, worauf der feindliche Offizier ſich ihm nicht nur ergiebt, ſondern auch, von Oppens Großmuth gerührt, ihm über die Urſache ſeines unerwarteten Mißgeſchicks folgende Auskunft ertheilt.

(Der Beſchluß folgt.)

I.

Rückblicke auf die neueſte politiſche Literatur.

Flugſchriften.

Manuscript venu de St. Hélène.

(Beſchluß.)

Der Feldzug 1813 und 1814.

Der ſchlechteſte Zeitpunkt um Frieden zu ſchließen, iſt der eines Kriegsunglücks.

Ich mußte demnach von neuem ſiegen, und ich erſchien bei Eröffnung des neuen Feldzugs, ſo wohl gerüſtet wie immer. Preußen machte mir den Krieg vermöge eines Volksaufſtands, die Fürſten des Rheinbundes waren im Begriff dem Stärkſten zu folgen, und da ich es bis jetzt noch war folgten ſie, aber zaudernd, meinen Fahnen. Oeſterreich wollte neutral ſeyn; unterdeß man das ganze Deutſchland zum Aufruhr erregte. Mein Syſtem war erſchüttert, eine Schlacht mußte darüber den Ausſchlag geben. Ich gewann deren drei. Man ſuchte nun durch Oeſterreich den Frieden. Man verlangte Illyrien, die Hanſeeſtädte, unabhängige Monarchen in Italien und Holland, die Freiheit des Rheinbundes, des Pabſtes, der Schweiz und Spaniens. Ein anderer an meiner Stelle wäre dieſen Frieden eingegangen. Ich aber beſtand darauf:

daß die große Revolution des neunzehnten Jahrhunderts ohne Rückkehr ſich vollendete, oder daß ſie unter Leichenhügeln erſtickte.

Ich ſchlug den Frieden ab. Mein neuer Kriegsplan war vielleicht der beſte, den ich je entworfen habe, zum Unglück konnte ich aber nicht ſelbſt allenthalben ſeyn. Vandamme verließ die

ihm angewieſene Stellung und wurde gefangen. Macdonald, der Marſchall zu werden glaubte, ließ ſich erſäufen, Ney ließ ſich im freien Felde ſchlagen, und mein Plan war in einigen Stunden vernichtet. Geſchlagen zog ich mich zurück. Ich konnte aber immer noch hoffen, die Offenſive bis an die Weichſel wieder ergreifen zu können, da ich alle feſte Plätze bis dahin beſetzt hielt. Meine Stellung bei Leipzig war ſchlecht, da wir im halben Zirkel umfaßt wurden, ja der Sieg ſelbſt konnte uns keine großen Reſultate gewähren. Meine Armee ſchlug ſich brav, als ein Ereigniß ihr den Sieg entriß: die Rheinbundstruppen verließen unſere Fahnen. Die Nachwelt mag dies Ereigniß richten, wie ſie will. Ich nahm meinen Rückzug nach Mainz, und unterwegs überrannten wir die Baiern, welche ſich uns entgegenſetzten. Unſer Verluſt war ſehr groß, und wenn die Alliirten uns auf dem Fuße gefolgt wären, konnten ſie mit der Arriergarde zugleich in Paris einrücken. Ich zählte nunmehro auf die Ehrliebe der franzöſiſchen Nation, aber ich war nicht mehr glücklich, und wurde nun ſchlecht bedient. Ich klage die allgemeine Entmuthigung an, welche die gewöhnliche Folge des Unglücks iſt, und ich ſelbſt war nicht davon ausgeſchloſſen. Ich hatte mich einem Miniſterio anvertraut, welches alles ſchlecht ausführte. Die feſten Plätze waren alle ſchlecht kommandirt, und die Präfekten hatten keinen Muth, ſtatt ſich zu vertheidigen, packten ſie lieber ein. Nichts war zur Vertheidigung bereit, als die Schweizer den Feinden die Thore von Frankreich öffneten. Sie hatten keinen Muth zu frontalen Märſchen, und kamen von der Seite. Sie erſchraken, als ſie auf franzöſiſchem Boden nur erſt bei Langres auf den Feind ſtießen. Ich hatte nur keine Zeit, die Truppen die ich noch in Italien und im Norden hatte, heranzuziehen; was ich vorfand ſammelte ich um meine Perſon, und ſo beruhete Europa's Schickſal auf dem meinigen. Man bot mir den Frieden, ich ſchlug ihn aus, um ihn zu machen mußte ich Frankreich retten, und meine Adler wieder am Rhein aufpflanzen. Dahin richtete ich meine Operationen; ſie waren gelungen, und der Feind bereits turnirt, aber ein Kourier, welchen ich unglücklicher Weiſe an die Kaiſerin ſandte, fiel in die Hände der Alliirten, und verrieth meinen Plan. Ein Corſe, der ſich in ihrem Kriegsrathe befand, ſagte ihnen: daß Klugheit gefährlicher ſey als Kühnheit. Sie ergriffen den Weg, den ich nicht vorher ſehen konnte, weil er der beſte war, und marſchierten nach Paris. Man hatte hier den Eingang ihnen erleichtern zu wollen verſprochen, dies wäre aber eine Täuſchung geweſen, wenn ich die Vertheidigung von Paris beſſern Händen anvertraut gehabt hätte. Indem ich der Nationalehre vertraute, hatte ich vergeſſen diejenigen gefangen zu nehmen, welche ihr entfremdet waren. Ich kam zur Rettung zu ſpät, und dieſe Stadt, welche nicht gelernt hatte ihren Souverain und ihre Mauern zu vertheidigen, öffnete dem Feinde ihre Thore. Ich habe den General Marmont angeklagt, daß er mich verrathen hätte, heute bekenne ich mein Unrecht. In einer andern Klaſſe als in den Soldaten, muß man die Verräther aufſuchen.

Digitized by Google

Das revolutionäre Syſtem war beſiegt, ſeitdem ich beſiegt war. Die Alliirten waren Herren der Welt, ſeit ich es ihnen nicht mehr ſtreitig machte, und ich dankte ab, weil ich es nicht mehr retten konnte. Die Bourbons mußten wiederkommen, dies war die nothwendige Folge des Siegs der Könige. Die Rückkehr der Bourbons war ein Glück für Frankreich weil es dadurch für Arnachie geſchützt wurde. Ich war ein Gefangener und glaubte als ſolcher behandelt zu werden. War es Achtung vor einem alten Krieger, oder war es Geiſt der Großmuth der Könige, genug, man ließ mir die Wahl eines Zufluchtsorts. Ich ging nach Elba. Niemand beſſer als ich wußte, in welche Hände Europa fallen würde; es war dem Zufall überlaſſen, dieſer konnte mich wieder ins Spiel bringen. Ich ſah aus den Zeitungen und Journalen was vorging. Der König Ludwig XVIII. mußte die Revolution mit der alten Dynaſtie vermählen, dieß geſchah durch die Charte. Da jede Charte aber nur ein Stück Papier iſt, die einer Autorität bedarf, die ſie ausführt, und dieſe in Frankreich nirgend, ſtatt deſſen Faktionen zum Vorſchein kamen, ſo mußte die Anarchie erfolgen. Ich erfuhr ſehr wohl was in Wien auf dem Congreß vorging, und daß man beabſichtigte, mich von Elba nach St. Helena zu bringen. Dies die Beweggründe zu meiner Rückkehr nach Frankreich.

Das Jahr 1815.

Die neue Revolution machte ſich in zwanzig Tagen, ich war von Neuem der Kaiſer durch Wahl des Volks. Ich glaubte daß die alliirten Mächte, ſeit meiner Rückkehr die Energie des franzöſiſchen Volks, die Rückkehr des Kriegs, und die Verwegenheit eines Mannes, den ſie kannten, fürchten würden, darum ſtrebte ich nach dem Frieden. Ich täuſchte mich, weil die Fürſten noch auf dem Congreſſe vereinigt waren, deren Eigenliebe erhitzt wurde. Dies Reſultat hätte ich vorausſehen, und den erſten Enthuſiasmus des Volkes benutzen ſollen, ſtatt das ich durch meine Friedensverſuche das Volk einſchläferte. Um Frankreich zu retten, mußte die Revolution von vorne angefangen werden, dazu war ich nicht der Mann, ich that zwar ſo, man glaubte es mir aber nicht, die Kaiſerliche Kaſſe hatte einen Ekel dafür, der große Volkshaufen lächelte darob, weil er nicht mehr viel von der Freiheit hielt, die Republikaner vertraueten nicht meinen Worten, weil ſie meinem Charakter nicht entſprachen; ſo hatte ich ſelbſt die Nation veruneinigt, ich bemerkte es, rechnete aber auf den Krieg, um alles wieder zu vereinigen; ich erkannte wohl die Gefahr meiner Sellung, und erwog Angriff und Vertheidigung, ſie ſtanden in gar keinem Verhältniß. Ich fing an meinen Streitkräften zu mißtrauen, es war aber nicht der Zeitpunkt es laut zu ſagen. Unglücklicher Weiſe litt meine Geſundheit bei der Annäherung der letzten Kriſe, und es blieb mir nur eine bekümmerte Seele in einem leidenden Körper übrig. Ich fand mir ergebene und muthige Soldaten, aber müde Generale, ſie waren nicht mehr jung und hatten die vielen Kriege mitgemacht; ſie beſaßen Güter und Palläſte, der König hatte ſie

Digitized by Google

ihnen gelaſſen, in meiner Gemeinſchaft kamen ſie wie Abentheurer, um ſie von neuem aufs Spiel zu ſetzen. Wir wurden ſämmtlich auf denſelben Schlachtfeldern beſiegt, und Frankreichs Ruhm ausgelöſcht, wo er zu allererſt vor 23 Jahren erblüht war. Ich hätte den Krieg noch fortſetzen können, da er aber nur meiner Perſon galt, nicht Frankreich, ſo lieferte ich mich dem Feinde als Geiſſel aus. Ich hoffte dadurch die Krone auf das Haupt meines Sohnes zu bringen. Dies war 1814 unmöglich, ich hoffte aber es könne 1815 geſchehen. Ich verſchweige meine Beweggründe, die Zeit wird ſie aufdecken. Ich konnte nach Amerika entkommen, nachdem ich aber Frankreich regiert hatte, durfte ich dieſen Thron nicht herabſetzen, indem ich anderwärts Ruhm zu erwerben ſuchte.

Ein Gefangener, in der andern Himmelsſphäre, habe ich nur noch den Ruhm zu vertheidigen, den die Geſchichte mir bereitet. Sie wird ſagen: daß ein Mann, dem ſich eine ſo große Nation hingab, nicht ſo verdienſtlos geweſen ſeyn könne, als ſeine Zeitgenoſſen es ihm nachgeſagt hätten.

Nachſchrift des Ueberſetzers.

Was hat Napoleon in ſeinem Manuſcript der Welt verkündigt?

Daß das bisherige europäiſche, auf dem Gleichgewicht der Macht, dem Thronrecht der alten erblichen Dynaſtien, auf Corporationen und alten Gebräuchen beruhende, Staatenſyſtem, dem Zeitgeiſte nicht mehr entſpräche, ſondern eine Umkehrung aller dieſer Dinge ſtatt finden müſſe und werde, um dem Syſtem, welches er das revolutionäre nennt, Platz zu machen. Dieſes Syſtem ſchnell zu ſeinem Ende durchzuführen, ohne es länger den Händen des Pöbels zu überlaſſen, ſey er der Mann geweſen. Er habe daher Frankreich zu dem Centralpunkt aller europäiſchen Staaten machen, Rußland nach Aſien verſetzen, Englands Seehandel vernichten wollen. Um dies noch ſchneller zu erreichen, hätte er durch die Verheirathung mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſin, die Verſchmelzung des alten und neuen Syſtems verſucht. Geſcheitert ſey ſein Plan durch die Engländer, durch Oeſterreich, welches ſein Glück durch ihn verſchmäht, durch Bernadotte, der den ruſſiſchen Defenſivplan gemacht, durch 26 Grad Kälte, durch den Uebergang der Sachſen bei Leipzig, durch ſeine und der Franzoſen Entmuthigung, durch den aufgefangenen Kourier, durch ſein Friedensgelüſt 1815, und ſeine Unfähigkeit der Revolution freien Spielraum zu laſſen, und zuletzt durch ſeine Krankheit vor der Schlacht von Waterloo.

Wenn wir auch glauben wollen, daß Napoleon den Plan gehabt habe, ſich zum Kaiſer von Europa zu erheben, und eine Univerſalmonarchie zu errichten, ſo zweifeln wir doch ſehr daran, daß er zugleich damit die Abſicht verbunden habe, den Völkern die Wohlthat zu erweiſen, welche man als Folge der Revolution Frankreich zuſchreibt: Perſönliche Freiheit, Gleich-

heit der Staatslaſten. Dem ſcheint er auch ſelbſt zu widerſprechen, wo er von Spanien ſagt: es ſey ein Fehler geweſen, hier das revolutionäre Syſtem einführen zu wollen.

Memorial politique, commercial et litteraire de la grande Bretagne.

Eine Flugſchrift, die aus, ſchon anderwärts ausgeführten, Gründen, beweißt:

daß der Verfall des engliſchen Handels und der Induſtrie darin beruhe, daß beide ihre natürliche Grenzen überſtiegen, den Markt überfahren, mehr Waaren produzirt als Abſatz dafür gefunden, ſie alſo unter ihrem Naturpreis verſchleudert, und dann noch durch den langwierigen Krieg, der ihren Alleinhandel ſichern ſollen, das Vermögen ihrer Käufer vermindert, und daher die Quelle ihres Reichthums erſchöpft, auf der andern Seite aber durch die übertriebenen Kriegslaſten die eigenen Kapitale der Produktion in England vermindert hätten.

De l'Union en France par Bouin.

Der Verfaſſer feuert die Franzoſen zur Eintracht, alle Partheiungen zur Beſeitigung ihrer Zwiſte auf, um unter dem dreifachen Panier der legitimen Könige der Bourbons, der Conſtitution und des Nationalehrgefühls, den Alliirten, die Frankreich erſchöpfen und vernichten wollen, mit Kraft gegenüber zu treten. Das geſchieht mit ſtarken Worten, beſonders wo er ſeinen Beruf als Schriftſteller in der Vorrede rechtfertigt. Hier ruft er Seite 10 aus:

„In der ſchrecklichen Criſe worin wir uns befinden, uns das ſchreiben, und die öffentliche Vertheidigung unſrer Rechte, trotz der Conſtitution, die uns zu ſchützen verſpricht, unterſagen wollen, dies hieße wahrlich die Natur der Dinge nicht verſtehen, und zu dem Verdacht Veranlaſſung geben: daß die Regierung nicht ernſtlich daran dächte, das Vaterland zu retten.

In der Schrift ſelbſt macht der Verfaſſer eine grelle Schilderung der Lage Frankreichs:

„Fremdlinge ſind mitten unter uns, halten unſere Feſtungen beſetzt, fordern Tribut ꝛc.“

„Der gerechte Zorn Gottes, der die Rückkehr des Bruders Ludwig des Märtyrers hätte beſchwören ſollen, ſtraft uns noch immer durch einen gänzlichen Mißwachs der Feldfrüchte.“

Der Verfaſſer fährt dann fort, in mehreren kurzen Kapiteln die Nothwendigkeit der Eintracht der Franzoſen zu ſchildern, die alliirten Mächte möchten nun die Abſicht haben: Frankreich zu vernichten oder zu erhalten. Er theilt die Nationen die bekannten Partheien mit, und ſagt jeder von beiden

in kurzen aber kräftigen Worten, wie nöthig es ſey ihre heterogenen Intereſſen zu verſchmelzen.

Des Essais de Mr. Scheffer.

Das vorliegende Buch iſt bloß ein Seitenſtück zu den Essais, worin die Schefferſche Hauptidee: daß das Intereſſe des deutſchen und franzöſiſchen Volks eins und daſſelbe ſey, ſehr ſchön gefunden, und geäußert wird, daß bereits Richelieu dieſe Idee gehabt habe; (das wiſſen wir wohl, es war aber nur ſtets eine Vorſpiegelung; Napoleon hat zuerſt dies franzöſiſche Syſtem durch die That aufgedeckt.) Dagegen wird die Schefferſche Idee, daß die Alliirten die Abſicht hätten Frankreich zu theilen, verworfen, und Seite 14. 15 nachgewieſen, daß alle diejenigen Potentaten, welche dieſes verſucht und beabſichtigt hätten ſchnell untergegangen wären. Eben ſo wird die Idee des Herrn Scheffer einer franzöſiſchen Landwehr nicht gebilligt, und behauptet, daß die ſtehende Armee ihnen vorzuziehen wäre, woran es Frankreich nicht fehlen könne.

Obige Schriften in Verbindung mit den übrigen gleicher Tendenz, als; de Pradt über den Congreß in Wien, Manuscript vénu de St. Hélène, Tableau politique de l'Allemagne par Scheffer, la Coalition et la France, die in kurzer Zeit auf einander gefolgt ſind, ſo wie die in Deutſchland und Belgien zum Vortheil der franzöſiſchen Jakobiner umgewandelten ſogenannten liberalen Zeitſchriften, deuten klar auf eine Uebereinſtimmung der Geſinnung einer revolutionären Parthei hin, die auf einen großen Schlag zur Vernichtung beſtehender Throne und Verfaſſungen in dem kultivirteſten Theil von Europa hinarbeitet.

Ueber das Studium der preußiſchen Geſchichte, vom Profeſſor Rühs.

Der Verfaſſer kündigt darin ſeinen Plan zur Bearbeitung der preußiſchen Geſchichte an, und ſagt ſehr richtig: die Völker wären mit unauflöslichen Banden an die Vergangenheit geknüpft, könnten ihr Zeitalter nicht davon trennen, und aus dem Verſtande a priori Verfaſſungen aufbauen; die Nachtheile eines ſolchen Experiments hätte die franzöſiſche Revolution ſattſam erwieſen, man müſſe daher die Entwickelung ſeines Volk und Staats kennen, und das Alte ſtets als Fundament eines jeden Neuen anſehen.

Er verſpricht die preußiſche Geſchichte in jener politiſchen Beziehung vorzutragen, und da der preußiſche Staat aus ſo vielen einzelnen Theilen ſchnell erwachſen iſt, den allgemeinen Geſichtspunkt, und wie ſolcher erſt von Friedrich Wilhelm dem großen Churfürſt entſtanden, aufzufaſſen.

Digitized by Google

Turnbuch für die Söhne des Vaterlands von Guths Muths.

Der Verfaſſer war der erſte, der vor 23 Jahren in Deutſchland, die ſchon bei Griechen und Römer üblich geweſene Gymnaſtik, wieder zu Ehren brachte, und von dem Grundſatz ausging, daß nicht bloß auf die Geiſtesbildung der Jugend, ſondern auch die des Leibes geachtet und betrieben werden müßte. Er fing in Schnepfenthal in dem dortigen Erziehungsinſtitut damit an, und im Jahr 1803 wurde in Dännemark dieſe Sache zuerſt als Staatsangelegenheit behandelt.

Jetzt treibt er das Turnweſen als das beſte Mittel, die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des deutſchen Volks zu vertheidigen, dazu müſſe das ganze Volk waffenfähig gemacht werden, da die ſtehenden Heere dazu nicht mehr hinreichten. Zur Leipziger Schlacht habe die Begeiſterung Tauſende getrieben, viele wären aber zurückgeblieben, weil die Körperſchwäche die Begeiſterung gefeſſelt; unzählige wären untergegangen, da die Beſchwerden des Kriegs durch Ungewohnheit und Mangel in der Uebung ihrer Körper ſie vernichtet, dann müſſe die Turnkunſt jetzt dienen, um die Jugend an dieſe Beſchwerden zu gewöhnen. Das Exerziren der Soldaten ſey zwar ſehr zweckmäßig, zur beſondern Ausbildung für den Krieg, aber die nöthige Gewandheit würde dadurch nicht ſo hervorgebracht, wie durch die Turnkunſt.

Die Turnkunſt ſoll vorzüglich beruhen: auf anſtändige Haltung und Tragung des Körpers, (dieſe wird hier bei dem Jahnſchen Inſtitut ſehr verſäumt) auf regelmäßige, nach Zeit und Wink ſcharf abgemeſſene Bewegung, auf Körperkraft und Dauerhaftigkeit, auf Gewandheit des Leibes, auf Munterkeit des Geiſtes, auf frohem Muth. Dann folgen die ſpeziellen Vorſchriften für das Turnweſen ſelbſt.

Der Feldzug in Mecklenburg und Hollſtein 1813.

Scheint von einem Sachkenner herzurühren, und enthält die detaillirte Darſtellung und Würdigung dieſes an Begebenheiten armen Feldzuges, der aber dem General Wallmoden nicht zur Unehre gereicht, da er, halb ſo ſtark als Davouſt, dieſen an der Unterelbe feſthielt, ſtatt daß er wohl bis an die Oder hätte vorrücken, und den rechten Flügel der Nordarmee unter Bernadotte hätte umgehen können. Daß Davouſt dies verſäumt, wird hier mit Recht getadelt und unbegreiflich gefunden.

Fragmente über die Organiſation des Generalſtabs.

Geſchäfte des Generalſtabs.

Zweckmäßige Wahl des Lagers, der beſten Colonnen-Wege, tüchtige Verpflegung, Aufnahme des Terrains und brauchbarer

Poſitionen, richtige Führung der Colonnen, zweckmäßige Einquartierung, fortlaufende richtige Berechnung des Truppenbeſtands.

Wiſſenſchaften eines Offiziers des Generalſtabs.

Mathematik, Geſchichte, Geographie, Topographie, Logik, Aſtronomie, wegen der Nachtmärſche, Sprachkenntniß, Civilbaukunſt, Mechanik, Hydraulik, Schiffarthskunde, ſämmtliche Militärwiſſenſchaften, und zwar Situationszeichnung und Aufnahme, Feldbefeſtigung, Lagerkunſt, Winterpoſtirung, Kriegsbaukunſt, angreifende Vertheidigung feſter Plätze, hohe und niedere Taktik, Strategie, Artilleriekunde, Torcamlehre.

Mittheilungen aus dem ruſſiſchen Feldzuge von Bomsdorf.

Ein ſehr anziehend geſchriebenes Buch, das nicht bloß Operationsdarſtellungen, ſondern auch Biographien franzöſiſcher Generale und Anekdoten enthält, aber nur bis zum Uebergang des Dnepers geht, und noch fortgeſetzt werden muß.

S. 34 et seq. werden die ruſſiſchen Streitkräfte geſchätzt.

S. 39 ſteht ein eigenhändiges Schreiben Napoleons, das die Grundidee zu dem Feldzuge enthält: die darin beſtand, die Hauptarmee von der des Fürſten Bagration zu trennen.

S. 55. wird eine Unterhaltung zwiſchen Napoleon und dem General Walter, ſowohl als die Anrede, welche er an die Soldaten gehalten, berichtigt, welche charakteriſtiſch ſind.

S. 61 — 63 iſt die Rede von der Zweckmäßigkeit eines Generalſtabes, beſonders in einem ſo unangebauten Lande wie Rußland, und es wird geſagt, daß wenn die Feldherrn auch geboren würden, und ein Genie in allen Verhältniſſen des Lebens ſich zurecht zu finden wüßte, ſo wären Kenntniſſe auch von dieſen nicht zu verachten, und in der Regel würden die Feldherrn aus den Generalſtäben genommen.

S. 66 befindet ſich die Eintheilung des franzöſiſchen großen Generalſtabs.

S. 77 wird die Plünderung des Bennigſenſchen Schloſſes referirt.

S. 87 wird gezeigt, daß die franzöſiſche Cavallerie einzeln genommen nicht zu gebrauchen wäre, weil die Reiter nicht reiten könnten, man gebrauche ſie nur in Maſſe, und unter dem Schutze einer zahlreichen Artillerie.

S. 89. In Minsk bemerkt man mit Unzufriedenheit im franzöſiſchen Hauptquartier, daß die Ruſſen ſich nicht auf eine Schlacht einlaſſen wollen.

S. 100 wird bemerkt, daß die Franzoſen eine Menge von Specialkarten von Rußland hätten aufnehmen laſſen.

S. 109 — 111 befindet ſich das Manifeſt des Kaiſers Alexander, welches den Aufruf zu den Waffen enthält, und worüber die Franzoſen erſchrecken.

S. 115 iſt die Beſchreibung der Schlacht von Sultanow, wodurch Bagration abgehalten werden ſollte, ſich mit der Hauptarmee zu vereinigen.

S. 118 befindet ſich die Schlacht von Smolensk verzeichnet.

Geſchichte des Feldzugs der engliſch-hannöverſch-niederländiſch-braunſchweigſchen Armee unter dem Herzog Wellington, und des preußiſchen unter dem Fürſt Blücher.

Alle bisherigen über dieſen Feldzug herausgekommenen Schriften waren höchſt unvollſtändig, und ließen die Urſachen manches wichtigen Ereigniſſes unausgedrückt. So war man nicht genau unterrichtet, aus welchen Gründen Wellington und Blücher mit der Mehrzahl der Truppen die Defenſive ergriffen, ſtatt daß ſie doch die Offenſive hätten ergreifen ſollen; warum der Fürſt Blücher auf die Schlacht bei Ligni ſich eingelaſſen, da es doch wohl beſſer geweſen wäre, ſie in Verbindung mit der engliſchen Armee und mit dem vierten Armeecorps ſpäterhin anzunehmen; warum der Herzog von Wellington dem Fürſt Blücher nicht früher zu Hülfe gekommen; was denn dem General Bülow abgehalten, den 16. bei Ligni einzutreffen; warum am 19. nicht mehr geſchehen, um das Grouchyſche Corps aufzureiben oder gefangen zu nehmen? Im vorliegenden Werke, welches aus authentiſchen Quellen zu kommen ſcheint, und man den Verfaſſer für den General Müffling hält, ſind manche obiger Bedenken aufgeklärt, andre aber nicht gedacht.

S. 9 wird der Angriff am 15. entwickelt, jedoch nicht geſagt, warum das Ziethenſche Armeecorps ſich an demſelben Tage überfallen laſſen, und bereits conzentrirt war, da Augenzeugen verſichern, man ſey von der Angriffsidee Napoleons an dieſem Tage überzeugt geweſen.

S. 7 heißt es von Wellington, er habe in ſeiner Aufſtellung nichts ändern können, da er nicht gewußt, wo der Angriff herkommen würde, von Mons oder von Charleroi.

S. 8 heißt es: Fürſt Blücher ſey am 15. Vormittags zu Namur, und Wellington denſelben Tag 4$\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags von dem Angriff der Franzoſen unterrichtet worden.

Nach S. 9 — 10 iſt Wellington am 16. Mittags bei dem Fürſt Blücher auf dem Schlachtfelde geweſen, und habe ſich erboten, ſich über Frabe mit Blücher zu vereinigen, und was er vorfände zu werfen, man habe an dem Erfolg gezweifelt, weil er ſeine Truppen noch zu wenig conzentrirt gehabt hätte; dieß war denn auch der Fall, und Wellington beſchränkte ſich auf das, was bei Quatre bras vorfiel, und bekannt iſt.

S. 10 wird das Schlachtfeld von Ligni getadelt, worauf ſich das dritte Armeecorps zu weit links ausdehnen müſſen.

S. 14, 16 und 17 wird an der Schlacht von Ligni getadelt, daß das preußiſche Centrum durch ſtarke Truppenentſen-

dung, nach dem rechten Flügel um St. Amand wiederzunehmen, in demſelben Augenblick zu ſehr geſchwächt worden ſey, als es Napolon mit allen ſeinen Garden angegriffen hätte; daß das dritte preußiſche Armeecorps ſtatt ſich bis Tongrins auszudehnen, beſſer als Reſerve zwiſchen Sambref und Bry aufgeſtellt geweſen wäre; daß Napoleon nichts ſchlechteres hätte thun können, als bei Ligni im Centro anzugreifen, ſtatt daß er hätte ſuchen ſollen, die engliſche und preußiſche Armee zwiſchen Mellet zu trennen; davon wird aber nichts geſagt, ob das Bülowſche Corps eingetroffen, oder ob es habe eintreffen können.

S. 18 heißt es: daß Wellington am 17. noch nicht von dem Verluſt der Schlacht bei Ligni unterrichtet geweſen ſey.

S. 20 und 21 erfährt man, daß die gewählte Stellung von Wellington bei Waterloo und der Flankenmarſch der Blücherſchen Armee am 18. unter beiden Feldherrn verabredet, und nicht Sache des Zufalls geweſen iſt.

S. 31 wird geſagt, daß die Preußen um 4 Uhr Nachmittags 20,000 Mann ſtark in der verabredeten Stellung angekommen.

S. 36 und 37 findet man den Schlüſſel zum Siege darin: daß der General Ziethen zur rechten Zeit das Dorf Papellotte wieder genommen habe, welches die Franzoſen erobert, und dadurch beide Armeen getrennt hätten; dieſes entſcheidende Ereigniß hatte zugleich zur Zeit mit dem Rückzug der franzöſiſchen Garden im Centro ſtatt, und bewirkte den Sieg.

S. 44 wird das zweite Armeecorps wegen ſeines verfehlten Angriffs des Grouchyſchen Corps entſchuldigt, da es am 19. aus Ermattung nicht weiter wie bis Melioreux kommen können.

S. 47 iſt die weitere Diſpoſition zur Verfolgung des Feindes und zum Marſch nach Paris enthalten.

In einem beſondern Anhange werden die Fehler gerügt, welche bei der Schlacht von Ligni und Waterloo den Feldherren vorgeworfen worden ſind.

1. Es wird hier, was oben ſchon bemerkt worden, wiederholentlich gerügt, daß Fürſt Blücher zur Unzeit ſein Centrum geſchwächt, um St. Amand zu erobern. Hätte er dies nicht gethan, ſo konnte Ligni nicht erobert werden, und die Schlacht blieb unentſchieden.

2. Es wird Napoleon vorgeworfen, daß er die Preußen nicht feurig genug verfolgt, und als ihm ein General die Bemerkung gemacht, die Preußen könnten ſich wohl bei Wavre vereinigen, habe er ihm geantwortet: „die preußiſche Armee iſt vollkommen geſchlagen, und kann ſich nur erſt in drei Tagen erholen; die Engländer haben 50,000 und ich habe 75,000 Mann, ich werde die Engländer angreifen und werde ſie ſchlagen. Brüſſel erwartet mich mit offnen Armen, die engliſche Oppoſition darf ſich nicht rühren, Adieu Subſidien! Adieu Coalition!

Ein franzöſiſcher General ſagte ſehr richtig von ihm: ehemals, als er noch der große Napoleon war, fragte er nach Al-

Digitized by Google

lem, unterſuchte Alles, und bildete ſich darnach eine Meinung. Von der Zeit, als ſein Unglück anfing, hatte er ſeine Meinung fertig, ohne die Verhältniſſe zu kennen, oder ſich die Mühe zu geben, ſie zu erforſchen, und dieſe Tyrannei-Bequemlichkeit hat ſeinen Untergang herbeigeführt.

Um 5 Uhr, als die Schlacht durch die unbegreifliche Nachläſſigkeit, nichts gegen Laſne geſchickt zu haben, um den rechten Flügel zu decken, (wozu nur zwei Bataillons nöthig geweſen wären,) verloren ſchien, wurde Buonaparte ſtill und nachdenkend.

Auf der Höhe, auf der er ſich befand, ſieht man den Thalrand der Dyle bei Wavre. Jemand aus ſeiner Suite ſah den Rauch des Kanonenfeuers vom Marſchall Grouchy. Dieß erheiterte Buonaparte. Er ließ einen erfahrnen General aus ſeiner Suite kommen, und fragte: wie weit er glaubte, daß das Grouchyſche Feuer noch ſey?

Dieſer erwiederte, man könne dies ſo genau nicht ſagen, er halte es für 1½ Lieus. Hierauf rief Buonaparte: la bataille est gagnée, il faut forcer l'aile droite des Anglois, et les jetter dans les defilés de Wavre. Allons la garde en avant.

Dies war wieder einer von den ungeheuren Sprüngen Buonaparte's. Es war der letzte.

Daß der Feldmarſchall Fürſt Blücher, während der Schlacht von belle Alliance, als er die Nachricht vom Angriff des Marſchalls Grouchy in ſeinem Rücken erhielt, keinen Augenblick in dem Entſchluß wankte, ſeine Angriffe gegen Buonaparte fortzuſetzen, iſt vielleicht nicht genug gewürdigt worden. Es iſt nicht die Frage, was ein gewöhnlicher General gethan haben würde, aber eine ſolche Nachricht hätte auch den ausgezeichnetſten Feldherrn zu Vorſichtsmaßregeln, oder gar zu dem Entſchluß verleiten können, die kräftige Offenſive in eine Demonſtration zu verwandeln, und in beiden Fälle hätte es mißlich um die Schlacht geſtanden.

3. Die größten Fehler werden dem Marſchall Grouchy vorgeworfen, daß er nämlich die preußiſche Armee von Wavre habe nach St. Lambert marſchieren laſſen, welches unter ſeinen Augen geſchehen ſey, ſtatt daß er ſich hätte links an die Dyle werfen ſollen.

4. Daß Blücher wie Wellington ſich hätten überfallen laſſen. Zur Entſchuldigung wird angeführt: Blücher habe aus Mangel an Magazinen ſeine Truppen nicht conzentrirt gehabt. Es ſcheine allerdings, daß das vierte Corps am 13. und 14. Juli hätte können bei Hannut ſo conzentrirt werden, daß es am 16. früh bei Sombref ankommen konnte. Indeß um gründlich darüber zu urtheilen, müßte man alle aus dem Hauptquartier abgegangenen Befehle, nebſt den Stunden des Abgangs, die Ankunft beim Corps-Commando, und die Ausführung kennen.

5. Daß von den 37 Cavallerieregimentern der preußiſchen Armee, welche ſich in den Niederlanden befand, nirgends 2000 Pferde zum Gefecht beiſammen geweſen. Dies bleibt als Hauptfehler ungerechtfertigt ſtehen.

Digitized by Google

6. Eben ſo wenig wird es widerlegt, daß nach der Schlacht vom 18. nicht hinreichende Maßregeln getroffen wurden, um das Grouchyſche Corps zu vernichten.

Journale.

Deutſche Staatsanzeigen. 2. Bandes 9s Heft.

1. Ueber Landſtände ꝛc.

Eine weitläuftige Darſtellung der Entſtehung der Staaten aus den Familien und Stämmen, worin längſt bekannte Sachen vorgetragen werden.

S. 204 wird der Fürſt in Beziehung auf die übrigen Familienhäupter des Staats als der Ehemann, dieſe als die Ehefrau angegeben. Der ganze Aufſatz zielt nur dahin, alles Alte als das Beſte im Extrem zu preiſen und zu loben, weshalb denn die hannöverſchen und ſächſiſchen Stände als die erſten geprieſen werden. Die Bauern ſollen keine Rechte und auch keine Repräſentation haben, indem ſie hier für weiter nichts als Knechte ausgegeben werden, obſchon ſie doch in Deutſchland freie Eigenthümer ſind.

2. Ueber Einrichtung der oberſten Staatsbehörden, mit Hinſicht auf die Königlich Preußiſche Verordnung vom 20. März 1817 von Krug.

Der würtembergiſche Geheimerath wird hier dem preußiſchen Staatsrath weit nachgeſetzt, weil jener die Nationaldespotie eigentlich begründe, dieſer aber ſolche durch die Aufnahme der Prinzen vom Hauſe, und ſo vieler verdienſtvoller Männer aus allen Klaſſen der Staatsbürger unmöglich mache.

S. 261 verwahrt ſich Herr Krug vor dem Vorwurf der Partheilichkeit für Preußen dadurch, daß er ſich als Verfaſſer der Fabel vom Löwen und den Vögeln bekennt, welche das ungerechte Verfahren abbilden ſoll, ſo Preußen in Bezug auf die Bewohner des neuerworbenen Herzogthums Sachſen ſich habe zu Schulden kommen laſſen.

Europäiſche Annalen, 2s Stück.

Ueber das ungriſche Militärſyſtem.

Der Verfaſſer ſagt: es iſt nicht möglich das ungriſche Militärſyſtem zu prüfen, ohne das vom Adel zu kennen; dahin gehören: Biſchöfe, Pröbſte, Domherrn, Plebani, Grafen, Ba-

ſone, Edelleute; dieſe allein heißen natio, gens, populus, ſie beſtehen aus einem zwanzigſten Theil des ganzen Volks, und haben nur Rechte, die anderen aber nur Pflichten. Es folgt hierauf eine Darſtellung der Nothwendigkeit einer ſtarken wohlgeordneten ſeinem Zeitalter angemeſſenen militäriſchen Kraft, dieſe hat Ungarn nur ein einziges Mal, und zwar unter Mathias Corvinus beſeſſen, daher iſt es 5000 Jahr nicht beſſer als eine terra incognita geweſen.

In dem letzten Jahrtauſend erhielt es eine eigene Reichsexiſtenz. Von den 800 Jahren dieſer eigenen Reichsexiſtenz ſind 700 unter Plagen und Drangſalen innerer Kriege und Unruhen verloren gegangen. Das letzte Jahrhundert unter öſterreichiſcher Herrſchaft ging es beſſer, iſt aber doch nicht, was es wohl ſeyn könnte, und es ſteht ſeit den letzten 50 Jahren immer noch in ſeiner Cultur auf derſelben Linie mit Spanien, Neapel und Pohlen; dies alles ſoll in ſeinem mangelhaften Militärſyſtem liegen. Es wird hierauf das ungriſche Militärſyſtem geſchichtlich dargeſtellt, und gezeigt: daß der Aufſtand in Maſſe gar nicht tauge.

(Die Fortſetzung folgt.)

Was werden unſere Volksthümler dazu ſagen, welche unſere ſtehende Militärmacht mit Stumpf und Stiel ausrotten, und dagegen einen allgemeinen Landſturm einführen wollen.

Die Basken.

Aus dem Mercure de France. 1817. No. 14. Verfaſſer: L'Ermite de la Guyanne.

Auf meinen Streifereien in der Umgegend von Bayonne führte mein guter Geiſt mich in die Berge und Thäler, in deren Schooße das Volk der Basken, gewiſſermaßen von der ganzen übrigen Welt durch ihre Lage und ihre Sprache abgeſondert, ſeit langen Zeiten lebt. Schon Cäſar in ſeinen Kommentarien erwähnt ihrer mit Lobſprüchen, die kaum zu überbieten ſind. Ich entſinne mich auch, daß ein Preußiſcher Miniſter, Herr von Humboldt, ſich im Jahre 1795 in dieſem Lande aufhielt, um ſeine Sprache zu erlernen. *)

Ich machte die Bekanntſchaft eines geborenen Basken, der, obgleich durch Reiſen mit den Sitten und der Lebensart vieler anderer Länder vertraut geworden, und bewandert in allen Zweigen der Gelehrſamkeit, den kleinen Winkel ſeines Geburtslandes nichts deſto weniger der ganzen übrigen Welt vorzog. Sein Name iſt Deſtère.

---

*) Er hat die Ergebniſſe ſeiner Studien niedergelegt in dem eben erſchienenen Buche: Berichtigungen und Zuſätze zum erſten Abſchnitt des zweiten Bandes des Mithridates von Adelung, über die Cantabriſche oder Baskiſche Sprache ꝛc. von Wilhelm von Humboldt. Berlin. Voſſiſche Buchhandlung. gr. 8.

Der Ueberſetzer.

Folgendes iſt das Ergebniß unſerer gemeinſchaftlichen Wanderungen und Geſpräche:

Die Basken ſind Phönicier, die vor etwa 5000 Jahren nach den Pyrenäen kamen, um dort Minen aufzuſuchen. Man findet in den Gebirgen noch Spuren dieſer Aufgrabungen.

Unter den Namen der Kantabrer traten die Basken unter die römiſche Oberherrſchaft; doch ſchwerer und ſpäter als die übrigen Völker der Halbinſel. Dieſe Oberherrſchaft, die für alle Länder ſo drückend war, ward für ſie niemals ein rechtes Joch. Sie behielten ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Geſetze; Geſetze, die die Natur allein ihnen gegeben hatte, kein weiſer Geſetzgeber, und von denen dennoch die Römer mit einer ehrfurchtsvollen Bewunderung reden, die ſie nicht immer den Einrichtungen der übrigen Völker zollen.

Die Basken bewohnen die ſich entgegengeſetzten Bergrücken der weſtlichen Pyrenäen. Der größte Theil ſteht unter ſpaniſcher Herrſchaft, und bevölkert Navarra, Alava, Biskaya und Guipuskoa.

Die franzöſiſchen Basken bewohnen längs den Pyrenäen einen kleinen Landſtrich, der ſich in drei Theile ſchneidet: la Baſſe-Navarre, la Soule und le Labour, und mit Béarn das Departement der Nieder-Pyrenäen bildet. Franzöſiſche und ſpaniſche Basken ſind ein Stamm: ſie ſind von mittler Taille, aber frei und gut gewachſen, ihre Züge ſprechend und feſt, ihre Phyſiognomie zugleich ſanft und ſtolz; ſie ſind lebhaft, arbeitſam, ihre Beweglichkeit iſt zum Sprichwort geworden. Sie ſprechen eine Sprache, die mit keiner bekannten lebenden eine Analogie hat; nur einige Wörter haben einen Gleichlaut mit der alten Sprache Griechenlands und Egyptens, und auf dieſe gründet ſich hauptſächlich das Syſtem eines berühmten Landsmanns des Herrn Deſtère, der der baskiſchen Sprache einen phöniciſchen Urſprung giebt. Vor Zeiten ſcheint die baskiſche Sprache über die ganze Halbinſel verbreitet geweſen zu ſeyn. Sicher iſt, daß, von Cadiz bis Ferrol, von Liſſabon bis Pampelona, eine Unzahl von Flüſſen, Bergen, Denkmälern und Ruinen baskiſche Namen aufbewahrt haben.

Wunderbar iſt es allerdings, wie nun dieſe Sprache, die in den übrigen Theilen der Halbinſel ſo ſchnell durch die lateiniſche verdrängt worden, ſich in den Thälern der Pyrenäen, trotz den Einflüſſen der einbrechenden Vandalen, Alanen, Gothen und Mauren erhalten hat; aber die Kantabrer, die ihre Felſen aller Pracht der Römerhauptſtadt vorzogen, hüteten ſich wohl, die lateiniſche Sprache zu lernen, die der Ehrgeiz ſtudierte, um mit Anſtand zu kriechen.

Noch weniger konnten die einbrechenden Barbaren die Sprache der Basken verderben oder ausrotten, da ſie nur als wandernde Gäſte ihr Ländchen betraten, niemals eine längere Zeit unter ihnen wohnten.

Im ganzen Lande der Basken iſt keine Stadt. Die Bevölkerung theilt ſich in zwei Klaſſen: Edle und Bauern. Der Adel iſt (mit Ausnahme einiger Familien) arm, aber geſellig und gaſtfrei. Es iſt dieſe Gaſtfreiheit gegen jeden Fremden

ein Hauptzug des baskiſchen Charakters. Aber wenn einer von dieſen Fremden ſich bei ihnen niederlaſſen will, ſo verwandelt ſich ihre Freundſchaft in Haß. Ich will ein merkwürdiges Beiſpiel davon mittheilen.

In der Zeit, da die Gothen Frankreich und Spanien überſchwemmten, ließen ſie einige Kranke in dem Lande der Basken zurück. Dieſe fanden dieſen Aufenthalt angenehmer als ihr Vaterland, und wollten ihn nicht verlaſſen. Sie nahmen alſo feſte Wohnſitze unter den Basken, konnten ſich aber nichts deſto weniger mit ihnen vermiſchen und eins werden. Sie nahmen zwar nachher das Chriſtenthum an, aber demungeachtet wollten die Basken nichts mit ihnen gemein haben; Weihkeſſel, Gräber, Alles blieb geſondert. Ja, der Name Gothe oder Agothe ward ein Schimpfwort unter den Basken, weswegen manches Blut fließen mußte. Jetzt hat dieſer Abſcheu der reinen Basken vor den Agothen ſeine Heftigkeit ſehr gedämpft: ſie leben vereinigt und in Freundſchaft. Doch ſoll das alte Vorurtheil noch ſtark genug ſeyn, um Familienverbindungen Hinderniſſe in den Weg zu legen, und mein Begleiter hat mir mehrere Beiſpiele erzählt, wie ſelbſt liebenswürdige und reiche Mädchen oft bloß aus dem Grunde unverheirathet blieben, weil man ſie für Agothinnen hielt.

Schon früher hat ſich ein andrer fremder Volksſtamm bei ihnen niedergelaſſen, doch lebte dieſer dort, wie überall, in gänzlicher Abſonderung von aller bürgerlichen und geſelligen Vereinigung mit andern Nationen. Es iſt das herumſtreifende Volk der Zigeuner, oder wie ſie auch heißen, Egypter, Böhmen u. ſ. w. Man weiß die Zeit nicht, wo ſie die Pyrenäen zuerſt betraten, doch ſchweifen ſie bis auf den heutigen Tage darin herum.

Nachtrag zu dem Aufſatz über die Basken, von dem Ermite de la Guyanne.

Ich befinde mich wieder mit Herrn Deſtère auf den Höhen von Agnoa, wo wir unſre topographiſche Muſterung fortſetzen. In kleiner Entfernung ſehen wir Sare, Saint Pé Espelette, drei große Flecken, wie wenige in Frankreich, ausgenommen an dem rechten Ufer der Garonne, von Toulouſe bis Bordeaux.

Espelette berührt faſt Spanien und verdankt ſeine Vergrößerung Zweifels ohne dem Vortheil, daß es die erſte franzöſiſche Station iſt, beſonders für den kleinen Wollhandel, den die Spanier auf Mauleſeln in Frankreich treiben.

Sare und Saint-Pé, der Küſte näher und umgeben von fruchtbaren Thälern, haben ſicherere Quellen des Wohlſtandes. Sie ſind vielleicht die älteſten Gemeinden des Landes, denn ſie liegen den Höhlungen am nächſten, die man, wie oben bemerkt, für Spuren phöniziſcher Minen hält. In Sait-Pé hat die Frau eines Notarius, Madame Duhalde, in baskiſchen Verſen die Fabeln Lafontaines überſetzt.

Rechts von Agnoa ſind viele andre Dörfer in den Bergen

Digitized by Google

verſteckt, alle berühmt wegen ihres Landbaus. Die beträchtlichſten ſind: Louhouſſoa, Macaye, Orſès, Mendionde, Hasparren. Dort giebt ein Boden, welcher dem Auge ſteinig erſcheint, unaufhörlich und erſchöpft ſich nie. Zwei Erndten ſind alle Jahr gewöhnlich, und vielleicht könnte man mit mehr Arbeit und Geld, drei erlangen. Lachende Wieſen, von unzähligen Bächen durchſchnitten, umgeben von allen Seiten dieſe Dörfer, und wenn man hier die üppige Fülle des Wachsthums, und die Einfachheit der Bebauung betrachtet, ſo möchte man der Meinung geneigt werden, daß eine alte und kluge Routine in dem Landbau ſegensreicher ſey als jede moderne Theorie.

Was den Flor des Landbaus in dieſem Lande beſonders fördert, iſt die Achtung, die daran gebunden iſt. Alle Landbauer von Macaye und Orſès ſind Eigenthümer, man grüßt ſie: Etcheco Yauna d. h. Herr des Hauſes, und dieſe Herren haben nie andre in ihrer Gemeinde anerkennen wollen, ſelbſt in der Zeit als dieſer Titel (Seigneur) mit Vorrechten verbunden war. Einer aus der Gemeinde von Macaye, verdorben durch den Aufenthalt in großen Städten, ließ einige Bäume um ſein Haus pflanzen und nannte es nunmehr ſein Schloß, ſeinem Taubenſchlag gab er den Namen eines Thurms und ſich ſelbſt den Titel eines Marquis. Nicht lange, ſo klagte die Gemeinde ihn an, und ein Spruch des Parlaments von Bordeaux entkleidete ihn ſeines angemaßten Marquiſats.

Dieſer Prozeß, erzählte Herr Deſtère, ward durch den Witz und die Laune des Doktor Hirlart erheitert, den die Gemeinde von Macaye zu ihrem Anwald gemacht hatte. Er belehrte die Richter, indem er ſie zum Lachen brachte, und auf dieſe Weiſe hat er noch keinen Prozeß verloren. Er iſt derſelbe, der eines Tages in der Kirche dicht vor der Kanzel einſchlief. Weckt dieſen Menſchen, ſagte der Pfarrer. Geh, geh, ſagte Hirlart, die Augen aufſchlagend, es wäre deine Pflicht geweſen, mich wach zu halten, anſtatt mich wecken zu laſſen.

Ein Sohn dieſes Arztes wurde nach Vollendung ſeiner Studien ſehr jung zur Heilung eines anſteckenden Fiebers nach den Hoſpitälern von Bayonne berufen. Man beſchwor ihn, ſich der Gefahr nicht auszuſetzen, aber er antwortete: „Ich frage nicht nach der Gefahr, ſondern nach der Pflicht.“ Er ward ein Opfer ſeines Heroismus, und die ganze Stadt folgte in Trauer ſeinem Leichenzuge.

Hasparren iſt größer als mancher Ort in Frankreich und der Schweiz, der den Namen einer Stadt führt. Die Lohgerbereien ſind ein Haupterwerbzweig der Einwohner, die weder Mangel, noch Reichthum kennen.

Herr Deſtere ſtellte mich in dieſem Flecken einem ſeiner Verwandten vor, der im Anfange der Revolution eine Zeitlang Soldat geweſen war, und jetzt Prediger in ſeinem Geburtsort iſt. Er beſitzt eine herrliche Beredſamkeit, wie ſie der Sprache, den Sitten und dem Leben ſeines Landes entſpricht.

Ich halte es für meine ſchönſte Pflicht, unbekannte, aber nicht unverdiente Namen der Vergeſſenheit zu entreißen. Meine Reiſen geben mir Gelegenheit zur Erfüllung derſelben.

Drei

Digitized by Google

Drei Brüder aus Urcurai, einem kleinen Dorfe bei Haſparren haben im Laufe der Revolution Beiſpiele gegeben, die für Jeden rührend ſeyn müſſen, welcher Parthei er auch gefolgt ſey. Alle drei traten in der frühesten Jugend in Militärdienſte. Der jüngſte ſtarb rühmlich in Italien, der zweite glaubte es ſeinem Vaterlande und ſeiner Familie ſchuldig zu ſeyn, Civildienſte anzunehmen, denen er nicht minder gewachſen war als den Waffen. Der älteſte theilte mit dem General Harispe das Kommando der Baskiſchen Legion.

In dem Zeitpunkt, als für und gegen das lebenslängliche Conſulat geſtimmt ward, gab dieſer, der einzige der Brüder, der noch im Militärſtande war, ohne Zögern ein Nein, und erhielt alſobald ſeinen Abſchied. Als er nachher wieder zum Dienſt gerufen ward, und es für und gegen das Kaiſerthum zu ſtimmen galt, gab er eben ſo entſchloſſen, als das erſtemal, ſein Nein. Eben ſo ſchnell erfolgte die zweite Entlaſſung.

In der preußiſchen Kampagne (1806) ſtellte er ſich dem Prinzen von Neufchatel vor, mit der Bitte: Geben Sie mir einen Platz, wo ich für das Vaterland ſterben kann. Man ſchickte ihn nach einer preußiſchen Feſtung, und ſein Eifer und ſeine militäriſchen Kenntniſſe verſchafften ihm ein Regiment. Mit dieſem griff er in der Schlacht von Wagram den Feind an, eine Kugel traf ſeine Stirn, er verband die Wunde mit ſeinem Taſchentuche, griff von neuem an, und ſein Angriff gelang. Am zweiten Tage der Schlacht traf eine Kugel ſeine Bruſt und er ſtarb auf der Stelle.

In der Kirche von Haſparren, die auf den Ruinen eines alten Tempels gebaut iſt, ſteht ein römiſches Monument, das ein Statthalter der Provinz bei ſeiner Rückkehr nach Rom, dem Schutzgott dieſes Landes geſetzt hat.

Als wir nach St. Pé zurückwanderten, erzählte mir mein Begleiter die merkwürdige Geſchichte des Peter Clement eines gebornen Basken. Sein Geburtsort war Ascain, von wo er, nachdem er kaum leſen und ſchreiben gelernt hatte, ohne Eltern und ohne Mittel des Unterhalts, aber mit der ſchönſten Geſtalt und Jugendfülle, die je ein Menſch von der Natur erhielt, ſich nach Bayonne begab, und in ſeinem neunzehnten Jahre in das Kapuzinerkloſter ging. Er that das Gelübde, ſtudirte, und beſtieg bald darauf die Kanzeln zu Toulouſe, Bordeaux und Paris. Er war kein donnernder Prediger der Wüſte, ſeine Beredſamkeit war voller Anmuth, aber auch voller Salbung. Sein Wort und ſein Leben war eins; ein Präſident von Bordeaux bot ihm einſt ſeinen Wagen an zu einem weiten Wege, den er aus der Stadt zu machen hatte. Ich habe drei Urſachen, ſagte Clement, ihn nicht anzunehmen, ich bin jung, Baske und Kapuziner.

So ſehr er die Religion liebte, ſo ſehr haßte er den Aberglauben. Ein junges Mädchen von 15 Jahren, bekannt unter dem Namen der Heiligen von Bardos, machte damals Aufſehn,

Ihre Tante und tauſend andre Zeugen verſicherten, ſie nähme gar keine Nahrung zu ſich, und Gott ließe ſie dennoch gedeihen in Kraft und Schönheit. Als ſie nach Bayonne kam, ſtreute man ihr Blumen, man warf ſich in den Straßen vor ihr nieder, denn der Himmel, hieß es, thue Wunder durch ſie. Man befragte den Pater Clement ihretwegen, er ſah ſie an und ſchwieg. Nicht lange aber, ſo entdeckte er durch einen Laienbruder ſeines Kloſters, den er ihr als Begleiter gegeben hatte, daß ſie in einem geheimen Beutelchen, das ſie auf der Bruſt trug, um, wie ſie ſagte, das Maal zu bedecken, das ein Engel ihr eingedrückt hätte, Nahrungsmittel verſteckt hielt, die ſie bei Nacht verzehrte. Auf die Anzeige des Pater Clement wurde das Mädchen und ihre Tante arretirt und beſtraft.

Er ſtarb als Abt ſeines Kloſters, das er, in den letzten Jahren ſeines Lebens faſt gar nicht verließ.

Brief des Herrn Saint-Aubin, die engliſchen Staatsſchulden betreffend.

Mercure de France. No. 14.

Mein Herr.

Sie haben in einem Artikel über die Finanzen öffentlich ausgeſprochen, der Boden Englands reiche nicht hin, um ſeine Schulden zu bezahlen. Dieſe Meinung ſcheint mir nicht richtig, und da Sie ſelbſt zur Konkurrenz einladen, ſo eile ich, Ihnen mein Gutachten darüber mitzutheilen.

Vergleichen wir alſo den Beſtand der engliſchen Staatsſchulden mit dem Nationalreichthum dieſes Landes, in liegenden Gründen und in Mobiliar- und Induſtrie-Gütern, ſo finden wir ſowohl a posteriori, d. h. durch faktiſche Berechnung, als auch a priori, d. h. durch Schlüſſe, die aus der Natur dieſer Schuld ſelbſt ſich ergeben, aus der Art, wie ſie entſtanden und ſich zu einem beſtimmten Syſtem gebildet, daß die Schuld nur einen ſehr unbeträchtlichen Theil der Hülfsquellen des Landes aufzuwiegen vermag.

Indem ich dies weiter ausführen will, ſehe ich mich gezwungen, mich auf Großbritanien zu beſchränken, weil dieſer Theil des Reichs ſeit Jahren der faſt ausſchließliche Gegenſtand der Parlementsverhandlungen in Bezug dieſer Sache und der Federn der Schriftſteller war, die ſich mit Berechnungen oder mit philoſophiſchen Betrachtungen über dieſen Gegenſtand beſchäftigten. Ueber Irland fehlen mir daher zureichende Materialien, doch würden die Unterſuchungen dort noch günſtiger für meine aufgeſtellte Meinung ausfallen, indem die irländiſche Staatsſchuld, in Verhältniß zur Bevölkerung des Landes und ſeiner Hülfsquellen, weit kleiner iſt. Indem der vorzüg-

Digitized by Google

lichſte Handel Irlands nach England und den Vereinigten Staaten geht, hat es auch während des Krieges weniger in ſeiner Induſtrie gelitten, als die andre Inſel, daher iſt dort auch jetzt ein verhältnißmäßig größerer Wohlſtand, und dem zu Folge Ruhe; daher hat auch die Suspenſion der habeascorpus-Akte bei den neulichen Unruhen für Irland nicht Statt gefunden.

1. Vergleichung des Kapitals der Schuld mit den Kapitalen des ſteuerbaren Grundeigenthums.

Das Kapital der engliſchen ſtehenden Staatsſchuld betrug am 1. Februar 1816 699 315 626, oder, um eine grade Zahl zu nehmen, 700 Millionen Pfund Sterling. Seit der Zeit hat ſie ſich nicht nur nicht vermehrt, ſondern iſt durch die Tilgungs-Fonds bedeutend vermindert worden; ſo daß wir die Summe von 700 Millionen Pfund Sterling als das Maximum der gegenwärtigen Schuld anſehen können, ſelbſt wenn wir die laufende Schuld des Jahres mit dazu nehmen.

Auf der andern Seite beträgt das Minimum des Kapitals des Grundeigenthums von England (ſelbſt ſeit der erſten Einſetzung der Einkommen-Taxe (Income-tax) im Jahre 1798) 1220 Millionen Pfund Sterling.

Nämlich:

Für bebautes Feld in England	600 Mill.
In Schottland	120 —
Die Zehnten, Abzug von der Beſoldung der Geiſtlichkeit, in Verhältniß dazu	
Häuſer	75 —
Minen, Kanäle, Waldung u. ſ. w.	200 —
Kapitale des Landbaus	100 —
	125 —
Summa	1220 Mill.

Dieſe Summe war das Minimum für das Jahr 1798. Seit der Zeit haben ſich dieſe Kapitale der liegenden Gründe wohl um die Hälfte vermehrt; mehr Land iſt urbar gemacht worden, die Produktion andern Theils vermehrt und verfeinert. Wir werden daher nicht übertreiben, wenn wir den Schuldbeſtand in Vergleich mit dem Kapitale des Grundeigenthums, wie 7 zu 24 anſchlagen, letzteres alſo noch einmal ſo groß genommen, als die eben angeführte Schätzung vom Jahre 1798.

Aber die Schuld iſt auch nur nominal, das Kapital des Grundeigenthums real. Nominaler Werth verhält ſich aber zu realem, wie 70 zu 100. Alſo würde die Staatsſchuld in Verhältniß zu dem Grundkapital des Landes nur zu 400 Pf. Sterling anzuſchlagen ſeyn.

Ferner: das Kapital des Grundeigenthums iſt nach ſeinem Netto-Ertrag geſchätzt. Aber die Staatsſchuld iſt nicht nur

durch den Netto-Ertrag des Landes, ſondern auch durch ſeinen Brutto-Ertrag verbürgt. Nun ſchätzt man gewöhnlich den Brutto-Ertrag auf ein Drittheil des Netto-Ertrages. Dies noch in Betracht gezogen, wird die engliſche Staatsſchuld kaum den achtzehnten Theil des Grundkapitals des Landes aufwiegen können.

So weit die Vergleichung der Staatsſchuld mit Territorialreichthum des Landes.

2. Aber die Staatsſchuld iſt nicht allein durch das Grundeigenthum des Landes, ſondern auch durch das Kapital des innern und äußern Handels und Gewerbes, der Schiffahrt, des Mobiliars, der Kolonialwaaren, des, des Goldes und Silbers in Münzen oder Stangen u. ſ. w. verbürgt. Niemand wird dagegen behaupten können, daß alle dieſe Quellen nicht hinreichten, die jährlichen Intereſſen des Schuldkapitals zu bezahlen.

Alſo alle Elemente des Nationalreichthums in Anſchlag gebracht, wird jeder ſich bald überzeugen, daß die Staatsſchuld in Vergleich damit zu einer ſehr unbedeutenden Summe herab ſinken wird.

Die Einkünfte der Grundeigenthümer des Landes betragen nach den Berechnungen des Herrn Beecles, die weit geringer ſind als die von Pitt, an 66 Millionen, 500,000 Pfund Sterling.

Nämlich:

Territorialproduktionen für die Eigenthümer	20,000,000 Pf. St.
Für die Pächter	15,000,000 — —
Zehnten	2,500,000 — —
Minen, Kanäle, Waldung . .	4,500,000 — —
Häuſer	10,000,000 — —
Für Schottland (ſämmtliche obengenannte Einkünfte ſind nur für England)	8,500,000 — —
Aus Beſitzungen über dem Meere .	4,000,000 — —
Summa	64,500,000 Pf. St.

Hieraus ergiebt ſich, daß unſre obige Annahme von der Verdoppelung des Grundkapitals ſeit 1798 nicht übertrieben war.

Fügen wir zu dieſer Summe des jährlichen Grundertrags die des Handelsertrages und der übrigen Zweige der Nationalinduſtrie, ebenfalls nach Beecles.

Demnach beträgt dieſe 138 Millionen Pfund Sterling.

Nämlich:

Gewinn vom auswärtigen Handel	.	8,000,000	Pf. St.
Gewinn vom innern Handel	. .	18,000,000	— —
Gewinn von der Schiffahrt	. .	2,000,000	— —
Gewinn von der Arbeit	. . .	110,000,000	— —
	Summa	138,000,000	Pf. St.

So haben wir eine jährliche Einnahme von circa 300 Millionen Pfund Sterling, wovon die 27 Millionen Intereſſen von der Schuld nur einen unbedeutenden Theil wegnehmen.

Es würde unnütz ſeyn, hier noch Einzelheiten zum Beſten unſrer Meinung herbeizuführen, um eine in ſich ſo überzeugende Wahrheit beweiſen zu wollen. Alſo nur noch einige Beweiſe a priori, die wir aus der Art, wie die Staatsſchuld entſtanden, ſich fortgebildet und aus der Organiſation der Tilgungskaſſe herleiten würden.

Die ganze engliſche Staatsſchuld beſteht aus freiwilligen Vorſchüſſen, die nach und nach von Privatleuten der Regierung gemacht worden ſind. Da nun nicht leicht jemand etwas anders als den Ueberſchuß von ſeinen Einkünften oder einen Theil ſeines aufgehäuften Kapitals auf beſtändige Rente verleiht, ſo iſt es unmöglich, daß die Regierung mehr als dieſen jährlichen Ueberſchuß oder dieſe Aufhäufung leihen kann, oder die Maſſe ſeiner Schulden je ſo vermehren, daß das Totum der Intereſſen nur das Viertheil des jährlichen Steuertrages wegnehmen könnte. Könnte der Staat dahin kommen, ſo würde er keine Verleiher mehr finden, denn es würde kein Kapital mehr zu dergleichen Ausleihen auf beſtändige Rente übrig ſeyn. Dieſe Unmöglichkeit iſt nicht bloß phyſiſch, ſondern auch moraliſch. Denn auch der Nationalgläubiger fragt nach den Mitteln, die ſein Schuldner zur Sicherſtellung der Anleihe und Unterhaltung der Zahlungsfähigkeit hat. Nur die Moralität der Regierung und ihr guter Wille kann in Zweifel gezogen werden; die Zahlungsfähigkeit muß außer Bedenken ſeyn, ſie kann nur durch fremde Kontributionen, oder andere dergleichen erzwungene Leiſtungen unterbrochen werden.

Und endlich, den Fall geſetzt, daß die Intereſſen für einen Augenblick den Steuerertrag überſtiegen, ſo kann die Tilgungskaſſe das momentan geſtörte Gleichgewicht bald wieder herſtellen.

Dieß iſt das Reſultat der Unterſuchungen, das ich ſeit 20 Jahren unverändert behauptet habe, nämlich: daß England nie einen Bankerutt machen kann, ſelbſt keinen partiellen, die Regierung müßte ihn denn ſelbſt w o l l e n.

Digitized by Google

Politiſches Gemälde von Europa, von B. von Conſtant.

Mercure de France. No. 16.

Belgien.

Als unſre Truppen im Jahre 1793 in Belgien eindrangen, war das Land nur eben wieder in die öſterreichiſche Herrſchaft zurückgetreten, und alle die Gefühle, welche es einſt von dieſem Hauſe losgeriſſen hatten, waren in voller Kraft erwacht.

Die Revolution der Belgier im Jahre 1789 iſt von der unſrigen ſo verdunkelt worden, daß ihr Andenken jetzt faſt ganz erloſchen iſt. Aber ſie haben in dieſer Revolution doch daſſelbe erfahren, was mehr als einmal auch andre Völker erfuhren, die mit Grund oder mit Ungrund ihre Geſetze und Rechte von der Regierung verkannt und gemißbraucht glaubten. Die oberen Klaſſen ſetzen ſich an die Spitze des Nationalaufſtandes und lenken ihn und wenn ſie ihr Ziel erreichen, ſo rotten ſie die Mißbräuche der feindlichen Parthei zwar aus, aber meiſt nur, um ſo viel als möglich von den Früchten der neuen Freiheit zu genießen, deren Gründer zu ſeyn ſie ſich rühmen.

Die vorſchnellen und mißverſtandenen Reformationen Joſephs II. gaben Gelegenheit zum Ausbruch der Gährung, und bald war die öſterreichiſche Regierung genöthigt, der Inſurrektion freies Feld zu geben. Kaum hatten die kaiſerlichen Truppen das Land geräumt, ſo erklärten die Stände ſich zugleich für Repräſentanten des Volks und für Erben des Souveräns. Die Agenten und Organe derſelben beim Volke, Vander-Noot und Van-Eupen, der erſte Advokat, der andre Kanonikus, erwarben ſich einen vorübergehenden Ruf und Namen, wie jeder iſt, den man durch Faktionen erlangt. Auch der Erzbiſchof von Mecheln, Herr von Frankenberg, als Chef der Geiſtlichkeit, war ein eifriger Prediger der neuen Freiheit, die ja auch zu Gunſten der geiſtlichen Herrſchaft erſtrebt werden mußte.

Die Details übergehn wir. Es bildeten ſich mehrere Partheien. Durch einen wunderlichen Zufall hatte die demokratiſche Parthei Männer aus dem hohen Adel an ihrer Spitze, die vor kurzer Zeit noch gegen alle Freiheitsgedanken proteſtirt hatten, und nun die neue Lehre ſehr ſchnell erlernten. Dieſe demokratiſche Parthei ward überwältigt. Die Armee ward ihnen gerade in dem Momente, wo ſie ihrer am nöthigſten gehabt hätten, ein Gegenſtand des Argwohns. Die deklamirten gegen die Gefahren des militäriſchen Uebergewichts, und das in einer Zeit, wo der Feind anrückte. Der einzige General, der das Zutrauen der Truppen genoß, ward in's Gefängniß geworfen; die Schriftſteller, die ſeine Sache zu der ihrigen machten, proſcribirte man. Unterdeſſen ſtarb Joſeph II. Die aufbrauſende

Volkswuth, die immer mehr an eigenen Namen, als an Sachen oder Meinungen hängt, verlohr ihre Kraft nach und nach. Sie meinten auch, daß ein entfernter Oberherr, deſſen Regirung ſanft zu werden verſprach, weil er lange in Toskana geweſen war, doch nicht ſchlimmer ſeyn könnte, als eine oligarchiſche Theokratie. Die Stände ſelbſt, die die Macht des Volks kennen gelernt hatten, und für die Dauer ihrer eigenen in Beſorgniß waren, ſchwankten zwiſchen einer Revolution, die, von ihnen erregt, ſich gegen ſie zu kehren drohte und zwiſchen der Wiederherſtellung eines alten Throns, unter dem ſie ſicher ſeyn konnten, ihre Privilegien erhalten zu ſehen. So fanden ſich die belgiſchen Provinzen bei der Ankunft Leopolds mit ſeinen Truppen ohne alle Vertheidigung. Alles unterwarf ſich: aber die Keime der Revolution wurden durch die mäßige Regierung Leopolds und ſeines Nachfolgers nichts deſto weniger ganz erſtickt; und als nach drei Jahren das Geſchick der Waffen die Niederlande aufs Neue dem öſterreichiſchen Scepter entriß, und ſie an den Siegswagen der jungen franzöſiſchen Republik band, fand der demokratiſche Geiſt friſche Nahrung, und brannte mit der allgemeinen Flamme mit empor.

Belgien blieb unter der franzöſiſchen Herrſchaft ruhig; den Druck der Regierung Buonapartes fühlte es ſchwerer als andre Länder, die nicht ſo feſt an alte Sitten, Gebräuche und Privilegien hängen. Wenn indeſſen die Conſcription die Familien erſt betrübte, ſo ward bald militäriſcher Ehrgeiz und Ruhm ein Nationalband der belgiſchen Jugend. Der Klerus, unter Joſeph II. durch Autorität, in der Revolution durch Räſonnement angegriffen, hatte ſeine Gewalt über den Geiſt des Volks verloren: der Adel beugte ſich dem allgemeinen Schickſal und ſuchte ſich für alte Vorrechte durch neue Ehrenſtellen am Hofe des Emporkömmlings zu entſchädigen; der aufgeklärte Geiſt erwartete mit Geduld den nothwendigen Umſturz des neuen Unweſens.

So war der Zuſtand Belgiens, als die Begebenheiten der Zeit es zum Theile eines neuen Königreichs machte.

Holland.

Die Geſchichte der Unruhen in Holland im Jahre 1787 iſt allgemein bekannt. Es würde jetzt unnütz ſeyn, zu unterſuchen, welche Parthei Recht hatte, ob die Statthalteriſche, die einem Erbmagiſtrat faſt Monarchengewalt beilegen wollte, oder die Patrioten, die ihn beſchränken wollte, und die, wenigſtens ein Theil davon, dieſe durch dieſe zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen die Fremden eingeſetzte Autorität, die nun der einheimiſchen Freiheit ſelbſt gefährlich zu werden drohte, ganz abgeſchafft wünſchten.

Frankreich unterſtützte die Patrioten, um die vereinigten Provinzen dem engliſchen Einfluß zu entreißen, England, um ſein Gewicht in denſelben zu erhalten, beſchützte die Statthal-

teriſchen. Preußen durch Familienbande zu derſelben Parthey gezogen, ſchickte eine Armee unter dem Herzoge von Braunſchweig nach Holland, welche die Patrioten auseinander trieb. Eine ziemlich unſichere Amneſtie bewog die vorzüglichſten Rädelsführer der beſiegten Parthei, ſich nach Belgien und Frankreich zurückzuziehen.

So fanden denn die Franzoſen, bei ihrem Einfalle, ſchon eine Parthei, die ſie aufnahm und unterſtützte. Aber nicht lange, ſo trennte ſich die Parthei der Patrioten, die durch den Einbruch der Franzoſen das Obergewicht über die Statthalteriſchen gewonnen hatte, von dem fremden Intereſſe und der holländiſche Nationalcharakter nahm ſeine Rechte wieder ein. Unterdrückt, weil es zu ſchwach war, aber mit Muth kämpfend und mit Würde weichend, brachte Holland mühevoll aber mit Ehre die fünf Jahre durch, in welchen das Direktorium die Obergewalt in der franzöſiſchen Republik übte.

Buonaparte organiſirte, desorganiſirte und reorganiſirte Holland, ohne den Stempel ſeiner Nationalität verwiſchen zu können. Als er anfing, Königreiche ohne Unabhängigkeit zu ſchaffen, ſetzte er einen ſeiner Brüder auf den Thron Hollands, aber es gelang dieſem nicht, die Theorie des Kronenvertheilers in Ausübung zu bringen. Endlich, nach langen Reibungen, ward Holland dem großen Kaiſerthume einverleibt, war aber demungeachtet nie franzöſiſch.

Literariſche Neuigkeiten.

Mercure de France. No. 17.

Brief an Herr Clauſel de Couſſergues, über die ſpaniſche Inquiſition. Paris u. ſ. w.

Der Herr Ritter Clauſel de Couſſergues, ſeit 1814 Mitglied des Kaſſationshofes und der Deputirtenkammer, hat in einer Brochure, unter vielen andern ſonderbaren Behauptungen, folgendes ausgeſprochen: Alle, die Spanien bereiſt haben, wiſſen, daß die Inquiſition nur noch ein Cenſurgericht und das gemäßigteſte Tribunal iſt. Ein ſpaniſcher Akademiker, Anton Llorente, Kanonikus von Toledo, ein alter Sekretär der höchſten Inquiſition des Madrider Hofes, der ſich als fleißiger Schriftſteller weſentliche Verdienſte um die Geſchichte ſeines Vaterlandes erworben hat, hat die Schrift des Herrn Clauſel de Couſſergues, würdig gehalten, die in ihr ausgeſprochenen ſchwachſinnigen Meinungen zu widerlegen.

Die Schrift des Herrn Llorente enthält faſt nichts als Fakta und Rechnungen.

Die Fragen, die hier in Betracht kommen, ſind: 1) Exiſtirt die Inquiſition noch? 2) Hat ſich ihre Organiſation verändert? 3) Was für Rechte und Privilegien hat ſie? Wir antworten: ſie exiſtirt, in voller Jugend und Kraft, ihre Geſetze, ihre Formen, ihr Geiſt ſind immer dieſelben. Man wende nicht ein, daß das Tribunal das gemäßigtſte ſey, weil die Scheiterhaufen der Inquiſition weniger Schlachtopfer unter Carls III. und Carls IV. Regierung verzehrt haben. Die natürliche Charaktergüte dieſer Fürſten mäßigte allein die fanatiſche Gluth dieſes Tribunals. Ferner danken wir dieſe Erſcheinung einer Anzahl aufgeklärter Köpfe unter den ſpaniſchen Miniſtern, die ſich den Haß des heiligen Gerichts und die Liebe des Volks, leider meiſt zu ihrem Unglück erwarben. Schon in den letzten Jahren Philipps V. ward Macanaz ein Opfer ſeines wahrhaft vaterländiſchen und menſchenfreundlichen Eifers. Salgado, Chumacero, Ramos del Manzano, Roda, Florida-Blanca, Mora Jaraba, der Graf von Aranda, Campomanes, der Graf von Cabarrus, Jovellanos, der Ritter Urquijo und Andre griffen einer nach dem andern das Ungeheuer an, und erlagen. Der letztgenannte, ein Schüler des Grafen von Aranda, war kaum an die Spitze des Miniſteriums geſtellt worden, als er es zu ſeinem erſten und dringendſten Geſchäfte machte, die Inquiſitoren von Alicante und Barcellona zu beſchränken, um dadurch den Franzöſiſchen und Engliſchen Conſulen öffentliche Genugthuung für den an einigen ihrer Landsleute gegen Völkerrecht begangenen Frevel zu geben. Ja, er legte ſchon genug dem König Karl IV. ein förmliches Unterdrückungsdecret der ganzen Inquiſition zur Unterſchrift vor, wonach ihre ungeheuren Güter zu öffentlichem Nutzen und öffentlicher Wohlthat verwendet werden ſollten. Er war es auch, der ſein Vaterland von der jährlichen Contribution von mehr als 10 Millionen Franken frei machte, die für Bullen und geiſtliche Dispenſationen noch nach Rom geſchickt wurden, als alle andre katholiſche Nationen ſchon dieſer Laſt entledigt waren. Er faßte auch zuerſt den Gedanken der Aufhebung der Sklaverei und ſchloß zwiſchen dem Kaiſer von Marokko und ſeinem Könige einen Traktat zur gegenſeitigen Auslöſung der Kriegsgefangenen. Seiner übrigen Verdienſte für das Wohl der Wiſſenſchaften und des Gewerbfleißes in ſeinem Vaterlande erwähnen wir hier nicht. Was that aber die Inquiſition gegen dieſe Maßregeln? Man ſchmiedete auf einmal drei geheime Anklagen gegen den Ritter. Die Hauptpunkte der Beſchuldigung waren:

„Er habe das heilige Gericht herabgewürdigt, zu Gefallen fremder Nationen.“

„Er habe die Unterdrückung des Tribunals in Vorſchlag gebracht.“

„Er habe ein Freundſchaftsbündniß mit einem Muſelmann

geſchloſſen und den Eintritt eines Ketzers in die ſpaniſchen Kolonien von Amerika begünſtigt." *)

„Er habe das Studium der Naturwiſſenſchaften befördert, welches der Reinheit des Glaubens ſchaden könne."

„Er habe die Telegraphen in Spanien eingeführt, welches eine gefährliche und verdächtige Neuerung ſey."

Der unbedachte Miniſter fiel in die ihm gelegte Schlinge. In einem ungeſunden Kerker der Citadelle von Pampelona brachte er mehrere Jahre zu, und verließ ihn, um in ein ſtrenges Exil zu wandern.

Der Brief des Herrn Llorente giebt viele intereſſante Details von dem geheimen Verfahren der Inquiſition: wie täuſchend die ſo gerühmte Gunſt iſt, von einem Advokaten vertheidigt zu werden; wie leicht die Angeber den Namen der Religion mißbrauchen können, um Privatfeindſchaften zu genügen; wie ſo gänzlich dieſes Tribunal der Buße, zum Troſt der Gläubigen geſtiftet, zum Werkzeuge religiöſer Intoleranz geworden iſt.

Alle Jahre in den Faſten, macht die Inquiſition bekannt, daß Jedermann gehalten ſey, Alles anzuzeigen, was er geſehn oder gehört gegen die Lehre der Kirche und gegen das freie Verfahren des heiligen Gerichts. Wer ſich dem weigert, iſt exkommunicirt; kein Geiſtlicher darf einem Chriſten das Sakrament reichen, bis er ihm nicht betheuert, daß er nichts wiſſe, was dem heiligen Gericht angezeigt werden müſſe. Die Furcht vor ewiger Verdammung zerreißt die heiligſten Bande der Natur. Mütter, Töchter, Geſchwiſter, Gatten, Geliebte ſelbſt hat man vor der Inquiſition die Perſonen anklagen ſehn, die ihnen die liebſten waren.

Herr Llorente verſpricht die einzelnen Beweiſe für ſeine Ausſagen in ſeiner kritiſchen Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition noch zu bekräftigen. Jetzt bietet er nur das Reſultat ſeiner Unterſuchungen der öffentlichen Neugier dar, nämlich die Zahl der Schlachtopfer.

Seit 1481 bis 1788:

Verbrannt in Perſon	34,382.
Verbrannt im Bilde (in effigie)	17,690.
Eingekerkert und meiſt ihrer Güter beraubt .	291,450.
Summa	343,522.

Aus dem Mercure de France. No. 17.

Am 13 April, dieſes Jahres, hielt die Königliche Geſellſchaft des Ackerbaues (societé d'agriculture) eine öffentliche Si-

*) Des berühmten Reiſenden Alexander von Humboldt, dem Urquijo den Weg in das ſpaniſche Amerika öffnete.

Digitized by Google

ßung. Dort erhielt Herr Feſſart, Landwirth auf der Pächterei de la Menagerie zu Verſailles eine goldene Medaille zur Belohnung, weil er im Jahre 1816 hundert und drei und dreißig Morgen Landes mit Erdtoffeln bebauet hatte. Der Herr von Neufchateau machte auf die Wichtigkeit dieſes Verdienſtes aufmerkſam. „Welcher Triumph," ſagte er, „würde dieſe Sitzung für unſren berühmten Parmentier ſeyn, wenn er noch lebte, und Zeuge von dem glücklichen Fortbaue ſeiner geliebten Pflanze ſeyn könnte, dieſer Pflanze, an deren Namen er den ſeinigen angekettet hat. Vor funfzig Jahren fand man kaum auf allen Märkten von Paris zuſammen zehn Scheffel Erdtoffeln; heutiges Tages ſind alle Buden damit angefüllt, ja, ein einziger Landwirth, der in dieſer merkwürdigen Sitzung gegenwärtig iſt, liefert ihrer mehr als hundert tauſend Decaliters." Wie viel nach unſrem Maaße?

Journal des Debats, vom 11. Junius 1817.

Aufſatz von Chataubriand.

Die letzten Begebenheiten in Braſilien haben, wenn ſie auch in den erſten Berichten etwas übertrieben waren, die Aufmerkſamkeit aller Menſchen rege gemacht, welche aus der Gegenwart die Zukunft vorherſagen, wie ſie die jetzige Zeit aus der Vergangenheit weiſſagten.

Man glaube ja nicht, daß die Revolution zu Fernambuk eine für ſich beſtehende Thatſache ſey; ſie entſtand aus einer Verkettung von Grundſätzen und Folgerungen, welche die jetzige Ordnung der Dinge mit ſich bringt.

Es wird nützlich ſeyn, den jetzigen Zuſtand der Dinge näher zu betrachten, man muß doch wiſſen, woher man kommt und wohin man will.

Jede Revolution hat unvermeidliche Folgen, wichtig oder minder wichtig, glücklich oder minder glücklich, traurig oder minder traurig, je nachdem ein Volk mehr oder weniger mächtig, mehr oder weniger gebildet iſt, mehr oder weniger auf die andern Völker einwirkt, mehr oder weniger durch ſeine geographiſche Lage mit ihnen in Berührung kommt.

Wir liehen 1778 unſre Armee den amerikaniſchen Freiſtaaten; von unſrer Rückkehr aus Boſton datiren ſich die republikaniſchen Chimären.

Kaum hatte unſre Revolution begonnen, als ſie England erſchütterte. Nur die Unbiegſamkeit Pitts, die Geiſteskraft Burkes, die inſulariſche Lage und ein 23jähriger Krieg erhielt Großbritanien: die Religion, die Moral und die wahre Freiheit bewahrte England vor unſerem Atheismus, unſerem Sittenverderbniß, unſerer eingebildeten Freiheit; die franzöſiſchen Grundſätze kamen ins Lazareth und dießmal blieb London von der Peſt befreit.

Digitized by Google

Der Continent von Europa war nicht ſo glücklich; er bekämpfte gar unſre Revolution, wurde aber geſchlagen. Die Energie des republikaniſchen Frankreichs wandte ſich nach einer andern Richtung und ward eine erobernde Macht. Buonaparte fürchtete den Unglauben, die Freiheit, die Gleichheit; er vermiſchte, entſtellte, zerſtörte, verſchmolz alles dieß; dadurch ward er berühmt. Europa ſank, Frankreich war beruhigt.

In dieſer neuen Lage hatte Europa mehr von äußern Begebenheiten zu fürchten als von Grundſätzen. Der Siegesruhm ſchläferte die revolutionären Grundſätze ein; der Verluſt an Freiheit wurde dem Vaterlande durch Macht erſetzt. Selbſt der Geiſt der Gleichheit verſchwand unter dem Despoten. In der Demokratie wie in der Despotie ſind alle Menſchen gleich, bei der erſtern Regierungsform gleich groß, bei der letztern gleich niedrig.

Doch machte der Despot kräftige, monarchiſche Einrichtungen. Die Burſchikoſität (populacerie) der Revolution verſchwand, da jedoch nach alten Erfahrungen die Grundſätze der weiſen Freiheit ewig und unveränderlich ſind, würden ſie ſich auch in einer vorübergehenden Tyrannei erhalten haben.

Der Geiſt der Mäßigung fehlte Buonaparten. So verlor er wieder, was er gewirkt hatte. Mit ihm beſiegt waren wir nicht mehr die Gefährten ſeiner Siege, nur die Begünſtiger ſeines Ruhms; dafür ſind wir geſtraft worden.

Die Großmuth der Verbündeten bewies ſich an uns. Frankreich ſeufzte nach ſeinem König. Europa verlieh uns das vorzüglichſte Gut, ſchaffte jedoch auch dadurch ſich den größten Nutzen; die Fürſten zeigten ihre Rechte, und heiligten den Grundſatz der Legitimität.

Dies iſt jedoch nicht genug; erhaltende Maaßregeln müſſen getroffen, das noch zurückgebliebene Böſe muß gekannt und dem etwan entſtehenden vorgebeugt werden.

Der Uſurpator hatte noch nicht geendet, als ſein Joch zerſtört war; während der hundert Tage rief er die Revolution, ſeine alte Gefährtin, wieder zur Hülfe auf; nach dem Siege würde er ſie wieder unterjocht haben. Buonaparte floh, die Revolution iſt geblieben, eilen wir, ſie ihrem Meiſter nachzuſenden.

Europa iſt von Kriegslaſten befreit, darf nicht mehr für ſeine Sicherheit ſorgen, ſah jedoch die Zeichen der Krankheit, mit der wir daſſelbe anſteckten, wieder erſcheinen.

Mögen die Regierungen ihre politiſche Lage erkennen; mögen unbedeutende Umſtände ſie nicht von der Ueberſicht des Ganzen abhalten; möge es unter uns weder Ultras, noch verſchiedene miniſterielle Partheien geben, ſondern nur engverbundene Franzoſen, wenn vom König und Vaterland die Rede iſt.

Jetzt iſt nur ein Umſtand wichtig: der Kampf des Unglaubens mit der Religion und des republikaniſchen Geiſtes gegen den monarchiſchen.

Die irreligiöſen und republikaniſchen Ideen ſind bei die-

Digitized by Google

ſem Kampfe überwiegend, weil ſie neuer und der angreifende Theil ſind.

Ihre Hauptſtütze iſt Amerika. Jeder kluge Mann mag zittern bei dem Aufſtande Braſiliens und der ſpaniſchen Kolonieen. Eine Hälfte der Weltkugel im republikaniſchen Gewande ſteht der andern im monarchiſchen gegenüber. Glaubt euch nicht geſichert durch die Größe des Meeres, das beide Hälften trennt, Unglück und Leidenſchaften fliegen ſchneller als Schiffe. Europa landete an den Küſten Amerikas; es vertilgte die Fürſten der neuen Welt. Mögen ſich die Fürſten der alten Welt fürchten, wenn jemals Amerika mit dem Schwerdt in der einen Hand, die Rechte der Menſchen in der andern, in Europa landete.

„Aber Mexiko, Peru, Braſilien ſind ja ſo frei wie Nordamerika, ſie werden nicht mehr durch tyranniſche und veraltete Geſetze regiert.“

Bei weitem nicht alle Geſetze jener großen Kolonien waren tyranniſch und was die Geſetze andetrifft, ſo ſind die alten faſt immer die beſten.

Von hundert Revolutionen bei den alten Völkern endeten neun und neunzig mit Despotismus.

„Aber eine Revolution in Braſilien wird dem Handel Vortheil bringen?“ Wahrlich, dann können wir uns wegen des gefloſſenen Blutes tröſten. Die Welt mag umgekehrt werden; wenn nur Kaufleute ſich bereichern, geht alles gut. Wir wollen nach Fernambuk Schuhe und Stiefeln führen, und rothe Mützen dafür eintauſchen, die Geſellſchaft kann bei dem Wechſel nur gewinnen.

Ich denke oft darüber nach, ob die alte Welt einer Revolution vorbeugen kann oder nicht. Die Umſtürzung aller Religion, verbunden mit Zerſtörung der Geſetze und Sitten hat bei allen Völkern eine Umkehrung der politiſchen Ordnung der Dinge zur Folge gehabt. Als der Polytheismus geſtürzt wurde, wurde das römiſche Reich, das heißt, die Welt, zerſtört.

Die chriſtliche Religion, welcher Gott eine ewige Dauer verheißt, wird zu Nationen gehen, wo ſie noch unbekannt iſt, droht aber, Europa zu verlaſſen. Mit der Schwächung des chriſtlichen Glaubens begann die Umwälzung Frankreichs, durch welche ſo viele Regierungen bedroht werden.

Ich glaube an allgemeine politiſche Veränderungen, bin jedoch überzeugt, daß man mit Klugheit und Vorſicht den Uebeln vorbeugen kann, welche ein plötzlicher Umſturz veranlaſſen würde.

Durch Klugheit kann man nach und nach ans Ziel kommen; man erhält ſich mit Ruhe, wenn man langſam hinabſteigt, man bricht den Hals wenn man hinabſtürzt.

Man hält ſich aber nicht an einem jähen Abhange, entgegnen viele. Der Schwache allerdings nicht, wohl aber der Kräftige. Der ſtarke Mann naht ſich den Felſen, ruht

aus und ſammelt Kräfte, dann ſteigt er den Abhang hinab und gewinnt das Verlorne.

Vorzüglich beachte man:

der Geiſt unſers Jahrhunderts iſt republikaniſch, die Sitten ſind dieſem Geiſte entgegen. Man kann republikaniſchen Sinn haben, aber die republikaniſchen Tugenden fehlen, wenn man Aufwand, Spiele, Schauſpiele, mit einem Worte, alle die Vergnügungen liebt, welche verdorbenen Völkern eine lange Civiliſation gewährt.

Aus dieſem Geiſte der Unabhängigkeit, aus den Sitten, die ſich gehorſam ſchmiegen, beſteht der Geiſt unſers Jahrhunderts.

So konnte man in unſrer Revolution von der zügelloſeſten Ausgelaſſenheit zur tiefſten Knechtſchaft übergehen, je nachdem der Geiſt oder die Sitten in dem Kampfe überwiegend wurden.

Die Monarchen mögen bemerken:

der Geiſt des Jahrhunderts iſt gegen ſie, die Sitten des Jahrhunderts ſind für ſie. Dies Gegengewicht, weiſe gehandhabt, kann den Thronen ein Uebergewicht geben. Aber mit Klugheit muß man den Geiſt des Jahrhunderts behandeln; ein kleiner Irrthum kann alles verderben. Wenn Europa wegen ſeiner Sitten nicht republikaniſch ſeyn kann, wird es doch darnach immerfort ſtreben; dieſes Streben kann furchtbares Unglück hervorbringen.

Auf zwei Wegen, wie verſchieden ſie auch ſind, kann man eine Revolution herbeiführen:

Wenn man zuweit geht und dem Geiſte des Jahrhunderts ganz entgegenſtrebt. Dieſem Uebel kommt man dadurch zuvor, daß man den Völkern die politiſche Freiheit giebt, welche ſie fordern.

Der zweite Weg zur Revolution iſt, wenn man zurückbleibt und den Geiſt des Jahrhunderts nicht in etwas zügelt.

Man muß daher die Sachen begünſtigen, gegen die Menſchen aber vorſichtig ſeyn. Man bewillige der Vernunft, der Aufklärung, dem Geiſte des Jahrhunderts ſo viel man muß, aber niemals weiche man von den Grundſätzen der Moral und Religion, die vorzüglich in den Beamten lebendig ſeyn müſſen. Weichet der Zeit, wenn die unüberwindliche Nothwendigkeit es fordert; außerdem muß die höchſte Gerechtigkeit herrſchen, nicht die, welche Schaffote errichtet, ſondern die moraliſche Gerechtigkeit, welche den Guten dem Böſen, den treuen Unterthan dem Verräther, den Eidbrüchigen dem Gewiſſenhaften vorzieht.

Auf dieſe Art kann Europa conſtitutionell werden, ohne gothiſche oder republikaniſche Formen zu erhalten, die beide dem Staate unzuträglich ſind, die erſtere widerſpricht dem Geiſte, die andere den Sitten unſers Jahrhunderts. So können die Monarchieen mit einer Charta beſtehen, wenn man deren Bewahrung in treue Hände legt.

England hat eben eine gute und ſchädliche Einrichtung getroffen.

Das Parlament hat die Wahl-Bill verworfen, und dadurch den republikaniſchen Geiſt des Zeitalters bekämpft; aber auch die Bill der Katholiken und dadurch den Sitten des Jahrhunderts widerſtrebt, welche Toleranz predigen.

Um die Monarchieen aufrecht zu erhalten, müſſen die Könige wirklich Könige ſeyn wollen; ſie müſſen auf ihre Macht vertrauen, wenn die Unterthanen darauf bauen ſollen; Selbſtvertrauen allein rettet.

Vielleicht entgegnet man: „die fremden Herrſcher bekümmern ſich wenig um die Revolutionaire ihres Landes, ſie haben tüchtige Armeen und werden durch dieſe die Empörer beſchwichtigen."

Auch Ludwig XVI. hatte 1789 gute Soldaten.

Andre erwiedern: „Europa fürchtet die Jakobiner Frankreichs nicht mehr. Bei der geringſten Bewegung ſind die Alliirten in acht Tagen in Paris."

Rußland, Preußen, Oeſterreich, Spanien haben das Joch des Despoten kräftig abgeſchüttelt, und wiſſen aus eigener Erfahrung, daß man eine große Nation nur auf kurze Zeit ihrer Unabhängigkeit beraubt. Vereint mit den Ehrenmännern Frankreichs wollen und müſſen die Alliirten gegen Frankreichs Jakobiner kämpfen.

Frankreich braucht nie etwas zu fürchten, wenn es nur ſeine Hülfsquellen zu benutzen weiß und ſeine Geiſteskräfte wirken läßt.

Frankreich iſt ein einziges Land! Glaubt ihr, es ſey geſchlagen? Bei Einem Rufe wird es erwachen; einige Regentropfen werden Schätze emporkommen laſſen, ein Kanonenſchuß wird es mit Soldaten bedecken.

Lieben wir darum Frankreich und den König, der ganz Frankreich iſt.

SOCIETÄT

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google